

B 596,005 DUPL

Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN

Westermanns Monatshefte



60. Jahrgang. 120. Band. 2. Teil

Juni 1916 bis August 1916

Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig

Inhalt des hundertzwanzigsten Bandes

2. Teil. Juni 1916 bis August 1916

Beiträge nach der Reihenfolge

	Seite		Seite
Drei Reiche. Novelle von Georg Hirschfeld	449	Mein Königskind. Gedicht von Hans Heinrich von Ewardowski	665
„P. 19“. Gedicht von Otto Hild	468	Liebe. Eine Gedichtfolge von Hans Böhm	666
Eina Blau. Von Prof. Dr. Max Eisler (Wien)	469	Die Küffel des Hirschgeweihs. Von Julius R. Haachhaus	667
Der Krieg und die Medaille. Von Hedwig R. Starcke	480	Lebensmitte. Gedicht von Ina Seidel	676
Der Harnisch. Gedicht von Karl Berner	488	Erinnerungen an Marie von Ebner-Eschenbach. Von Hedda Sauer (Prag)	677
Vulgarische Legenden. Freie deutsche Wiedergabe von E. Varbar (Sofia)	489	Abend. Gedicht von Walther Eidlitz	681
Theodor Storm als Komponist. Ein Fund von Dr. Leopold Hirschberg	492	Vom Humor in Gustav Freytags „Ahnen“. Ein Gedenkblatt zu Freytags hundertstem Geburtstag (13. Juli 1916). Von Otto Walter	682
Das Herz im Süden. Roman von Carry Brachvogel 494, 606, und jedem kommt ein letzter Tag. Gedicht von Leo Stenberg	516	Ein wandernder Scherenmaler des neunzehnten Jahrhunderts. Von O. Th. Stein (Dresden)	689
Brüssel. Von Otto Winter	517	Der Kranke. Gedicht von Alfons Pehold	695
Lenau. Gedicht von Richard Schaukal	531	Stimmen der Stille. Bilder aus der östlichen Etappe. Von Hans Freimark	696
Der Hochflug der Vögel. Nach Vogelarten- und Lufsfahrerbeobachtung. Von A. Wesemüller	532	Kriegsrat. Gedicht von Reinhard Weer	713
Trüber Abend. Gedicht von Franz Mahke	540	Jahrten der „Möwe“. Bericht eines Teilnehmers	714, 850
Ein deutsches Einheitsgymnasium. Von Prof. Dr. Budde (Hannover)	541	Der Dreizehnte. Gedicht von Emil Habina	721
Die drei Briefe des Cellisten Claudio Preuß. Von Erich R. Schmidt	545	Max Uth. Von Dr. Vita von Pieres	751
Schau und Schaffel. Gedicht von Marg. Herrmann	548	Hatem und Suleika. Eine Goethestudie von Dr. Agnes von Harnack	763
Neue Taunuslandschaften von Philipp Franck. Von J. D.	549	Brüder. Gedicht von Arthur von Wallpach	769
Die Liebende. Gedicht von Alma Johanna Koenig	557	Eliser bringt Rebekka heim. Gedicht von Felix Braun	770
Von Kunst und Künstlern	558, 703, 841	Der König. Von Fritz Reck-Mallezjemen	771
Der Verste Vied in Jlandern. Gedicht von Siegf. Hücksher	573	Einsamkeit. Gedicht von Alfons Pehold	780
Der Deutsche der Zukunft. Von Dr. Karl Stork	574	Vom Feldzug im Osten. Von Hauptmann Carl Lange	781
Und doch! Gedicht von Emil Habina	579	Ein Kriegsabend in der Bücherstube. Eine literarische Plauderei von Karl Strecker	796
Mit Hacke und Spaten. Bilder aus dem Kriegsleben unsrer Armierungssoldaten. Von Georg Schmitz 580, 728, 868		Sommer 1916. Gedicht von Hans St. Blund	806
Der Weltkrieg. Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff	584, 722, 864	Vord Rittener. Ein Lebens- und Charakterbild nach neuen Quellen. Von Josefine Graf-Domtano (München)	807
Paul Schiem. Zu seinen deutschen Städte- und Landschaftsbildern. Von Richard Traugart	589	Von der heilpädagogischen Fürsorge für ertaubte, schwerhörige und sprachkrank gewordene Kriegsteilnehmer. Von Franz Wegmih	814
Heimatsschub. Von Robert Mielke	603	Burg Persen im Suganer Tal. Von Hofrat Josef Erler (Wien)	817
Das Gesicht des Schülers. Gedicht von Ernst Vissauer	605	Reiselied im August. Gedicht von Ina Seidel	824
Wartshauer Stimmungen. Von Erich Köhler (Wartshau)	629	Im Augenblick des Ausmarsches. Gedicht von Alfred Hein	833
Graf Arthur Gobineau. Ein Gedenkblatt zu seinem hundertsten Geburtstag (16. Juli 1916). Von Dr. Gustav Many	638	Der Nachtreiter. Skizze von Gunnar Gunnarsson	834
Die Tiroler Landesverteidigung. Von Hofrat Josef Erler Pfingsten. Gedicht von Martha Martinus	648	Sommer	840
Ume Ohlen. Die Geschichte eines Katzenjungen. Von Minna von Heide	649	Immeimann f. Gedicht von Arthur Schulz	849
		Weltkrieg und Musik. Von Prof. Arthur Prüfer (Leipzig) 1916. Gedicht von Walter Fleischauer	857, 863

Beiträge nach dem Abc

Abend. Gedicht von Walther Eidlitz	681	Ebner-Eschenbach, Erinnerungen an Marie von. Von Hedda Sauer (Prag)	677
Abend, Trüber. Gedicht von Franz Mahke	540	Einheitsgymnasium, Ein deutsches. Von Prof. Dr. Budde (Hannover)	541
„Ahnen“, Vom Humor in Gustav Freytags. Ein Gedenkblatt zu Freytags hundertstem Geburtstag (13. Juli 1916). Von Otto Walter	682	Einsamkeit. Gedicht von Alfons Pehold	780
Augenblick des Ausmarsches, Im. Gedicht von Alfred Hein	833	Eliser bringt Rebekka heim. Gedicht von Dr. Felix Braun	770
Blau, Eina. Von Prof. Dr. Max Eisler (Wien)	469	Feldzug im Osten, Vom. Von Hauptmann Carl Lange	781
Briefe des Cellisten Claudio Preuß, Die drei. Von Erich R. Schmidt	545	Fürsorge für ertaubte, schwerhörige und sprachkrank gewordene Kriegsteilnehmer, Von der heilpädagogischen. Von Franz Wegmih	814
Brüder. Gedicht vom Tiroler Standschützenhauptmann Arthur von Wallpach	769	Gesicht des Schülers, Das. Gedicht von Ernst Vissauer	605
Brüssel. Von Otto Winter	517	Gobineau, Graf Arthur. Ein Gedenkblatt zu seinem hundertsten Geburtstag (16. Juli 1916). Von Dr. Gustav Many	638
Vulgarische Legenden. Freie deutsche Wiedergabe von E. Varbar (Sofia)	489	Hacke und Spaten, Mit. Bilder aus dem Kriegsleben unsrer Armierungssoldaten. Von Georg Schmitz 580, 728, 868	
Burg Persen im Suganer Tal. Von Hofrat Josef Erler (Wien)	817	Harnisch, Der. Gedicht von Karl Berner	488
Deutsche der Zukunft, Der. Von Dr. Karl Stork	574	Hatem und Suleika. Eine Goethestudie von Dr. Agnes von Harnack	763
Drei Reiche. Novelle von Georg Hirschfeld	449		
Dreizehnte, Der. Gedicht von Emil Habina	721		

IV Inhalt des hundertzwanzigsten Bandes

Chiem, Paul: Blütenzeit — Ein Vorfrühlingstag — All-
wässer der Jar.

Voh, Karl Leopold: Junges Mädchen — Hofgarten in Eichstädt.

August:

Vöcher, August: Interieur.

Wentzel, Ernst: Meeresnähe.

Gärtner, Fritz: Der Senfenträger.

Obst, Adolf: Eichen am Meer.

Scheer, Admiral, Chef der Hochseeflotte; der Sieger in der
Seeschlacht von Skagerrak.

Uebdy, Max: Dorf am Bach — Flickerin am Fenster.

Uiele, Otto: Auenendorf im Riesengebirge.

Uth, Max: Marktplatz in Dinkelsbühl (1912) — Potsdam (1913)

Verzeichnis der Mitarbeiter

Barbar, E., in Sofia, 489. Berner, Karl, in Freiburg i. Br., 488. Blunck, Hans Jr., Dr. jur.,
in Hamburg, 806. Böhm, Hans, Dr. phil., in Berlin, 666. Brachvogel, Carry, in München, 496,
606, 729. Braun, Felix, Dr. phil., in Wien, 770. Braungart, Richard, in München, 589.
Budde, Prof. Dr., in Hannover, 541. Du Moulin-Eckart, Richard Graf, Prof. Dr., in
München, 706. Eiditz, Walther, in Wien, 681. Eisler, Max, Prof. Dr., in Wien, 469. Erler,
Josef, Hofrat Dr., in Innsbruck, 645, 817. Fleischauer, Walter, in Wien, 863. Freimark,
Hans, in Berlin-Wilmersdorf, 696. Graf-Comtano, Josefina, in München, 807. Haarhaus,
Julius R., in Leipzig, 657. Hadina, Emil, Dr. phil., in Wien, 579, 721. Harnack, Agnes von,
Dr. phil., in Berlin-Grunewald, 763. Heckscher, Siegfried, Dr. phil., in Hamburg, 573. Heide,
Minna von, in Kiel, 649. Hein, Alfred, in Hannover, 833. Herrmann, Margarete, in
Leipzig, 548. Hild, Otto, in Steinach (S.-M.), 468. Hirschberg, Leopold, Dr. phil., in Berlin-
Dahlem, 492. Hirschfeld, Georg, in Großhadern bei München, 449. Jessen Jarno, in Berlin, 825.
Koenig, Alma Johanna, in Wien, 557, 840. Köhrer, Erich, in Warschau, 629. Lange, Carl,
Hauptmann, im Felde, 781. Pieres, Vita von, Dr. phil., in Göttingen, 751. Pissauer, Ernst, in
Berlin, 605. Mahlke, Franz, im Felde, 540. Mann, Mathilde, in Kopenhagen, 834. Manz,
Gustav, Dr. phil., in Berlin, 638. Martius, Martha, in Rostock, 648. Mielke, Robert, Professor,
in Berlin-Halensee, 603. Pehold, Alfons, in Brunn a. Geb. bei Wien, 695, 780. Prüfer, Arthur,
Professor, in Leipzig, 857. Reck-Malleczewen, Fritz, Dr. phil., in Pasing bei Münch:n, 771.
Koloff, Gustav, Prof. Dr., in Gießen, 584, 722, 864. Sauer, Hedda, in Prag-Smithow, 677.
Schaukal, Richard, Ministerialrat Dr., in Wien, 531. Schmidt, Erich R., in Charlottenburg, 545.
Schmitz, Georg, im Felde, 580, 728, 868. Schulz, Arthur, in München, 849. Seidel, Ina,
in Eberswalde, 676, 824. Starcke, Hedwig R., in Berlin, 480. Stein, O. Ch., in Dresden, 689.
Sternberg, Leo, in Rüdesheim, 516. Storck, Karl, Dr. phil., in Berlin-Steglitz, 574. Strecker,
Karl, in Berlin, 796. Twardowski, Hans Heinrich von, in Berlin, 665. Wallpach, Arthur von,
im Felde, 769. Walter, Otto, Staatsanwalt, in Stettin, 682. Weer, Reinhard, im Felde, 713.
Wegwitz, Franz, in Dresden, 814. Wesemüller, Adolf, in Leipzig, 532. Winter, Otto, Rektor,
in Berlin-Neukölln, 517.



August von Brandis:

Aus einem Gartenhaus

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Herbst 1915

Im Besitz des Preussischen Staates

Westermanns Monatshefte

Geleitet von Dr. Friedrich Düssel

Band: 120. II

Juni 1916

Drei Reiche

Novelle von Georg Hirschfeld

In einem wolkenlosen Maitage über den Ozean zu fahren, in der scheinbar großen Sicherheit des gewaltigsten Dampfers, wie in der Wiege des Reichtums, der Kultur und der Kraft — Eva hatte bis heute nicht gewußt, was das Leben war, was es sein konnte für ein Sonntagskind der Natur.

Bis zu dieser Stelle las Kornelie Griffin in dem Buche, das sie in Newyork gekauft hatte. Dann kam der Überdruß, den sie gefürchtet, und sie fühlte wieder die peinliche Scham, durch die Geistesgabe eines Mannes gelangweilt zu sein. Doch was war dagegen zu tun? Sie zwang sich nie zu einem Interesse, das sie nicht empfand. Entweder wurde sie festgehalten oder losgelassen. Mit einem Seufzer ließ sie den deutschen Roman in den Schoß sinken. Dann lächelte sie. Hatte sie nicht recht sentimental nach diesem Buch gegriffen, nur weil es ein deutsches war? Sie hatte von dem Verfasser noch nichts gelesen, aber sie glaubte ihn in der Heimat sehr geschätzt. In der Heimat ... Ja, sie wollte sich ganz zum Mutterlande bekennen. Das war das große Ereignis ihres Lebens. Als Kind war sie einmal in Deutschland gewesen. Nun kehrte sie reif und wissend mit ihrem Vater zurück.

Kornelie sah müde wieder in das Buch. Die Worte erkannte sie nicht mehr, aber während sie sich in dem Liegestuhl streckte, klang das zuletzt Gelesene in ihr nach. Indem sie an ihrem Spizentuch roch, das den Duft enthielt, der ihr am liebsten war, bedachte sie plötzlich, daß in dem Roman die gleiche Situation geschildert war, die sie eben durchlebte. Ein wunderlicher Zufall ließ auch dort ein schönes und reiches junges Mädchen mit seinem Vater über den Ozean fahren, eine Deutschamerikanerin, die sich nach der alten Heimat sehnte. Das hatte Kornelie in der Newyorker Buchhandlung nicht gewußt.

Trotzdem fühlte sie sich in keiner Weise dadurch erfreut. Im Gegenteil — es beschämte sie, in plumpen Worten wiedergegeben zu sehen, was ihr Leben scheu verschwiegen. Ihr ganzes Dasein war in Tätigkeit getaucht. Rastlos lief sie als Mensch an den Fragen des Weibes vorüber. Reingebadet jeden Augenblick, herb-süß in kühner Unbewußtheit war ihr Tag, ihre Nacht. Wenn sie einmal träge wurde und sich selbst belauschte, fühlte sie vor ihrem großen Besitz mehr Angst als Glück. Sie war wohl schön, sie glaubte daran mit der ernstesten Sachlichkeit eines Kindes, das festlich geschnitten vor einen Spiegel tritt. Sie war auch reich, sehr reich — doch widerwärtig

wurde diese Unabänderlichkeit in Worten. Ihr Vater war reich, nicht sie — er mußte es sein, weil der Erfolg seiner Lebensarbeit es bedingte. Ein berühmter Erfinder wurde reich in Amerika. Kornelie selbst war eigentlich arm, denn sie hatte aus ihrer Arbeit noch keinen Ertrag herleiten können. Der Vater gab ihr alles, bis sie sich eines Tags trennen würde von ihm. Das konnte bald geschehen, sehr bald. Nein, sie haßte die triviale Lusternheit, mit der man drüben den Reichtum ansah. Die bewies ihr nur, wie wenig man echten Stolz verstand. Verhielt es sich mit dem amerikanischen Urteil über Schönheit besser? Setzte man nicht wie bei einer Sportswette tausend gegen eins, wenn man die Form bewunderte und den Inhalt über sah? Kein Schritt um sie her führte aus der breiten Pöbelempfindung heraus — sie wußte es nur zu gut, denn sie hatte es oft erfahren.

Auch dieses Buch umtanzte das goldene Kalb — ein Dichter hatte es nicht geschrieben. Kornelie klappte es unwillig zu und wollte den Namen des Verfassers vergessen. Aber noch einmal hörte sie es: »In einem wolkenlosen Maitage über den Ozean zu fahren« — heute war der zwölfte Mai des Jahres 1914. Die Uhr zeigte fünf Minuten vor sechs. In diesem dummen Buch konnte es ebenfugut Morgen wie Nachmittag sein. Kornelie wußte immer, in welcher Stunde sie lebte. »In der scheinbar großen Sicherheit des gewaltigsten Dampfers, wie in der Wiege des Reichtums, der Kultur und der Kraft ...« Sie befand sich auf dem Oberdeck des neuen Hapagdampfers »Kronprinzessin Cecilie«. Nannte der Verfasser die Sicherheit seines Schiffes mit Absicht scheinbar? Selbst wenn er vermutlich vorhatte, Gräulein Eva eine Katastrophe erleben zu lassen — Kornelie mochte solche Andeutung nicht. Für sie war ein Schiff wie die »Kronprinzessin Cecilie« unbedingt sicher, solange ihr nicht das Gegenteil bewiesen wurde. »Eva hatte bis heute nicht gewußt, was das Leben war, was es sein konnte für ein Sonntagskind der Natur.« Lächerlich! Warum behielt Kornelie nur alles so genau, was sie gelesen? Ein Unglück war zuweilen diese scharfe Klarheit ihres Kopfes, der kein Stäubchen anflag. Sie wollte nicht so viel Dummes und Plumpes behalten. Sie

fürchtete für den Kristallschliff ihres Gefühls. »Sonntagskind der Natur.« Nein, dieser Roman wurde heute noch in die unterste Kofferlade geworfen.

Nervös fuhr sie auf. Vor ihr lag der Tennisplatz. Die Stelle hatte sie sich zum Ruhen ausgesucht, denn nirgend fühlte sie sich so sicher wie bei Spielenden. Man gaffte nicht, man kannte die Grenzen natürlicher Keuschheit, man nützte seine Kraft aus und blieb unbewußt. Sie sah eine Weile auf die angenehme Unpersönlichkeit der weißen Gestalten. Englische Laute flogen auf. Korneliens Blick glitt zu dem Vater hinüber, der in ihrer Nähe lag und las. Sie lächelte zufrieden, denn sie wurde sich seiner seelischen Zuverlässigkeit wieder bewußt. Nie traf sie sein beobachtender Blick. Nie belauschte er sie. Er ließ sie frei im Garten ihrer Mädchenseele, denn er war ihrer sicher. Erst als er ihr suchendes Auge empfand, hob er den feinen, grauen Kopf von der technischen Zeitschrift und knüpfte ein stummes Gespräch an.

Vater und Tochter betrachteten die Tennisspieler. Bald verständigten sie sich, wer von ihnen am meisten konnte. Nicht die beiden Damen, obwohl sie hohen Ranges waren — auch nicht der größere Herr, der das Training und die Routine des Kanabiers besaß. Meister war hier der Kleine, gar nicht tabellos Geformte, gar nicht in seiner Anmut Ruhende. Er sprang mehr, als man in Amerika gewöhnt war. Er zappelte sogar an allen Gliedmaßen und regte sich sichtlich auf. Außerdem trug er eine Brille mit großen ungefaßten runden Gläsern. Die Röte seines geschorenen Blondkopfes schien mehr von Verlegenheit als von Anstrengung zu stammen. Er war sich seiner Erscheinungsmängel den Mitspielern gegenüber bewußt. Er bewunderte den Kanadier und war dankbar, daß jener sich mit ihm maß. In der Spielweise des kleinen Blondkopfes konnte man sogar eine scheue Ritterlichkeit den Damen gegenüber erkennen. Dennoch hemmte das alles nicht die Bereitschaft und Federkraft seines Schläges. Im Erfolg war er den andern immer über. Diese hatten ihn offenbar unterschätzt und kämpften damit, ihr ärgerliches Staunen nicht zu zeigen.

Seine Augen möchte ich sehen, dachte Kornelie. Diese dumme, blühende Brille!

Jetzt eben! Er springt wie eine Kage — er ist fast lächerlich — und doch ... Sie hatte den jungen Mann noch nicht auf dem Schiff bemerkt. Er mußte im Speisesaal hinter ihr sitzen. Wo mochte er sonst den Tag über stehen? Jetzt spielte der Kanabier mit Miß Moore. Der Blonde war frei und wandte sich um, indem er in die untergehende Sonne sah. Kornelie blickte in seine Augen. Dann senkte sie die ihrigen.

Da trat der Vater zu ihr und nahm ihre Hand. »Das ist ein Spieler wie aus Gottes Hand, nicht wahr? Er ist dir auch schon aufgefallen? Er spielt nicht, sondern es spielt aus ihm. Ich muß vor solchen Menschen immer an Bach denken oder an Mozart.«

»Recht verschiedene Ähnlichkeiten, Vater.«

Heinrich Griffin lächelte. »Da hast du recht. Trotzdem wirst du mich verstehen. Er ist natürlich ein Deutscher.«

»Weißt du das bestimmt?«

»Als ob du es nicht wüßtest, Nelly!«

»Welchen Beruf hat er nach deinem Eindruck?«

»Macht dir das Raten wieder Spaß? Also, ich wette mit dir —«

»Vater — wetten! Das überlaß doch bitte denen da drüben.«

»Diese Verachtung! Du scheinst ja mit Amerika gründlich fertig zu sein. Werde nur nicht ungerecht, mein Kind. Also, ich glaube — er ist nicht weit ab von meinem Beruf.«

»Techniker? Wirklich? Sein Blick ist aber anders.«

»Nun, sagen wir etwas weiter gefaßt: Naturwissenschaftler.«

»Ich lache aber, wenn er Dichter oder Musiker ist.«

»Lache, lache, Nelly! Das ist mir immer das Liebste. Übrigens werden wir es bald erfahren. Miß Moore kennt ihn ja.«

Mit einer unsicheren Bewegung, die ihr sonst nicht eigen war, wollte Kornelie den Vater zurückhalten. Aber er näherte sich schon dem Drahtgitter und sprach Miß Moore an. Die junge Dame gab ihm eifrig Auskunft, während der Deutsche mit ihrer Freundin spielte. Natürlich hatte Heinrich Griffin das Geingefühl, nicht sofort umzusehen und Kornelie zu berichten. Er sprach noch ziemlich lange mit Miß Moore. Dann verabschiedete er sich von ihr, die

durch die Freundlichkeit des berühmten Mannes beglückt war, und trat wieder zu Kornelie. »Wir haben doch gewettet,« sagte er trocken, »denn du hast verloren.«

»Was meinst du, Vater?«

»Er ist weder Musiker noch Dichter, sondern Naturwissenschaftler. Er hat ein ganz vorzügliches Arbeitsgebiet, das ich auch noch geraten hätte, wenn du mir Zeit dazu gelassen hättest.«

»Ach, der Deutsche! Ist er Deutscher?«

»Sogar vom Rhein, aus Bonn, wo Beethoven geboren ist. Proll heißt er.«

»Was ist denn sein Arbeitsgebiet?«

»Tiefseeforschung.«

»Woher kennt Miß Moore Herrn Proll?«

»Sie dilettiert doch in jeder Wissenschaft und hat ein Buch von ihm gelesen, das zu den besten des Faches gehören soll. Herr Proll ist übrigens schon Professor.«

»So.«

»Das scheint keinen Eindruck auf dich zu machen. Der Mann ist erst siebenundzwanzig Jahre alt. Er kann es noch weit bringen.«

»Verzeih, Vater — dieser Ausdruck paßt wohl nicht auf ihn. Ich habe noch nie so verträumte Augen gesehen.«

»Als er in die Sonne blickte? Ich habe aber auch beim Spiel hineingesehen. Da waren sie anders — wie aus Stahl.«

Es war mittlerweile Zeit, sich zum Diner umzuziehen.

Kornelie verspätete sich heute. Endlich traf sie den immer geduldbigen Vater vor der Kajütentür. Sie betraten den Speisesaal. Nachdem sie die Suppe verzehrt hatten, bemerkte Kornelie, daß am Nebentisch andre Gäste saßen als zuvor. Ihre bisherigen Nachbarinnen, zwei alte Russinnen, waren wohl von chronischer Seekrankheit befallen worden; sie kamen nicht mehr. Der Steward hatte eine Neuordnung vorgenommen. Miß Moore und der Kanabier saßen am Nebentisch — der Dritte aber, Kornelie schräg gegenüber, war Professor Proll. Sie wagte den Vater nicht anzusehen, denn sie spürte sein leises Lächeln. Man begrüßte Miß Moore und blieb dann für sich. Kornelie wußte aber während des ganzen Diners, daß sie ausschließlich der Gegenstand von Prolls Interesse war. Obwohl es ihr sicher blieb, daß sein Blick sie nicht

verlegte, fühlte sie sich doch von ihm geprüft und tief ins Bewußtsein aufgenommen. Er sprach fast gar nicht, während Miß Moore und der Kanadier sehr lebhaft waren. Als Kornelie einmal zufällig zu Proll hinübersah, beobachtete sie eine Bewegung, die er oft zu machen schien. Er fuhr mit der nervigen Hand um den etwas zu engen Hemdtragen und zupfte dann hastig an der Krawatte. Noch röter wurde er dabei. Wie ungeschickt war das, wie echt und wie deutsch!

Als man endlich aufstand, machte Miß Moore Heinrich Griffin und seine Tochter mit ihren Herren bekannt. Dann ging man gemeinsam auf Deck. Eine wunderbare Nacht zog über das Meer. Während das letzte Sonnenrot am Horizont in Farblosigkeit erstarrte, schauderten die Wogen unter dem bleichen Himmel wie flüssiges Blei. Sternbilder standen schon als feine Silberpunkte im All. Die Wärme des Tages schien an dem vorwärtstrauschenden Riesendampfer haften zu wollen.

Man betrat das zu oberst gelegene Café. Hier bestellte Heinrich Griffin kalte Getränke. Proll wurde lebhaft. Bald war er der Mittelpunkt der Unterhaltung, ohne sie an sich gerissen zu haben. Seine Urteile klangen bescheiden, weil er mit einer Scheu, die Kornelie an Männern fremd gewesen, tiefere Themen umging. Daß auch die andern nicht hervortraten und mehr Behagen am Zuhören fanden, verursachte Prolls Humor, dessen rheinische Natur so herzlich war, daß sie unmittelbar fortrif. Er konnte schließlich sagen, was er wollte — immer weckte er neues Vergnügen. Auch Kornelie wurde von seinem gemüthlich hellen Ton gefangen. Verwundert spürte sie, daß er eigentlich noch ein großes Kind war. Er hätte fast unbedeutend auf sie gewirkt, wenn sie nicht über ihn unterrichtet gewesen wäre. Es schien ihn nicht zu bekümmern, ob man ihn für flach halten könnte. Nur zu laut wollte er nicht werden, und seine blauen Augen sahen Kornelie zuweilen fragend an, ob er »stoppen« sollte. Es war, als blickte ein neugieriger Junge in ein dämmeriges Heiligtum. Kornelie bemühte sich, ihn in keiner Weise zu hemmen. Auf ihrem Antlitz lag Beifall für das neue Wesen, und sie saß in freundlicher Ungezwungenheit da, Prolls Witze immer wieder ermunternd.

Es war der unterhaltendste Abend der Reise bisher. Miß Moore war glücklich, die Griffins mit Proll bekannt gemacht zu haben. »Übermütig ist er, aber nett — und er kann auch ganz anders sein.« Kornelie sah Miß Moore, die ihr diese Worte zuflüsterte, verwundert an. Sie ließ sich nicht gern über einen Mann wie Proll von einem Mädchen wie Miß Moore belehren. Man verließ das Café. Heinrich Griffin wollte noch Briefe schreiben, Kornelie blieb auf Deck und in Gesellschaft der jungen Leute. Man promenierte zum Bug des Schiffes. Jetzt ging Proll neben Kornelie, während der Kanadier Miß Moore begleitete.

»Übermorgen sehen wir England,« sagte Kornelie, ihr schimmerndes Tuch um die Schultern ziehend. »Das ist schade. Dann ist für mich der schönste Teil der Fahrt vorbei.«

»Sind Sie am liebsten auf dem offenen Meer? Ich auch.«

»Das hängt gewiß mit Ihrer Wissenschaft zusammen. Ich hörte schon davon. Haben Sie in Amerika Studien gemacht?«

»Ich habe die Lawrence'sche Tiefseexpedition im Stillen Ozean geleitet. Das war ein famoseres Unternehmen. Der reiche Bankier Lawrence in San Francisco hat es —«

»Ich weiß. Das haben Sie geleitet? Aber richtig! Ich las irgendwo Ihren Namen. Aber da war Professor Smith als Leiter genannt.«

»Die Sache ging natürlich unter amerikanischer Flagge.«

»Und Sie hatten die Verantwortung? Ja, das kenne ich drüben.«

»So war es auch nicht, gnädiges Fräulein.«

»Doch, doch! Wann weiß man bei uns, wer die wirkliche Arbeit tut!«

»Ist das so bei Ihnen?«

Sie traten zum Bord und ließen die andern weitergehen. Es war ein stilles Plätzchen in der Nähe des Bugs. Nur ein dunkelbrauner Matrose stand regungslos in der Nähe. »Sie haben eine Wissenschaft, die auch für mich viel Anziehendes hätte,« sagte Kornelie. »Immer von der Oberfläche fort — nicht wahr?«

»Immer in die Tiefe jedenfalls und ins Dunkle.«

»Wie heiter und einfach Sie das sagen!«
 »Ich verbinde auch nichts Trauriges damit. Man forscht, man arbeitet und erntet seine Früchte.«

Kornelie sah in die weitgeschwungenen Wogen. »Wie tief mag das Meer hier sein?«

»Ich schätze es auf fünftausend Meter. Das ist ungefähr ebenso tief, wie der Montblanc hoch ist.«

»Der höchste Berg in den Alpen ... Da senken Sie nun Ihre Apparate hinab?«

»Mein neues Senklot, das ich jetzt erprobt habe, hat wirklich gut gearbeitet. Endlich sind wir ein Stückchen weiter. Mein neues Schließnetz ist auch nicht von Pappe.«

»Wovon?«

»Ich meine — es hat vorzüglich funktioniert. Unglaubliche Kreaturen haben wir jutage gefördert.«

»Neue Tiere? Ich meine Tiere, die man noch nie gesehen hatte? Richtige Märchengeschöpfe?«

»Das kann man wohl sagen. Rochen zum Beispiel und Polypen — die Farben und Formen gehen über menschliche Phantasie weg.«

»Lebten sie alle auf dem Boden des Meeres?«

»Zum Teil.«

»In welchen Tiefen sonst?«

»Das ist sehr verschieden ... Hängt von Temperatur und Wasserbewegung ab — da sind die Berechnungen noch nicht abgeschlossen. Jedenfalls sind wir bis auf neuntausend Meter gekommen. Das ist tiefer, als der Gaurisankar hoch ist.«

»Der höchste Berg der Welt.« Kornelie starrte in die Wogen. »Wie klein und blind ist unsereiner doch! Gleich unter dem Mantel, der uns trägt, fängt das Geheimnis an. Wie weit reicht das Sonnenlicht ins Wasser?«

»Von fünfhundert Metern an herrscht vollständige Finsternis. Tiefer als zweitausend Meter findet man keine pflanzlichen Organismen mehr.«

»Aber tierische — bis unten? In der letzten Nacht?«

»Gewiß — in jeder Tiefe.«

»Ist es warm genug unten?«

»Für diese Geschöpfe. Zuweilen haben sie null Grad.«

»Während hier oben die Sonne brennt?«

»Gewiß.«

»Kommen sie in den Netzen lebend herauf?«

»Nur selten. Präparieren kann man aber einige.«

»Haben Sie eine Sammlung von Tiefseetieren?«

»Eine große, darf ich sagen.«

»Ach, die möchte ich sehen!«

»Es wird mir eine Ehre und Freude sein, sie Ihnen zu zeigen.«

Miß Moore und der Kanadier kamen zurück — bald war es für die jungen Mädchen Zeit, ihre Kajüten aufzusuchen. —

Am nächsten Tage schon blieb Proll in Gesellschaft der Griffins. Es war der letzte Tag mit »freiem Horizont«, wie Kornelie sagte. Unruhig, von einem flackernden Wesen erfüllt, das ihr sonst fremd war, hielt sie es nur kurze Zeit auf dem Tennisplatz aus. Immer wieder kehrte sie zum Oberdeck zurück und hielt Ausschau. Als sie zu Proll trat, der lesend unter einem mächtigen Schornstein saß, sagte er lächelnd: »Ich glaube, Sie möchten am liebsten Ihr Leben hier draußen beschließen. Sie haben eigentlich recht. Solch Schiff ist das beste Hotel, das man sich vorstellen kann.«

»Aber was glauben Sie, Herr Professor! Mit so viel Amerikanern eingesperrt — das täte ich nicht! Ja, wenn es eine einsame Insel wäre!«

»Also das ist Ihr Ideal? Na, hören Sie! Ich denke, Sie freuen sich so auf Deutschland?«

»Manchmal weiß ich gar nicht, worauf ich mich freue. Jedenfalls täte es mir ganz wohl, wenn ich Amerika nicht wiedersähe.«

Die blauen Augen Prolls sahen sie nachdenklich an. »Darüber würde ich gern mal etwas Näheres erfahren. Ich stoße immer wieder auf solche akute Abneigung gegen Amerika bei Ihnen. Es ist doch eigentlich Ihre zweite Heimat.«

»Das ist es mir eben nie geworden! Lieben Sie es denn?«

»Lieben? Nein, das wäre zuviel gesagt. Aber ich habe in der letzten Zeit einen Respekt davor bekommen, eine unausrottbare Hochachtung. Die klare Tatsächlichkeit drüben, die kaltheiße Selbstsucht alles Erstierenden —«

»Die bewundern Sie?«

»Halten Sie mich etwa für sentimental?«

»Das gar nicht! Aber für — sehr innerlich — und Sie träumen doch gern! Sie sehen doch nicht nur das Selbstverständliche. Ihre Wissenschaft führt Sie doch von dem fort, woran Amerika klebt. Sie sind kein Mensch der Oberfläche.«

»Aber ich bin immer in Gefahr, ein Fachmensch zu werden. Das ist noch schlimmer. Der Anschauungsreichtum drüben — die geniale Vielseitigkeit — das läßt mich nicht los.«

»Sie sind ein Mann.«

»Nehmen Sie mir's nicht übel.«

»Dazu haben Sie zuviel Ähnlichkeit mit meinem Vater.«

»Und Sie sind, glaub' ich, eine richtige Frau.«

»Das möchte ich gern sein. Nicht wie die berechnenden Mädels drüben. Ich will mich noch hinausräumen. Das Mögliche soll mir mehr bleiben als das Festgestellte. Die Idee soll mir näher stehen als das Geld. Das ist das Deutschtum, wie ich es auffasse. Mein Großvater war ein deutscher Musiker, und meine Urgroßmutter hat Goethe gekannt.«

Proll sah auf seine dunklen Hände nieder, die breit auf dem weißen Beinkleid lagen. »Es ist jedenfalls gut, daß Sie mal 'rübergekommen sind. Die Grenze, wo in Amerika das Grauen anfängt, die kenne ich auch. Was erwarten Sie aber von Deutschland?«

»Vater soll mich dort studieren lassen.«

»Wollen Sie in Berlin studieren?«

»Überall! Ich will das ganze Land kennenlernen. Ich will endlich dahinterkommen, was Deutschland ist.«

»Das ist aber schwerer, als Sie sich vorstellen, Fräulein Griffin. Man kann dabei bis an sein kühles Grab kommen, und hat dann erst die erste Station erreicht.«

»Ich glaube, ich werde es bald wissen.« — —

Am letzten Tage der Reise sagte Heinrich Griffin zu seiner Tochter: »Es wird mir schwer, mich von Proll zu trennen. Es geht dir wohl auch so, Nell?« Er sah mit gutem Lächeln ihr Erröten.

»Ja, Vater, mir ist oft, als hätte unsre alte Heimat uns Proll entgegengeschickt.«

»Er ist ein guter deutscher Typ. Kindlich und reif, selbstbewußt und bescheiden.«

»Das Schönste an ihm ist seine ernste Fröhlichkeit.«

Vater und Tochter schwiegen. Dann sagte Griffin: »Ich will dir das Ende der Fahrt versüßen, Nell. Ich habe gestern mit Proll verabredet, daß wir ihn in Berlin besuchen werden.«

»Wirklich, Vater?«

»Er wohnt bei seiner Mutter in einem Vorort von Berlin. Ich habe schon seine Adresse.«

»Nun wird mir wirklich alles leichter. Verstehst du das, Vater?«

»Ganz gewiß, und es freut mich, daß du in Deutschland schon einen Freund gefunden hast.« Er sah seine Tochter an. Sie wußten, daß kein Mißverständnis zwischen ihnen walten konnte.

In Berlin blieben die Griffins einige Wochen, um dann nach Karlsbad weiterzureisen. Sie dachten immer wieder an den Besuch bei Proll. Sie schoben ihn aber in einer merkwürdigen Scheu hinaus, als ob er ihnen zuviel verspräche. Im alten Mutterlande war ihr Bund doch wieder ganz fest geworden.

Endlich beschlossen sie die Fahrt. Ein Automobil brachte sie bald in den nördlichen Vorort Berlins, wo Prolls Mutter ihr Häuschen hatte. Sie war Berlinerin von Geburt und hatte nach dem Tode ihres Mannes das Rheinland verlassen. Der Sohn wohnte seit Jahren bei ihr. Berlins dürftig kräftiges Landleben lernte Kornelia hier kennen, die rührenden Werte, die nur der Besitzer empfand, weil sie dem märkischen Sande und der steinernen Großstadt abgerungen waren. Das Haus nahm sich besser aus als seine modernen Nachbarn, weil es alt war. Der reinliche Garten bewies so viel Fleiß und Liebe, daß Heinrich Griffin ohne Ironie die hervorgehobenen Einzelheiten würdigte. Prolls Mutter, eine kleine, noch rüstige Siebzigerin, erklärte den Gästen jede Rosenknospe und jede Salatpflanze. Ihr Sohn befürchtete offenbar die Geduldsprobe der Freunde und drängte die Alte gemächlich ins Haus zurück. Griffin aber genoß das Wesen der tüchtigen Frau. Wie lange hatte er nicht solch unverfälschtes Berlinisch gehört! Kornelia wurde von dem brollig zarten, herb heiligen Verhältnis von Mutter und Sohn

gefangen. Diese alte Frau wußte so wenig von dem Geist, den sie geboren hatte, und kannte ihn doch in jeder Faser.

»Wie gefällt Ihnen denn Berlin?« fragte Proll, als er Kornelie von der Mutter »los-geeist« hatte.

»Offen gestanden — ich fand zuerst zuviel Amerika darin,« erwiderte sie lachend und errötend. »Schlechtes leider. Hier draußen, wenn ich Ihnen das gestehen darf, bin ich erst vertraut mit Berlin geworden. Hier ahne ich seine Größe, seine Tüchtigkeit und seine Gefahren.«

»Das freut mich. Das kommt sicher von Mutter. Vater war Rheinländer, aber er ist schon so lange tot — ich bin auf Mutters Boden geblieben. Nun kommen Sie, Fräulein Griffin, jetzt zeige ich Ihnen meine Sammlung.«

Griffin schloß sich an. Ein Stallgebäude längs der Gartenmauer war für die Sammlung eingerichtet. Kornelie hatte das Gefühl, als ob sie mitten in der Berliner Wirklichkeit zu den Tiefen des Märchens untertauchte. Was da im kühlen Dämmerraum die hohen Gläser und Bassins bargen, erzählte von Reichen, die ein Zauberschlüssel öffnete. Es funkelte und schwante in allen Glimmerfarben des Spektrums. Kornelie verweilte bei der zoologischen Sammlung, während Griffin sich mehr für die technische interessierte. Die Männer ließen das junge Mädchen träumen. Dann trat Proll wieder zu ihr und sagte in seinem hellen rheinischen Ton: »Schade, daß das alles bloß in Spiritus sitzt! Wenn man die Gesellschaft unten im Wasser sehen könnte!«

»Ich sehe sie unten,« flüsterte Kornelie.

Mutter Proll wartete inzwischen im Wohnzimmer schon mit dem Kaffee. »Na, meine Herrschaften, haben Sie sich nu die ollen Biester alle angesehen, die mein Sohn aus'm Meer jeholt hat? Eifentlich is es mir jrähslich. Mein Sohn weiß das. Ich jeh' nie rüber in seine Sammlung. Ich jraul' mich noch immer davor. Außerdem verstep' ich ja nichts davon.«

Als man Abschied nahm, ging Griffin mit Proll, während Kornelie die Mutter führte. »Ach Gott, mein liebstes Fräulein, mir is ganz wunderbar zumut! Jetzt is mir wahrhaftig, als ob die liebe Sonne endlich mal bei uns gewesen wär!« Nu seht se wie-

der unter! Mein Junge und ich, wir bleiben wieder im Düstern, unten bei de Rochen und Polipen!«

»Nicht doch, Frau Proll. Im August, wenn wir aus Karlsbad zurückkommen, besuchen wir Sie wieder.«

»Ach, wenn man dann noch 's Leben hat! Ich weiß jar nich, mir is manchmal ganz merkwürdig! Es is doch 'ne schlimme Zeit, Fräulein! Mir is oft, als hätten wir jar nich recht jewußt, wie jut wir's eijentlich haben. Aber na, mein Sohn, auf den kann man sich ja verlassen. Der wird schon mit allens fertig.«

»Das ist sicher, Frau Proll.«

»Wenn er auch unten bei de Unseheuer sitzt! Er weiß doch oben auf der Welt Bescheid. Bloß manchmal hab' ich Angst, daß ihm sein Glück dabei durch de Lappen jecht.«

»Sein Glück?«

»Nu ja, er is doch 'n junger hübscher Mann, nich wahr, hat so viel jelernt, und ich kann doch stolz auf ihn sein. Er is doch mein Einziges. Aber jenieht er denn sein Leben? Er sitzt 'n ganzen, lieben Tag bei seine olle Mutter und studiert. Er kennt nichts andres als seine Arbeit, und abends, statt mal nach Berlin zu fahren, hockt er wieder bei mir. Dann muß ich mit ihm Schach spielen. Nee, nee, Fräulein — mein Thomas is 'n juter Sohn — das is ganz sicher — aber sein Leben sollte doch anders werden. Das jenügt doch nich für so einen.«

»So ist es aber wohl bei vielen deutschen Männern.«

»Na ja, so muß es aber nich sein.«

»Trogdem habe ich das Gefühl, als ob Ihr Herr Sohn das Leben tiefer als andre genösse, Frau Proll.«

»Wie meinen Sie das? Warum denn, liebes Fräulein?«

»Weil er es erkannt hat. Aus der Tiefe zur Oberfläche empor.«

»Da kann ich Sie nich ganz verstehen. Die Hauptsache is doch, daß 'n Mann — 'n Mann muß doch 'ne Frau haben! Und die jibt's nich unten bei de Haifische.«

»Aus der Tiefe aber muß ein Mann, wie Ihr Herr Sohn, sie sich holen. Sie sehen mich so erstaunt an? Ich kann das beurteilen. Ich komme von der Oberfläche.«

In Karlsbad versuchte Heinrich Griffin sich von einem Leiden, das er im ame-

rikanischen Arbeitsdrang vernachlässigt hatte, zu befreien. Am Brunnen traf er Bekannte, die ihn in den männlichen Interessentkreis jener Sommertage zogen. Mit ihnen wanderte er disputierend, und Kornelie fand mehr Zeit für sich als je. Sie selbst suchte keine Bekanntschaften — der Vater drängte sie nicht dazu, denn er ahnte, wohin ihre Gedanken sich neigten.

Doch nicht nur ihr gequältes, aber glückliches Erfassen von Proll und seiner Welt machte sie einsam — Kornelie war zum erstenmal in Österreich. Der Übergang vom Norden zum Süden, den sie nur für einen aus dieser in jene deutsche Provinz gehalten hatte, erwies sich als ein Sprung über gefährliche Tiefe. Die sinnliche Anmut österreichischen Wesens konnte Kornelie als Ergänzung und vielleicht auch als Befreiung des Germanentums verstehen. Sehnüchzig blidte sie oft den Schmetterlingen nach, die zum Greifen nahe an ihr vorüberflatterten. Doch sie empfand das eigentlich Deutsche nur jenseit der böhmischen Grenze. Immer tiefer klärte es sich in ihr, daß einen Mann wie Proll mit diesen Menschen nicht das Blut, das von Aber zu Aber rollt, verband, sondern der gute Wille, das Verständnis gemeinsamer Sprache und Geschichte.

Sie, die sich wurzellos fühlte mit einer amerikanischen Mutter, mit einer rastlosen Heimatsuche — sie wußte sich doch näher an der Quelle deutscher Kraft als viele, die hier selbst froh an ihr vorübergingen. Nicht aus Eignem schöpfte sie solchen Trost, sondern aus dem neuen Besitz, den sie an Proll hatte. Er wurde ihre Welt — sie wehrte sich nicht dagegen. Ihre Neigung wurde um so tiefer, je weniger sie der Sehnsucht nach seiner körperlichen Nähe verfiel. Zu dem Bilde, das ihr Geist immer feiner und stärker formte, brauchte sie nicht einmal ein künstliches Bild. Armseelig erschien ihr solcher Behelf für einen Menschen, der einen andern Menschen besaß. Besitzergefühl hatte Kornelie, ohne Gewißheit zu suchen, ob auch Proll es hatte. Ein kindlicher Glaube daran, wie an das Gotteswalten der Natur, erfüllte sie. Es konnte nicht anders sein, es mußte auf seinem Wege liegen. Doch weil es so stark durch jede Ferne von ihr fort und zu ihr hin schwebte, brachte es ihr eine Unruhe,

der sie entfloß und doch täglich nachging. Auf den hohen Wegen der böhmischen Waldberge trug sie ihre Mädchenangst umher. Zuweilen blieb sie mit wogender Brust unter den mächtigen Zweigen einer Tanne stehen und flüsterte, den Blick in die dunkelende, von Sonnenblitzen zerrissene Dunkelheit emporrichtend: »Oh, du Deutscher! Deutscher du!« Dann war es ihr, als stände sie hoch über der gemeinen Glut des Goldes auf der seligen Au eines besseren Lebens.

Nachts schlichen sich Zweifel an ihr Lager. Da war sie nur ein armes, banges Weib. Vielleicht verschwendete sie ihre beste Kraft an einen Irrtum? Vielleicht schleppte sie Stein um Stein zum Gebäude ihres schönen Wahns, während er jede Grundlage gleichgültig abgebrochen hatte? Ihr Stolz folterte ihre Leidenschaft. Plötzlich, als der Vollmond über der Waldböhe stand und alles in den Glanz der Verheißung tauchte, ertrug sie nicht mehr, was so bröhnend schwieg. Sie sprang auf und eilte lautlos, um den Vater nebenan nicht zu wecken, zum Schreibtisch. Dort schrieb sie an Proll. Der Brief entlastete ihre Seele. Am frühen Morgen prüfte sie ihn nochmals und machte sich ihr Wagnis unbestechlich klar. Aber sie wollte nicht widerrufen, was ihre innerste Wahrheit mitteilte. So trug sie, bevor der Vater erwachte, den Brief zur Post.

Lieber Freund!

Ich darf, da ich mich an Sie wende, wie Sie wirklich sind, etwas Angewöhnliches tun. Wir brauchen nicht der Konvention einer allgemeinen Erziehungsmethode zu gehorchen. Haben wir uns nicht ins Auge gesehen, Mensch und Mensch? Ich denke wohl. Ich bin überzeugt, daß wir uns schon besser kennen als viele, die durch Arbeit und Sympathie lange verbunden sind. Dieses Gefühl nahm ich aus Berlin mit. Es freute mich und tröstete mich, und ich glaubte in seinem Schutze so weiterleben zu können, wie ich es in Amerika gelernt hatte. Aber das war ein Irrtum. Ich bin nicht umsonst nach Deutschland gekommen. Hier kam alles in Schwingung, was drüben starr und stumm gewesen ist. Sie würden mich sehr verändert finden, wenn Sie mich jetzt sähen. Mein Vater hat es bemerkt, aber er spricht ja dergleichen nie aus. Mit einem

Wort: ich werde mit mir allein nicht fertig. Während ich dies schreibe, muß ich fast lachen, denn es ist ja unglaublich, daß ein junges Mädchen so etwas an einen jungen Mann schreibt. Nun, du mußt es eben glauben, dumme Welt.

Das Nachdenken hilft mir nicht, das Schweigen in der schönsten Einsamkeit bringt keine Erlösung. Ich glaubte schon klar zu sein über Sie und mich, aber nun fürchte ich tief in Verwirrung zu steden. Helfen Sie mir! Sie sind der einzige, der es kann. Wollen wir korrespondieren? Oh, es ist fast lächerlich — ich will natürlich, das haben Sie schon gemerkt, und ob Sie wollen, werde ich wissen, wenn ein Brief von Ihnen kommt. Es ist ja eigentlich kein Wunder, was ich wünsche. Aber vielleicht korrespondieren Sie nicht gern? Doch das Schreiben ist besser als das Vermuten. Daß wir nicht fallen lassen wollen, was der Zufall angeknüpft hat, ist doch sicher. Wir kennen die Menschen und den Wert ihrer Begegnungen. Deshalb bitte ich Sie — nein, ich erwarte es —, sprechen Sie in Briefen von dem, was ich noch nicht weiß und was Sie mich wissen lassen wollen. Ich werde Ihnen aufrichtig antworten. Zwingen Sie sich zu nichts — doch das tun Sie wohl nie? Wenn Sie schweigen, bleiben Sie mir so wert wie sonst. Dann weiß ich, daß ich nur über das nachdenken darf, was ich schon erfahren habe. Und nun verstehen Sie meinen Brief, und nehmen Sie die besten, ehrlichsten Grüße

Ihrer Kornelie Griffin.

Nach Tagen, die ebenso schwer durch die Verstellung vor dem Vater wie durch die bange Erwartung waren, kam Prolls Antwort.

Verehrtes Fräulein Griffin!

Liebe Freundin, darf ich ja jetzt sagen! War das eine Freude! Ihr Brief kam, als ich mit Mutter Schach spielte. Ich mußte zu ihrem Arger unterbrechen und erst lesen — da machte sie mich, als wir wieder anfangen, matt. Aber das tut nichts, das war nur im Spiel, und im Leben ist das Gegenteil der Fall. Sie haben ja so sonnenklar, so göttlich weise und beschämend recht. Ich hulbige Ihnen, daß Sie das erste Wort gesprochen haben. Wissen Sie, das Weib ist eben in einem Punkt immer

reifer als der Mann. Da muß es das Wort nehmen. Die Scheu, die man am liebsten weiblich nennt, ist in besagtem Punkt Mannesfache. Sie brauchten sich einfach nicht zu scheuen, Sie neigten sich herunter, und ich blide mit freudigem Glauben zu Ihnen auf. Ja, Sie können reich beschenken, Freundin. Menschliche Begegnungen! Man senkt sein Netz ins Meer — tausendmal bringt man nichts herauf, und wenn man mal was bringt, stirbt es oben im Licht, denn es war ja Absicht, ein konstruierter Fang. Ich glaube, wir sind ebenso mißtrauisch wie gläubig, wir beide. Wir sind uns wirklich begegnet — das wissen wir. Ich soll Ihnen von mir sagen, was Ihnen noch nicht bekannt ist? Kornelie Griffin! Ich bin ja so fest überzeugt, daß das bißchen, was ich bin, längst in Deinem Bewußtsein lebt! Herrgott, ich bin ja verrückt! Nun steht es da, und wenn ich es ausstreiche, wird es erst recht verdächtig! Ich habe Sie gebuzt! Aber das ist so — einfach Aufbedung des Innersten, einfach Ehrlichkeit. Mensch und Mensch, wie Sie gesagt haben. So spreche ich mit Ihnen — so sprechen Sie mit mir. Ich laufe hier auch so herum — gestern abend um den ganzen Scharmühelsee. Die Mark und Böhmen — jedes famos in seiner Weise. Ich werde auch nicht mit mir fertig. Aber wenn ich mit einem Freunde sprechen kann —! Mit einem Freunde kann man besser sprechen als mit einem Weibe. Das verstehen Sie, das tut Ihnen gar nicht weh — nicht wahr? Sie wollen mich ja auch als Freund. Also höre, Kornelie Griffin: ich sage Dir nicht, was der Pöbel sagt: daß Du schön seist, wunderschön, wie von einem andern Stern. Ich sage Dir, daß ich in Deiner Nähe die Entfernung erkannt habe vom Wert meines Lebens zu dem Deinen. Suche nichts darin, was Dein Gefühl für mich trüben könnte. Um des Himmels willen nicht! Ich habe noch nichts verbrochen, nein, das weiß ich — aber weil ich aufblicken muß, bin ich immer unter Dir. Du bist das Licht im Dunkeln, die milde Wärme des Herbens in der Kälte des Seins. Wer Deine Seele umarmt, rührt Dich nicht an, Venus Abundantia. Du brauchst uns alle nicht. Lächle und schenke — und gib Hoffnung — einst! Ob's noch in diesem Leben ist?

Mutter nebenan wird unruhig, weil ich so heftig mit der Feder kram. Sie weiß, das tue ich sonst nie. Ja, Wissenschaft hat eine andre Handschrift. So'n rheinischer Junge schreibt eben fixer. Lebe wohl, Freundin — damit ist alles gesagt. Leben Sie wohl, Fräulein Griffin, bis ich wieder schreibe.
Ihr Proll.

Auf diesen Brief antwortete Kornelie:

Nun bin ich aus dem dunklen Wald in eine helle abendliche Ebene getreten. Ja, abendlich, mein Freund. Ich bin nicht mehr so jung, um wild in den Morgen hinauszulaufen. Ich will arbeiten, um des Lebens wert zu sein. Ich will lieben, um geliebt zu werden. Aber lassen Sie mich neben Ihnen stehen, nicht über Ihnen. Lassen Sie mich sagen, was ich armes Weib, ich schwächer Geschaffene brauche. Auch ich muß aufblicken, aber insgeheim, damit ich Sie nicht verwirre vor den Menschen. Dort bin ich nur Ihr Kamerad, Ihr Vertrauter. Dort will ich ja, daß Sie nicht stehenbleiben auf einer Höhe, sondern weitersteigen, wie Sie sollen und müssen. In mir selbst aber sieht es wie in einer geschlossenen Kirche aus. Innen alles Hingabe und Sammlung, ein tieferes Begreifen dieser Welt. Niemand sieht hinein, nur die Sonne, die durch die hohen bunten Fenster bricht. Sie trifft mein dunkles Gebet, aber ich sehe nicht zu ihr auf, sondern denke nur an Dich, Du Meeresforscher, der zuweilen aus seinem Reiche auftaucht und reingebadet über unsre trübe Erde blidt. Zieht es Dich nicht immer wieder hinunter, wo es keine menschlichen Geseze gibt, wo die Kraft herrscht, und das Wissen erobert, ohne zu zerstören? Dort bist Du ein freier Mann und dem Staat entzogen. Dort schaffst Du Deine eigne Ordnung und begnügtst einer andern, die der Natur innewohnt. Ein Deutscher der größeren Rasse bist Du. Nicht Untertan und Vasall, sondern Herr Deines Lebens und Diener Deiner Sache.

Nun bete ich nicht mehr, sondern stehe draußen vor der Kirche wieder neben Ihnen. Da sage ich: Grüßen Sie Ihre Mutter und gratulieren Sie ihr von mir zu der gewonnenen Schachpartie. Sie sind sehr reich, lieber Freund, aber Ihre Mutter

ist vielleicht das Beste, was Sie haben. Ich danke Gott, daß mein Vater noch neben mir ist. Aber meine Mutter rüdt mir immer ferner, je näher mein Vater mir kommt. Er und ich, wir sind ja endlich in der alten Heimat. Beste Grüße.

Kornelie.

Proll antwortete erst nach einigen Tagen:

Wie lieb ist mir Ihr Brief, Kornelie! Den hat ein deutsches Mädchen geschrieben, das drüben die Augen aufstut, um sie, von der Heimat erfüllt, wieder zu schließen. In jeder Zeile sehe ich Sie — und Dich. Neben mir und über mir klingen die Worte. Sie kluger, guter Kamerad! Du schönes freies, besseres Wesen! Ich bin stolz auf Dein Bekenntnis und verlerne gerade darum die Demut nicht. Ich ruhe aus und strebe vorwärts, wenn ich Dich höre.

Aber ich darf auch nicht verschweigen, was Du wissen mußt, weil Du es wissen willst. Mir ist, als wäre ich nicht mehr in dem Reiche, das den Menschen rein und wissend macht, wie Du sagst, sondern Du, Kornelie Griffin, bist darin. Wirklich, ich bin aufgetaucht und muß zunächst gestehen, daß ich nie als freier Mann untergegangen bin, sondern immer an der Angel des Staates. Wäre die Schnur mal gerissen — wer weiß, ob ich dann so ruhig weitergearbeitet hätte. Das ist auch deutsch, vielleicht noch deutscher als das, was Du gemeint hast. Regierte Freiheit — wer weiß — vielleicht auch mal eine freie Regierung.

Ja, Du hast aus der Meerestiefe zu mir gesprochen. Ich kenne den Ton und muß Dir gestehen: ich bin unsicher geworden, ob ich den Weg hinunter wiederfinden werde. Hörst Du in Deiner Tiefe gar nicht, daß die Dinge der Oberfläche jetzt gewaltig durcheinandergehen, daß ungeahnte Zusammenstöße drohen? Ich werde allmählich ganz davon benommen. Ich lasse meine Arbeit liegen und suche neue Arbeit. Eins weiß ich schon: wenn der Herr, der mich am Angelhaken in die Tiefe gelassen hat, die Rute endgültig zurückzöge — gut — er verfüge über mich. Deutsche Arbeit muß in der tollsten Verschiedenheit als gleich gelten, wenn sie deutscher Sache gilt.

Aber ich will nicht orakeln, was in allen

Zeitungen steht. Fragen Sie Ihren Vater, Liebste und Beste, wenn die andern Menschen an Ihnen vorbeilaufen und Sie das Zeitunglesen vermeiden wollen. Sobald Sie unterrichtet sind, bitte ich Sie inständig: Teilen Sie mir Ihre Empfindung mit.

Proll.

Kornelie geriet durch diesen Brief allmählich in eine Beunruhigung, die dem Vater nicht entgehen konnte. Griffin überlegte lange, wie er in das Leiden seines Kindes eingreifen sollte, ohne ihm weh zu tun. Schließlich löste er die Frage wie als Ersinder, durch einen kleinen Geniestreich. Als Kornelie ihm still und blaß gegenüberfaß, sagte er plötzlich: »Es ist doch sonderbar, daß Proll nichts von sich hören läßt. Er hat doch mit dir verabredet, daß er dir schreiben will?«

Kornelie erröte; der Schein eines Lächelns zuckte an ihrem Munde, und sie erwiderte mit schwerem Blick: »Wir korrespondieren schon lange, Vater.«

Griffin saß ruhig vor sich hin: »Dann sage mir also, bitte, wie es ihm geht.«

»Er ist gesund, und es geht ihm auch seelisch besser als früher. Wir haben uns ausgesprochen. Unre Freundschaft ist ganz fest geworden. Wir müssen nun sehen, was wird.« Sie hatte allmählich erregter gesprochen. Als der Vater noch nicht aufblickte, fügte sie hinzu: »Was ich dir sage, ist nicht so kalt, wie es klingt, und es ist auch nicht so heiß, wie es vor einigen Jahren gewesen wäre. Aber das ist wohl gut für uns beide.«

Griffin nickte. »Sicherlich, Nelly. Gut ist es auch, daß du mit mir davon sprichst. Du siehst so angegriffen aus, du bist so verändert. Liegt es daran, daß du mit deinem Erlebnis nicht allein sein kannst?«

»Nein, Vater. So sehr es mich freut, daß du nun alles weißt — mich quält etwas andres. Proll machte in seinem letzten Brief eine Andeutung — ich lebe ja wirklich wie in einer andern Welt, das sehe ich jetzt ein. Mir ist, als wäre ich immer drüben im Walde. Alles klingt da hinein — nur etwas nicht: was im Sichtbaren geschieht.«

»Welche Andeutung machte denn Proll?«

Sie las ihm die letzten Sätze seines Briefes vor.

Der Vater stand auf. Nie hatte sie sein Gesicht in so schwerer Sorge gesehen. »Er hat recht, Nelly. Der Staat wird bald die Angelrute zurückziehen und eine neue Arbeit von ihm fordern. Lies keine Zeitungen, sondern laß dich von mir unterrichten. Wir haben mit unsrer Reise einen Vulkan erstiegen. Das alte Europa zittert vor unterirdischer Glut. Der Ausbruch findet vielleicht in Deutschland statt.«

Es war am 25. Juli 1914. Griffin sagte seiner Tochter, was er wußte. Kornelie hörte das Wort Weltkrieg. Kornelie erfuhr, daß Proll nicht nur ein deutscher Gelehrter, sondern auch ein deutscher Soldat sei. Angst und Begeisterung stritten sich um ihr Gefühl. Zitternd stand sie vor dem Vater und hörte seine letzten Worte kaum noch: »Es ist etwas Großes für uns, daß wir unser Mutterland in diesem Augenblick betreten haben. Schließlich ist alles Menschentum gebrechlich — wenn wir es drüben noch erfahren hätten — wer weiß, ob wir gekommen wären.«

»Ich —«

»Sprich nicht weiter, Nelly. Du bist jung. Aber laß es einem Alten, der zwischen persönlichen und allgemeinen Ansprüchen zu unterscheiden gelernt hat, für dich zu handeln. Noch hoffe ich, daß die Katastrophe vermieden werden kann. Es wäre ja ungeheuerlich, das mythisch Gewordene plötzlich doch noch in die Gegenwart zu stellen. Wenn es aber geschehen sollte, werde ich mich entscheiden, ob wir sofort nach Amerika zurückkehren.« Griffin hatte mit einer neuen Festigkeit gesprochen. Er wartete nicht die Antwort seiner Tochter ab, sondern verließ sie.

Kornelie aber schrieb an Proll:

Nun weiß ich alles durch meinen Vater. Ich glaube, er gab mir das mögliche Bild. Soll denn alles zusammenstürzen, was erreicht wurde? Entweder ist es so oder das Streben nach einem Aufbau, den ich nicht verstehe. Entsetzen erfüllt mich, und ich sehe doch noch nichts, ich ahne es nur, wie die ganze Welt. Bin ich hier, um Deutschlands Sturz zu erleben? Glauben Sie an seine Höhe? Ach, sagen Sie mir etwas davon! Ich bin ganz ratlos, aber ich verifiziere Ihnen, daß ich Ihre Worte vom gleichen Wert der verschiedensten Arbeiten

verstehe. So muß im Augenblick der Gefahr ein deutscher Mann sprechen. Aber diese Gefahr — kann sie denn nicht vorübergehen? Zerbricht denn kein freier Geist bei euch die Angelrute? Und Sie, Sie selbst! Muß ich Sie finden und sogleich an etwas Stärkeres verlieren? Unstre Begegnung! Ihre Mutter! Tritt das ungehört zurück? Noch glaube ich es nicht und will zum letztenmal Amerikanerin sein, die niemals glaubt, was nicht ist! Kornelie.

Dieser Brief ging am 25. Juli ab. Bis zum 2. August erhielt Kornelie, von den Wirren des österreichischen Kurorts umtobt, keine Antwort. Dann kam ein Telegramm:

Konnte nicht mehr schreiben. Hatte zuviel zu ordnen. Muß am 6. August einrücken. Ist vorher Wiedersehen Berlin möglich? Proll.

Kornelie gab das Telegramm mit schlaffer Hand ihrem Vater. Einen Wunsch sprach sie nicht aus.

Er las und sah sie dann an: »Wir werden nicht in die Schweiz reisen. Wir werden zunächst nach Berlin gehen.«

Als Heinrich Griffin und seine Tochter bald nach der Ankunft in Berlin die Vorhalle ihres Hotels betraten, kam ein junger Unteroffizier grüßend auf sie zu. Erst an den Augen, die hell durch die große Brille blickten erkannte ihn Kornelie. Der selbstgraue Proll gab ihr die Hand, und diese Berührung nach allem Erlebten war mehr als der Bund mit einem deutschen Manne — sie brachte Ordnung in das Chaos der Eindrücke, sie gab dem dunklen Wogen draußen seinen lichten Sinn. Kornelie lächelte Proll an. Im nächsten Augenblick aber wurde sie von ihrer Nervenkraft verlassen — sie weinte. Während die beiden Männer sie besorgt in einen stillen Nebenraum führten, sagte ein Hotelgast zu seiner Frau: »Die Arme! Wahrscheinlich ihr Bruder.«

Kornelie sagte sich. In weher Freude hörte sie Proll erzählen: »Eine volle Stunde hab' ich Zeit. Um elf muß ich in der Kaserne sein, um eins geht's los.«

»Nach Frankreich?« fragte Griffin.

»Wahrscheinlich.«

»Sie wissen es nicht?«

»Das weiß man nicht.«

»Also nur auf den Feind?« flüsterte Kornelie.

»Nur auf den Feind.«

»Wann nehmen Sie von Ihrer Mutter Abschied?«

»Das liegt schon hinter mir. Es war besser, als ich erwartet hatte.«

»Sie hatte schon Ahnungen, als ich im Juni mit ihr sprach.«

»Sie ist gläubig. Ihre Überzeugung, daß ich zurückkommen werde, ist in einem Boden verankert, den niemand sehen kann.«

»Glaubt sie auch an die Sache — ganz allgemein?«

»Da der Glaube in jedem persönlich herrscht, ist es wohl nicht anders möglich.«

Proll hatte fest gesprochen und doch mit der jarten Absicht, ein gequältes Herz zu schonen. Sein Blick ruhte sanft und stark auf Kornelie. Er verstand sie und wollte, daß sie ihn verstehend entlassen sollte.

»Schade, daß man jetzt ein alter amerikanischer Bürger ist,« sagte Griffin, nachdem man eine Weile schweigend in den weichen Stühlen einander gegenübergeessen hatte. »Um eins beneide ich Sie wirklich, Proll: Sie können beim Militär die Übergangsstimmungen der Sozialdemokraten beobachten.«

Proll lächelte. »Ob ich dazu kommen werde, Herr Doktor? Ich glaube, im Schützengraben werden Agrarier und Proletarier nur für ein und dasselbe Sinn haben.«

»Also über Nacht eine große Zauberei?«

»Vielleicht.«

»Ich habe jetzt den festen Eindruck, daß Deutschland schon den Sieg in der Tasche hat.«

»Gebe Gott, daß Sie recht haben. Nicht neben Ihnen spreizt sich noch die bide Lüge.« Proll deutete nach diesen Worten auf die ausländischen Zeitungen, die auf dem Tische des Lesezimmers lagen.

Der Deutschamerikaner sah gleichgültig hin: »Was bedeutet das schließlich? Seien Sie froh, daß Sie das Zeug nicht mehr zu lesen brauchen.«

Kornelie suchte Prolls Augen. Dann begann sie plötzlich mit leiser, bittender Stimme: »Glauben Sie mir, ich fühle, was

um mich herum geschieht. Es muß einen geheimen Zusammenhang haben, daß ich jetzt gerade nach Deutschland gekommen bin. Sicherlich wird mein ganzes Leben davon bestimmt. Ich werde nie vergessen, was ich hier sehe. Als wir aus dem Zug stiegen, gab mir ein alter Herr die Hand. Er war mir ganz unbekannt, aber er sagte leise und vertraulich, Tränen in den Augen: „Er hat eine Braut, die Ihnen gleicht. Aber er geht heute noch fort. Und ich gebe ihm recht, wenn auch Mutterchen verzweifeln möchte.“ Vor dem Bahnhof standen die Leute und sprachen miteinander und sagten sich an — wie Brüder und Schwestern —, am Tage vorher waren sie noch im sinnlosen Großstadttreiben aneinander vorübergehusen.“

„Ja, das Leben hat plötzlich einen gemeinsamen Sinn bekommen,“ sagte Griffin in sich gekehrt. „Nicht im freien Amerika, sondern im Militärstaat Deutschland.“

„Die halbe Welt ist gegen uns,“ hörte man von Proll, der träumend in Korneliens Augen sah. „Die Gefahr, der sich alle entgegenwerfen, gleicht Einzelunterschiede aus.“

„Ich möchte nur noch eins wissen,“ sagte Kornelie. „Hatten Sie diesen Umschwung erwartet? Ist es Ihnen vollkommen selbstverständlich, aus dem Studierzimmer ins Feld zu gehen, statt der Schreibfeder ein Gewehr zu nehmen?“

„Selbstverständlich wohl, Fräulein Kornelie, aber nicht im Sinne des persönlichen Entschlusses, sondern des allgemein Gegebenen. Straßenpflaster und Klavierspielen haben für uns nur noch Wert, wenn sie deutsche Arbeit sind. Jedes Können dankt man im Grunde dem Vaterlande. Braucht es mich nicht mehr auf dem Meeresboden, so werde ich auf der Erdoberfläche nötig sein. Sentylt oder Gewehr — das sind nur verschiedene Mittel desselben Zweckes.“

Unter den Linden draußen liefen die Leute zum Fahrbaum. Man hörte Hochrufe — ein kaiserliches Automobil flog vorbei. Griffin stand auf und trat auf die Straße, als wollte er auch etwas zu sehen bekommen. In Wahrheit gab er nur den beiden jungen Menschen Gelegenheit, allein zu sein. Als er nach einer Viertelstunde zurückkehrte, sagte er ablenkend: „Die Kron-

prinzessin ist vorbeigekommen. Eine entzückende Frau. Jeder Soldat, der einen Blick von ihr mitnimmt, kann doppelten Mut haben.“

Man saß noch beieinander — man sprach, erwog und hoffte. Darüber verstrich die kostbare Zeit. Kornelie merkte es nicht. Die Männer aber wechselten Blicke der Verständigung. Plötzlich stand Proll auf, legte einen Umschlag vor Kornelie auf den Tisch und ergriff ihre Hand. Er hielt sie eine Minute fest. „Auf gutes Wiedersehen!“ sagte er dann. Nachdem er Griffin noch die Rechte geschüttelt hatte, salutierte er, machte lehrte und eilte fort.

Kornelie starrte ihm, allmählich begreifend, nach. Trotzdem nahm der freie Druck seiner Manneshand den jähen Stoß des Abschieds von ihr. Es war gut, daß die Trennung so gekommen war. Er gehörte nun seiner Sache. Sie aber entnahm dem Umschlag, der vor ihr lag, sein Bild.

Griffin prüfte seine Tochter bis zum Abend vergeblich. Er konnte nicht erfahren, was zwischen Proll und Kornelie vereinbart worden war. War ihm zum erstenmal die Kenntnis seines Kindes versagt? Abends betrachtete Griffin, als sie sich im Restaurant gegenüber saßen, mit ratlos sinnendem Ausdruck Korneliens Hände. Es fiel ihr auf, und plötzlich fragte sie: „Suchst du etwas an mir, Vater? Einen Ring? Ich trage doch niemals Ringe.“

„Nun, ich dachte — ich will ganz offen sein, Nelly — ich hoffte heute einen Ring an deiner Hand zu finden.“

Sie schwieg eine Weile — dann erwiderte sie mit halb geschlossenen Augen: „Wir brauchen keine Verlobung, Vater. So nicht. Wir sind in einer Freundschaft auseinandergegangen, die über — ich kann es kaum sagen und sage es nur in diesem Augenblick — die über die Hoffnung des Besitzes hinausgeht. Manches hat diese Zeit vielleicht in uns zerstört — aber sie baute zugleich auch etwas in uns auf, das höher wird als jedes Glück vorher.“

Prolls Mutter antwortete nicht, als Kornelie ihr geschrieben und Beistand angeboten hatte. Nach einigen Tagen kam eine mühsam drollige Postkarte ihres Dienstmädchens — Frau Amtsgerichtsrat sei nicht mehr da und habe, als Herr Professor fortgewesen, zu Verwandten nach Havelberg

gemacht. Sie sammle die Postfächer für sie, und wenn noch etwas komme, werde alles zusammen, auch Korneliens Brief, nach Havelberg gehen. Feldpostbriefe kämen natürlich direkt zu Frau Amtsgerichtsrat.

»Das läßt sich denken,« sagte Griffin. »Also, wir sind jetzt unnötig in Berlin. Glaubst du nicht auch, daß es besser wäre, die Dinge mehr in der Stille zu erleben, Nelly?«

Kornelie war einverstanden. Die schönen Herbsttage lockten sie in den deutschen Wald. Da Griffins Befinden durch die erlebten Aufregungen wieder ungünstiger geworden, war eine Nachkur nötig.

Vater und Tochter reisten nach dem »Weißen Hirsch« bei Dresden. Hier fanden sie, was sie gesucht: ein ruhiges, gesundes Leben, Wanderungen durch liches Buchengehölz, Reisen und Klären dunkler Gedanken.

Aber in der zweiten Woche schon mußten sie erkennen, daß es keinen Frieden mehr auf dieser Welt gab. Jeder wurde irgendwie in den Strudel gerissen. Ein Telegramm kam aus Newport — Frau Ethel Griffin protestierte gegen die Anwesenheit von Mann und Tochter in Deutschland. Sie wies ihnen in Amerika ihren Platz an und forderte ihre Rückkehr. In den wenigen Worten des Telegramms wetterleuchtete schon der ausbrechende Kampf. Griffin wußte, auf welcher Seite seine Frau stand. Sie konnte nur als englische Amerikanerin denken. Immer mehr war die Abstammung ihres Vaters ein trennendes Element der Ehe geworden; nur sein Ruhm hatte den Zwiespalt zugebedt. Korneliens selbständige Entwicklung verschärfte den Konflikt. Mann und Frau erkannten, daß ihre Kriegserklärung der Seele des Kindes galt. Korneliens Brüder, echte junge Newporter aus der Industriewelt, standen auf Seiten der Mutter. Sie verurteilten Deutschland mit sittlichem Pathos und richteten ihre Fabrik für gewinnbringende Munitionserzeugung ein. Ein belogenes Lügennest nannte Griffin sein eignes Haus in einer bitteren Stunde. Er wußte, wie fern er ihm schon war.

»Schwere Wahl, Nelly,« sagte er in hastiger Erregung, als sie eines Morgens durch den Wald schritten. »Warum werde

ich vor so etwas noch gestellt? Ich habe eigentlich genug. Ich wollte meine Arbeit noch durchführen und dann abtreten. Ganz im Vertrauen gesagt — die Dinge, um die man jetzt in der Welt kämpft, sind mir nicht mehr so viel wert. Ich bin ein alter Mann, Nelly.«

»Nein, Vater!« rief Kornelie voll Ermutigung und Mitleid. »Dann würdest du dich nicht so wehren. Dann wüßtest du nicht so gut, was du tust.«

»Weiß ich das, Nelly? Es treibt mich mit doppelter Macht nach Amerika — erstens, weil ich Mutter beweisen möchte, daß ich Herr im Hause bin, und zweitens, weil ich meinen Einfluß im Interesse Deutschlands erst richtig geltend machen könnte. Andererseits aber, wenn ich ehrlich sein will, ist das Ganze ein Reiß, der schon lange dawar und nun endlich aufbricht. Ich würde fremd zu Hause sein — das weiß ich, Nelly, du brauchst es mir nicht zu sagen. Mutter ist eine Natur — das muß ewige Bitternis geben. Sie hängt von ihren englischen Verwandten ab, und ich würde meine Überzeugung keinen Zoll breit aufgeben.«

Kornelie ging eine Weile schweigend neben ihm. »Wenn man diese beiden Tatsachen abwägt, Vater — dann gibt es doch nur eine Wahl. Ich fühle längst, daß unsre Reise nach Deutschland ein Schicksalsweg war. Wir müssen hierbleiben, Vater. Mutter erwartet das auch. Vergiß nicht, daß du kränklich bist. Darfst du dich jetzt noch diesem Kampf aussetzen? Er würde dich aufreiben, und das dulde ich nicht, Vater. Sie sollen dich nicht in ihre Krallen bekommen. Wirke von hier aus für Deutschland, das dich wiederhat. So wird es mehr für dich und für uns alle.«

Griffin sah seine Tochter an. »Von dir selbst sprichst du nicht, Nelly? Ich aber denke an dich. Ich weiß, du könntest nicht mehr nach Amerika zurückkehren. Wir brauchen ja nicht darüber zu reden. Farbe bekennen — darum handelt es sich. Wenn ich jetzt allein hinüberginge, wäre es eine Kapitulation, denn drüben ist meine Arbeit, drüben ist meine Bürgerpflicht. Ich will weder feig noch undankbar sein. Ich muß Deutscher werden. Wenn Mutter mich brauchte ...« Er brach ab und sah vor sich hin. Dann schüttelte er den Kopf:

»Nein, sie braucht mich nicht.« Plötzlich kam ein merkwürdiges Lächeln auf sein blaßes Gesicht. »Wenn sie sich scheiden ließe? ... Aber das tut sie auch nicht. Ich verlasse sie ja nicht 'böswillig' — das weiß sie. Sie wird ohne mich besser fertig — außerdem hat sie Heinrich und James. Du aber mußt ihr deinen Standpunkt selbst auseinandersetzen.«

Kornelie griff nach seiner Hand. »Ja, Vater! Wir bleiben also?«

»Wir bleiben.«

Sie telegraphierten und schickten Briefe nach. Die erste Antwort der Mutter war eine leidenschaftliche Lossagung. Griffin hatte sich auf den deutschen Waldwegen schon in die Beruhigung seiner Güte eingewiegt — nun traf ihn die Schrockheit der Frau, mit der er ein Leben durchlebt hatte, doppelt. Kornelie wußte, wie heilig ernst er seine Begründungen vor der Mutter abgewogen hatte. Sein Schmerz verwundete sie, und sie weinte lange um Heinrich Griffins Leid. Dann aber kamen Vater und Tochter zur Fassung und zur Erkenntnis, daß jeder Schritt in die erneute Heimat mit Herzblut erkämpft werden mußte. Sie arbeiteten nun gemeinsam die rechte Erwiderung aus. Jetzt schien die Mutter irgendwie getroffen zu sein, ohne einen neuen Jörn zu finden. Sie antwortete nicht mehr, sondern ließ ihre Söhne schreiben. Die wagten sich vor dem Vater nicht so heraus, wie sie der Mutter gewiß versprochen hatten. Sachliche Ruhe trat allmählich ein. Jeder Teil wußte, woran er war, und Griffin konnte als Amerikaner in Deutschland wirken — das war doch besser, als ein Deutscher in Amerika zu sein.

Von Proll kamen nur kurze Nachrichten. Er nahm an der Belagerung Antwerpens teil, dann rückte er in Flandern vor und blieb bei Ypern. Kornelie fühlte aus seinen Briefen, daß es ihm unmöglich war, seine Erlebnisse in Schilderungen umzusetzen. Doppelt wirkte das auf sie und machte ihre Phantasie frei. Am tiefsten grub sich die Bemerkung Prolls ihr ins Bewußtsein, daß ja die Tatsachen bei Empfang des Briefes immer schon über die Mitteilungen fortgeschritten seien, besonders in diesem Kriegstempo. Das war hart und fast rücksichtslos. Aber Kornelie verstand darin die Sprache der Zeit. Wesentliches

wurde von solcher Härte nicht zerstört. Sie durfte daheim die zarten Blüten der Seele pflegen. Sie beanspruchte nichts vom Manne, was nicht des Mannes war. So hielt sie den knappen, alles sagenden Briefwechsel aufrecht und schickte ihrem Krieger Liebesgaben, wie eine schlichte deutsche Braut. Eigentlich traf dieses Wort nicht die Lage, in der sie sich fühlte. Sie war den Weg zu Proll schon weiter geschritten, bis zur Frau, doch ohne ihm zu gehören. Ein Menschenbund war ihre Ehe, eine Kriegstraumung, die nicht die Weihe eines Dritten brauchte. In Deutschland hätte Proll kaum solche heimatische Freundin gefunden — da wirkte doch Amerika.

Als Griffin und Kornelie ihren ersten Tag in Dresden verbrachten, drängte es sie abends zur Musik. Sie hörten im Opernhaus Beethovens »Fidelio«. Eines deutschen Meisters Kinder waren diese Spanier. Die Treue legte ihren goldenen Ahrenkranz um Korneliens Haupt. Mit einem glücklichen Gelübde kehrte sie an ihres Vaters Seite auf die herbstlichen Waldberge zurück. Ihr Zimmer lag in weißem Mondschein. Als sie es betrat, leuchtete ihr vom Schreibtisch ein Brief entgegen. »Von Proll!« rief sie so laut, daß der Vater es nebenan hörte.

Dann wartete Griffin, ob eine Nachricht gekommen war, die Kornelie ihm noch mitteilen wollte. Eine Viertelstunde verstrich — da wurde es Griffin bang zumute. Er klopfte bei seiner Tochter an. Als sie nicht antwortete, trat er ein. Kornelie lag, das Gesicht vergraben, auf dem Diwan. »Kind!« rief Griffin. »Liebste! Was ist denn geschehen?«

Sie deutete abgelehrt auf den Brief.

Er hob ihn auf und las: »Meine liebe Freundin, ich bin verwundet. Es ist schwer, aber der Arzt will mich durchbringen. Mehr schreiben ist unmöglich. Lasse wieder Nachricht geben. Proll.«

Junger Schmerz alühte in diesen Worten und drang in Griffins alten Körper. Er verstand Kornelie, obwohl er sie zum erstenmal fassungslos sah. Was sie niederwarf, war nicht nur die Angst um Proll, sondern der erste, wirkliche Blick ins Dämonenauge des Krieges. »Nichts ist sicher, Vater,« sagte sie, nachdem er sie aufgerichtet und in sein Arbeitszimmer geführt hatte. »Wir wer-

den allesamt genarrt. Während Beethoven unsern Bund befestigte, ahnte ich nicht, daß er sich einsam quälen muß.»

»So mußt du es nicht auffassen, Kind. Was Beethoven dir heute gegeben hat, das kann auch die Gewißheit sein, daß deine Liebe ihn aufrecht hält durch alle Nöte.«

Kornelie starrte vor sich hin. Dann schien sie gefaßt und gab ihm die Hand: »Verzeih, Vater. Du hast recht. So muß es sein, oder so muß ich es mir auslegen. Darum will ich keine Zeit verlieren, nicht klagen, sondern handeln. Ich werde morgen alles versuchen, um zu Proll zu gelangen. Ihn zu pflegen, muß mir doch erlaubt sein?«

Griffin sah sie in bangem Zweifel an. »Wir sind im Lande der Vorschriften, Nelly. Ich glaube nicht an solche Erlaubnis. Ich halte sie nicht für militärisch. Hoffen wir, daß er schon die Pflege hat, die das deutsche Sanitätswesen auszeichnet. Aber damit du siehst, daß ich ebenso gegen alles Bequeme wie gegen alles Unmögliche bin, werde ich morgen früh telegraphische Nachricht zu erhalten suchen. Meine Beziehungen müssen mir dazu verhelfen.«

Es gelang Griffin wirklich, am nächsten Abend Nachricht zu bekommen. Proll war außer Lebensgefahr, aber seine Beinwunde brauchte des komplizierten Knochenbruchs wegen lange Behandlung und machte einen Transport vorläufig unmöglich. Der Schwerverwundete mußte bis zum Winter in Belgien bleiben. Er konnte aber allmählich wieder mehr an Kornelie schreiben, und außer den Briefen an die Mutter war das seine liebste Tätigkeit.

Die Griffins blieben auf dem »Weißen Hirsch«. Sie liebten die tiefe Stille der Dresdner Waldböden und konnten sich auch im Winter nicht zu einem städtischen Aufenthalt entschließen. »Wer nicht im Feld ist, weiß doch nichts,« sagte Griffin. Kornelie gab ihm recht. —

»Man wird wieder zum Kinde,« schrieb Proll Mitte November. »Alles wird einem neu ans Bett gebracht, was man früher in den Straßentaub getreten hat. Wunderliches Menschenleben! Wenn man fast durchgelaufen ist, muß man erkennen, daß man nun erst durchlaufen sollte. Ich habe tatsächlich Mut dazu, Kornelie, wenn ich

auch den Weg nur noch auf anderthalb Beinen machen werde. Wäre ich mir nur über meine nächste Daseinsphäre erst klar! Alles kann ich noch, nur laufen kann ich nicht. Die Hauptsache ist, das wirst Du mir zugeben, Freundin, unser Kopf. Herz ist selbstverständlich! Kopf ist bei mir noch vorhanden. Ich habe damit ad primum in der Tiefe des Meeres gelebt — ad secundum auf der Erdoberfläche. In beiden Reichen als brauchbarer Mensch — siehe Berliner Ordinariatsangebot vor Kriegausbruch und hier draußen Eisernes erster Klasse. Nun muß ich die dritte Brauchbarkeit finden. Für mageren Abschied danke ich. Na, Gott wird schon helfen! Morgen läßt mich der Oberstabsarzt zum erstenmal aufstehen. Da werde ich ja sehen, ob Krücken auch den Verstand stützen müssen. Bericht folgt.

Dein Proll.»

Anfang Dezember war der Geburtstag von Prolls Mutter. Kornelie hatte es durch ihren Sohn erfahren und reiste, nachdem der Vater gern seine Zustimmung gegeben, nach Berlin, um der alten Frau nahe zu sein. Sie fand sie einsam in ihrem Häuschen, aber in guter Verfassung. »Nee, Fräuleinchen,« sagte sie, nachdem sie Kornelie wiederholt geküßt hatte. »Ich hab' mir keine Gäste einjeladen! Nee! Sie sind mir der einzig willkommene! Ich hab' mich aber nich zu hoffen jetraut, daß Sie wirklich kommen werden. Sie sind doch 'n treues Herz! Aber nu kommen Se mit und trinken Se 'ne Tasse Schokolade!«

Bei Tisch blieb Prolls Mutter still und sprach nicht von ihrem Sohne. Sie schien erst einen tiefen Gram überwinden zu wollen, bevor sie zu einer großen Freude kam. Plötzlich blickte sie in Korneliens wehmütig fragende Augen: »Na ja! Sie haben ja ganz recht. Man soll bloß ans Gute denken. Der Krieg ist was Schauderhaftes, wenn auch Hindenburg da is, und wenn se auch immerzu siegen — aber heute morgen is prompt ein Brief von ihm gekommen, ein Geburtstagsbrief, jawoll, und da schreibt er, daß er Weihnachten hier is. Was sagen Se dazu, Fräulein? Bei Gott und wahrhaftig! Er is so weit, daß er in ein Berliner Lazarett kommen kann. Mit'n Laufen is es noch nich viel, schreibt er, aber man



Tina Blau:

Feldblumen

Zu dem Aufsatz »Tina Blau« von Prof. Dr. Max Eisler in Wien

hat sich doch wenigstens wieder! Tott, nu weinen Se, liebes Kind! Nu hab' ich Se woll schredlich überrumpelt? Aber auf'm ,Weissen Firsch' liegt sicher auch 'n Brief.«

In einem Moabiter Lazarett sah Kornelie ihren Freund wieder. Sie kam aus einem leuchtenden Wintertage, das Schneegestöber hatte ihr Hut und Pelzmantel mit Eischen bedeckt — in rosigter Frische betrat sie den weiten Lebensraum. Alles redete sich um sie her, als ob ein Bote des Lichts gekommen wäre. Die darbenenden Männeraugen folgten sehnsüchtig der schlanken Grazie, die an ihnen vorüberschritt. Proll lag nicht mehr im Bett. Er saß fertig angezogen in einem Lehnstuhl, vom Fenster abgekehrt, dessen Sonnenhelle ihm Kopf und Schultern wärmte. Kein Invalidenzeichen war an ihm, nur sein bleiches, gealtertes Gesicht erzählte von einer furchtbaren Vergangenheit. Aber sein schönes Lächeln bannte alle Traurigkeit, als Kornelie auf ihn zukam. Dann übermannte es ihn; er sah, was seine Seele befehlen und jetzt wiedererhielt. Er schluchzte laut. Kornelie blieb vor ihm stehen, als wollte sie diesen Anblick vor jedem fremden Auge bedecken. Erschüttert zwang sie eine Heisterkeit empor, die ihr etwas Himmlisches gab. So flüsterte sie, über Proll gebeugt: »Aber gut geht es Ihnen — Sie sind ja kaum verändert! Etwas älter — nun, das werde ich wohl auch sein!«

Er sah sie, in ihre Schönheit verloren, an. Da fiel ihr Blick von ungefähr auf etwas, was hinter seinem Stuhl an die Wand gelehnt war. Zwei Krüden sah Kornelie, aber sie beherrschte sich. Proll wußte nicht, was sie gesehen hatte. Sie schenkte ihm bis zum Abend wunderbare Stunden. Dann kam eine milde blonde Schwester und bat um ihren Ausbruch.

Das Weihnachtsfest unter den Gittichen eines Christentums, das Kornelie nicht mehr auf dieser Welt geglaubt hatte, wurde im Lazarett gefeiert. Auch die andern Verwundeten, Prolls Leidensgefährten, hatten ihren Teil an der Liebe, die Mutter Proll, von Kornelie und Griffin unterstützt, ins Haus trug. Unter den schimmernden Tannenbäumen herrschte wirklich wieder einmal Friedensglück.

Und wenn auch noch so kurz — das war es doch im Grunde, wofür man kämpfte.

Am Neujahrstage konnte Proll in das Haus seiner Mutter übersiedeln. Kornelie begleitete ihn und kam nun jeden Tag im Automobil wieder. Griffin arbeitete in der Amerikanischen Botschaft und fühlte keine Vernachlässigung. Nun konnte Kornelie schon Spaziergänge mit Proll unternehmen. Wenn sie langsam neben ihm her schritt, vergaß sie, daß er an Krüden ging. Der Mann und Held war noch ganz, war frei in seinem Willen und ohne Stütze. So hielt sich Proll, so sprach er. Er wußte Kornelie in einer höheren Gemeinschaft mit sich als in der des Mitleids. Sein Eisenkreuz auf der linken Brust hatte nur einen schwachen Silberschimmer, doch alles Gebrechliche versank davor in Dunkel. Wenn Proll einmal still und traurig wurde, lag es nicht an seinem körperlichen Mangel, nicht so wenigstens, wie weiche Herzen glauben mochten. Es war mehr Unruhe, Aufglühen einer unzerstörbaren Kraft, Scheu vor dem Eingekolltwerden. Solches fürchtete er von den Tagen des milden Glücks, die ihm an Korneliens Seite zuteil wurden. Er war noch ganz Soldat. Er wußte die Kameraden im Felde, auf ihrer gerechten Siegesbahn. Sollte er wirklich nicht mehr zu ihnen kommen? Mit seinem brauchbaren Geist — um eines unbrauchbaren Fußes willen? Proll kämpfte gegen die gemeine Idyllisierung der Kräfte. Er wollte höhere Gerechtigkeit, Anerkennung der geistigen Fähigkeitsgrade. An Wieland dachte er viel, den gelähmten Meister, der sich Flügel schuf, an Tyrtaios, der seine Griechen durch Gesang zur Schlacht begeisterte — am meisten aber gedachte er Ludwig Beethovens, des Tauben, der das Ohr der Schöpfung gehabt.

Mit Kornelie sprach er nie über diese Kämpfe — sie erriet sie ohne Wort. Ihr ganzes Wesen wollte ihn über seine Hemmung fortbringen und reichte ihn mit frohem Glauben in die Gefunden ein. Aber er wurde allmählich stiller und ernster. Eine müde Verdroffenheit suchte ihn zu übermannen, und wenn sie zehn Minuten gegangen waren, wünschte er sich in sein Zimmer zurück. Vergebens bekämpfte Kornelie diese Stimmung. Der Frühling, dessen Hilfe sie herbeigesehnt, machte ihr die Aufgabe noch schwerer. Das erste Naturerwachen quälte Proll, und er flüsterte,

wenn sie das große Leuchten sah, das himmlische Jubilieren hörte: »Krüppel, Krüppel!« Sie sah ihn dann bittend an, sie wollte das böse Wort aus seinem Bewußtsein streichen, aber er beugte sich gramvoll unter dem Märzsturm und schloß seine brennenden Augen.

Plötzlich, als Kornelie eines Morgens zu ihm kam, überraschte er sie durch den ersten Schimmer des alten Grobfinns. Irgendwie suchte wieder der Schall in seinen Zügen. Er stand schnell auf, und da sie ihm immer nur ins geistige Auge sah, bemerkte sie anfangs gar nicht, daß er sich heute nur einer Krüde bediente. Erst als sie fortgingen, erinnerte sie ihn an die zweite.

»Nicht mehr nötig!«

»Wirklich? Aber warum denn? Seien Sie vorsichtig. Hat der Arzt es erlaubt?«

»Nein, ich! Mein Kopf — Sie wissen schon! Ich brauche nur noch ein Memento! Das andre habe ich auf dem Altar des Vaterlandes geopfert!«

»Wie?«

»Ich habe Brennholz braus gemacht! War's nicht sehr behaglich warm in meinem Zimmer? Das machte bloß die Krüde im Ofen!«

Korneliens schöne Augen sahen ihn noch ängstlich an — dann aber kam es, was er gewollt: sie lachte plötzlich, und er rief, mit verhaltenem Jubel ihre Hand ergreifend: »Na, bin ich nicht auch so ganz stramm? Passen Sie auf! So fallen allmählich die Sentimentalitäten!«

In der nächsten Woche fiel in der Tat die zweite. Proll kam Kornelie schon im Garten entgegen, nur noch auf zwei Stöcke gestützt. Die zweite Krüde lag heute im Ofenfeuer. Dann wanderten sie zwei Stunden, ohne daß Proll müde wurde. Nach drei Tagen aber kam er nur noch mit einem Stod, hüpfte freilich voll arger Beschwerde daran. Vergebens bat ihn Kornelie, nicht zuviel zu wagen. Sogar die Tränen seiner Mutter nützten nichts. Er schien ein festes Programm gemacht zu haben. Doch bei einem Stod blieb er — »zur Vorsicht«, wie er sagte. »Seehund oder Schwan auf dem Trodenen,« murmelte er einmal, »aber kein Hund und kein Schwein, Gott sei Dank! Das ist die Hauptsache.«

Kornelie sah ihn erst fragend an — dann aber nahm sie plötzlich seinen Rumpf in beide

Hände und küßte ihn auf offener Straße. Es war in dem stillen Vorort draußen — doch ein junges Dienstmädchen hatte alles gesehen und lachte, um mit einmal schluchzend davonzulaufen.

»Wir sind verlobt, Mutter,« sagte Proll, als er mit Kornelie heimkam.

»Na, das seid ihr doch schon lange, Kinder,« erwiderte die alte Frau.

»Da hat sie eigentlich recht,« meinte Proll. »Das Neue liegt anderswo. Das, was einem die Brust weitet — was ich suche und was du mir wünschst, Kornelie. Wir machen uns doch nichts vor. Es ist kein Egoismus — höchstens einer zu zweien. Ich kann ja gar nichts tun, was du nicht gutheißt. Aber laß mich suchen — laß mich suchen — hab' Vertrauen — ich finde schon!« Er humpelte an seiner letzten Stütze fort.

»Was meint er denn bloß?« fragte die Mutter beklommen. Jetzt machte ihr sein Geisteszustand Sorge.

»Ich verstehe ihn,« erwiderte Kornelie blaß, aber mit einem festen Licht in den Augen. »Es ist ja kein drittes Reich, Mutter. Das sucht er, und wenn er es gefunden hat, wollen wir ihn nicht hindern, sondern froh sein.«

Nach vierzehn Tagen brachte Proll die Neuigkeit, daß er wieder in eine militärische Stellung komme. Er brückte sich über sein neues Amt etwas dunkel aus. Dankbar fühlte er, daß Kornelie nicht in ihn drang und sogar eine Erklärung für die Mutter fand, mit der diese sich zufriedengab. Kornelie trug einsam ihre Ahnung umher. Sie spürte, daß der Vater ihr Vermuten teilte. Allmählich sprachen sie davon, als ob es schon feststände, aber die Tatsache wurde verschwiegen. Da schwang zu viel vom großen Geist der Zeit mit, die herrliche und furchtbare Ungewißheit, der ewige Verlust und der Wert des Augenblicks. Proll konnte ein Symbol dafür bringen. Mit einem bitteren und doch innigen Troß zog Griffin seinen Namen immer wieder als Blutszeugen des Deutschtums herbei. Kornelie wußte, daß ihr Vater mitten in die Kämpfe des Unterseebootstreites geraten war. Unter seinen Landsleuten hatte er nicht allzu viele Parteigänger. Da erfüllte sie seine Liebe zu Proll mit einem bangen, beglückenden Stolz.

Sonntags waren Griffin und Kornelie Mutter Prolls Mittagsgäste. Auch der Sohn kam aus der »Kaserne«, und heute erschien er gar in einer neuen Uniform. Er war Offizier geworden, unzweifelhaft, ein stattlicher selbstgrauer Leutnant. Unter dem Eisenkreuz aber trug er eine Auszeichnung, die Mutter Proll vollkommen unbekannt war. Griffin warf seiner Tochter einen ermutigenden Blick zu, doch diese lächelte ruhig.

»Was is denn das, Thomas?« fragte die alte Dame. »Wann hast du denn das jekricht?«

»Vorgestern, Mutter. Aber is erst deine Suppe auf — dann werd' ich dir's sagen.«

Nach zwei Minuten wußte Frau Proll, was der neue Orden war: ein Fliegerabzeichen. Ihr Sohn übte tatsächlich schon in Johannisthal. Da sah sie ihre Gäste erst mit einem fragenden, halb stolzen, halb ängstlichen Blick an. Dann stand sie auf und verließ weinend das Zimmer. —

Sie mußte es einsehen. Sie konnte es schließlich, da sie den Sohn so glücklich sah. Nur gegen eins wehrte sie sich beharrlich: sie wollte ihn nicht mehr in seinem »dritten Reich« erblicken. »Nee, Kinder,« erklärte sie, indem sie auch Heinrich Griffin in diese Bezeichnung einbezog, »das is nichts mehr für mich. Schützenjungen — ja. Das kann ich mir unjefähr vorstellen — das is eben Krieg. Aber fliegen — fliegen und schießen zugleich! Da will ich doch lieber jeden Tag 'n paar Stunden drüben bei seine Spiritusunjeheuer sitzen, wißt ihr, bei seine Tieffesammlung! Da hat er dran gearbeitet — das versteh' ich auch — aber fliegen! Nee, nee!«

Mutter Proll schüttelte trübe den Kopf. Sie ließ sich auf nichts mehr ein. —

Kornelie wartete nur darauf, einen Aufstieg ihres Siegers zu sehen. Proll verabredete einen schönen Maimorgen mit ihr.

Da stand sie in bebender Spannung auf der weiten Wiesenfläche. Der Vater blieb neben ihr und hielt ihre Hand. Ihnen gegenüber lag der Schuppen, aus dem Prolls Flugzeug herauskommen sollte. Endlich — jetzt kam es. Die Sonnenhelle verbunkelte sich einen Augenblick. Kornelie sah schnell zum Himmel empor — es war ein weißes Wölkchen, das die Leuchte der

Welt verhüllen konnte. Bald war es vorbeigezogen — fest stand wieder und klar das goldene Licht. Nun ratterte Prolls Flugzeug über die Wiese. Der Flieger war unsichtbar, und die leichten Räder hüpfen über den Grasteppich. Kornelie trampfte ihr Tuch in der Hand. Ihre Augen saßen an den Rädern fest, denn jetzt mußte es kommen, jetzt! Dann waren sie nichts mehr als ein lahmer, irdischer Behelf. Dann bewiesen die Flügel ihr Ingenium und hoben, hoben wirklich, was ein ringender Mensch war. Da plötzlich! Sie hatte es im Schauen fast veräumt. Schon war die Erde verlassen. Die hüpfende Bewegung vollzog sich im Schweben. Höher und ruhiger stieg der Apparat. Das klare Himmelsblau lockte ihn, die Sonne gab ihren Segen. Jetzt winkte Kornelie mit ihrem Tuch. Jetzt rief sie laut, in stolzer Seligkeit ihren Gruß empor. Traumverloren, seiner Antwort sicher, sah sie ihm dann nach, dem Manne, der sich doch noch zurückgefunden. Immer höher flog Proll. Jetzt war sein Reich nur noch der kleine dunkle Vogel. Eine Maschine — eine Welt. Aber er dachte da oben gewiß nicht an Schönheit, sondern an Zweck. Er mußte fliegen, um Soldat bleiben zu können. So kam er endlich wieder an den Feind.

Griffin zitterte selbst in Erregung, doch er sandte einen prüfenden Seitenblick auf Kornelie. Er hatte sich nicht getäuscht. Sie blieb sich treu und verlor nicht das einzige Gut, das sie Amerika dankte, im alten Vaterlande: sie blieb klar in einer schönen Schwärmerie. Da konnte sie auch vernehmen, was sein Herz erfüllte: »Ja, Nelly,« sagte er leise, »ein stolzer Mann im Himmel ist mehr als tausend Munitionsarbeiter auf Erden. Das verstehen wir beide — die andern müssen es erst noch lernen. Aber wir kommen durch — das weiß ich jetzt gewiß. Laß deinen Freund nur wieder an den Feind.«

»Ich lasse ihn, Vater.« —

»Und ich, siehst du, Nelly — ich will ihm auch da oben meinen Segen geben — aber eine Bedingung muß ich jetzt stellen.«

»Welche, Vater?«

»Kriegstraum, Kind. Bevor er wieder fortgeht. Du armes, tapferes Herz — das hast du dir verdient.«

„L 19“

Bleischwere Wolken stieß das Meer aus seinem Rachen
Und peitschte sie zur Höh',
Daß sie wie eine Meute flügelschneller Drachen
Aufzahren aus der See.

Und hängten an die Schwingen sich mit tausend Krallen
Dem fitherkönigsschiff,
Und rissen es aus hohem Himmel, daß im fallen
Zerschmettert' es am Riff.

Eiskalte Wogen schlagen jubelnd ihre Arme
Um den entstellten Stumpf,
Doch das entthronte Leben klopft, das hoffnungswarme,
Noch innen in dem Rumpf.

Bis in der großen, sternenhellen Siegerseele
Der letzte funken schwand –
Da steigen Menschen aus der haßumbrüllten Höhle
Wie aus dem Schattenland.

Weit schaut der erste in die ferne, und den Lippen
Entschwebt ein leises Wort:
„O Mutter!“ – – Löst die finger von den Eisenrippen –
Die Woge trägt ihn fort.

Der zweite schaut in sich hinein mit selbstvergeßnem Rallen:
„Ich bin es, der dich küßt –
Geliebte du – –“ Und läßt verklärten Blicks sich fallen
Dem brechenden Gerüst.

Der dritte singt ein Lied von Dorf und Duft und Tannen
Und goldner Abendstund' –
Solange seine finger noch das Eisenstück umspannen,
Dann sinkt er in den Grund.

Und einer, gleich als ob der Sturm es selber rief:
„Ein fluch dir, Engelland!“
Und schmettert mit dem fluch sich selber in die Tiefe,
Das Messer in der Hand.

Jetzt aber einer, dem die Tageshelle
Nicht von der Sterne wich,
Der übertönt der Wogen donnerndes Gefälle:
„Mein Volk, ich liebe dich!“

Da steigen alle aus dem dunklen Gange:
Nun, letzter Bogen, brich!
Und schwingen in die Wogen sich mit hellem Sange:
„Mein Volk, ich liebe dich!“

Otto Hild



Tina Blau: Weg zur Krieeau. Frühling im Prater

Zu dem Aufsatz „Tina Blau“ von Prof. Dr. Max Eisler in Wien



Reitweg im Prater

Verlag von Franz Hanfstaengl in München

Tina Blau

Von Prof. Dr. Max Eisler (Wien)

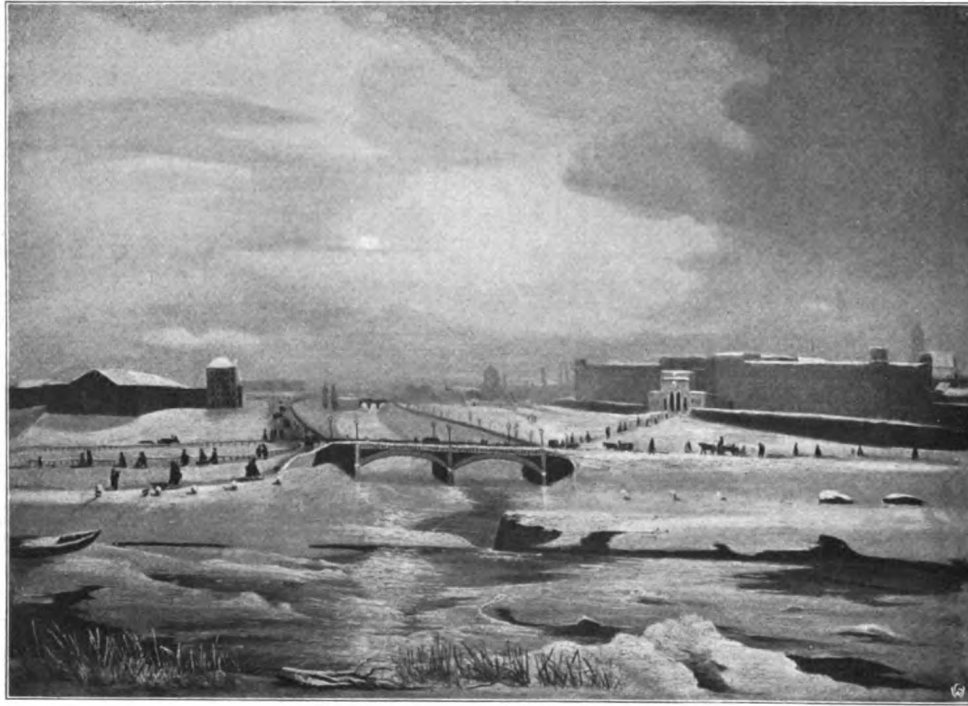
Für ihren Bildern denkt man nicht an die frauliche Hand, die sie vollbracht hat, man denkt an das Herz, das in ihnen schlägt, an das stillgehende, gleichgebliebene, in sich beglückte Herz. So bieten sich diese Bilder an, feinschön und klar, ohne großes Gehaben, ohne Rätsel, ohne Problem. Nur das Auge genießt sie.

Aber ist man weiter weg von ihnen und überfieht das Werk als Ganzes, dann wird man den Gedanken nicht los, daß hier Frauenwerk gegeben ist, und man muß sich wohl oder übel mit diesem hartnäckigen Gedanken auseinandersetzen. Sonst wird man ihn nicht los, und er verdirbt einem immer wieder den reinen Genuß an dieser so gar nicht rätselhaften Leistung eines ehrlich schaffenden Lebens.

Die drei Frauen, die im letzten Jahrhundert im Vordergrund der weiblichen Malerei standen, fordern zum Vergleich heraus: die Madame Lebrun, Rosa Bonheur und Therese Schwarze. Dem anmutigen Schwung der einen steht Tina Blau ebenso fern wie der männlichen Kraft der andern oder gar dem bewußten Gehaben der dritten. Wesentlich noch als die Verschiedenheit im einzelnen ist, daß

sie allein nicht im Ausklang einer malerischen Bewegung steht und die Nachlese sammelt, wo die Tat der Männer schon zur äußersten Reise gebracht war. Auffälliger noch, daß sie unter allen malenden Frauen die einzige namhafte und wirkliche Landschaftlerin ist. Was mag das nur sein, daß die beste Kraft weiblicher Darstellung gerade der Figur zugewendet erscheint und ihr Sinn für die Natur im blumigen Stillleben Genüge findet? Wiewohl doch die landschaftliche Stimmung der Frauenseele ein Gebiet eröffnet, auf dem sie sich heimisch fühlen müßte und ihre Eigenart gegen die männliche natürlicher ins Recht setzen könnte. Sicher ist, daß die Malerinnen der Blumen einem echten weiblichen Trieb gefolgt sind. Doch hieß das nicht über den schüchternen Anfang hinauskommen. Den Mut, diesen naturgerechten Weg weiterzugehen und dabei Weib zu bleiben, hat Tina Blau gehabt. Das nimmt für sie von vornherein ein, man wird sie achten müssen, bevor man sie lieben gelernt hat.

Dazu gehörte ein tapferes und beständiges Herz. Zumal damals, als sie begann. Ganz schüchtern und schülerhaft hatte sich ihre erste Liebe für die Natur geregt, Obst und Blumen zu gefälligen kleinen Stillleben vereinigt. Ein Stück weiter führt sie



Hauptzollamt und Franz-Josef-Kaserne (1869)

August Schaffer, aber es bleibt Atelierlandschaft vom Geist jener vielfach trefflichen Schule Albert Zimmermanns, die doch nur allerhand Elemente der altholländischen Landschaft zu wirkungsvollen Kompositionen verband und die unmittelbare Einsicht in die Natur, zumal die heimische und unauffällige, geringschätzte. Wien, die Großstadt, regt sich. Sie verlangt nach einer stattlichen, festlichen Kunst, sie will, was sie selbst bewegt, Menschen, Massen in ihrer wohlgefälligen Entfaltung, äußerliche Bewegung und Größe auch in der Landschaft. In Rahl, Makart und Canon findet sie ihren zeitgerechten Ausdruck und macht die Schule Zimmermanns möglich, die schon ein Halbjahrhundert vorher in England, seit einem vollen Menschenalter schon in Frankreich vor den Neuentdeckern der intimen Natur hatte abtanken müssen. Es sind Verspätungen, die Wien, die Großstadt, auch sonst gegen London und Paris aufwies. Noch ist hier jene Sehnsucht des Großstadtmenschen nicht wach geworden, die ihn dem Druck des Massengetriebes entweichen und in die Natur flüchten läßt, jene erregte, feinnervige, nie befriedigte Städtersehnsucht, aus der die neue Landschaftskunst

allenthalben kam. Noch ist Wien die Luft der Wiener, und in Festzügen und Ausstellungen bietet sich der Auftrieb des hochgespannten Stadtlebens selbstbewußt und prachtliebend dar.

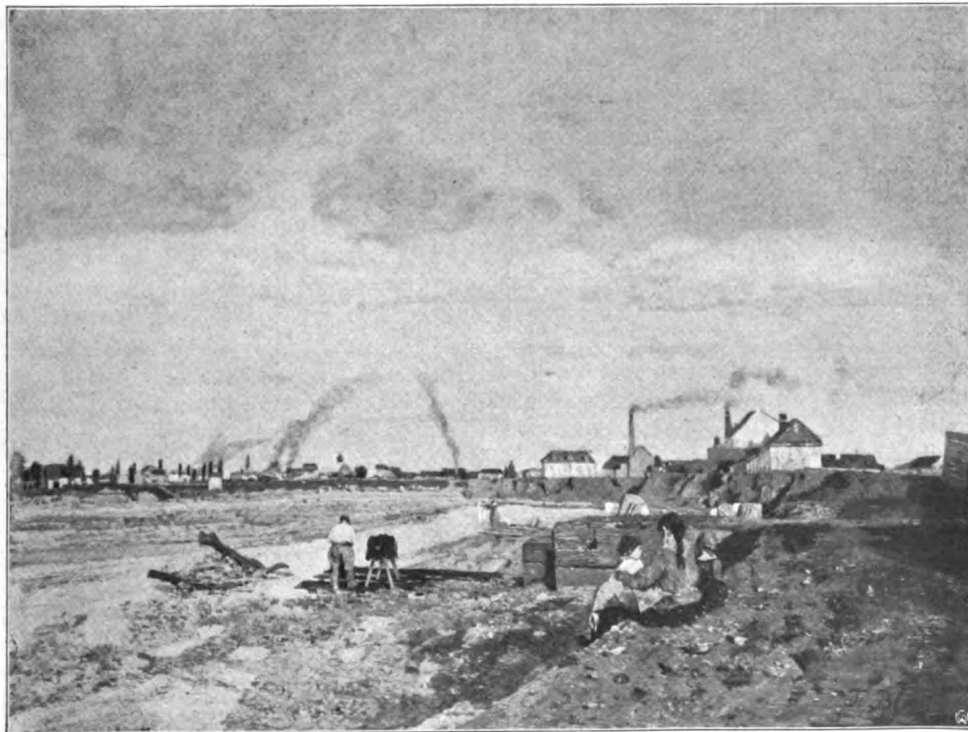
In diesem Zustande kam alles darauf an, den schwerverlegten Weg in die Natur der Heimat zu finden. Ganz selbständig hat ihn Tina Blau eingeschlagen und hat an dem Tage, an dem sie ihre Staffelei im nahegelegenen Naßwalde angelehnt, die heimatischen Waldberge aufstellte, die Ablieferung des Ateliers verlassen und ihre eigene Kunst begründet. Wenn dieser Entschluß nicht auch einen epochemachenden Einschnitt für die österreichische Landschaftskunst bedeutet, so liegt das daran, daß diese befreiende Tat damals von einem Stärkeren zu gewärtigen war, dem Manne, der diese Aufgabe der Zeit zu erfüllen hatte.

Emil Jakob Schindler ist immer wieder als der Wegweiser Tina Blas genannt worden. Es soll hier nicht die Gelegenheit versäumt werden, mit diesem hartnäckigen Irrtum aufzuräumen. Sie hat nicht nur unabhängig von ihm in die Natur gefunden, sondern verblieb auch weiterhin in bewunderndem Abstand von diesem prächtigen

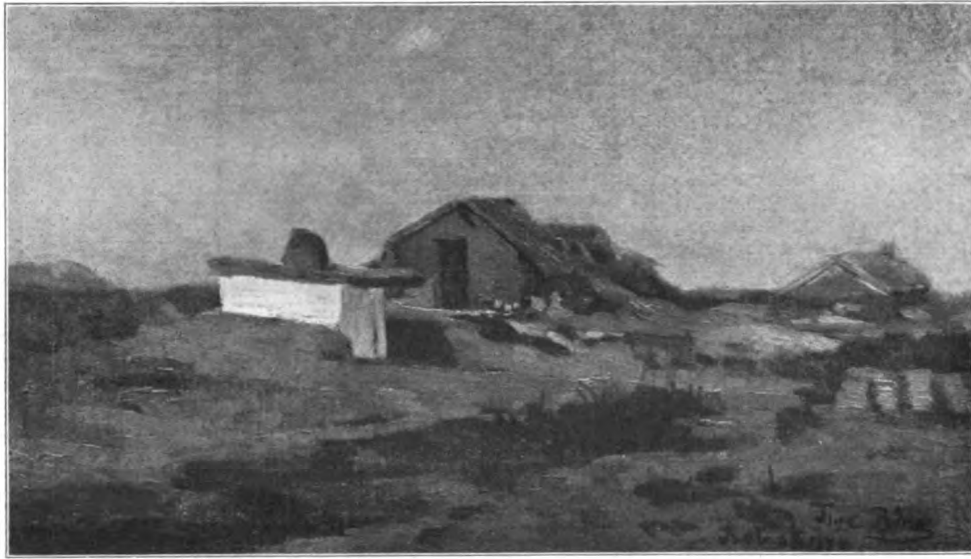
Künstler, mit dem sie vielfach verkehrte, ohne nennenswerten Einfluß von ihm zu erfahren. Niemals ist sie seine Schülerin gewesen. Nach romantischen Anfängen hatte der Reichbegabte den Realismus Rousseaus und die lyrische Anmut Corots gleich stürmisch empfangen, und in dieser seltsamen Mischung bot sich sein eignes Naturell dar, als er nach dalmatinischen und holländischen Malerfahrten endlich wieder in den Wiener Prater heimfand, von wo er mit herzhaften, naturfrohen, vielverheißenden Stücken ausgegangen war. In seinen späteren Bildern erschien die altholländische Schule nicht ganz vergessen, die unmittelbare Frische der Waldmaler von Barbizon gedämpft durch jene Aberlieferung und durch die eigne lyrische Note. Bei aller Anerkennung für diesen trefflichen Künstler wird man nicht verkennen dürfen, daß er derart der Aufgabe seiner Zeit in einem wichtigen Augenblick nicht völlig gerecht wurde. Damals bedurfte die Wiener Kunst einer Kraft, die ohne Vorbehalt der heimatischen Natur ins Auge sah, wie Constable in England, Rousseau in Frankreich. Schindler hatte die Fähigkeit dazu, aber er

erschien belastet mit dem liebenswürdigen Erbteil des Wiener: er war ein Mann des Kompromisses, und das Kompromiß seiner Kunst war vielleicht schuld daran, daß die ganze spätere Entwicklung der Wiener Landschaftsmalerei keine sonderlichen Höhen stürmte, sondern sich unentschlossen zwischen den Strömungen bewegte. Auch die Franzosen von 1830 waren durch Altholland gegangen, hatten reichlich den Einfluß der ausländischen Pfadfinder durchgemacht, aber dann, als sie sicher und lebend geworden waren, der fremden Begleitung entsagt und sich ganz auf eigne Füße gestellt. Dem Wiener war solche herz hafte Abkehr nicht gegeben, und seine Nachfolge hielt sich an ihn.

So hing für die Zukunft der Kunst Tina Blaus geradezu alles davon ab, wie sie in den Jahren ihrer Selbstbegründung dieser Gefahr entgehen wollte, die Schindler für einen Sucher der unmittelbaren Natur bedeutete. Sie entzog sich ihr, indem sie nach München ging. Allerdings mochten ihrer geradeausblidenden jungen Mädchennatur solche Anfechtungen schon damals nicht viel bedeutet haben. Aber es traf sich gut, daß



Wien-Ufer bei Sankt Veit



Zigeunerhütten bei Szolnok (1874)

der Maler Aigner, der das malende Waldfräulein im Wiener Wald seit 1865 im Auge behalten hatte, jetzt den Weg nach München ebnete, und daß zugleich, im Sommer 1869, der »Kalkofen bei Abendbeleuchtung« das erste Geld, ganze hundert Gulden, ins Haus brachte. Damit konnte München erobert werden. Gelegentlich hat Tina Blau später in ihrer milden, dankbaren Art von diesen Tagen erzählt, von der Kunst und den Künstlern, die sie auf den rechten Weg brachten, und daneben auch vom alten München: »Besonders bezaubert und ergriffen war ich von den stillen Arbeitsstätten, wo wirklich gearbeitet wurde. Nicht zum wenigsten erfreute ich mich an dem damals noch ländlichen München, wo man in den Höfen der Ateliergebäude die Hähne krähen hörte, wo das Holz auf den Straßen fleingemacht wurde. Überschwenglich mögen meine Briefe ans Elternhaus gelautet haben.« Arbeit — die Fülle und Freude dieses Lebens scheint darin zu liegen, und von der Lust der Arbeit erzählt ihr Werk.

In München fand Tina Blau in Wilhelm Lindenschmit ihren eigentlichen Lehrer. »Unvergeßlich«, erzählt sie selber darüber, »ist mir der Eindruck dieses so unjagbar bescheidenen, hochbedeutenden Künstlers, der in der Mitte des Ateliers stand, während seine Frau, mit einer Handarbeit beschäftigt, bei ihm weilte. Es würde zu

weit führen, wenn ich über diese erste Unterredung berichten wollte. Ich befolgte Lindenschmits Rat und ging anstatt in die Ramsau nach Polling. Im Herbst bekam ich ein kleines Atelier im Hause Lindenschmits, und als ich ihm meine neuen Studien zeigte, war er voll Anerkennung, die er immer steigend während meines ganzen winterlichen Aufenthalts und auch später immer bewahrte.« Der Kreis ihres näheren Umgangs erweitert sich um einige vorzügliche Männer: Schleich, Pier und Heinrich Lang, der später ihr Gemahl wurde, aber früh starb. Als zu Weihnachten 1869 das Geld ausgegangen ist, geschieht das übliche Wunder: der unverhoffte Silberregen von zweihundert Gulden kommt ins Haus und mit ihm das Geschenk eines reichen Künstlerwinters in München.

Als die Fünfundzwanzigjährige im nächsten Frühjahr nach Wien heimkehrt, ist sie eigentlich fertig. Nicht nur, weil ihre Sicherheit jetzt endgültig geworden ist, ihre Bilder von damals zeigen bereits jene grundlegenden Werte, die die Zukunft wohl bereichert, aber nicht mehr wesentlich verändert hat. Nach der Weltausstellung 1873 werden die beiden Kunstpavillons im Prater frei. Die Wiesenwelle zwischen beiden läuft in die Tiefe des Parkes, in dem die schlanken feinästigen alten Praterbäume stehen und durch ihre lodernen Kronen die Sonnenwirbel durchlassen. Hier schlägt sie

ihre Werkstatt auf, drinnen im Pavillon und draußen im Prater. Vierzig Jahre ist sie ihm zugefellt, und heute gehört sie zu ihm wie irgendeiner der schönen alten Bäume. Die Wiener wissen das. Dazwischen ist sie reichlich in der Welt herumgekommen und immer wieder mit standhafter Anhänglichkeit zu ihren ausländischen Arbeitsplätzen zurückgekehrt: seit 1875 nach Holland, nach Venedig und an unsre Küste der Adria, nach der Pustta bei Szolnok und dann stets wieder an die Donau, nicht nur an die der Praterauen und an den Wiener Lauf draußen, sondern stromaufwärts bis ins Baprische hinein. Wie oft sie von ihr abschweift, sie kommt doch nicht von ihr los, die Donau ist der Lebensstrang ihrer Kunst, sein Herz der Prater. —

Heute ist sie ein Altmütterchen geworden. Die kleine, gebückte Gestalt, das lebhaftere Auge in diesem alten, von Lebensspuren reich gezeichneten Gesicht, noch mehr der witzige Geist und die verhaltene Innigkeit, die ihr Gespräch durchleuchten, lassen an unsre nun leider dahingegangene Marie von Ebner-Eschenbach denken. Vielleicht, weil von beiden derselbe frauliche Zauber ausgeht, das Mütterliche, dem das Kind



Die Mutter der Künstlerin (1893)

versagt blieb, und das nun diesen ganzen unverbrauchten Schatz im Werk und Wesen äußern muß.

Ist man aber bei ihr im Atelier und sieht ihr zu, wie sie geschäftig aus einer Ecke in die andre huscht, aus allen Winkeln Studien und Bilder zusammenschleppt, durch ein halbes Wort, durch eine Geste die ungebrochene Malerlust verrät und diesen hohen, nüchternen Raum mit der Wärme ihres Wesens füllt und heimlich macht, dann tritt der alte Israëls so lebhaft vors Auge, daß in der Dämmerung des Frühlingsabends die Wiener Praterhalle und die große Stube auf der Koninginnegracht im Haag zu einer Werkstatt werden, von einem verwandten, schaffenden Geiste ausgefüllt.

Die Kunst Tina Blaus beschäftigt sich fast ausschließlich mit der Landschaft; nur zuweilen ruht sie im Blumenstück aus, und die paar Bildnisse gelten nächststehenden Personen, der Mutter und dem Bruder.

Ihr Jugendwerk trägt nicht das Zeichen eines frühreifen Wunderkindes. Die ersten Stilleben sind kleinzehnerisch gedacht, die bunte, unselbständige Farbe füllt bloß den recht ängstlichen Umriß. Es ist Schulwerk,



Der Pfingststrauß



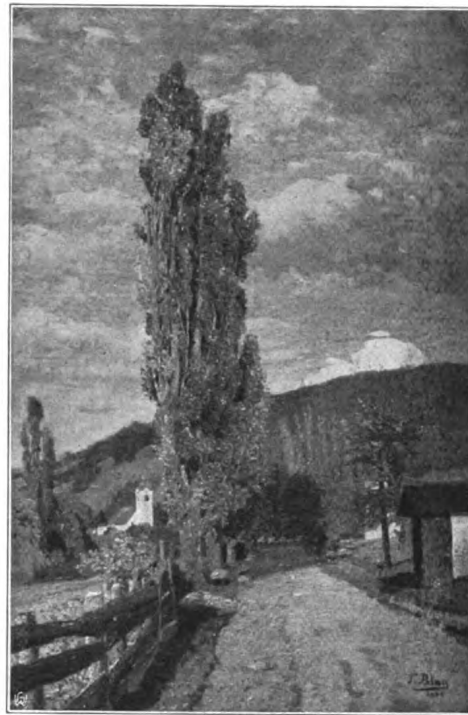
Im grünen Wald (Prater)
Verlag von Franz Hanfstäengl in München

dessen Merkmale sofort in den Hintergrund treten, sowie sie gelegentlich auf eigne Faust zu sehen und zu malen unternimmt. Dieser höchst merkwürdige Versuch bietet sich in ihrem ersten Donaublick aus dem Jahre 1864. Sie war damals neunzehn Jahre alt. Die vereisten Arme der Donau und der Wien in wüster Verschränkung, im rechten Grunde das alte Zollhaus, darüber ein schwer verzogener Himmel, auf dem die matte Winter Sonne niedergeht. Das Bild hat Mut, aber ihr junges Vermögen steht bei weitem noch nicht auf der Höhe des Unterfangens. Die Zeichnung ist unklar, ohne Sicherheit und ohne Ordnung, das bleiche Grau der Eisschollen, das stumpfe

Rot der Häuser und der graurötliche Himmel vereinen sich zu einer Disharmonie, die an sich keine sonderliche Begabung für die Farbe verrät. Aber schon der Verzicht auf den bequemen, bunten Effekt der Schullehre macht stuhig. Ein halbreifes Mädchen unternimmt hier offenbar, die Natur so zu sehen, wie sie sich ihm darstellt. Weit aus überraschender noch ist, wie alle szenischen Einzelheiten die Unterordnung unter das Landschaftliche erfahren. Der Himmel und seine Lichterscheinung sind die Hauptsache, alles Bemühen darauf gerichtet, das Abirge mit dem Zustand der Atmosphäre in Einklang zu bringen. Mit unbeholfenen Mitteln, in unvollkommener Form ist doch schon echte, beinahe unmittelbare Landschaftsstimmung erreicht und bereits versucht, in dem gegebenen Ausschnitt der Natur des Himmelsstriches überhaupt an den Leib zu rücken. Auch die für später bezeichnende Verbindung von Stadt und Landschaft zu einem landschaftlichen Ganzen ist hier schon vorweggenommen. Bemerkenswert bleibt, daß sie sich in so frühen Jahren von der lastenden Lehre des Ateliers befreit, aber auch der hier besonders naheliegenden Verlockung altholländischer Meister des Winterstüdes aus dem Wege geht und den verpönten Verkehr mit einem Stück wirklicher, unwirklicher Natur aufsucht. Es war der Eintritt einer Landschaftlerin in die Kunst, und er geschah ohne Wunder und Zeichen, so unauffällig und ehrlich, wie es ihrem künftigen Werke entsprach.

Im Beginn der siebziger Jahre gewinnt sie unter der Sonne des Allföls, bei Szolnok, ein Arbeitsfeld, auf dem sie allmählich ihre erste Reise erreicht. Das Gebiet bot sich einem Sucher starker, einfacher Landschaftsstimmung besonders an. Die freie Ebene, der lehmige, zerklüftete Erdgrund, die kraftvolle Sonne und dazu urwüchsig Menschen in der farbigen Tracht des Volkes. Schon vor ihr hatte es seinen Meister gefunden. Hier, in der Kleinstadt an der Theiß, hatte seit 1853 August von Pettenkofen sein Quartier aufgeschlagen, hier war er vom zeichnerischen Genremaler zum Landschaftler gereift. Ein allgemeiner Einfluß dieses trefflichen Künstlers auf die junge Tina Blau ist kaum zu verkennen und war gerade auf diesem Boden schwer

zu umgehen. Aber sie meidet doch mit bezeichnender Hartnäckigkeit den Szolnofer Markt, auf dem der große Figurenmaler mit Vorliebe verweilt hatte, und sucht beharrlich die ländliche Umgebung an den zerrissenen und ausgedörrten Schlamm-
ufern des Flusses auf. Die langgestreckten braunen Lehmzüge werden nur wenig von allerhand Strauchwerk, einer Holzpumpe, Strohhütten, gefällten Hölzern und ein paar Bauern belebt. Zumeist in breithin geschnittenem Format macht der niedrige, heiße Himmel dieser Bilder die ruhige, ins Endlose führende Bewegung des Erdgrundes mit. Das Angstliche der Zeichnung ist von ihr gewichen, sie sieht und denkt farbig. Und diese Farbe ist bereits völlig im freien Lichte gewonnen, wenn sie auch dem offenen, ausbrechenden Effekt der Beleuchtung scheu aus dem Wege geht. Sie hat damals eine trodene, leichte Art des Farbauftrags, die das Matte bevorzugt, und einen tonigen Duft erreicht, der zuweilen köstlicher ist als die reichere Bewegung ihrer späteren, stattlicheren Werke, der manchmal an Daubigny erinnert und doch vielleicht nichts andres ist als der sanfte Ausdruck ihrer jungen Weiblichkeit. Das ist auch die verhaltene Stimmung dieser Szolnofer Studien, an denen



Schladming

wieder besonders auffällt, wie sanft sich die Schwingung ihres Gemüts dem Eindruck des Auges mitteilt, wie nahe sie trotz allem der unmittelbaren Darstellung des Naturstüdes bleibt.



Straße in Venedig

Seit 1873 malt sie den Prater. Er wird nicht nur das Leitmotiv ihrer Kunst, sondern die Grundlage ihres tieferen Naturstudiums überhaupt. Es braucht lange, ehe sie zu jenem Praterbild ihrer letzten Reise kommt, in dem der Wiener Park seine bisher höchste, vorbildliche Form angenommen hat. Sie muß ihn erst in allen Winkeln durchstöbern, den Licht- und Wetterlaunen seiner Jahreszeiten nachgehen und sie in einer langen Studienreihe festhalten, ehe sie über die Bausteine verfügt, um die letzten, stattlichen, fast stolzen Bilder zu geben, die seine ganze Schönheit zu umfassen scheinen.

Die früheren Studien so gut wie die ausgeführten Stüde vertiefen sich bloß in den gegebenen Ausschnitt. Schon hier ist es auffällig, daß ihr Interesse das Ganze zu überblicken sucht. Wohl fesselt sie einmal solch ein knorriger, kahlästiger Baum, der sich in der freien Ebene scharf gegen den

kühlen Aprilhimmel zeichnet, ein paar junge Stämmchen, die zu treiben beginnen, oder eine Mutter der Vorstadt, die, ein schlafendes Kind in den Armen, ein zweites neben sich, behutsam in das knospende Land hinausstreitet. Aber sie geht darin nicht auf, sie sieht es als Teil eines Größeren, der Landschaft. Sie beweist so schon hier jenen Rhythmus des Landschafters, der jeden Takt der Schwingung des Ganzen ein- und unterzuordnen weiß. Selbst im Ausschnitt ist sie umfassend: der Weg, die Wiese, beide umschlossen von einem lichten Baumstand, sind ihre Lieblingsthemen. Sie wählt nicht harte, eindringliche Formen, sie vergräbt sich nicht in sie wie Rousseau, sie hat nicht die verlorene Leidenschaft für eine Wegböschung wie Corot, sie ist weniger eingehend, weniger ergriffen, aber voll zarter Hingebung an die milde Erscheinung des Ganzen, die sie mehr andeutend umschreibt.



Alter Hof in Hamburg (1904)

Darum ist auch der Vorfrühling ihre rechte Jahreszeit. Die Sonne ist sanft, und auch die trüben Stunden sind ohne Schwere. Von dem leichten Auftrag der Farbe in früheren Stücken reißt sie zu einer saftigen Breite. Aber im Lichte ihres Frühlings behält das Kolorit seine wohlhabengewogene Haltung, und auch die bunten Kleider der Spaziergänger fügen sich nur mit milden Untertönen dem grünfilbernen Gewebe des jungen Praters ein. Wie diese Bewegung der Farbe und des Lichtes jede Heftigkeit meidet und fraulich bleibt, so ist die Stimmung nicht leidenschaftlich, ein stiller Jubel, ein heimliches Glück am Frühling.

Das bleibt, auch als sie alt wird und jene Bilder malt, die die Summe der vorangegangenen ziehen. Vielleicht hat die innere Bewegung ihrer Praterlandschaften jetzt nachgelassen, das weisere Alter sein Recht gefunden, aber die Schwingung des Frühlings dauert in diesem Gemüt an und erhält sich mit ihm den unauslöschlichen Teil der Jugend. In diesen Stücken faßt sie zusammen, was ihre vielen Wanderungen im Prater ergeben haben, sammelt die Ernte ihres Lebensweges. Sie hält sich jetzt gern an die Nähe ihres Ateliers. Zwischen den mächtigen Buchen der Krieeau blinkt im besonnenen Hintergrund ein weißes Häuschen, am Ende des Birkenweges lugt ein gelbes Stück der Rotunde heraus. Alles ist stattlich geworden, fast von anmutiger Würde. Die Bäume wachsen in den Himmel, breite Wolken überziehen ihn, ein satteres, goldgetöntes Spätlicht spielt in reicheren Farben oben und unten. Ihr Können steht jetzt im Vollmaß ihrer Begabung und beherrscht den freier behandelten Vorwurf. Keine neuen Entdeckungen mehr, aber beglückende Gaben ihrer gereiften Fülle. Die feine Pracht des Praters wird durch diese Bilder bestehen.

Vielleicht wird aber diese Reihe, der die Künstlerin ihre Volkstümlichkeit verdankt, gerade den Blick auf ihr reicheres Vermögen verstellen. Nichts wäre bedauerlicher, als wenn das Schlagwort der »Pratermalerin« gang und gäbe würde. Sie würde so später lebenswürdig befunden werden, ohne irgendwie bedeutend zu heißen. Gerade ihre weniger lebenswürdigen Stücke eröffnen aber die Einsicht in den ernsthaften Grund ihrer Begabung. Sie



Julius Veere (1906)

bleiben an der Donau oder in ihrer Nähe. »Am Elend«, bei Ober-St.-Veit an der Wien, im Umkreis der Türkenschanze und endlich an der Donauregulierung. Mit dieser begann 1872 eine Reihe, in der sich nicht nur das äußerste Maß ihrer Kraft, sondern auch der moderne Nerv ihrer Kunst bartun sollte. Der Erdbbruch, das Getriebe der Schotterfuhren, der Dampf der Maschinen, die Grenzüiertel der Großstadt mit ihren Industriebauten — der robuste Eingriff des gegenwärtigen hochgespannten Stadtlebens in die Landschaft, härtere, unmittelbare Beobachtung und gesteigerte Bewegung kennzeichnen diese Bilder. Sie, die Frau, entzieht sich nicht dem schaffenden Geiste der Zeit; allerdings sucht sie ihn auf, wo er der Frau und der Landschaft bezwingbar erscheint, in jenem Grenzbezirk, wo der Kampf der Stadt mit dem Land, der Maschine mit der Natur austönt und milderer Lösungen fähig erscheint. In diesen breiter und kräftiger gemalten Stücken ist die Gestaltung von größerem Zuge, tritt

ihr Sinn für Massen hervor, gewinnt Farbe und Licht offenere Erscheinung, folgt die Zusammenfassung einer größeren Überlegung und ist beinahe Leidenschaft zu verspüren.

Das Bedürfnis nach kräftigeren Naturformen, in dem sie sich hier auslebt, hat sie auch daneben in häufigen Motiven aus dem heimischen und bayerischen Mittel- und Hochgebirge befriedigt, in das sie aus der Lieblichkeit des Praters häufig hinauswanderte.

Man wird nicht vergessen dürfen, daß es in Polling war, wo sie zur Landschaftlerin geschult worden ist. Auf das dort entstandene, noch reichlich zeichnerische Stück aus dem Jahre 1869 folgt eine lange Reihe: der Brenner, St. Anton, Heiligenstadt, Ramsau, St. die Jungfrau, Hofgastein, Schladming, dann Landsberg am Lech, Schwabing, Dachau, das Taubertal, die Wachau u. a., alles jenem Kreise angehörend, aus dem sie die Kraft schöpfte, um nicht im Liebenswürdigen unterzugehen.

Die erste Reise nach Italien war für Tina Blaus Kunst nach ihrer eigenen Aussage von weitreichender Bedeutung geworden. Nicht der südliche blaue Himmel, sondern die Fresken der Renaissance haben jene Helligkeit bewirkt, die fortan ihrem Werke eigen wird, und ihren Sinn für Farbenharmenien geklärt und vertieft. Namentlich die adriatische Küste hüben und drüben, bei Venedig und Pirano, wird zum Schauplatz eines neuen



Voorstraathaven in Dordrecht (1907)

Stoffkreises, den sie wiederkehrend aufsucht und in dem jene Lehre der alten Italiener besonders anschaulich durchbricht. Neben das Interesse für die malerischen Winkelgäßchen, das sie auch im nördlichen Amsterdam gelegentlich feststellt, tritt bedeutsamer das für die Atmosphäre des südlichen Meeres, in der sich dem an die schwerere, trübere Luft des binneneuropäischen Mittelgebirges gewöhnten Auge ein neues Gesichtsfeld anbietet. Gerade hier mußte die Zeichnung am entschiedensten zurücktreten und die Farbe in ihrer Lichtbedingtheit zur Hauptsache werden. Selbst die ohnedies leichte Beimischung persönlicher Stimmung, die ihrem übrigen Werk eigen ist, erscheint hier noch weiter abgeschwächt, der bunte Vorgang in der klar durchleuchteten Luft noch unmittelbarer festgehalten. Wie so eine hellfarbige Häusermasse mit vorgelagerten Frachtbooten von der Sonne getroffen und in einem tonigen Duft zusammengefaßt wird, wie ein andermal das Segel solch einer kleinen Barke in der lichten, mildbewegten Seeluft schwimmt, schön für sich und doch eingespinnen und verträumt in den Farbenriesen des Ganzen, das hält sie hier fest.

Man wird vor einigen dieser Stücke den Gedanken an Bonington nicht los, den sie kaum kennt und der gewiß keinerlei Einfluß auf sie genommen hat; auch in den

Farbskizzen aus dem Park der Tuilerien muß man sich an des Engländers Versailles Bild erinnern. Aber Tina Blau ist doch auch hier in allem unbeirrt fraulich, ihr Luftwechsel aus der Wiener in die Südsphäre nicht ohne vermittelnde Übergänge, ihre Lichtwahrnehmung nicht ohne milde Begrenzung, ihre Farbbewegung mehr anmutig als kraftvoll.

In Holland erfreut sie sich am Gegensatz, den der trübe, verhängte Himmel im vielfältigen Wechsel seiner flüchtigen Erscheinung darbietet. Sie beginnt dort zu einer Zeit, da die Meister der Haager Schule schon in Vollreife stehen, und malt noch, als das jüngere Amsterdamer Geschlecht schon Boden gewonnen hat. Und so meint man vor diesen Bildern Anklänge an die neuholländische Landschaft von Jacob Maris bis Tholen zu vernehmen. Aber das täuscht. Sie ist mit der Kunst des Landes nicht einmal ungefähr vertraut geworden. Gewiß vermag sie dem, der das glorreiche Schaffen dieser Künstlerreihe kennt, in dem so tief und voll erschöpften Thema nichts Neues zu bringen, und es wäre unbillig, ihre Leistung an jener irgendwie messen zu wollen.

Man muß sie vielmehr jenen Gästen anreihen, die dieses malerische Land immer wieder durchstreifen. Und bei diesem Vergleich gewinnt sie. Denn hier hebt sie sich schön und eigenartig aus der Masse derer, die dem beliebten »Sujet« nachjagen. Gewiß, die Windmühle, der Kanal, die Segelboote sind auch bei ihr zu sehen. Aber sie sind nicht die Hauptsache. Das Land trifft hier den Nerv eines Naturells, das auch sonst dem Abseitigen, Dörflichen, Stilleitenden ergeben ist. Und die Luftstimmung, ihre eingreifende Gewalt über Farben und Dinge bleibt ihr landschaftlicher

Gegenstand wie anderswo auch. Vielleicht zeigt sich hier am deutlichsten die Grenze ihrer reichen Begabung. Sie versucht weder den ungemessenen Raum, der sich überall bietet, bleibt dem idyllischen Ausschnitt nahe und nimmt eigentlich nur jene selteneren schweren Zustände der holländischen Atmosphäre wahr, die ihrer heimischen Erfahrung naheliegen. An dem wunderbaren Kern dieser Landschaft, an den leichtverhangenen, vom verhaltenen Licht durchtränkten, vibrierenden Stunden geht sie vorüber. Wenn sie so auch hier das Letzte schuldig bleibt, entschädigt sie durch die Sicherheit, mit der sie im Rahmen ihres Könnens verweilt, durch jene Selbstbeschränkung, die alle Teile ihres Werkes als ein Ganzes erscheinen läßt, gebunden durch die innige, geschlossene Art ihres Wesens.

Ihrer Auffassung der Landschaft nahe stehen jene Blumenstücke, in denen sie sich gelegentlich immer wieder ausruht. Auch hier durchmisst sie den Weg vom Unauffälligen zum Stattlichen, verweilt einmal in versonnener Hingabe an einem kleinen Blütenzweig, häuft die reiche Frucht von Gelbblumen, die sie von einer Landpartie nach Hause gebracht hat, auf ihrem Tische oder ordnet die bunte Fülle zu beinahe üppigen Wirkungen. Gerade diese Stufe, in die ihr Praterbild so gut wie ihr Blumenstück ausklingt, macht sie geeignet, mit dieser Kunst gelegentlich auch der Ausschmückung prächtiger Bauwerke zu dienen; an den Blumen, mit denen sie die Glasbede des Stiegenhauses im Palais Zierer in der Alleeasse geschmückt hat, kann man dieses eigentümliche Merkmal ihrer Malerart am anschaulichsten erkennen.

Dann gibt es noch ein paar Bildnisse von ihrer Hand. Zweimal hat sie ihre Mutter gemalt, 1889 und 1893. Im dunklen Kleid, mit seidigem, weißem Haar, die Brille aufgesetzt, das eine Mal ganz vertieft in die Stridarbeit, das andre Mal in der Zeitung lesend. Schon die vornehme farbige Haltung ist kostbar, tiefer trifft die liebende Versenkung in das mütterliche Wesen, das fast fühlbare Betaften dieses Körpers, die unmittelbare Beobachtung des verschiedenen, flüchtigen Ausdrucks von verlорener Aufmerksamkeit und befriedigter Neugier in diesem alten klugen Gesicht. Die beiden Bildnisse ihres Bruders deuten auf ähnliches. Angesichts dieser seltenen Proben wird man aufrichtig bedauern müssen, daß die Malerin ihre Kraft dem Bildnis sonst versagt hat. Ihr Schaffen wäre durch Wesentliches gesteigert worden.

Sie hat reichlich Anerkennung erfahren, namentlich durch die Gunst des Kaisers, der, wie auch der bayrische König, einige ihrer Bilder im Privatbesitz hat; sie ist vielfach ausgezeichnet worden, öffentliche Sammlungen, die Wiener Staatsgalerie, das Hofmuseum, das Museum der Stadt Wien, die Münchner Pinakothek, haben Werke ihrer Hand aufgenommen. Erst jüngst hat eine Sammelausstellung ihr vielerlei neue Ehrungen gebracht und wenigstens eine Andeutung des Reichtums gegeben, den ihr Lebenswerk birgt.

Aber ihr Los war doch bisher das der Allzubeseidenen. Sie ist mehr beiläufig geschätzt als vollwertig begriffen worden. Und man trägt eine späte Schuld ab, wenn man ihr Gesamtbild entwirft und ihm zu jener Würde verhilft, die ihm nach jedem Rechte zukommt.



Fruchstück



Abbild. 1. Rudolf Rühlert: Kronprinzessin Cecilie

Der Krieg und die Medaille

Von Hedwig R. Starcke

Die geschichtliche Medaille hat ihren Ursprung in den Niederlanden; in unserm engeren Vaterland war es der Große Kurfürst, der diese holländische Medaillenkunst übernahm und zur Blüte brachte. Schöne Stücke auf die Schlacht von Warschau, die Vertreibung der Schweden aus Preußen, und besonders eine meisterhafte Medaille auf die Schlacht von Jena, legten Zeugnis ab für den damaligen Stand dieser Kunst. Nach ihm war es Friedrich der Große, der die Medaillenkunst politisch-militärischen Zwecken dienstbar machte. Auf den Rehrseiten wollte er seine Kriegstaten

gefeiert wissen, und es war besonders ihre Ausführung, der er sein Interesse zuwandte; wie die Künstler dagegen sein eignes Bildnis gestalteten, war ihm gleichgültig. Und die Kriegs- und Friedenstaten des Großen Friedrich fanden ihren Preis in vielen Medaillen mit guten Rehrseiten, die die Künstler seiner Zeit schufen. Dann sank die Medaillenkunst, und in der Zeit der Freiheitskriege fehlte es dem Staat an Mitteln und auch am Interesse für die Kleinkunst. Ebensovwenig fanden die drei Kriege, die zur Gründung des Reiches führten, ihren Niederschlag in ihr. Erst mit dem wachsenden Wohlstand des deutschen Volkes entstand eine volkstümliche Medaillenkunst, die



Abbild. 2. Georg Morin: Feldmarschall von Bülow



Abbild. 3. Rudolf Röchler: Generaloberst von Gallwitz (Namur)

alle weiteren Entwicklungsmöglichkeiten bietet. Und jetzt hat der Krieg dieser Kunst einen Stoff von ungeheurer Größe und Mannigfaltigkeit gegeben.

Die großen Geschehnisse des Weltkrieges zu verherrlichen, den Taten unsers Heeres und unsrer Flotte ein Denkmal zu setzen, die Erinnerung an große Marksteine in der Siegeslaufbahn unsers Volkes im Bilde festzuhalten, ist die Aufgabe, die sich die »Gesellschaft der Freunde der deutschen Schaumünze« gestellt, und wie sie diesem Ziel bisher gerecht geworden ist, zeigte die Ausstellung von Kriegsmedaillen, die sie vor einiger Zeit in der Berliner Ruhmeshalle veranstaltet hatte.

Die früheren Kriegsmedaillen tragen in der Regel auf der Bildseite das Bildnis des

Königs, der als der oberste Heerführer der tatsächlich allein verantwortliche war. Wie in diesem größten aller Kriege aber ein jeder, vom allerhöchsten Kriegsherrn hinunter zum letzten Soldaten, seinen Teil hat am Gelingen des Werkes, so ist es selbstverständlich, daß die Kunst der Schaumünze sie alle ehrt. Dem deutschen Volk während des Krieges woll sie ein Denkmal setzen.

Das Wort Krieg läßt uns ja zunächst an den obersten Kriegsherrn, an das Heer und seine Führer denken, und so schafft die Medaillenkunst die Bilder des Kaisers und seiner Feldherren, des einfachen Soldaten, der, wenn auch jeder einzelne von ihnen als Held eines Ehrenmals würdig ist, doch nur als Vertreter der Gesamtheit im Bilde verewigt werden kann. Doch dieser Krieg, der der



Abbild. 4. Arthur Löwenthal: Feldmarschall von Hindenburg



Abbild. 5. Arthur Löwental: Feldmarschall von Mackensen

unerhörteste ist in der Geschichte aller Zeiten und Völker, hat uns gezeigt — und dankbar erleben wir es —, daß nicht allein die Heere an der Front, die mit ihren Leibern die heilige Heimat schützen und die Verwüstung und das Elend des Feldzuges fernhalten von der geliebten eignen Scholle, den Krieg auskämpfen, nein, das ganze deutsche Volk, Männer und Frauen, steht geschlossen hinter ihnen, einmütig in dem glühenden Wunsch, die dort draußen vor dem Feinde zu stützen, die Wunden aufzunehmen und zu stärken, auch in der geringsten Arbeit ihr Teil beizutragen zum großen Werk. So gebührt auch diesen stillen Streitern daheim ihr Denkmal, und wieder sind es zunächst die führenden Männer und Frauen, denen sich die Medaille zuwendet.

Auf den Schultern des Kaisers ruht die schwerste Last des Krieges; als Gefährtin hilft ihm die Kaiserin, diese Last zu tragen, und sucht die Wunden, die der grausige Kampf geschlagen, zu heilen. Diesen ihren Liebesdienst bei den Opfern des Krieges verherrlicht eine wundervolle Plakette von F. Schenkel, die die gütige Frau am Bette des Verwundeten darstellt, den sie labt in barmherziger Liebe. Der weinend am Lager zusammengesunkenen Gattin reicht sie tröstend die Hand, sorglos zufrieden ist das Kind des Kranken die ihm geschenkten Süßigkeiten, so sind alle drei zugleich von der hohen Frau beglückt. In ähnlicher Liebestätigkeit dienen auch die Prinzessinnen dem Kriege, und es sollen auch auf sie Medaillen geprägt werden. Der Kronprin-



Abbild. 6. Georg Morin: General der Infanterie Litzmann



Abbild. 7. Paul Leibkühler: Die Kriegsfreiwilligen von Dixmuiden

zessin als Kriegsmutter hat bereits Rudolf Rühl eine schöne Medaille gewidmet (Abbild. 1). Das Bildnis zeigt den ganzen ernststen Liebreiz der hohen Frau, die Rehrseite feiert sie in entzückender Darstellung als Mutter ihrer fünf Kinder.

Den führenden Männern in Staatsverwaltung und in Wissenschaft gelten eine Reihe von Denkmünzen, die zurzeit in Arbeit sind, dem Reichkanzler, dem Nationalökonom Adolph Wagner, dem Grafen Posadowsky für seine Tätigkeit in der sozialen Frage.

Leib und Leben nicht nur, auch alles Gut, das wir besitzen, gehört dem Vaterland in dieser ernsten Zeit; so hat dem Manne, der es verstanden, das Volk zu vollster Opferwilligkeit heranzuziehen, dem

Reichsschatzsekretär Dr. Helfferich, Leibkühler ein schönes Denkmal geschaffen. Frauen wie Männer treten heran an den Opfertisch und legen ihre Gaben nieder, ernst und gemessen, in schlicht fallende antike Gewänder gehüllt.

Den Ackerbauminister Frhrn. v. Schorlemer-Lieser hat Morin in einer Münze verherrlicht. Die Bildseite zeigt sein sehr schönes Profilbildnis, die Rehrseite nimmt darauf Bezug, daß dieser Mann es klar erkannte, wie dem ränkevollen Plan der Feinde, uns wie eine belagerte Festung auszuhungern, zu begegnen sei; die kraftvoll herrliche Gestalt der Mutter Erde hält in der Linken die Ähren, weist mit der Rechten auf die Kartoffeln, und mit reichen Früchten beladen rankt sich der Weinstock



Abbild. 8. Arthur Köwentz: Viceadmiral Graf von Spee



Abbild. 9. Arthur Löwenthal: Unterseeboots-Kommandant Otto Weddigen

neben ihr empor. — Auch auf Dryander, Harnack, Raempff, auf die Hauptvertreter der Philosophie und der Geschichtswissenschaften, sind Denkmünzen im Entstehen. Unter den Ärzten ist es Bering, den die Kleinplastik feiert für seine Entdeckung des Diphtherieserums. Neben den Männern aber wird des Verdienstes der Frauen um die große Sache nicht vergessen; von den Medaillen auf ihre Tätigkeit sei hier nur eine auf die Gräfin Ikenpliz, die Vorsitzende vom Roten Kreuz, genannt.

Das ganze Volk will die Medaillenkunst feiern, das kann sie freilich nur in typischen Darstellungen der Truppen, des Volkes bei friedlicher Arbeit; das Liebesoldaten, das in diesem grausamen Kriege eine so herzergreifende Bedeutung gewonnen hat, dient ihr zum Vorwurf einer Medaille, die Feldarbeit der Frauen, diese rührenden Bilder, die man jetzt weit und breit im Lande sehen kann, wie sie sich mühen, den Segen der Erde zu unser aller Heil zu bergen, mit dem letzten Pferde, das ihnen geblieben, oder dem Ochsen vor dem Pflug, das Kind an ihrer Seite, das mit seinen

schwachen Kräften auch sein Bestes zu tun sucht — Helden auch sie.

Mitten aus ihrem Schaffen heraus zeigt die »Gesellschaft der Freunde der deutschen Schaumünze«, was sie bisher geleistet; die Ausstellung brachte neben den eignen Münzen auch einige wenige, wie die auf den Kaiser und die Kaiserin, auf Lüttich und Antwerpen, die nicht von der Gesellschaft selbst herausgegeben sind. Diese Stücke sind vor der Gründung der Gesellschaft von den Hofsjuwelieren Leonhard & Fiegel und dem Münzhändler Grünthal herausgegeben, die, der gleichen Anregung folgend, aus der die »Freunde der deutschen Schaumünze« hervorgegangen, Kriegsmedaillen prägten.

Wir sind in Deutschland überschwemmt mit Fabrikware, namentlich Medaillen in Talergröße sind es, die eine Reihe von privaten Medaillennünzen auf den Markt bringen, schlecht und recht finden sie sich mit dem Bildnis des Helden ab, die Rückseite wird stets wiederholt, offenbar glauben sie, diese schnellfertige Fabrikware sei gut genug für ein großes Publikum. Im Gegensatz dazu ist die »Gesellschaft der Freunde



Abbild. 10. Hugo Bendorff: Rückseite zu einer Medaille auf Otto Weddigen



Tina Blau: Praterlandschaft

Zu dem Aufsatz: Tina Blau, von Prof. Dr. Max Eiser in Wien

der deutschen Schaumünze« bestrebt, die Medaille in ihrer höchsten künstlerischen Form zu pflegen und ebenso inhaltreiche wie technisch gut ausgeführte Schöpfungen zu bieten.

Dem Vorwurf der Medaillen ist das Material, aus dem sie geprägt, angepaßt: die monumentalen Stücke sehen wir in Bronze gegossen, in Anlehnung an italienische Medaillen des 15. Jahrhunderts; in Eisenprägungen vervielfältigt die typischen Darstellungen, in Silberprägungen die große Masse der Medaillen, die den Helden des Krieges und ihren Taten gelten. Diese Prägung verdient künstlerisch in mancher Beziehung den Vorzug, denn sie gestattet bei guter Ausführung Lichtwirkungen, die die dunkle Bronze zuweilen vermissen läßt.

Der Krieg sieht uns Schulter an Schulter mit unsern Verbündeten, mit ihnen zusammen erst gelingt das Werk, in der Hilfe des Genossen findet es seine Krönung. Diesen Gedanken hat Arthur Löwental einer Medaille zugrunde gelegt, die das Doppelbildnis Kaiser Franz Josefs und Kaiser Wilhelms trägt. Die Rehrseite stellt die Bezwingung der Hydra durch Herkules und seinen Gefährten Iolaus dar, der der Tat des Herkules erst den rechten Erfolg sichert, indem er mit seiner Fadel die Stümpfe der abgeschlagenen Schlangenköpfe ausbrennt und damit das Wachsen neuer Häupter hindert. Ein Ende aller Tücke zu machen, die das Ungeheuer gegen uns gesponnen, ist das Bestreben der beiden untrennbaren Kampfgesossen.

Die Gestalt des Siegfried dient einem Künstler, F. Schenkel, als die Verkörperung aller siegesgewissen Kraft des deutschen Volkes. Von allen Seiten bringt die Schar der Feinde auf den Rücken ein, doch er, der sie alle an Größe und Kraft weit überragt, hat das Schwert fallen lassen, um sie alle zugleich mit einem Schlag seines Schildes zu zerschmettern; eine Schlachtenjungfrau weist ihm anfeuernd den Weg.

Den Ruhmestaten der Feldherren soll ein Mal errichtet werden. Da ist zunächst der oberste Kriegsherr, dessen Bild Paul Sturm geschaffen hat. Die Medaille ist auf die Verleihung des Eisernen Kreuzes geprägt. Es stellt die Rehrseite einen Offizier dar, der den Tapferen das Ehrenzeichen dieses Krieges an die Brust heftet. Als

Gegenstück dazu ergab sich das außerordentlich schöne Bildnis der Kaiserin mit dem Roten Kreuz, der hohen Frau, die als treue Landesmutter die Wunden des Krieges zu heilen sucht.

Auch andern Mitgliedern der kaiserlichen Familie gilt das Schaffen. Rüdler bringt neben der schon genannten Medaille auf die Kronprinzessin eine Münze mit dem Profilbild des Kronprinzen, die hohe Pelzmütze mit dem Totenkopf auf dem Haupt, auf der Rehrseite als jugendlicher Kriegsgott in eiserner Rüstung auf schraubendem Ross dahinstürmend, die Lanze zum Stoß eingelegt, alle Nerven gespannt: »Drauf und durch!« Auch den Sieg des Kronprinzen bei Longwy hat Rüdler in einer Münze verherrlicht mit der schönen lehrseitigen Darstellung des Ares.

Derselbe Künstler hat ferner eine Medaille geschaffen auf die Tat des Prinzen Eitel Friedrich, der in der Schlacht von St. Quentin die Trommel des gefallenen Tambours an sich riß und, seinen Truppen voranstürmend, diese zu neuer Kampfbegeisterung entflammte.

Das gut getroffene Bildnis des Siegers in dieser Schlacht, des Feldmarshalls von Bülow, stellt eine Medaille von Morin dar (Abbild. 2). Mit gewaltigem Flügelschlag stößt der deutsche Aar nieder auf den gebückt fliehenden britischen Löwen und treibt ihn dem Meere zu, über das er herübergekommen ist in frevelhafter Eroberungssucht — doch bald hat seinem Vorbringen deutscher Mut ein Halt gesetzt.

Ein bayerischer Künstler, Schwegeler, ist es, der die Züge des Siegers von Mex bis zu den Vogesen, des Kronprinzen Rupprecht von Bayern, in einer vorzüglichen Medaille festgehalten hat. Sie zeigt den Kopf in voller Seitenansicht, die Rehrseite zierte der Löwenkopf mit aufgesperrtem Rachen über dem lorbeerbefränzten Schwert.

Den Bezwingern der belgischen Festungen sind die Arbeiten von Rud. Rüdler gewidmet. Als damals die Kunde in die Heimat kam, daß die starken Bollwerke gefallen, da vermochte man es kaum zu fassen, daß so Gewaltiges in dieser kurzen Spanne Zeit möglich geworden, und fast wie ein Wunder erschien es. So lag es für den Künstler nahe, das Motiv des Wunders von Jericho für Lüttichs Fall heranzuziehen.

Er läßt einen nackten Krieger, den nur der Alerhelm auf dem Haupt als Deutschen kennzeichnet, in eilendem Siegeslauf aufstürmen auf die starken Mauern, in der Rechten schwingt er die Fadel, die Linke hält die Posaune, auf deren Klang die Mauern stürzen werden. Ein gleichgestalteter Krieger in der siegesfrohen Kraft seiner Jugend erstürmt im Lauf das Bollwerk des vieltürmigen Antwerpen und pflanzt die Fahne des Überwinders auf seinen Zinnen auf, angesichts des Steen, des Wahrzeichens der stolzen Handelsstadt. — Vor Namur ist es die Macht des schweren Geschüzes, die der Künstler im Bilde festzuhalten sucht, mit dem guten Bildnis des Generalobersten v. Gallwitz (Abbild. 3). Die Medaille auf den Sieger von Maubeuge, den General der Infanterie v. Zwehl, zeigt als fehrseitige Darstellung den Augenblick der Übergabe der Festung vor den Toren der Stadt.

Den unerhörten Siegeszug des Heeres bis vor Paris, der das ganze Volk in unvergeßlicher Begeisterung aufflammend mit sich riß, hat Löwental zum Ausdruck gebracht in der wunderbaren Gestalt einer Kriegsfurie, die mit brennenden Fadeln und wilbflatterndem Haar hoch zu Roß einherstürmt. Ein gutes Bildnis von Lochow zur Verherrlichung seines Sieges bei Soissons hat Rückler ferner noch geschaffen.

Doch nicht allein die Kriegereignisse im Westen sind von Künstlerhand zu dauerndem Gedächtnis festgehalten worden, auch die Erfolge des Kampfes gegen die Russen geben ihnen Anregung zu immer neuen Werken.

Den Mann, dessen Name in diesem Kriege in aller Munde, dessen Bild unauslöschlich in aller Herzen, den Retter in der schwersten Stunde der Gefahr verherrlichen zwei Münzen von der Hand Arthur Löwentals. Der Schlacht von Tannenberg und Ortelsburg gilt die eine, aus dem Namen Tannenberg ergibt sich die Darstellung des Siegers in der Erscheinung eines alten Ordensritters, der mit wuchtigem Schwertstich zum Schlag gegen den Feind ausholt. Den wehrenden Streichen, mit denen der Feldmarschall dem Vordringen der Russen bei Tannenberg ein Ziel setzte, folgte ein angreifendes und siegreiches Vorgehen (Abbild. 4), und grimmig knurrend muß es der russische Bär sich doch gefallen lassen, daß

Siegfried der Held die Schlingen, die er dem Untier schon um die Pranken gelegt hat, immer fester zieht, ihn bannend mit der Gewalt seines Blickes und der Kraft seines jugendstarken Leibes. Die Bildseite zu dieser zweiten Münze auf Hindenburg ist sein schlichtes großes Bildnis, der ganze Ausdruck zusammengefaßt in den markanten Zügen dieses Mannes, in denen all die Macht und Festigkeit sich ausdrückt, die ihn zu einem wahren Russenbezwinger macht.

Derselbe Künstler hat ein gutes Bildnis von Madensen geschaffen (Abbild. 5); dessen Teil an der Befreiung Galiziens vom russischen Joch feiert er in der Gestalt eines nackten Mannes von herkulischem Gliederbau, der den mächtigen Ur bei den Hörnern packt und zu Boden zwingt. Auch Rückler hat ihm ein schönes Denkmal gesetzt in einer Medaille mit sehr gutem Bildnis und der fehrseitigen Darstellung einer Kriegsfurie, die in wildem Ritt dahinstürmt.

Mit einem sehr schönen Stüd ist Morin noch vertreten, einer Medaille auf den General der Infanterie Litzmann, dessen einzig dastehende Ruhmestat, sein Durchbruch aus der russischen Umzingelung, der Künstler im Simson versinnbildlicht hat (Abbild. 6). Der Held hat seine Ketten gesprengt, in wilder Wut, mit Messer und Keulen bringen die Feinde auf ihn ein, doch in sieghaft überlegener Stärke erwehrt er sich ihrer und erschlägt mit dem Efelstinnbaden die Anzahl seiner Widersacher. Besonders schön ist die Gestalt des eben unter seinen Streichen zusammengebrochenen Feindes, der unter seinen Füßen liegt.

Auch Schauf hat die Erinnerung an diese Tat festgehalten in einer Medaille mit dem schönen, charaktervollen Profilbildnis von Litzmann und dem eines herrlichen Kämpfers auf der Rückseite, der sich einer Schar von Wölfen erwehrt. Ein gepanzerter Krieger, steht er unerschrocken da, schon wälzt sich die eine der Bestien zu seinen Füßen im Blut, der andern durchstößt er eben das Genick, sein glühender Blick bannet das eine der Raubtiere, und es hält erschrocken inne mitten im Sprung auf den Helden. Geborsten ist der eiserne Ring, mit dem der Feind ihn umspannt hatte.

Waren diese Medaillen dazu ausersehen, die Tat eines einzelnen Mannes, eines Feldherrn, zu verewigen, so ist es in der

Münze »Digmuiden« (Abbild. 7) der Soldat selbst, dem Leibkühler ein gar köstliches Denkmal gesetzt hat. Den heiligen Ernst, die flammende Begeisterung für die gerechte Sache, mit der die jungen Kriegsfreiwilligen ins Feld zogen, bringt das Werk in herrlicher Weise zur Darstellung. Es ist das Profilbild eines jugendlichen Kriegers mit ernstem Blick, die Brust geschmückt mit den Blumen, die liebende Hände ihm als letzten Gruß mit auf den Todesweg gegeben haben. Diese Soldaten, in geschlossenen Reihen mit aufgezogenem Seitengewehr zum Angriff vorgehend, zeigt die Rehrseite, und über ihnen sprengt der Tod auf wildem Rosse durch die Luft.

Auch die Leiden einer Stadt hat derselbe Künstler zum Vorwurf einer Münze gemacht, Przemysls Not. Eine furchtbare, graufige Gestalt, drückt der Hunger die Bevölkerung nieder, bis der befreiende Kämpfer erscheint, der, hinwegschreitend über die Leiche des besiegten Feindes, die Fesseln löst, die dieser geschmiedet hat.

Die Gefallenen alle, jeden einzelnen der Helden, die für das Vaterland starben, deren Namen das Volk nicht kennt, deren Taten aber ewiges Leben haben, ehrt eine der schönsten Schöpfungen von Löwental. Den Walhall trägt die Walküre auf feurigem Roß den toten Krieger empor, und im heiligen Hain legt sie die Waffen des Helden am Stamm der Eiche nieder.

Zu Lande und zu Wasser wird dieser Krieg ausgefochten, und so ehrt das Schaffen der Künstler nicht nur die Helden, die über Europas blutgetränkte Erde von Sieg zu Sieg schreiten, sondern auch jene, die auf den Wogen des Ozeans den schlimmsten unsrer Feinde, England, zu bezwingen suchen.

Von der Hand Löwentals stammt das Bild dessen, der Lenker dieses Ringens war, des Großadmirals v. Tirpitz, der unter seinem obersten Kriegsherrn die deutsche Flotte zu einer gewaltigen Kampfesmacht ausgebaut hat. Der Meeresgott stößt schon kampfesfreudig ins Muschelhorn, den Dreizack fest in der Rechten; am Horizont bringt die Morgenröte den Tag herauf, der Englands Übermacht auf dem Meere brechen wird.

Auf die Taten der Flotte, die die Namen einiger Schiffe unsterblich gemacht haben,

sind Medaillen auf den Markt gebracht worden, die das Schiff selbst zeigen. Da aber das Bild eines solchen Kolosses künstlerisch nicht zu bewältigen ist, drängen die »Freunde der deutschen Schaumünze« das Schiff auf der lehrseitigen Darstellung in den Hintergrund.

Der heldenhafte Untergang der von der Übermacht der Feinde im fernen Ozean gestellten Schiffe, dem selbst die Gegner die Achtung nicht versagt haben, und der Held dieses Kampfes, Graf von Spee, sind Motive einer weiteren Gedenk Münze von Löwental (Abbild. 8). Eine Tochter der Südsee, überwältigt vom Schmerz in die Knie gesunken, verhüllt klagend ihr Haupt angesichts des versinkenden Schiffes, darüber steht in unendlicher Trauer die Sichel des abnehmenden Mondes.

Derselbe Künstler bringt ferner das gute Bildnis des vollstümlichsten der Seehelden, Otto Weddighs (Abbild. 9), der als kühner Wikinger durch das Meer fuhr, und dessen Todesfahrt ewig unvergessen bleiben wird. Halb schon ist sein Schiff in den Wellen begraben, und die Raben Odins, die Todesboten, umflattern das Haupt des Helden, der doch nicht wankt, sondern erhobenen Hauptes das Steuer hält. Eine hervorragend schöne Medaille auf Weddigh bringt ferner Bendorff (Abbild. 10). Die Seele des toten Helden schwebt hier aus dem Meeresgrunde empor, das Schwert, dessen Ehre sein Kämpfen und Sterben galt, gen Himmel tragend.

Es ist die Heldentat, um derentwillen der Held gefeiert wird, und so ist die Rehrseite, die diese zur Darstellung bringt, so wichtig wie das Bildnis selbst. Die große Begebenheit kann vom Künstler in verschiedener Art zum Ausdruck gebracht werden. Er kann den unterliegenden Feind in Tiergestalt verkörpern, indem er dem Tiere menschliche Eigenschaften beilegt, aber auch ein Zurückgreifen auf die Gestalten der altgriechischen und der germanischen Götter- und Sagenwelt ist ihm erlaubt, da diese Vorstellungen in unserm Volke lebendig sind und er daher für seinen so verkörperten Gedanken Verständnis findet. Die Darstellung der Heldentat selbst auf der Münze ist zwar in künstlerischer Hinsicht ansehbar, kommt aber dem Verständnis eines großen Publikums am weitesten entgegen und bereitet besonders

Wie wir aus der Ausstellung gesehen haben, sind schon eine ganze Reihe von

Künstlern bauernd für die »Freunde der deutschen Schaumünze« tätig; außer denen, deren Medaillen hier besprochen wurden, stellen in Berlin Professor Konstantin Stark und Professor Seeger ihre Kunst in den Dienst der Sache. Auch Künstlerinnen wie Frau Burger und Paula v. d. Hude beteiligen sich daran. Von auswärtigen Künstlern haben Medaillen in Aussicht gestellt: Storch (Hamburg), Professor Lange (Leipzig), Cauer (Königsberg), Kraumann (Frankfurt) und Linde (München). Wir erwarten aber und hoffen, daß die Künstlerchaft des ganzen Reiches, auch besonders Bayerns, das wir bisher nur in Schwegerle vertreten gesehen haben, freudig teilnehmen wird an dem Werk der »Freunde der deutschen Schaumünze«, dem Vaterland zu dienen nach ihrer Kraft, der schweren und erhabenen Zeit, in der unserm Volke vergönnt ist, sich in ganzer Kraft zu bewähren, ein bauerndes Ehrenmal zu setzen und damit auch die Kunst der Medaille der Vollendung entgegenzuführen.

Karl Berner

Bulgarische Legenden

Freie deutsche Wiedergabe
von E. Barbar (Sofia)

Gott und der Pflüger

Als der erste Mensch das Feld zu pflügen begann, da ging Gott an ihm vorbei in der Gestalt eines alten Mannes und schüttelte dem Pflüger gegenüber unzufrieden den Kopf. — »Was schüttelst du den Kopf?« fragte der Landmann. »Gefällt dir mein Adern nicht?« — »Weshalb plagst du dich und deine Ochsen so sehr?« erwiderte Gott. »Hast du eine Furche beendet, so gehe zurück und beginne die nächste Furche, ohne die erstere noch einmal rückwärtshin zu wiederholen.« Das versuchte der Feldmann und war zufrieden. Seitdem adert man immer noch diesem Ratsschlage.

Nach einigen Tagen erschien Gott einem andern Pflüger und fragte ihn, wer ihn das Pflügen gelehrt. — »Gott lehrte mich das Adern, wer hätte mich sonst das Adern gelehrt?« — »Der wird dir auch den Samen segnen, den du säen wirst. Es bringe dir ein Körnlein ihrer vierzig hervor, und was lebt, soll von dir die Nahrung und das Leben erwarten.«

Als noch Gott auf Erden wanderte, da sah er eine Frau beim Weben und lehrte sie das Weben.

Eine Frau webte auf ihrem Webstuhl. Während sie aber das Weberschiffchen hin und her stieß, riß ihr oft der Faden. Da erschien ihr Gott in der Gestalt eines Greises mit einem schneeweißen Bart und sagte: »Nicht so, Seele mein, liebe Frau, reiße den Faden nicht entzwei, sondern wirf das Weberschifflein von rechts nach links und lehre es wieder von links nach rechts um.« Als nun die Frau dies versuchte, wie ihr Gott geraten, fand sie diese Webeart gut und webte fortan immer so.

Nach einigen Tagen erschien wieder Gott vor der Frau in der Gestalt eines andern Greises und fragte die Frau: »Wer hat dich das Weben gelehrt, so daß dir der Faden nicht mehr reißt?« — »Wer sonst,« erwiderte die Frau, »ich selbst habe es mich

gelehrt. Bin ich denn so dumm, daß ich auch das nicht selbst begreifen kann, he, du Alter?« — »Wenn du lügst,« sagte der Greis, »so sollst du von deiner Arbeit nur so viel haben, daß du es unter dem Arm tragen kannst, nicht so viel, daß du es auch auf den Armen tragen könntest.« Deswegen tragen jetzt alle Frauen ihr ausgearbeitetes Gewebe immer unter dem Arme, niemals auf dem Arme (den Schultern), weil sie Gott so von alters her verflucht hat.

Die vier Brüder und Gott

Es zogen einmal vier Brüder aus, um Geld zu verdienen. Unterwegs begegnete ihnen Gott in der Gestalt eines Greises. Nach der üblichen Begrüßung schloß sich der Greis den Brüdern an und ging mit ihnen zusammen weiter. Da kamen sie an einen Brunnen, und einer der Brüder sprach den Wunsch aus: »Ach, möchte doch Gott das Wasser dieses Brunnens in Wein verwandeln! Wie gut wäre das, dann könnte ich selbst der Verkäufer dieses Weines sein und könnte auch den Armen helfen.« Das hörte der Greis und sagte: »Gebe Gott, es geschehe nach deinem Wunsche.« Da geschah ein Wunder: das Wasser im Brunnen verwandelte sich in Wein. Der Bursche aber, der den Wunsch getan, blieb dort, errichtete einen Laden neben dem Brunnen und verkaufte Wein an Reisende. Da verließen ihn die andern Brüder und setzten ihren Weg mit dem Greise fort. Nun kamen sie an einem Grabe mit zwei Türmen vorbei. Da sagte der zweite der Brüder: »Wie gut wäre es, wenn Gott dieses Grab in einen Getreidehaufen verwandeln würde und die zwei Türme in Ochsen, so würde ich auch den Armen helfen.« Als das Gott hörte, sprach er wieder: »Gebe Gott, es soll geschehen.« Und die zwei Türme wurden zu Ochsen. Der zweite Bruder aber gesellte sich als Hüter zu ihnen, um daselbst einen Dreischlag zu errichten. Der Greis und die zwei übrigen Brüder setzten ihren Weg fort.

Jetzt kamen sie an einem Friedhof vorbei, wo sie viele Krähen auf den Grabsteinen bemerkten. Da sprach auch der dritte Bruder den Wunsch aus, es möchten sich die Krähen in Schafe verwandeln. Auch diesem Wunsche willfahrte Gott, und nun blieb der dritte Bruder als Schafhirte bei der neuerstandenen Herde. — Der Greis und der vierte Bruder setzten nun allein ihren Weg fort, bis sie ein Dorf erreichten, wo der Greis den Burschen zu einer Hochzeit einlud. Auf der Hochzeit trafen sie den Paten mit den Hochzeitsleuten beim Schmaus, und die junge Braut erschien und küßte allen Anwesenden die Hände, darunter auch die Hand des Greises. Da sagte der Greis: »Vermittler und Paten, diese Braut gehört nicht euch, sie gehört uns an; sie ist die Braut dieses Burschen« — auf seinen Reisegefährten zeigend. — »Wie ist das möglich?« sagten die Vermittler. »Was sagst du, Alter, da alles hier nach dem Rechte und Geseze geschehen ist.« »Ob es möglich ist,« sprach der Greis, »das wollen wir gleich prüfen. Wir schlagen drei Nebenstöcke in die Erde hinein auf seiten beider Parteien, und auf wessen Seite die Neben Wurzel fassen werden, dem soll auch die Braut zufallen.« Darauf gingen nun Paten und Vermittler ein, und nach einer Weile saßen die Neben des Greises Wurzel und gaben sogar Trauben, während die der Vermittler und Paten austrockneten und verborrtten. Da gaben die Heiratsvermittler nach und trauten den zugereisten Burschen mit der Verlobten. Der so verhehlichte Bursche blieb nun im Dorfe anständig, der Greis dagegen zog seiner Wege.

Nun wollte Gott die vier Brüder auf die Probe stellen, ob sie wirklich ihr Versprechen noch hielten und sich der Armen annähmen. Deshalb erschien er ihnen in der Gestalt eines sehr alten Bettlers. Er besuchte zuerst den Weinhändler. Dieser entschuldigte sich, aber er könne ihn nicht unentgeltlich beherbergen, da er so viele Besucher habe, die er alle bedienen müsse. Da sprach Gott: »So möge der Brunnen sofort wieder zu Wasser werden!« und setzte seinen Weg fort. — Sodann besuchte der als Bettler verkleibete Gott den zweiten Bruder und bat ihn um etwas Getreide. »Es ist ja kein Wind, der mir ein wenig abwehte; ich habe kein abgewehtes Ge-

treide.« Da sagte Gott: »So möge der Ort seinen früheren Zustand wieder erhalten!« Und der Dreschplatz wurde wieder zu einem Grabe, und der Landmann blieb ohne Getreide beschämt und arm zurück. — Sodann besuchte Gott den dritten Bruder, den Hirten, und bat ihn um ein wenig Milch, Brot und Käse, da er vom langen Weg müde sei. Dieser entschuldigte sich aber damit, daß er die Schafe noch nicht gemolken habe. Vergebens wiederholte der Greis seine Bitte noch zweimal, und endlich sagte er: »Gebe Gott, daß die Schafe wieder zu dem werden, was sie früher gewesen.« Sofort verwandelten sich die Schafe in stumme Steine auf Gräbern, worauf sich viele Krähen niedergelassen. Der Hirte aber stand wie versteinert, als er sah, daß all sein Reichthum dahin war.

Da begab sich der Alte in die Wohnung des vierten Bruders, den er vermählt hatte. Da traf er dessen Frau, die am Herde einen Laib Lehmbrötchen ins Feuer stedte, um damit ihren hungernden Kindern wenigstens ein Spielzeug zu machen, da sie kein Mehl und kein Brot hatten. Der Greis wurde freundlich empfangen, die Frau wies ihm einen Platz am Herde an und erzählte ihm traurig, daß sie den Kindern nur Lehmkuchen backen könne anstatt Brot. Da sprach der Greis zu ihr: »Was du da hast, ist mitnichten nur ein Lehmkuchen, sondern ein echter Kuchen!« Und indes er das sagte, siehe, da verwandelte sich der Lehmkuchen in einen schönen weißen Kuchen aus Mehl. Nun setzten sich alle zu Tische, die Kinder und der Greis, und schmauseten. Dann bat der Alte um etwas Wein. Als die Frau ihm betrübt erklärte, das Faß sei längst leer, schüttelte der Alte den Kopf und sprach: »Das Faß ist voll. Sieh nur zu!« Und siehe da, als sie hinging, fand sie das Faß frisch gefüllt mit Wein. Am nächsten Morgen, nachdem der Greis bei den guten Leuten übernachtet hatte, verlangte er, sie sollten eines ihrer Kinder schlachten und es ins Feuer werfen, daß es gebraten werde. Nach langem Überlegen und innerem Kampfe thaten die Eltern auch dieses mit vielen Tränen. Da aber geschah ein drittes Wunder: Der Herd, auf dem sie das Kind gebraten hatten, war ganz voller Goldstücke. Der Platz, wo der Greis übernachtet hatte, war gleichfalls bedeckt mit Goldstücken. Das ge-

schlachtete Kind aber spielte mit einem Goldapfel vor dem Haus.

Der Greis aber segnete das Ehepaar noch, gab ihnen den Rat, sie möchten im Leben immer einig und gottesfürchtig sein, dann würden sie auch den stärksten Widerstand überwinden — und ging seines Weges. Der Hirte wurde bald einer der reichsten Leute des Ortes, und alle Leute erstaunten, daß er so rasch vermögend wurde, ohne zu wissen, daß ihn Gott seines Gehorsams und seiner Guttätigkeit halber belohnte.

Der heilige Ilija und die Leute

Als noch die Heiligen auf der Erde wanderten, baten die Leute den heiligen Ilija, er möge sie belehren, wie sie zu Gott hingehen sollen, um ihn um etwas zu bitten. Die Leute wollten Gott um Regen, Sonne, Wind oder andre Sachen, die für die Feldarbeit nötig waren, bitten. Das war die *ribja* (Bitte) der Leute zum heiligen Ilija. Der Heilige begab sich aus Mitleid mit den Leuten zu Gott. Das Gebet des Heiligen wurde erhört, und Gott versprach allen Leuten, ihren Bitten zu willfahren. Das teilte der Heilige den Leuten mit. Da verlangten manche Regen für ihr Feld, andre wollten Sonne haben, und es geschah alles nach den Wünschen der Gott Bittenden. Dadurch entstand eine reiche, fruchtbare Ernte. Alles war in jedem Hause im Überfluß, und man begann sich zum Schmaus und Gelage gegenseitig einzuladen. Dabei bemerkten die Leute, daß das Brot, das sie vom neuen Getreide geknetet hatten, bitter war, desgleichen der Wein von der neuen Weinernte. Da merkten alle, daß sie durch ihre Bitte dem heiligen Ilija gegenüber gesündigt hatten. Man begann nun den Heiligen zu suchen und ihn zu bitten, er möge bei Gott vorsprechen, auf daß das Wetter hinfort nach Gottes Willen sei. Wann er wolle, möge das Wetter schön sein, möge die Sonne hell scheinen oder nicht. Das bat auch der Heilige bei Gott und erhielt es.

Der heilige Ilija und die Hunde

Es regierte irgendwo ein Kaiser, der äußerst gutmütig und milde seinen Untertanen gegenüber war. Alle Missetäter

wurden meist begnadigt, so daß die Räuber und Verbrecher täglich zunahmen. Da schickte Gott den heiligen Ilija, um im Lande dieses Kaisers Ordnung und Ruhe herzustellen. Der Heilige kam ins Land, ging in die Hauptstadt und schlug dem Kaiser vor, er möge ihm erlauben, drei Tage an seiner Statt zu regieren, er wolle ihm im Lande Ordnung schaffen. Der Kaiser ging darauf ein, und der heilige Ilija setzte sich auf den Thron. Er erließ einen Befehl an die Bevölkerung, daß er, der neue Kaiser, nur drei Tage regieren werde, und er befehle, alle Läden zu öffnen und offen zu halten, widrigenfalls die Zuwiderhandelnden bestraft würden. Es mußte sich nun die ganze Stadt dem Befehl des Heiligen fügen, trotzdem die Zahl der Gauner und Missetäter groß war. Dabei freuten sich diese des Umstandes wegen, daß ihnen nunmehr die offenen Läden zur Verfügung standen. Da erschrak der Kaiser des Landes, daß er sein Amt einem andern abgetreten — aber Kaiserwort wird gehalten, und der Heilige schickte nun seinen Diener zu den Selchereien, um den größten daselbst liegenden vieräugigen Hund aufzusuchen. Der Diener sprach zum Hunde, der heilige Ilija lasse ihn grüßen und ihn bitten, er möge bei ihm erscheinen, er habe ihm etwas zu sagen. Der Hund erschien vor dem Heiligen. Dieser befahl nun dem Hunde, er möge alle Hunde der Stadt versammeln und ihnen befehlen, keinen Bissen Brot drei Tage und drei Nächte lang zu verzehren. Sie sollten an allen Straßenecken der Stadt Wache halten und jeden Dieb und Eindringling in Stücke reißen. Der Plan wurde ausgeführt, und es gelang, die Diebe zu ertappen, die alle von den Hunden in Stücke zerrissen wurden. Die ganze Stadt staunte, wie über Nacht den Plündereien ein Ende gemacht war. Da ersuchte der Kaiser den Heiligen, er möge auch in den andern Städten des Landes dieselbe Ordnung herstellen. Am dritten Tage seiner Regierung verschwand der heilige Ilija, da sagte der Kaiser, der Heilige sei von Gott geschickt gewesen, um ihn zu lehren, die Schlechten zu strafen und sie nicht nur zu bemitleiden, wie er es früher getan. Danach richtete sich der Kaiser in seinem Lande auch fernerhin.

Theodor Storm als Komponist

Ein Fund von Dr. Leopold Hirschberg

Leben und Werke Theodor Storms bringen vielfache Beweise, daß der Dichter, wie jeder tief empfindende Mensch, ein inniger Verehrer der Musik war. Sein Lieblingsinstrument ist offenbar die Geige gewesen; Verse wie

Da nehm' ich auch zu guter Nacht
Zur Hand die Geige mein;
Das ist ein klingend Nachtgebet
Und steigt zum Himmel ein

oder

In lindem Schlaf schon lag ich hingestreckt,
Da hat mich jäh dein Geigenspiel erweckt.
Doch, wo das Menschenherz mir so begegnet,
Nacht oder Tag, die Stunde sei gesegnet

können nur aus einem Herzen kommen, dem die holde Kunst in ihrer ganzen Schönheit und Tiefe aufging. »Und meine Geige sang, oder eigentlich meine Seele, sie sang wie einst der Red am Wasserfall« erzählt der »Vetter« in der »Halligfahrt«; der »stille Musikant« läßt noch »tiefere Blicke in sein Musikgetriebe tun«, um mit Robert Schumann zu sprechen, der diese Worte an einen Freund über seine Lieberreihe »Myrten« schreibt. Schumanns Lieder oder alte Volksweisen zu singen, war selbst für den schon Befahrten, der seine schöne Tenorstimme bis ins Alter behielt, wie für seine Zuhörer ein festlicher Genuß. Storms Biograph Schüße berichtet von des Dichters erfolgreicher Tätigkeit als Gründer und Leiter gutgeschulter Gesangvereine in Husum und Heiligenstadt. So lebte und webte er in der Musik; und Ludwig Pietzsch wird mit seiner Äußerung, er habe wenig Männerstimmen gehört, die so als der klingende, unmittelbare Ausdruck einer poesieerfüllten Seele erschienen und wirkten, nicht zuviel gesagt haben.

Daß Storm aber einmal in seinem Leben unter die wirklichen Komponisten ging, scheint bisher ganz unbekannt geblieben zu sein. Er hat zwar sein der Muse der Tonkunst dargebrachtes Opfer drucken lassen, aber an so versteckter Stelle und in so flüchtiger Umgebung, daß seit den 72 Jahren, die darüber ins Land gegangen sind, wohl niemand mehr Kenntnis davon genommen hat.

Beim Durchblättern eines zu Stuttgart durch mehrere Jahre in großem Format erschienenen »lustigen und lehrreichen Volkskalenders für alle Länder deutscher Zunge« mit dem Haupttitel »Der Pilger durch die Welt« fand ich im Jahrgang 1844 eine mit recht gelungenen Holzschnitten verzierte Erzählung: »Vetter Michels Eisenbahn. Eine unglaublich wahre Geschichte des Herrn Magister Antonius Wanst«. Das lustige Stücklein hat Storms frühen Lübecker Jugendfreund Ferdinand Röse, einen mannigfach begabten und angeregten, aber wenig disziplinierten Menschen, zum Verfasser und erzählt von den verschiedenen Abenteuer eines von unbezähmbarer Reiselust geplagten norddeutschen Aderbürgers in Paris, die nach unglaublichen Prellereien mit der Deportation des armen Teufels in irgendeine angenehme französische Kolonie enden. Den Schluß der in Briefform geschriebenen Erzählung bildet »Ein Lied, welches der Herr Magister Antonius Wanst sang, als er den letzten Brief Vetter Michels gelesen hatte« in zwei Strophen, mit der Bemerkung: »Komponiert von Th. Storm.«

Ich denke mir die Sache so, daß Röse dem begabteren Freunde sein Werkchen, bevor er es der Redaktion des Kalenders zusandte, zur Durchsicht gab und von ihm als zustimmende Antwort das kleine Scherzgedicht mit hinzugefügter Melodie erhielt.

Weber die Dichtung noch die Musik erheben natürlich den Anspruch auf Originalität oder Bedeutung; der Tonsetz verrät deutlich eine durchaus ungeübte Hand, ja, läßt in der letzten Zeile der zweiten Strophe sogar einen durch zu viele »Füße« entstandenen rhythmischen Fehler sehen. Wenn wir es in dem beigefügten Notensatz trotzdem der Vergessenheit entreißen, so geschieht es aus dem leicht erklärlichen Interesse, das man selbst an »Jugendtünden« großer Männer nimmt. Abgesehen ist die Melodie gar nicht übel und ganz volkstümlich. Es sind schon viel schlechtere Lieder gedruckt und gesungen worden.

Ein Lied, welches der Herr Magister Antonius Wanst sang,
als er den letzten Brief Vetter Michels gelesen hatte

Gedichtet(?) und komponiert von Theodor Storm (1844)

Schnell und hüpfend.

Gesang. 
1. 'S war ein Ge - sell zu Kie - ke - stadt, der fuhr zum Thor hin -

Piano. 


aus, und als er in der Frem - de war, da war er nicht zu




Haus. Juch - he! Juch - he! Da war er nicht zu Haus; da




schien ihm Al - les schief und schlecht und Nichts nicht schien ihm recht!



2.

Da fragt er einen weisen Mann,
Der legte ihm das aus:
Sieh, wenn man in der Fremde ist,
Da ist man nicht zu Haus.
Juchhe! Juchhe!
Da ist man nicht zu Haus;
Wer immer nach der Fremde tracht.
Die Heimath sich zur Fremde macht.



Das Herz im Süden

Roman von Carry Brachvogel

III



Nun lag über dem Land die feierliche Ruhe der arbeitsmüden Erde. Purpurnes und goldfarbiges Laub spannte das bunte Gezeil über ihren Schlummer, und klares, sanftes Licht rann um sie her, damit sie der sommerlichen Glut vergessen und wohlighinüberschlafen sollte, bis der junge Mai kam und sie zu neuer Feldarbeit weckte.

Die große Herbststille war für alle Scheggers fast die einzige Zeit im Jahr, wo sie ihrer Erholung und ihren persönlichen Neigungen leben konnten. Die Männer fanden sich wie selbstverständlich in einer großen Leidenschaft — in der Jagd. Vor Tau und Tag waren sie schon aus dem Hause, und wenn der Alte auch im Winter über Reissen und Rheumatismus klagte, so nahm er es doch im Herbst mit den Jüngsten auf. Die Schwiegertöchter, die schon wußten, daß sie um diese Zeit überflüssig waren, reisten mit ihren Kindern zu ihren Eltern heim, während Marie und Cilly seit Jahren in diesen Monaten irgendeine große Auslandsreise unternahmen. Dem alten Schegger, der Reisen stets als etwas Nützliches betrachtet hatte, gefiel es, daß seine Mädchen sich die Welt ansehen wollten, und er knauferte nicht mit dem Reisegeld, fragte wohl auch schon im Frühsommer: »Wohin geht's dieses Jahr?«

Sie waren mehrfach in Italien gewesen, hatten Berlin, Paris und London gesehen, und weil es eine so gute Saison gewesen war, meinte Marie, man könnte sich diesmal etwas Besonderes leisten. »Weißt du, ein bißel Afrika oder Ähnliches wäre sehr hübsch,« sagte sie zu Cilly, die stets die Reise zusammenstellte.

»Muß es durchaus etwas Schwarzgebranntes sein?« fragte Cilly vergnügt, denn der Reisetag war für sie jedesmal der schönste Tag im Jahr. Früher, als halbwüchsiges Ding, war sie ab und zu mit den Männern auf die Jagd gegangen, hatte auch mehr Freude am Weidwerk gefunden, als der sanfteren Marie gefiel, aber seit sie die Lust des Reisens kennengelernt hatte,

nahm sie keine Büchse mehr zur Hand und saß lieber im Speisewagen als auf dem Anstand.

»Nein, es muß nicht durchaus etwas Schwarzgebranntes sein. Aber ich habe mir gedacht, Tunis oder Karthago oder irgend so etwas ganz Fremdes müßte sehr schön sein.«

»Wir wollen sehen! Ich will gleich heute um den Baedeker schreiben.«

Der Plan der afrikanischen Reise wurde von den Schwestern eifrig besprochen, und als erst noch der Vater mit einem Extrazuschuß von tausend Kronen herarrückte, schien der Tag der Abreise in nächste Nähe gerückt. Er schien es aber nur, denn merkwürdigerweise wurde Cilly immer stiller und kleinlaut, je länger sie ihren Baedeker samt all seinen Karten studierte, und auch in Marie war nicht die tiefe Freude, mit der sie sonst einer Reise entgegenging. Vielleicht hatten beide gar nie ernsthaft an Tunis oder Karthago gedacht, vielleicht hatte jede der andern nur Reiseluft vorgeschunkert, um sich an der Freude der Schwester zu entzünden und von ihr mit fortgerissen zu werden zu einem fernen Ziel, das sie im Tiefinneren gar nicht erstrebte. Denn dies war sicher: weder Marie noch Cilly wollten in diesem Jahr ernsthaft fort, obgleich sie seit Wochen davon sprachen und alle Vorbereitungen zur Fahrt trafen. Jede wartete nur darauf, daß die andre das erlösende Wort sprechen sollte: »Ich möchte lieber zu Hause bleiben«, aber keine sprach es, weil jede die erstaunten Blicke und die Fragen der andern fürchtete, auf die sie keine Antwort geben konnte oder wollte. So saßen sie denn in ihrem hübschen kleinen Wohnzimmer, dem jetzt kein Kolladen das Licht verwehrt; auf dem Tische stand ein Strauß der letzten Gartenernster, und um ihn her lagen Reisebücher, Karten und ein Band Konversationslexikon. Cilly fuhr mit einem Bleistift langsam auf der Karte die Route nach, die sie nehmen, und Marie schrieb in ein Notizbuch die Namen der

Gasthöfe ein, in denen sie absteigen wollten. Mit einmal hob Cilly den Kopf, sagte bittend und etwas kläglich: »Mariese, lach' mich aus oder schimpf' mich verrückt — mich freut die ganze Reise nicht!«

Marie war freudig überrascht, daß die Schwester endlich ihren eignen Gedanken aussprach, aber sie ließ sich's nicht merken und fragte mit gut gespielter Erstaunen: »Aber, Cilly, was ist denn in dich gefahren?«

»Ich weiß nicht. Es freut mich eben nicht. Ich weiß auch gar nicht, warum wir durchaus nach Afrika fahren. Das war überhaupt nur meine Idee, ich habe nie an so etwas gedacht.«

»Natürlich, jetzt bin ich wieder der Sündenbock!« entgegnete Marie und tat ein bißchen gekränkt. »Weil es ihr aber gar nicht ernst war, verständigte sie sich mit der Schwester ziemlich schnell, und Afrika verschwand aus dem Gesichtskreis.

»Also bleiben wir dieses Jahr hier,« sagte Cilly sehr vergnügt und warf Reisebücher und Karten flink und unordentlich in einen Schrank hinein.

»Nein, ganz hierbleiben möchte ich nicht, nur nicht so weit fort. Wir könnten doch auch einmal bei uns daheim reisen; das wird einem ohnedies von den Zeitungen immer bringender empfohlen.«

Cilly war gleich bereit zu einer Reise innerhalb der heimatischen Grenzen. Am liebsten wäre sie freilich ganz zu Hause geblieben, denn Camillos Nähe erschien ihr jetzt begehrenswerter als alle Wunder ferner Länder, aber sie fürchtete, durch eine hartnäckige Weigerung Verdacht bei Marie zu erwecken, und sie war's schon zufrieden, wenn die Fahrt nicht gar zu weit wegführte, wenn sie noch ab und zu verstopfen eine Karte schreiben und denken konnte, daß er mit einer halben Tagereise zu erreichen war. Schließlich fiel ihr ein: »Pass' auf, Mariese, jetzt hab' ich einen großartigen Plan. Wir fahren nach Wien. Drei Wochen in Wien sind sicher wunderschön, und nebenbei können wir uns gleich die Toiletten für die Hochzeit vom Franz bestellen. Oder hast du vielleicht die Absicht, dein Hochzeitskleid bei der Schneiderin von der Carla machen zu lassen?«

Marie lachte. »Sicher! Das müßte herrlich werden. Aber ernsthaft, Wien ist

ein sehr guter Einfall. Wien muß gerade im Herbst wunderschön sein, und wir wollen uns Kleider bestellen, wie man sie hierzulande überhaupt noch nicht gesehen hat.«

Der alte Schegger war einigermaßen erstaunt, als er den Stimmungs- und Reiseplanwechsel erfuhr, aber er kümmerte sich nicht weiter darum. »Tut, was euch freut. Aber das ist richtige Frauenzimmerart, zuerst von Afrika reden und nachher an Wien hängenbleiben. Aber meinetwegen, mir kann's gleich sein.«

Franz dagegen war sehr erfreut, als er von der Absicht seiner Schwestern hörte, denn auch seine Schwiegereltern wollten mit Carla um diese Zeit nach Wien fahren wegen der Aussteuer und des Brautkleides. Er sagte zu Cilly: »Geh ihnen ein bißchen an die Hand. Meine Schwiegermutter ist ja die beste Seele, aber Geschmack hat sie halt leider gar keinen. Du kannst so was viel besser; schau' zu, daß die Carla nicht nur solide Kleider kriegt, sondern auch Sachen, die ihr stehen. Ein Mann versteht ja von so was nichts, aber das seh' ich doch, daß sie die Carla immer geschmacklos herrichten!«

Cilly versprach ihm gern, bei der Auswahl der Kleider und Hüte behilflich zu sein. »Hab' nur keine Angst, ich leid's nicht, daß sie kleinstädtisch einkaufen. Die Carla muß nach einem besonderen Stil angezogen werden, und den hab' ich schon im Kopf. Neulich hat sie nach Provinz ausgesehen, aber wenn ich sie hergerichtet habe, dann wird sie ausschauen wie ein alter Meister, der aus dem Rahmen gestiegen ist.« —

Der junge Povinelli schien sehr unglücklich, als er vernahm, daß Cilly für etliche Wochen verreisen werde. Er sagte flehend: »Cecilia, wie soll ich leben, wenn ich Sie nicht sehe!«

Sie hätte ihm gern geantwortet: Weiß ich denn, wie ich leben soll, ohne dich zu sehen?, aber sie sagte es nicht, sondern entgegnete nedend: »Nun, teurer Camillo, genau so, wie Sie früher gelebt haben! Sie werden wenig arbeiten, viel spazierengehen und sich von allen Mädchen und Frauen auf dreißig Kilometer im Umkreis beteuern lassen, daß Sie der entzündendste Mensch von der ganzen Welt sind!«

»Es ist mir ganz gleichgültig, was mir die andern beteuern!«

»Aha, also es wird doch beteuert ...«

Er ergriff ihre Hände. »Cecilia, Sie sind das grausamste Mädchen, das mir je vorgekommen ist! Sie wissen, daß ich für einen Blick aus Ihren Augen einen Ralvarienberg hinaufgehen würde, und Sie bringen es fertig, mich für Wochen zu verlassen, und lachen auch noch herzlos über meinen Schmerz!«

»Die Wiedersehensfreude wird um so größer sein. Inzwischen können Sie ja auch mit Ihren auswärtigen Verehrerinnen korrespondieren, zum Beispiel mit Mrs. Tailor!«

Er ballte zornig die Faust. »Schweigen Sie doch von dieser schrecklichen Person! Ich bin so froh, daß ich sie nicht mehr sehe. Sprechen Sie doch nicht von ihr, da ich nur von Ihnen sprechen möchte, Cecilia! Nun habe ich Sie nur noch kurze Zeit, und nun will ich nichts hören, nichts sehen, nichts denken als Sie, immerfort Sie ...«

Sie schwieg. Die Leidenschaftlichkeit seines Tones, der brennende Blick seiner unergründlichen Augen ergriffen und beunruhigten sie, daß sie fürchtete, schwach zu werden und mit ihm in Abschiedsklagen auszubrechen. Weil sie aber fest entschlossen war, ihm überlegen zu scheinen, zwang sie sich wieder zum Scherz: »Camillo, es wäre eigentlich eine hübsche Aufgabe für Sie, sich als zweiter Toggenburg dem Hotel gegenüberzusetzen und zu warten:

Bis die Liebliche sich zeigt,
Bis das teure Bild
Sich ins Tal hinunterneiget,
Ruhig, engelsmild.«

Camillo kannte aber leider das Gedicht vom Toggenburger nicht, und Cilly wollte sich nicht die Mühe geben, es zu erklären, obgleich seine Sentimentalität der gegenwärtigen Stimmung des jungen Mannes entsprochen hätte.

»Also jedenfalls müssen Sie sich etliche Wochen in Geduld fassen, Mr. Povinelli. Drei Wochen sind keine Ewigkeit —«

»Für mich sind sie es!«

»Das glauben Sie ja selbst nicht. Passen Sie auf, in drei Wochen bin ich wieder da, und weil die Zeit sehr schnell vergeht, wollen wir schon heute ausmachen, wo wir uns nach Ablauf dieser drei Wochen zuerst wiedersehen. Unser Garten wird ja leider schon ganz kahl, und jetzt, wo die Fremden fort sind, ist man nie mehr unbeobachtet.«

Nun war er wieder fröhlich wie ein Kind. Eifrig erwogen sie, wo sie sich bei der Heimkehr treffen wollten. Die Wahl wurde ihnen schwer, denn die Gegend war reich an einsamen Waldbänken, an verlorenen grünen Winkeln, zu denen heimliche Seitenpfade führten, und als Kinder des Landes kannten sie natürlich jeden Weg und Steg. Schließlich verabredeten sie, sich am Tag nach der Rückkehr aus Wien bei der Erzherzog-Albrecht-Klamm zu treffen, einem kleinen Wasserfall, der tief im Wald aus einem steilen Felspalt hervorbrach und zu dessen Füßen eiliche holzgezimmerte, von der Feuchtigkeit grünbespannte Bänke standen. —

Die drei Wochen in Wien vergingen wie im Flug. Zu Anfang hatten die Schwestern zwar ein kleines Heimweh verspürt, das sie sonst in der Ferne nicht gekannt hatten, und jede von ihnen meinte wohl auch heimlich, daß einundzwanzig Tage unendlich lange seien. Schnell aber waren sie ganz in den Zauber der schönen, stolzen Stadt eingesponnen, und sie merkten bald, daß die drei Wochen viel zu kurz waren, um auch nur annähernd zu erfassen, was Jahrhunderte in dieser Stadt erbaut, gesammelt, gepflanzt und verschwendet haben. Zudem blieb ihnen nicht einmal der ganze Tag, um die Stadt oder ihre Umgebung zu durchstreifen, denn Ferraris nahmen sie wirklich stark in Anspruch, besonders als es galt, Carlas Kleider zur Aussteuer zu bestellen. Doktor Ferrari blieb natürlich diesen für seine Damen sehr wichtigen Konferenzen fern. Er war überhaupt wenig sichtbar, hatte unablässig Zusammentünfte, Besprechungen mit juristischen oder politischen Persönlichkeiten, aber wenn er auf kurze Augenblicke erschien, war er stets frisch, lebenswürdig, blendend, ganz so wie bei seinem ersten Besuch im Scheggerschen Hause.

Marie meinte wohl einmal, daß der Herr Doktor sich vielleicht zuviel zumute und ganz nervös und verbeßt nach Hause zurückkehren würde, aber Frau Ferrari entgegenete mit stolzem Lächeln: »O nein, mein Mann ist es gar nicht anders gewöhnt. Das geht bei uns so tagaus, tagein, das ganze Jahr fort. Mein Mann ist immer beschäftigt, immer in Anspruch genommen, und wenn er einmal eine Stunde für uns übrig hat, dann gilt das für einen Feiertag; nicht wahr, Carla?«

Carla nidte. »Jawohl, und darum muß ja bei uns auch im Hause alles auf den Papa eingestellt werden. Er hat in seinem Beruf so viel Verdruß und Ehererei, darum muß ihm zu Hause alles ferngehalten werden. Nichts darf an ihn heran. Wenn er zu Hause ist, das heißt, wenn er bei uns sitzt, dann muß es sein wie auf einer Insel, die von der ganzen Welt abgeschlossen ist.«

Ein andermal sagte Cilly: »Ein Leben, wie dein Vater es führt, muß doch riesig interessant sein! Er erfährt und weiß und hört doch von so vielen Dingen, von denen unsereins keine Ahnung hat. Erzählt er euch nicht recht spannende oder merkwürdige Fälle aus seiner Praxis?«

Frau Ferrari und Carla verneinten. Doktor Ferrari sprach zu Hause kaum je von den Angelegenheiten, die ihn als Rechtsanwalt oder als Politiker beschäftigten.

»Mein Mann sagt immer: »Davon hör' ich mir den ganzen Tag über genug. Wenn ich am Abend bei meiner Familie sitze, wollen wir von dem sprechen, was uns angeht und nicht die andern.«

Sehr entzückt von ihrer Reise und auch von den neuen Verwandten kehrten die Schwestern heim. Sie konnten dem Vater nicht genug erzählen, wie schön Wien gewesen sei und wie ihnen die Ferraris immer besser gefallen hätten. Auf der Heimreise waren sie auch noch einen Tag bei ihnen zu Besuch gewesen, erzählten, daß die Ferraris, die äußerlich in jedem Sinn bürgerlich auftraten und schienen, in ihrer häuslichen Lebenshaltung einen vornehmen, großen Zug hatten, dem aber jede Progenhaftigkeit fehlte. Cilly war besonders entzückt von ihrer Wohnung. »Weißt du, Vater, sie wohnen in einem ganz alten Hause, wo unten noch Lauben drin sind. Der Ausgang ist natürlich dunkel und abschaulich, aber wenn man in die Wohnung kommt, meint man, man kommt zu Fürsten.« Sie beschrieb eingehend die hohen, saalmäßig großen Räume, die sich ineinander öffneten und die ein erlebener Geschmack eingerichtet hatte. Alte Truhen und Schränke und Türbeschläge aus Tiroler Bauernhäusern hatte Doktor Ferrari noch zu einer Zeit zusammengelaufen, da die früheren Besitzer den Wert ihrer Habe nicht genau kannten, und neben ihnen sah man farbenglühende echte Perser, und von weit-

bauchigen Rokokosommoden oder zierlich eingelegten Bouletischen riesen verschnörkelte Uhren der Schächerzeit mit feinen Stimmchen die Zeit aus. Jedes Stück in diesen Zimmern hatte seinen Kunstwert, und in hohen, bis an die Decke reichenden Bordenden standen hinter grünen Vorhängen die zahllosen Bände, die Doktor Ferraris wertvolle Bibliothek ausmachten. »Und alles paßt zusammen. Wir haben doch bei ihnen zu Mittag gespeist — du kannst mir glauben, unser Chef hätt's nicht besser gemacht. Und ein Stubenmädchen haben sie, so fein, daß man sich ordentlich vor ihr geniert.«

Marie gab der Schwester recht, fügte aber hinzu: »Das merkwürdige ist nur, daß die Ferraris selber eigentlich nicht recht in ihre Umgebung hineinpaffen. Die Mama Ferrari und Carla sind gar so geschmacklos, und er, der Doktor, hält doch gar nichts auf sein Äußeres und wirkt so bäuerlich.«

»Außerlich, aber wenn er zu sprechen anfängt, vergißt man alles, sogar seinen schredlichen Schlip, der vor dreißig Jahren einmal modern gewesen sein kann und oben drein nie ordentlich gebunden ist. Wenn er spricht, paßt er schon in sein Haus hinein!« Es war erstaunlich, daß Cilly, die sonst so viel auf Äußerlichkeiten gab, hier ganz von ihnen ablah. Es mußte wirklich ein eigner Zauber um den Mann sein, der das fertiggebracht hatte.

Der alte Schegger, den die Loblieder seiner Töchter allmählich verdroffen, sagte jetzt: »Ich bin froh, wenn die Hochzeit vom Franz endlich vorbei ist. Weil's doch einmal sein muß, ist's g'scheiter, man hat's bald hinter sich!«

Die Töchter lachten, und man schwagte noch gemütlich über allerlei kleine Reiseerlebnisse. Als sie endlich zu Bett gingen, sagte Cilly schon schläfrig, aber doch noch mit leuchtenden Augen: »Wunderschön war die Reise, aber das Schönste ist doch die Heimkehr!«

Ja, für sie war die Heimkehr schöner als alles, was ihr die Fremde hatte zeigen können. Denn als sie von der Erzherzog-Albrecht-Klamm nach der Villa zurückging, brannten ihre Lippen von Camillos Küssen, und in ihren Ohren schwirrten noch die süßen Worte, die sie so lange ersehnt und die er heute endlich, im Rausch des Wiedersehens, gesprochen hatte.

Tief verschneit saß der Winter im Land. Frühzeitig war er gekommen, hatte die roten Flanken der Berge mit seinen weißen Schabracken behängt und den Tannen schwere silbrige Last aufgeladen, daß sie erschauern und zitterten und seine Schneewolken zu Boden stäubten. Gern hätte er auch Bäche und Wasserfälle mit seinen glitzernden Eisketten abgesperrt, aber sie ließen sich nicht von ihm befehlen, wenn er ihnen gleich treibende Eischollen in die Welle warf oder ihren felsigen Ursprung mit glasigen Krusten bedeckte. Alle Fußwege und Seitenpfade waren dicht verschneit, aber die große Straße wurde täglich ausgeschauelt, und sorgsam gedachte man schon jetzt Rodelbahnen und Eiselände in tadellose Ordnung zu versetzen, damit die Wintergäste, die man nach Neujahr erwartete, über nichts zu klagen hätten. Die jungen Leute aus den verschiedenen Gasthöfen und Dörfern des Tales fanden sich schon jetzt zu allerlei winterlichen Ausflügen und Vergnügungen zusammen; Kinder- und Schulfreundschaften, die während des Sommers durch den breiten Fremdenstrom auseinandergewirbelt schienen, schlossen sich im ruhigeren Zeitlauf des Winters wieder enger zusammen, und man rechnete nicht mehr gar zu genau nach Rang und Schulbildung ab. Sie waren alle jung, brav und tüchtig, und eines jeden Wiege hatte auf diesem Boden gestanden — das war wie ein Freibrief, den jeder und jede mit sich trug und der sie zur Gemeinsamkeit zusammenschloß, wenn auch die Eltern der einen von Hypotheken überlastet waren, und die Rechtschreibung eines andern nicht ganz fest auf den Beinen stand. Jetzt, in der Adventzeit, gab's nur weite Märsche oder allenfalls eine Bergbesteigung, vom Dreikönigstag an aber wurde auch getanzt, bis der Aschermittwoch bußfertig die Karnevalslust beschloß. Fast jeden Tag gab's dann irgendwo ein andres Tanzvergnügen, und aus der Bezirksstadt und von der Grenze her kamen die Kaiserjägeroffiziere und tanzten mit den Mädchen, bis der erste Zug sie wieder zum Dienst zurückführte. Selten aber nur sah man den jungen Povinelli oder irgendeinen andern Welschen in der lustigen Schar. Italienische Offiziere wurden niemals zum Tanz geladen, denn wenn der Einzelne die Grenzpfähle kaum beachtete, so deuteten sie doch

gleich Wegweisern auf eine Kluft hin, die nicht leicht zu überspringen war.

Cilly lief nun halbe Tage lang im Freien umher. Sie liebte den Winter und sein strenges Regiment, dem sie fröhlich die Widerstandskraft ihres jungen Körpers entgegensetzte. In Mantel und Schneehaube ließ sie sich willig vom Sturm durchbrausen und fand es köstlich, sich vom Schneegestöber dicht verumhüllen zu lassen, bis sie ausah wie ein Pelzmertel. Oft lief sie ganz allein draußen umher, in einer weißen Einsamkeit, in der sie kaum noch Weg und Steg erkennen konnte; oft aber auch ging sie mit Camillo, und dann suchten sie wie im Sommer die abgelegenen Waldpfade, auf denen sie jetzt weniger noch als sonst einen Laischer zu fürchten hatten. Auch sonst konnte sich Cilly noch freier bewegen als früher, denn Marie saß im Winter gern zu Hause in einer beschaulichen Ruhe, zu der sie der Sommer niemals kommen ließ. Sie las oder nahm Handarbeiten vor, die das übrige Jahr ruhen mußten, und spann sich in ihre Gedanken ein, so daß sie kaum merkte, wenn Cilly fort war, und nichts fragte, wenn sie heimkam. Cilly mahnte zwar mitunter: »Marie, hüt' dich nicht immerfort im Zimmer, denn dazu hast du noch Zeit, wenn du alt und grau bist! Geh doch einmal vor die Tür und schau', wie schön es draußen ist und was man da für eine Luft einatmet!«

Marie aber schüttelte verneinend den Kopf. Die gute Luft und die Schönheit der Natur hatte sie ja während des ganzen Sommers, und wenn sie auch noch nicht alt und grau war, so fand sie es doch angenehm, still dazusitzen und nachzudenken über das, was gewesen war und was hätte werden können. Sie zog langsam einen Seidenfaden nach dem andern durch die feine Stiderei, die ein Nadelkissen für Carla werden sollte, und bei jedem Stich dachte sie tiefer in ihr eignes Leben hinein. Das eine Mal hatte sie einen Sterbenden geliebt, und jetzt ging ihr Herz zu einem Manne, der nichts von Weib und Heimat wissen wollte. Wirklich, sie hatte eine verhängnisvolle Begabung, sich just immer den auszusuchen, der irgendwie mit dem Leben zerfallen war, und sie, sie lebte doch so gern, wenn sich ihre Lebensfülle auch nicht so kraftvoll und farbig äußerte wie bei der jüngeren Schwester. Keusch und inbrünstig

liebte sie das Leben, hätte es so gern mit einem Manne geteilt, an Kinder weitergegeben, hätte ihr ganzes Glück darin gefunden, einem Manne das Haus zu bereiten, seinen Söhnen und Töchtern eine gute Mutter zu sein. Nichts hatte sie vom Schicksal gewollt als ein Frauenlos, aber selbst diese Bitte schlug ihr das Schicksal ab. Freilich, sie hätte schon lange einen von den Freiern nehmen können, die der Vater wünschte, aber so ganz ohne Liebe, nur weil die Verhältnisse zusammen paßten und sie des Alleinseins müde war — nein, das hätte sie nicht gekonnt! Und da der eine, den sie gewollt hatte, aus dem Leben gegangen war, und der andre, den sie jetzt gewollt hätte, sich vom Leben weg nur seiner Kunst zugewandt hatte, blieb ihr wohl wirklich nichts andres übrig, als neben dem Vater zu altern und für die Kinder der Brüder eine gute Tante zu sein. Das Zukunftsbild war nicht erfreulich, selbst dann nicht, wenn man so genügsamen Sinnes war wie Marie. Sie dachte: Wenn es wahr ist, daß jeder Mensch immer wieder daselbe erlebt, weil sein Erleben eben in seiner Natur begründet liegt, dann werde ich gewiß allmählich in der Familie eine komische Figur. Ich werde dann die Tante Marie, die immerfort heiraten wollte und nie dazu gekommen ist, und so, Gott sei Dank, zu einer alten Erbtante wurde!

Sie senkte den Kopf tiefer und nadelte mit einem kleinen Seufzer an der Stiderei weiter, die für eine glückselige Braut bestimmt war.

In dieser Zeit sagte der alte Schegger einmal: »Das ist merkwürdig, der junge Povinelli, der sonst doch nichts getan hat als herumlungern und dem lieben Herrgott den Tag abstehlen, der lauft mir seit einiger Zeit das Haus ein, alle Tag' mit einem andern Geschäft!«

Marie schürzte ein wenig verächtlich die Lippen. »So, jetzt kommt er auch noch! Ich habe gedacht, das sei nur im Sommer gewesen, wegen der ewigen Anbetung.«

Der alte Schegger, der es nicht leiden konnte, wenn seine Töchter Klatsch erzählten, schnitt ihr das Wort ab: »Ja, das denkst ihr euch immerfort, daß bei allem eine Liebesg'schicht' oder was ähnliches dahinter sein muß! Nein, der Povinelli kommt nach wie vor immerfort mit Handel und Ge-

schäft. Teufel noch mal, der versteht's, das muß ihm der Reib lassen! Sein Vater hat ja auch nie was hergeschenkt und steckt, wenn's um seinen Vorteil geht, drei Spitzbuben in die Tasche, aber gegen den jungen kommt er nicht auf. Der schindet die Laus um den Pelz, und wenn man nicht aufpaßt wie ein Hattelmacher, haut er einen übers Ohr, daß man alle Engel singen hört ...«

Cilly sagte kein Wort, aber sie freute sich, daß ihr Vater nicht auf Mariens Andeutung gehört hatte und daß in seinen Worten doch so etwas wie Anerkennung für Camillos kaufmännische Begabung lag. Ihr Gefühl für Camillo fragte freilich nichts nach dem Urteil der andern, aber bislang hätte sie sich doch gescheut, sich offen zu ihm zu bekennen, wäre zurückgebebt vor der kühl verwunderten Verächtlichkeit, mit der dieahren gesagt hätten: In den Povinelli bist du verliebt? Aber du bist ja verrückt! Welcher vernünftige Mensch kann denn daran denken, den Camillo Povinelli ernst zu nehmen!

Nun nahm ihn also selbst ihr Vater ernst! Nun hörte Camillo auf, der Müßiggänger und Schürzenjäger zu sein, als der er bis heute gegolten hatte, und wenn sich ihr Vater auch ärgerte, daß Camillo so unerbittlich auf seinen geschäftlichen Vorteil bedacht war, so konnte das doch nicht als Vorwurf gegen ihn gelten, sondern war eigentlich wie Hochachtung, die ein gewandter Geschäftsmann dem gewandteren zuspricht. Ein Gefühl des Stolzes kam über Cilly. War ihr Liebster, der sich nach mancherlei Irrtümern zum rechten Weg zurückgefunden hatte, nicht mehr wert als andre, deren Spießbürgertum und nüchterner Sinn von Anfang an die gerade Straße stapfte, ohne je einen Fehltritt zu tun?! Er wuchs in ihren Augen, weil ihr Vater ihn gelobt hatte, aber sie merkte nicht, daß es die Worte Scheggers waren, die bei ihr so schwer ins Gewicht fielen, und meinte, es sei einzig und allein Camillos Verdienst. Bisher war er für sie nur der entzückende Kamerad verliebter Heimlichkeiten gewesen, jetzt aber reifte er in ihren Augen zum Manne, dem ein andrer wohl grundsätzlich Widerstand, nimmermehr aber gering-schätzig Ablehnung entgegenstellt. Freilich durfte sie noch lange nicht daran denken, ihre Wahl zu offenbaren, aber daran lag

ihr zunächst auch nur wenig. Verlobt sein, heiraten — gewiß, das war für sie und Camillo wie für alle Liebenden das letzte Ziel, aber die Umwege, auf denen man zu diesem Ziele schritt, waren so reizvoll, so köstlich erregend, die Listen, die man erfann, waren so lustig, das ganze Geheimnis dieses Vorfrühlings der Leidenschaft so süß, daß es ein Jammer gewesen wäre, wenn es schon jetzt hätte zu Ende sein müssen. Ein Brautstand dauerte Monate, und die Ehe gar ein ganzes Leben lang, aber die rasch geraubte Stunde im verschneiten Wald oder auf der dämmerigen Straße, die verstohlenen Küsse oder der scheinbar nur freundschaftliche Händedruck, über den doch ihre Blicke weglachten — das alles kam nie wieder, sobald erst andre drum wußten! Darum war es immer noch Zeit, das Geheimnis zu zerreißen und aus ihm als wohlgezogenes Brautpaar, Arm in Arm hervorzutreten — so wenigstens meinte Cilly.

Es war aber auch noch andres, was sie zurückhielt. Sie wußte, daß der Vater auch heute noch innerlich gegen die Heirat seines Sohnes mit Carla Ferrari war, wenn er gleich der Form nach seine Einwilligung gegeben hatte. An diesem beharrlichen Widerstand konnte sie ermessen, wie sich der alte Schegger gegen eine Verbindung mit den Povinellis sträuben würde, die echte Welsche, während die Ferraris ja nur Welschtiroler waren. Der Gedanke, eine Tochter des Hauses nach Italien zu verheiraten, würde bei sämtlichen Scheggern einen Aufruhr hervorrufen, wie man ihn noch nicht erlebt hatte. Bei sämtlichen — nur nicht bei Franz und Carla. Aus begreiflichen Gründen hoffte und rechnete Cilly auf diesen Bruder und seine künftige Frau und wollte erst deren Vermählung abwarten, ehe sie mit ihrer eignen Angelegenheit hervortrat. Sie sagte zu Camillo: »Wir müssen warten, bis die Carla geheiratet hat. Wenn ich jetzt mit meinem Vater spreche, ist alles auf lange Zeit hinaus verfahren, das weiß ich gewiß. Zwei Welsche auf einmal verträgt der Vater nicht, dazu kenn' ich ihn zu gut. Er hat nun einmal das Vorurteil, und wenn wir es auch noch so richtig finden, so können wir's doch nicht ändern. Aber was der Franz erreicht hat, erreiche ich auch, und

der Franz muß uns helfen und wird uns helfen, denn er war ja genau in derselben Lage wie ich. Ist's bei ihm gegangen, warum soll's nicht auch bei mir gehen?«

Das war ihr Aberglaube, von dem sie nicht mehr ließ. Ihr Schicksal und das des Bruders liefen die gleiche Bahn und mußten also auch zum gleichen Ziel gelangen ...

Camillo wäre in dieser Zeit auf alles eingegangen, was sie vorschlug, denn er befand sich jetzt in dem Stadium der Willenlosigkeit, in das jede Frau, die er umwarb, ihn versetzte, und in dem er verblieb, bis seine letzten Wünsche Erfüllung gefunden hatten. Er war von Haus aus selbstsüchtig und eines tiefen Gefühls ganz unfähig, und gerade darum wirkten Hingebung und Wärme der Empfindung auf ihn so überraschend, daß er sich in ihnen völlig verlor, bis zu dem Augenblick, wo sie sich im Rausch auflösten, im Liebesrausch, den er kannte und auskostete wie kaum ein andrer. Hörig blieb er der Frau nur, solange sie für ihn ein Wesen darstellte, das er nicht ganz begriff, solange sie sich versagte und dennoch sein dürres Herz mit Wärme überschüttete, daß er meinen konnte, die Wärme pulse in seiner eignen Brust. Wie ein Reptil die Sonne sucht, die doch nimmermehr sein kaltes Blut in warmes verwandeln kann, so zog Camillo aus einer unterirdischen Sehnsucht der Herzenswärme einer Frau nach, konnte sich in ihr und gab sich ihr als Dant ganz zu eigen, bis zu dem Augenblick, wo er ihr den höchsten Dant schuldig gewesen wäre. Dann schwand der Sonnenzauber, das dürre Herz empfand die fremde Wärme als lästig, und wo er eben noch hörig gewesen, gab er jetzt gleichgültig oder brutal den Abschied. Er wußte gar nicht, wie innerlich arm und roh er war, und durch die kurze Spanne seiner Hörigkeit täuschte er auch die Frauen über sein wahres Wesen weg. Jede behielt nur die Episode seiner zärtlichen Willenlosigkeit im Gedächtnis, vermochte niemals sie mit der Brutalität seines raschen Aberdusses in Einklang zu bringen, und darum hielten ihn viele von ihnen für einen geheimnisvollen oder gar dämonischen Menschen und erhöheten durch solche Vermutungen noch den Reiz, der ihn schon durch seine Schönheit und sein lebendiges Wesen umgab.

Um Neujahr herum sagte er einmal zu



Walther Bondy:

Damenbildnis

Aus der Ausstellung der Freien Sezession, Berlin 1916

Cilly, während sie langsam auf einem schmalen, ganz einsamen Zidzadweg dahin-schlenderten, der sich um eine Berglehne wand: »Wer, glaubst du, daß mir heute geschrieben hat?«

»Mrs. Tailor!«

Er war überrascht. »Du weißt schon...?«

»Nach deinem geheimnisvollen Gesicht war es nicht schwer zu erraten. Was schreibt denn die hohe Dame?«

Er zog ein kleines Päckchen aus der Tasche, reichte ihr zunächst eine englische Weihnachtskarte, auf der weiße Tauben, von rosenfarbenen Bändern gehalten, umherflatterten. »A merry Christmas and a happy New Year!« stand in goldenen Buchstaben darunter.

Cilly lächelte spöttisch. »Gott, wie süß!«

Er widelte das Päckchen weiter auf, nahm aus weißem Seidenpapier ein flimmerndes Ding. »Schau', das schickt sie mir auch noch. Ein hübsches Neujahrs Geschenk, meinst du nicht?«

Es war eine goldene Zigarettenbox mit seinem Namenszug in kleinen Diamantsplitttern. Cilly war empört. Sie rief ärgerlich: »Schamlos! Ich finde so etwas schamlos!«

Er wog die Box lachend in der Hand. »Cecilia, warum soll das schamlos sein? Es ist ein hübsches Ding und wertvoll obendrein.«

Cillys Augen funkelten zornig. Sie sagte in befehlendem Ton: »Wirf es weg! Wirf es augenblicklich weg!«

Er lachte nicht mehr. Er stand erstaunt, ratlos vor ihrem Zorn. »Aber, Cecilia, ich begreife dich gar nicht! Ich versichere dir, das Ding macht mir gar keine besondere Freude. Ich kümmere mich doch nicht um diese alte verdrehte Engländerin ...«

»Wirf es weg! Ich will, daß du es wegwirfst!«

Er zögerte. »Das wäre doch lächerlich! Außerdem könnte es irgend jemand finden, und ich läme dann noch unter Umständen in dummes Gerede oder gar in allerlei Scherereien. Aber« — und jetzt kam es über sein hilfloses Gesicht wie eine Erleuchtung — »mir fällt etwas ein. Ich verkaufe es. Ich habe es schon schätzen lassen; der Goldschmied sagt, es sei wohl über sechshundert Lire wert. Der Gauner zählt natürlich nur das Goldgewicht und

nicht die Arbeit. Ich verkaufe es, und von dem Geld machen wir einen schönen Ausflug. Was sagst du dazu, liebes Herz?«

Sie stand ein paar Augenblicke sprachlos, denn sie wußte nicht, was sie sagen sollte, wußte eigentlich auch nicht, wie ihr sein Vorschlag vorkam. Den Nachsatz mit dem schönen Ausflug hatte sie ganz überhört. Sie bedachte jetzt nur, daß er ein Geschenk, das Geschenk einer andern Frau fortgeben, verkaufen wollte. Eine Minute lang fand sie das abscheulich, dann aber überkam sie doch der Triumph, daß sie über die andre siegte, die aus der Ferne mit kostbaren Gaben nach dem Manne langen wollte. Sie freute sich über die Mißachtung, die in seinem Vorschlag lag, und wenn auch die innere Stimme ihr immer noch leise zuraunte: Was er da tun will, ist abscheulich!, so sagte Cilly doch achselzuckend und laut: »Es geht mich nichts an, was du mit deinen Geschenken tust. Aber ich will es niemals bei dir sehen, hörst du, niemals!«

»Ich sage dir ja, daß ich es verkaufe und daß wir mit dem Erlös einen schönen Ausflug machen wollen.«

Sie sah ihn an und verstand wohl, was er meinte. Sie entgegnete ausweichend: »Zu einem Ausflug brauchen wir doch nicht so viel Geld!«

Er zog eine Schmolliemiene wie ein Kind, sagte bittend: »Cecilia, du verstehst mich nicht. Oder nein, du willst mich nicht verstehen. Was sind denn diese Ausflüge, bei denen man in Schnee und Kälte auf offenen Straßen umherläuft oder mit zehn andern gleichgültigen Menschen auf einen Berg steigt, aus dem ich mir nichts mache! Nie bin ich mit dir allein, wirklich allein, so wie ich möchte ...«

Er hatte sie langsam, ganz fest an sich gezogen, und seine Stimme war immer zärtlicher, immer leiser geworden, bis sie nur noch wie ein Flüstern klang. Es war der Augenblick und die Stimme, denen kaum eine Frau zu widerstehen vermochte, und auch Cilly war es, als drehe sich die Welt um sie her im Kreise, als gäbe es für sie keine Rettung, keinen Halt mehr, als die Arme dieses Mannes. Es waren aber nur Sekunden der Betäubung, dann machte sie sich von ihm los, strich sich mit den Händen über das Gesicht, als wolle sie die letzte Spur eines wilden Traumes fortwischen.

Es war nicht das erstemal, daß er so zu ihr sprach. Seit einiger Zeit schon kam er, zuerst nur vorsichtig tastend, dann sein Ziel immer näher umschleichend, darauf zurück, bald scheinbar scherzend, bald das Mädchen mit zärtlichem Angestüm bedrängend. Immer noch hatte sie ihn abgewehrt, und auch jetzt zog sie zwei Falten auf der Stirn, sagte hart, während doch ihre Lippen nervös bebten: »Laß das! Du weißt sehr gut, daß ich keine solche Ausflüge mache.« Sie sah böse aus und mühte sich auch, es zu scheinen, damit er nicht merken sollte, wie schwer ihr die Selbstbeherrschung wurde.

Er sah sie an, war verblüfft und ratlos. Er begriff durchaus nicht, was in ihr vorging. Er hatte zwar stets zahlreiche, aber nur sehr billige Eroberungen gemacht, und seine Frauenkenntnis beschränkte sich fast ausschließlich auf kleine Mädchen von der Straße oder aus Varietés dritten Ranges und auf leichtfertige Gattinnen, denen der Ehebruch kein Kopfzerbrechen und keine Skrupel machte. Mädchen wie Cilly hatte er bisher nur von ferne gesehen, und niemals hatte er daran gedacht, daß sie, die Tochter einer Familie, deren Namen in der ganzen Gegend bekannt und angesehen war, mit ihm verliebte Heimlichkeiten tauschen würde. Darum begriff er sie auch jetzt nicht und glaubte ihrem finsternen Gesicht, daß er sie ernstlich erzürnt hätte. Einige Sekunden lang war es still zwischen ihnen, denn auch er kämpfte hart mit sich. Schließlich meinte er das beste Mittel gefunden zu haben, um sie wieder zu versöhnen. Er siegte über die Habgier, mit der er in der letzten halben Stunde gerungen hatte, zog die Dose wieder aus der Tasche und reichte sie Cilly hin: »Da, ich schenke sie dir. Das Geld dafür hätte mich nur gefreut, wenn wir ... nun, fahre nur nicht wieder auf, ich weiß schon, daß du nicht willst. Ich kann doch nicht mehr tun, als dir das schöne Ding zur Versöhnung anbieten. Nimm es und mache damit, was du willst.«

Sie fühlte, wie sehr er mit dieser Preisgabe des Geschenks die abwesende Frau erniedrigte, und eine Sekunde lang flog es wie Angst über sie, wie eine ferne, ganz ferne Ahnung, wessen er fähig sein konnte, wenn ein Weib ihm gleichgültig geworden war. Schnell aber verflogen Angst und

Ahnung vor dem Gefühl, daß sie die andre, die aus der Ferne nach ihm greifen wollte, völlig geschlagen hatte, daß sie Siegerin blieb über sie und über ihn. Sie dankte ihm mit strahlenden Augen, und beim Abschied küßte sie ihn zärtlich: »Hab' nur noch ein wenig Geduld! In ein paar Wochen ist ja der Franz verheiratet, und dann denken wir an uns.«

So wurde die Hochzeit des jüngsten Schegger von der ganzen Familie etwas ungeduldig erwartet, denn der alte Schegger beteuerte immer wieder, daß er froh wäre, die unvermeidliche Sache endlich hinter sich zu haben, und auch Marie rechnete gern auf den Tag, an dem Frau Ferrari aufhören würde, sie immer wieder schriftlich oder telephonisch anzurufen, damit sie ihr bei der Einrichtung und Aus schmückung der Wohnung für das junge Paar behilflich sein sollte. Cilly hatte sich zwar, wie sie sich ausdrückte, als »künstlerische Beratungsstelle« empfohlen, aber alles Wirtschaftliche fiel auf Marie, da Frau Ferrari sehr unselbständig war und ihr eignes Haus nur nach den Anordnungen und Wünschen ihres Mannes führte.

Ende Februar sollte die Hochzeit stattfinden. Die Toiletten aus Wien waren eingetroffen und entzückten jeden, der sie sah. Cilly hatte schon vor dem Spiegel Generalprobe gehalten und bedauerte nur im stillen, daß Camillo sie nicht in ihrer Pracht sehen konnte. Auch Marie sah in ihrem Kleid aus altrosa Seide sehr vorteilhaft aus, und Cilly meinte vergnügt, daß nun auch der Vater sich einen neuen Grad bauen lassen sollte: »Sonst stichst du gar zu sehr ab neben deinen eleganten Töchtern!«

Er winkte aber gleich ab: »Wegen einer Hochzeit brauche ich keinen neuen. Der Franz ist der letzte von meinen Buben, und die Mädeln heiraten ja doch nicht!«

»Wer weiß, Vater, wer weiß!« sagte Cilly und betrachtete sich vergnügt von allen Seiten im Spiegel.

Marie aber entgegnete ein wenig gekränkt: »Man könnte wahrhaftig meinen, wir wären schon fünfzig Jahre alt oder häßlich wie die Nacht!«

Die Zeit für die letzten Hochzeitsvorbereitungen rückte immer näher heran. Das Aufgebot war schon erfolgt, und Marie be-

achte bereits den Speisezettel für ein großes Familienessen, das wenige Tage vor der Hochzeit in der Villa stattfinden sollte.

Da kam ein Ereignis, das alle Vorbereitungen, Pläne und Träume wie mit einem Keulenschlag zertrümmerte.

Vierzehn Tage vor der Hochzeit wurde Doktor Ferrari unter dem dringenden Verdacht des Landesverrats verhaftet.

Das Gesicht des alten Schegger war rot vor Grimm. Seine Augen funkelten in bösem Triumph. Er sagte zu den Töchtern: »So, jetzt wären wir so weit, wie der Franz uns hat haben wollen! Dafür hab' nun ich und eure Mutter ein Leben lang geschuftet und gespart und auf unsern ehrlichen Namen gehalten! Damit er jetzt mit diesem Gesindel im Schmutz herumgezogen wird. Für drei Kreuzer kann's jetzt jeder in der Zeitung lesen, daß dem Schegger sein Sohn sich die Braut aus dem Haus des sauberen Herrn Doktor Ferrari geholt hat! Schegger und Ferrari — das geht jetzt miteinander von Mund zu Mund; psui Teufel!«

Er wartete, daß seine Töchter etwas erwidern, ihm beistimmen sollten, aber sie sagten kein Wort. Sie waren beide so überrascht und erschüttert von dem Schrecknis, das plötzlich über den Bruder herein gebrochen war, daß sie nur das Unglück sahen, das ihn betraf, und sich über die Folgen, die es auch für sie nach sich ziehen konnte, kaum klar geworden waren. Weber Marie noch Cilly hatten bis jetzt erwogen, daß von der Schande, die über den Namen Ferrari hinschlug, auch ihr eigner bespritzt werden konnte. Wohl aber bangte Cilly für ihre eigne Zukunft, die noch vor wenigen Tagen so rosig ausgesehen hatte und die am Hochzeitstage Carlos die entscheidende Wendung hätte nehmen sollen. In kindischem Aberglauben der Verliebten hatte sie ja ihr eignes Los an das des Bruders gebunden, hatte gemeint, daß für sie beide der gleiche Spruch in den Sternen geschrieben stünde, und nun, da sich das Geschick des Bruders enthüllte, zitterte sie für sich selbst und für den Traum, den sie mit Camillo gesponnen hatte. Es bedurfte übrigens gar keines besonderen Aberglaubens, um sich zu sagen, daß jetzt, nach dem Skandal Ferrari, eine abermalige Verbindung

der Scheggers mit einem welschen Namen für lange Zeit, wenn nicht für immer unmöglich war. Jeder, der klaren Menschenverstand besaß, mußte das einsehen, und wie um jeden Zweifel zu beheben, fuhr der alte Schegger fort: »Aber bei allem Übel ist ja immer noch was Gutes dabei. Das Glück ist, daß der Franz noch nicht verheiratet ist. Wenn sie schon seine Frau wär', könnt' man's nicht mehr ungeschehen machen, aber eine Verlobung — Jetzt muß die Geschicht' auseinander, er muß, der Franz, sonst bin ich mit ihm fertig für Leben und Tod! Einmal war ich schwach, an dem Tag, wo ich ja gesagt hab', aber ein zweites Mal bin ich's nimmer. Ich hab's immer gesagt, daß ich das welsche Gesindel nicht im Haus haben mag, und jetzt sag' ich's erst recht. Ferrari und Schegger, das geht nicht zusammen!«

Cilly, die jedesmal, wenn der Vater Ferrari sagte, Povinelli dachte, wagte jetzt Einspruch: »Aber, Vater, man weiß doch noch gar nichts Bestimmtes. In der Zeitung heißt's doch nur: „Unter bringendem Verdacht des Landesverrats!“ Verdächtig hat man doch schon viele, man muß doch erst abwarten, ob der Verdacht auch recht hat und ob der Doktor Ferrari nicht am Ende unschuldig ist.«

Der alte Schegger lachte höhnisch auf. »Jawohl, du Siebengescheite, auf dich hat man gerade gewartet! Der Ferrari und unschuldig — da muß man wahrhaftig lachen! Ich hab's ja von jeher gesagt, daß ich ihm nicht über den Weg trau', und ich hab' wohl gewußt, warum! Aber natürlich, mein Herr Sohn und meine Fräulein Töchter die haben's ja besser gewußt! Die wissen's ja heut noch besser. Der Ferrari und unschuldig — die rechte Hand laß' ich mir abhacken, wenn das nicht der Schuft ist, für den sie ihn festgenommen haben. Der hat's immer mit die Welschen gehalten und hat sich nicht geschämt, das Land zu verraten und zu verkaufen!«

Cilly verstummte. Sie merkte wohl, daß sie gegen die Stimmung des Vaters nichts auszurichten vermochte, und das Herz wurde ihr unsäglich schwer. Es blieb eine Weile still. Der Schegger spürte in dem erzwungenen Schweigen der Töchter einen stummen Widerstand, und darum sagte er, ohne daß er wußte, wie er sie beide traf: »Merkt's

euch aus der Sach' mit dem Ferrari, daß ich alleweil noch besser weiß, was not tut, als ihr! Wer nichts auf sein Land halt, ist ein Lump, und ein Welscher gehört allemal an den Galgen! Und jetzt geht eine von euch noch einmal ans Telephon und fragt an, ob der Franz noch immer nicht zurück ist.»

Cilly lief, den Befehl des Vaters auszuführen. Sie war froh, daß sie einen Augenblick allein sein konnte. Als sie die Tür des Bohnzimmers hinter sich geschlossen hatte, stand sie ein paar Sekunden regungslos mit hängenden Armen, holte tief Atem und starrte mit leeren Augen ins Weite, wie ein Mensch, der in völliger Ratlosigkeit keinen Ausweg sieht. Es kostete sie einen beinahe körperlichen Schmerz, sich aus dieser Lethargie emporzureißen, aber der Vater wartete ja auf die Telephonantwort, und so lief sie, um anzuklingeln und den Portier des Wildsee-Hotels zu fragen, ob Herr Schegger noch nicht zurückgekommen sei. Im Laufe dieser letzten zwei Tage hatten sie mindestens sechsmal dieselbe Frage getan und dieselbe Antwort erhalten, waren jedem Postboten entgegenelaufen, hatten von früh bis spät gemeint, eine Depesche müßte Aufschluß geben, aber Franz war nicht zu erreichen, gab kein Lebenszeichen von sich, und so wußten sie nur, daß er, noch ehe Doktor Ferraris Verhaftung in der Zeitung stand, eine Depesche erhalten hatte und in Eile mit dem nächsten Zug abgereist war, ohne ein Reiseziel anzugeben oder den Tag seiner Heimkehr zu bestimmen.

»Es ist immer das gleiche. Der Portier sagt, er hat keine Nachricht, und sie wissen nicht, wann der Franz heimkommt.«

Der alte Schegger wurde ungeduldig. »Herrgott, braucht's so lang, um eine Verlobung rückgängig zu machen! Es war überhaupt ein Unsinn, daß er hingefahren ist. So etwas macht man schriftlich, dann gibt's keinen Wiberruf. Vorgestern ist er zu den Ferraris gereist, und wenn er noch einmal achtundvierzig Stunden dortbleibt, dann bringen ihn die so herum, daß er das Mäd'el doch noch heiratet.«

Die Mädchen waren im stillen über die Selbstverständlichkeit empört, mit der er Carlas Herz zerbrechen wollte, und darum fragte Marie: »Glaubst du eigentlich, daß

ihn die Ferraris erst dazu herumbringen müssen? Ich denke mir, daß der Franz nicht von der Carla läßt, wenigstens nicht, bis man Gewißheit hat, ob dem Doktor Ferrari recht oder unrecht geschieht.«

Und Cilly, gestärkt durch den Widerspruch der Schwester, stimmte ihr bei: »Ja, das denke ich auch. Ich finde überhaupt, daß der Franz unrecht täte, wenn er jetzt, wo die Ferraris im Anglück sind, die Carla sitzenließe. Die Carla kann doch überhaupt nichts dafür, wie ihr Vater ist, und es wär' traurig, wenn ein Mann nur so lange zu seiner Braut hält, wie sie im Glück ist.«

Der alte Schegger stutzte einen Augenblick. Er spürte wohl, daß in den Worten der Mädchen Gerechtigkeit lag, und er selbst war viel zu ehrlich, als daß ihm ein Wortbruch, unter welchen Verhältnissen immer er geschehen mochte, nicht als ein peinliches Ding erschienen wäre. Hier aber galt es, von zwei Übeln das kleinere zu wählen, und er entschied bei sich, daß es besser sei, einem Mädchen den Ring zurückzugeben, als Gemeinschaft mit einem Verräter zu haben. Weil er aber dunkel fühlte, daß neben dem Recht, das er vertrat, auch noch ein andres bestehen konnte, beharrte er mit jähem Eigensinn: »Der Franz muß die Verlobung rückgängig machen. Da gibt's gar nichts andres. Wort hin, Wort her, das gilt nicht! Das Wort hat er der Tochter von einem anständigen Manne gegeben, nicht einem Verräterpaß. Aus muß die Sache sein, je schneller, desto besser! Wenn nur der Franz erst zurück wär', daß ich mit ihm sprechen und ihn nicht loslassen könnte, bis der Absagebrief geschrieben ist.«

Er ging und ließ die Töchter allein. Sie blieben noch eine Weile beisammen sitzen, sprachen, unterbrochen durch lange Pausen, immer wieder von dieser Sache, die jetzt ihr ganzes Denken ausfüllte, waren einig in der Ansicht, daß des Vaters Forderung zu weit ging, hofften zuversichtlich, daß Franz sein gegebenes Wort halten und nicht von Carla lassen würde.

Cilly sagte: »Er tut es auch nicht, du wirst sehen, daß er es nicht tut. Er läßt sich vom Vater nicht dreinreden. Er ist nicht so verbohrt und unterscheidet schon, wer schuldig ist und wer nicht.«

Marie aber wurde jetzt nachdenklicher.

«Das ist nicht so einfach, wie du meinst. Glaube mir, Männer denken darüber ganz anders. Die haben einen Ehrbegriff, den wir nicht verstehen. Du siehst's ja am Vater.»

«Cilly aber, die mit dem Glück des Bruders auch das ihrige retten wollte, beharrte: »Der Franz ist nicht so. Du wirst sehen, daß er dem Vater nicht folgt, und er hat ganz recht, wenn er's nicht tut.«

«Ich möchte nicht darauf schwören, daß er schließlich doch anders denkt als der Vater. Die Carla tut mir von Herzen leid, aber ich glaube nicht mehr, daß ihr geholfen werden kann.»

«Aber wenn der Doktor Ferrari unschuldig ist —»

«Dann freilich! Aber glaubst du im Ernst, daß er es ist?«

Cilly antwortete ausweichend. Auch sie glaubte nicht im Ernst an Doktor Ferraris Unschuld, aber sie wollte nicht, daß in dieser Sache schon heute das letzte, grausame Wort gesprochen sei. Ohne Freude ging Marie an ihre tägliche Arbeit, und Cilly zergrübelte sich das Hirn, wie nun wohl die Zukunft werden würde. —

Franz hatte unmittelbar nach der Verhaftung Doktor Ferraris eine kurze, unklare Depesche Carlas erhalten, die ihn rief. Erst ein wirrer Eilbrief, der dem Telegramm folgte, klärte ihn einigermaßen über das auf, was geschehen war. Wie es in seiner Art lag, blieb er äußerlich ruhig, traf im Hause Anordnungen für seine Abwesenheit, so daß er wohl etliche Tage ausbleiben konnte, und nahm dann den nächsten Schnellzug, der allerdings auf sich warten ließ, denn der Winterfahrplan verzeichnete fast nur Personenzüge, die noch dazu hauptsächlich dem Nahverkehr dienten. Endlich saß er in seinem Abteil zweiter Klasse, war und blieb allein und konnte also seine Gedanken sammeln, um über den Inhalt des Telegramms und des Briefes nachzudenken.

In den letzten Tagen war starker Schneefall eingetreten, und die Maschine arbeitete sich nur mit großer Anstrengung vorwärts, bis sie schließlich nicht länger gegen die Schneeverwehungen ankam, erschöpft innehielt und Aufenthalt auf freiem Felde fordern mußte. Die wenigen Reisenden stiegen aus, stapften eine Weile vergnügt oder mißvergnügt im glitzernden, fußhohen

Schnee herum; etliche versuchten zu Fuß die nächste Station zu gewinnen, um dort in der Bahnhofrestauration Ofenwärme und Kaffee zu finden, aber sie gaben es bald wieder auf, weil sie das Waten im Schnee nicht gewöhnt und schon nach zehn Minuten so erschöpft waren, daß sie an kein Weiterkommen denken konnten. Franz Schegger kümmerte sich nicht um Schnee und Müdigkeit. Er war ja von Jugend auf an alle Hindernisse gewöhnt, die vom Wetter oder von den Bergen kommen konnten, und so ging er langsam, mit bedächtigen Schritten der kleinen Station zu, unbelümmert darum, daß er zuweilen bis an die Knie im Schnee einsank. Die Luft und die Bewegung taten ihm gut, und die Kraftanstrengung, die er bei jedem Schritt machen mußte, gab seinen Nerven eine wohlthätige Spannung, die ihm durch das mühsame Sitzen im Abteil abhanden gekommen war. In der Bahnhofswirtschaft war er um diese Zeit, lange vor Mittag, der einzige Gast, und nun, da kein äußeres Hindernis ihn mehr ablenkte, saß er unbeweglich da und versuchte, sich vorzustellen, was bei den Ferraris geschehen war und wie ihr ganzes Leben durch den einen Schlag verändert sein mußte.

Aus dem Briefe Carlas, der freilich sehr erregt und unklar lautete, hatte er entnommen, daß Doktor Ferrari plötzlich in seiner Privatwohnung festgenommen worden war. Zur gleichen Zeit, da man ihn verhaftete, fanden sich auch in der Kanzlei Geheimpolizisten ein, öffneten die Schränke, ließen die Federn von Geheimfächern springen und entfernten sich erst, als sie ein großes Bündel von Briefen und Dokumenten gesammelt hatten, das sie mit fortnahmen. Nun saß Doktor Ferrari in Untersuchungshaft, bis der Prozeß, der ihm bevorstand, volle Klarheit über seine Schuld erbracht haben würde. Volle Klarheit über seine Schuld — das stand bei Franz Schegger jetzt schon so fest, daß er sich erstaunt fragte, wieso er, der doch gewohnt war, ruhig und sachlich zu urteilen, zu dieser Überzeugung kam, noch ehe er irgendeinen Beweis für sie in Händen hatte. Bedurfte er aber überhaupt erst eines Beweises? Genügte es nicht, wenn er sich den Widerwillen seines Vaters ins Gedächtnis rief, der von den Ferraris nie anders als vom »welschen Gesindel« gesprochen hatte? Und hatten sie

nicht rundum immer wieder über den Doktor Ferrari gelaunt und geflüstert? Hatten sie nicht stets jedes politische Gespräch verstummen lassen, sobald er in die Nähe kam? So deutlich stand das alles jetzt vor Franz Scheggers Augen, daß er gar nicht begriff, wie er es früher übersehen und den Widerwillen seines Vaters als überjähriges Vorurteil hatte betrachten können. Aber zu einsamer Stunde, in einer vom Schnee tödlich überwehten Natur heben sich die Dinge schärfer, eindringlicher von der Wirklichkeit ab als in der weichen Atmosphäre des belebten Alltags, noch dazu, wenn ein Mann jahrelang, durch tausend Alltage hindurch um ein geliebtes Mädchen freit. Er hatte ja immerfort nur an die Carla gedacht und an das, was sie tat und was ihr gefiel. Ihr Vater war für ihn eben nur der Schwiegervater gewesen, der ihn schließlich weiter nichts anging und der für ihn nur durch den Widerwillen des alten Schegger etwas in den Vordergrund gerückt war. Auch dieser Widerwille konnte ihn nie ernsthaft stutzig machen, denn gerade bei Heiraten geht ja der Wille der Eltern selten mit dem der Kinder den gleichen Weg, und Franz hatte es ganz natürlich gefunden, daß er um der Braut willen mit seinem Vater lange streiten mußte. Das geschah in fast allen Häusern rundum immer wieder, warum also hätte es bei ihnen, die sie beide harte Köpfe hatten, anders sein sollen? Nun aber stellte sich's heraus, daß doch alles anders gewesen, daß der Widerspruch seines Vaters nicht aus grundloser Abneigung herkam. Doktor Ferrari war ein Landesverräter, und er, Franz Schegger, stand im Begriff, in die Familie des Verräters einzutreten ...

Er starrte vor sich hin und dachte einen Gedanken, der ihn an der Kehle würgte wie eine mörderische Faust, aber er dachte ihn doch zu Ende. Wenn Doktor Ferrari wirklich ein Verräter war, dann durfte ein Mann von Ehre, ein Mann, der einen geachteten deutschen Namen trug, nimmermehr der Schwiegersohn Ferraris werden. Wenn er wirklich ein Verräter war — und daß er es war, stand für Franz ganz fest! —, dann würde er eine entehrende Strafe erleiden, würde bürgerlich tot und ausgelöscht sein. Und zu ihm, der jetzt im Gefängnis saß, der späterhin seine Schande irgendwo

in einem entlegenen Weltwinkel verbergen mußte, zu ihm sollte Franz Schegger Vater sagen und sich eins fühlen mit ihm und seinem Blut? Nie, gar nie konnte das sein!

Wenn es aber nicht sein durfte, dann — Dann mußte er Carla aufgeben, sie jetzt, gerade jetzt, da sie eines Schutzes, einer Stütze bedurfte wie nie zuvor, jetzt gerade mußte er die Verlobung lösen, um eindringlich der Welt klarzumachen, daß er nichts mit einem Verräter gemein habe. Dem großen Glück, das er dem Schicksal abgezwungen hatte, mußte er entsagen und als Wortbrüchiger vor das Mädchen hintreten, von dem, nach der Formel des Bekenntnisses, ihn nur der Tod scheiden sollte und konnte. Er mußte sie verlassen, weil alle sie verließen, weil die Reinheit seines Namens besleckt erschien, wenn er einer, die von der Gesellschaft ausgestoßen werden sollte, Treue hielt und sie an sein Herz nahm. Konnte er es vor seinem Namen verantworten, wenn er zu ihr hielt? Und konnte er es vor sich selber verantworten, wenn er sie liebte?

Er war keine komplizierte Natur, kein Mensch, der sich mit Zweifeln und Grübeleien lange herumschlug. Er stellte keine tiefsinnigen Betrachtungen über den Konflikt an, in den er unversehens hineingeraten war, und nicht einen Augenblick lang ergriff ihn schwächliche Reue, daß er die Warnung des Vaters in den Wind geschlagen hatte. Er setzte sich geradeauf und legte den Kopf mit trozigem Ausdruck in den Nacken zurück. Oh, sie sollten nur kommen und ihn scheel ansehen oder gar verdächtigen, dann würde er ihnen schon zeigen, wer der Franz Schegger war! Von der Carla ließ er nicht, nicht jetzt und nicht später, denn sie hatte seine Liebe und sein Wort, und beides nahm er nicht zurück. Zum Rudud, wozu hatte man denn einen guten Namen geerbt und spiegelblank erhalten, wenn er nicht einmal ausreichen sollte, um eine schuldblose Frau und ihr Unglück zu bedecken?! Waren die Scheggers nicht seit Generationen als so untadelhaft bekannt, daß sich an sie und ihre Gesinnung auch nicht der leiseste Zweifel wagen durfte, selbst wenn einer von ihnen etwas tat, was vielleicht im Augenblick ungewöhnlich schien?! Sein troziges Gesicht wurde freier und stolz. Ja, so waren sie, daß keiner es wagen durfte, Unsauberkeit gegen

sie zu schleudern. Weil sie so waren, brauchte er in sein Gefühl und sein Gewissen nicht den leisesten Bruch zu bringen, durfte er Carlas Hand halten, was immer ihr Vater getan haben mochte ...

Er stand auf und redte die Arme empor wie einer, der von einer Last befreit worden ist. Inzwischen war auch die Maschine repariert worden und hielt nun für einen kurzen Augenblick an der Station. Franz stieg wieder in sein Abteil, stellte fest, daß er wohl um drei Stunden später ankommen würde, als er daheim gedacht hatte, setzte sich ans Fenster und sah unverwandt in die schimmernde Landschaft hinaus, ohne sie zu sehen, weil seine Gedanken dem Zug voranliefen in die Zukunft hinein. So viel stand fest: er hielt Carla sein Wort; aber ebenso fest stand bei ihm das andre: mit dem Vater will ich nichts mehr zu tun haben, und meine Frau darf es auch nicht. Sie muß heraus aus ihrer Familie, muß vergessen, daß sie eine Ferrari ist, darf nichts mehr sein als die Frau vom Franz Schegger. Das schien ihm ganz logisch und ganz einfach, denn es stand ja nicht nur in der Bibel, sondern auch tief in den Herzen aller Mädchen geschrieben, daß sie Vater und Mutter willig verlassen, um dem Manne in sein Haus zu folgen. Wie sollte Carla nicht williger als alle andern folgen, da er sie aus einem verfeimten Kreis wieder zu Achtung und bürgerlicher Ehre hinführte?! Es machte ihn froh, zu denken, daß er sie aus der Trübsal und der Schmach retten konnte, in die ihre Familie durch die Tat ihres Oberhauptes versinken mußte, und er ging daran, auszudenken, wie er sie so rasch wie möglich aus ihrer Umgebung lösen und zu sich heimbringen konnte.

Auch hier war kaum eine Schwierigkeit zu entdecken. Das Aufgebot war ja bereits bestellt, und die Trauung konnte also jeden Augenblick vollzogen werden. Wenn Carla wollte, sprach noch heute abend der Pfarrer an einem dunklen Seitenaltar der Stiftskirche den Segen über sie, und noch in derselben Nacht reisten sie dann aus Wirrnis und Dunkelheit einem sonnigen Land entgegen. Ja, wenn sie wollte, brauchten sie nicht einmal über die Straße zu gehen, wo Neugier und Klatsch den Ferraris jetzt sicher überall auflauerten. Er konnte zum Pfarrer gehen, konnte ihn ins Haus bitten, und dort

brauchten sie nichts weiter, als Hand in Hand vor ihn und einen zweiten Zeugen hintreten und erklären, daß sie gewillt seien, einander zu heiraten. Gleichviel aber, ob zu Hause oder in der Kirche, ob durch die bloße Gegenwart oder durch den Segen des Priesters, die Hauptsache blieb, daß Carla, so schnell es nur ging, seine Frau wurde, und daß sie auf diese Weise beide herauskamen aus dem üblen Dunst, der sich nun um das Haus der Ferraris immer dichter breiten mußte.

Den kurzen Weg vom Bahnhof bis zur Ferrarischen Wohnung legte er zu Fuß zurück, weil es ihm peinlich gewesen wäre, einem Kutscher das Haus zu bezeichnen. Er ging wieder mit zurückgelegtem Kopf und einer fast herausfordernden Miene, aber innerlich war ihm nicht wohl zumute, denn er merkte bald, daß die Vorübergehenden immer wieder den Namen Ferrari nannten, und daß mancher von ihnen, der ihn wohl zusammen mit Carla gesehen hatte, betroffen stehenblieb und ihm nachblickte. Als er durch die dämmerigen Steinlauben den dunklen Flur betrat und die Treppe emporstieg, legte es sich ihm schwer auf die Brust, wie ganz anders er in früheren Tagen dies Haus betreten hatte. Oben im Vorzimmer, während ihm das Stubenmädchen Hut und Mantel abnahm, wollte er sich fast wundern, daß hier alles so unverändert geblieben sei; gleich aber fiel ihm ein, daß in dieser kurzen Frist äußerlich alles noch beim alten sein mußte. Nun lag seine Hand auf der Türklinke, zögerte noch, sie niederzubrüden. Eine dumpfe Angst befiel ihn vor dem, was sich ihm enthüllen und was diesen Enthüllungen folgen würde.

Er trat ein. Er hoffte, Carla wenigstens für einige Minuten allein zu sprechen, aber ihre Mutter und auch die Brüder waren da. Die Söhne hatten gleich nach der Katastrophe Urlaub auf unbestimmte Zeit bekommen, der dann später ohne besonderes Aufsehen in den Abschied umgewandelt werden konnte. Vier erwachsene Menschen saßen in diesem Zimmer beisammen, drei von ihnen waren jung und kräftig, und dennoch schienen sie alle so zerstört, so in sich hilflos und unberatener, daß sie Erbarmen einflößten, wenn man sie sah.

Frau Ferrari lag lang ausgestreckt auf dem Sofa, mit einem feuchten Umschlag um

die Stirn, unter dem ihre Haare wirt hervorkamen. Franz erschraf, als er sie sah, denn wenn sie auch immer tränklich gewesen, so hatte er sie doch als eine Frau in guten Jahren im Gedächtnis; nun aber war sie mit eins ein altes, vergrämtes Weiblein geworden, dem man's ansah, daß es seit vielen Stunden keinen Schlaf gefunden hatte. Wenn sie jetzt auch die Lider geschlossen hielt und sich nicht regte, so war sie nur für kurze Augenblicke äußerlich von Müdigkeit überwunden, ohne daß sie das Bewußtsein der quälenden Wirklichkeit verloren hätte. Neben ihr saß Carla mit übernächtigem, grauem Gesicht, dem man's ansah, daß sie nur rudweise den bleiernen Schlaf der Unglücklichen gefunden hatte, dem ein schreckhaftes Erwachen folgt, das so schwer ist, daß es die Wohltat wieder auslöscht, die der flüchtige Schlummer geschenkt hat. Sie war die ganze Nacht über nicht aus den Kleidern gekommen, hatte sich nur nach Mitternacht, von Müdigkeit übermannt, wie sie ging und stand, aufs Bett geworfen und war seit dem Morgengrauen wieder um die Mutter bemüht, die völlig zusammengebrochen war, seit man den Mann weggeführt hatte. Mechanisch wechselte Carla das nasse Tuch auf Frau Ferraris Stirn, streichelte ihr die Hände, sagte tonlos, mit blassen Lippen ein paar Worte, auf die niemand hörte und von denen sie selber kaum wußte, starrte dann wieder mit weitaufgerissenen glanzlosen Augen ins Leere. Am Fenster, mit dem Rücken gegen die Frauen, stand der kleine Leutnant, der damals versucht hatte, Cilly den Hof zu machen. Wenn niemand es sah, wischte er mit den Fingern immer wieder die Tränen ab, die über sein betrübtetes Jungengesicht flossen. Er war so verzweifelt, so hilflos, wie nur der erste große Schmerz im Leben den Menschen macht. Er bangte ja nicht nur für seinen Vater, sondern auch für seine Laufbahn, die ihm so teuer war.

Der Hauptmann Ferrari, dem Vater äußerlich ähnlich, wenn auch nicht ganz so häßlich, ging ruhelos im Zimmer auf und ab. Er sprach kein Wort, er achtete weder auf die Frauen noch auf den Bruder, sondern ging nur stumm, mit vorhängendem Kopf hin und her, her und hin, hin und her. Zuweilen sah Carla zu ihm hin, sagte mit trockener Stimme: »Seh' dich doch, man

meint, der Kopf springt einem auseinander, wenn du ewig auf und ab läufst!«

Dann sagte er abwesend: »Verzeihung!«, warf sich für etliche Augenblicke in einen Stuhl und begann alsbald aufs neue den quälenden Dauerlauf, daß seine schweren, langsamen Schritte anzuhören waren wie der Takt, den das Unglück schlug ...

Als Franz eintrat, flog ein Schimmer über Carlas verwachtes Gesicht. Sie ging ihm entgegen: »Ach du, daß du gekommen bist! Jetzt wird ja alles gut! Ich hab' ja gewußt, daß du kommst! Jetzt, wo du da bist, ist's mir, als wäre das Allerschrecklichste schon vorbei!«

Sie war früher in Gegenwart von Dritten stets zurückhaltend gewesen, hätte sich gescheut, unter den Augen ihrer Familie Zärtlichkeiten mit ihm zu tauschen, jetzt aber schmiegte sie sich an ihn, als wäre er ihre letzte Hilfe, und weinte an seiner Brust wie ein Kind. Er war so erschüttert, daß er zunächst gar nicht sprechen konnte, sondern nur allen stumm die Hand drückte. Dann setzte er sich zu ihnen und vernahm, wie alles gekommen war. In der Hauptsache war es Carla, die erzählte. Die Brüder waren ja erst nach der Katastrophe eingetroffen, und Frau Ferrari war viel zu erregt, viel zu wirt im Kopf, als daß sie von den Geschehnissen ein klares Bild gehabt oder gar hätte wiedergeben können. Ab und zu nur warf sie mit zitternder Stimme ein Wort ein oder begleitete die Reden der Tochter mit Stöhnen und neuen Tränen. Carla sprach leise, aber ganz klar und übersichtlich. Sie schilderte, wie zwei Polizisten in Zivil um die Mittagszeit gekommen waren, wie sie sowohl in der Privatwohnung wie in der Kanzlei strenge Hausfuchung gehalten hätten, wie verzweifelt ihre Mutter gewesen sei, während der Vater wie vom Donner gerührt stand, und wie sie ihn schließlich, trotz allen Beteuerungen seiner Unschuld, in einem Auto fortgebracht hatten. Sie sprach, ohne sich von ihrer Erregung überwältigen zu lassen; ja, je länger sie redete, um so klangvoller wurde ihre Stimme, um so fester drang ihre Überzeugung auf Franz ein, Überzeugung, die jeden leisesten Gedanken an Schuld ausschloß und in Doktor Ferrari nur den bemitleidenswerten Märtyrer sah, den Reid und Klatschsucht stürzen wollten.

Grau Ferrari pflichtete der Tochter bei: »Carla hat wohl recht, es ist nur der Neid, mit dem ihn Kollegen bei Gericht und im Landtag umstellt haben. Er ist ja immer beneidet worden um seine große Praxis und um seine Rednergabe und um den starken Anhang, den er sich mit ihnen geschaffen hat. Da haben sie sich alle zusammengetan, die Erbärmlichen, die nichts zu tun haben und die niemand um sich sammeln können, und da haben sie diese Schändlichkeit ausgeheckt. Solch einen Mann so zu Fall zu bringen — ist so etwas erhört?!« Sie weinte wieder.

Carla versuchte sie zu beruhigen, und da sie sprach, leuchteten ihre Augen glanzvoll auf: »Es wird noch alles an den Tag kommen, Mama, glaube das nur sicher! Alle Verleumdung wird aufzanden werden, und der Papa wird im Triumph zu uns zurückkommen. An dem Tage müssen sie sich dann vor ihm verfluchen und ihm abbitten, was sie ihm angetan haben! Wie ein Sieger wird er über sie alle hingehen!«

Ihr Gesicht bekam jetzt einen ekstatischen Ausdruck, als wäre sie die Verkünderin eines Mysteries. Franz sah sie an, und vor ihrem unerschütterlichen Glauben wurde ihm das Herz schwer. Mit ihr glaubten aber auch die Mutter und die Brüder, und sie waren alle darin einig, daß Doktor Ferrari nur ein Opfer der Verleumdung und des Kollegenneides geworden sei. Seine Verurteilung in den Bereich der Möglichkeit zu ziehen, wäre jedem von ihnen frevelhaft erschienen, und wenn der Hauptmann und der Leutnant einsilbiger und auch ruhiger als Carla blieben, so lag es eben nicht in ihrer Natur, sich mit frauenhafter Hingebung und Leidenschaftlichkeit zu äußern. Sie wußten auch besser als die Schwester, daß von jeder Verleumdung, mag sie noch so grundlos sein, ein kleiner Tropfen hängenbleibt, und darum bangten sie, die Offiziere, für eine Laufbahn, die ihnen beiden überaus teuer war.

Stunden vergingen, und kein andres Wort wurde zwischen den fünf Menschen geredet und gehört als Doktor Ferraris Fall, seine Unschuld und sein verbürgter Triumph. Stundenlang drangen die Ferraris mit ihrer für sie selbstverständlichen Meinung auf Franz ein, um den sich der Wall ihres Glaubens und ihrer Zuversicht

immer höher türmte. Er widersprach nicht, versuchte nicht, sie auf schreckensvolle Möglichkeiten hinzuweisen, denn er hatte ja keinerlei Gewißheit, und das Ja der andern war ebenso gut wie sein Nein. Zu Anfang hatte sich zwar Widerspruch in ihm geregt, aber da hatten ihm die Frauen leid getan, und dann merkte er schnell, daß die beiden Söhne sich blindlings auf jeden werfen würden, der ihren Vater verdächtigte. Da schwieg er, und keiner merkte, daß er nichts andres nehmen konnten denn für wortlose Zustimmung. Er aber saß und horchte, und als er stundenlang nur geschwiegen und gehorcht hatte, wußte er selbst nicht mehr, was er denken und meinen sollte. Die Suggestion des Glaubens, die von diesen vier Menschen ausging, war so stark, daß er sich ihr kaum mehr entziehen konnte, daß er jetzt zu seinem eignen Erstaunen bei sich erwog, ob Doktor Ferrari nicht wirklich das Opfer einer Kabale geworden sei. Derlei kam öfters vor, besonders in Ländern, in denen nicht nur politische, sondern auch nationale Gegensätze einander hart bedrängen und in der Wahl der Mittel nicht immer wählerisch sind. Freilich, der Widerwille seines Vaters ... seine eigne Überzeugung, die Doktor Ferrari sofort schuldig gesprochen hatte ... die Zeitungsnotizen, die auf einen wohlbegründeten und schon seit langem bestehenden Verdacht hinliefen, ja, das alles war wie es gestern gewesen, aber Franz Schegger selbst war wirr und schwankend geworden. Er wehrte sich innerlich noch gegen die andern, aber die vierfache Macht ihres naiven Glaubens war so stark, daß er an sich selber irrewurde und sich fragte, ob es denn möglich sei, daß ein Verräter, ein wirklicher Verräter so viel Treue und Vertrauen um sich sammeln konnte. Der Gedanke war unlogisch und töricht, denn das Vertrauen der andern ist ja die Voraussetzung für den Verrat, aber Franz Schegger saß seit Stunden in einer Atmosphäre, in der Doktor Ferrari als Märtyrer betrachtet und bewundert wurde, und darum begann er an seinem eignen Urteil zu zweifeln und meinte, daß doch vielleicht die andern im Recht wären.

Er wurde müde von den Erregungen und Zweifeln dieses Tags. Er nahm das Abendbrot mit der Familie, ließ sich von Carla

versprechen, daß sie zu Bett gehen und versuchen wolle, zu schlafen, und nahm frühzeitig Abschied, um im Gasthof zu übernachten. Am nächsten Morgen wollte er wiederkommen, um alles Weitere zu besprechen.

Wie er dann auf der Straße, in der kalten Nachtluft stand, wich die Glaubenssuggestion mit einem Schlage, und er sah wieder klar, oder wenigstens klarer als zuletzt, da er überhaupt kaum mehr einen selbständigen Gedanken gehabt hatte. Er glaubte jetzt wieder an Doktor Ferraris Schuld, und nur ein kleiner barmherziger Zweifel blieb für den Vater seiner Braut noch übrig. Aber auch ihn wollte er lösen, und während er seinem Gasthof zuschritt, beschloß er, am nächsten Morgen den Staatsanwalt aufzusuchen, der Doktor Ferraris Verhaftung veranlaßt hatte und den er, wenn auch nur flüchtig, kannte. Wie ihm das einfiel, empfand er eine große Beruhigung, und wenn er die Nacht über auch nur wenig schlief, so war sein Kopf am nächsten Morgen doch ganz unbenommen, und er sah den Weg, den er gehen mußte, klar vor sich liegen.

Dann stand er im Zimmer des Staatsanwalts. Das war ein ältlicher Herr mit einem scharfen, gelblichen Juristengesicht, der ihn zuvorkommend und, wie es Franz scheinen wollte, mit einem Anflug von stummer Teilnahme bewillkommnete. Er hörte aufmerksam zu, was Franz Schegger von ihm wollte. Der sprach zögernd: »Ich weiß wohl, Herr Staatsanwalt, daß Sie das Amtsgeheimnis nicht brechen dürfen. Aber ich bin der Bräutigam von dem Fräulein Ferrari, und Sie begreifen ...«

Der Staatsanwalt verstand ihn nicht. Er entgegnete: »Selbstverständlich kann ich mich weder über die Angelegenheit äußern, noch Ihnen einen Rat geben. Als Staatsbeamter darf ich es nicht tun, aber —« Er machte eine Pause, in der er offenbar die Worte vorsichtig wählte, die er sagen wollte. »Aber ... ja, es ist natürlich hart, wenn das Mädchen für den Vater büßen soll —«

Franz Schegger unterbrach ihn: »Sie haben mich nicht recht verstanden, Herr Staatsanwalt. Meine Braut bleibt meine Braut, da kann sein, was will. Aber ich möchte wissen, ob der Doktor Ferrari wirk-

lich schuldig ist, oder ob er nur auf einen Verdacht hin verhaftet worden ist.«

Der Staatsanwalt sah ihn fest an: »Glauben Sie im Ernst, Herr Schegger, daß ich einen Menschen auf den bloßen Verdacht hin verhaften lasse? Seien Sie überzeugt, daß es geschah, weil wir unwiderlegliche und schwerbelastende Beweise in Händen haben. Mehr darf ich nicht sagen. Alles Weitere wird der Prozeß entscheiden.«

Nun wußte Franz genug, und er ging wieder zu den Ferraris hin. Er traf Carla allein. Sie sah nicht mehr so grau und überwacht aus wie am Tage vorher, obgleich eine neue schreckensvolle Szene noch spät in der Nacht die Familie bis in ihre innersten Tiefen aufgewühlt hatte. Der Leutnant, dessen junges Ungeßtum noch nicht begriff und ahnte, wieviel ein Mensch ertragen kann, hatte in Verzweiflung über seine zerstörte Laufbahn einen Selbstmordversuch gemacht. Nur einem besonderen Zufall war es zu danken, daß der Hauptmann gerade in dem Augenblick ins Zimmer trat, da der Leutnant den Revolver an die Schläfe setzte. Er schlug ihm die Waffe so heftig aus der Hand, daß sie sich entlud, etliche Kugeln in die Zimmerwand jagte, weiter aber keinen Schaden tat. Durch den Knall zu Tode erschrocken, eilten die Frauen, die sich eben niedergelegt hatten, herbei und fanden den Hauptmann blaß, mit funkelnden Augen und zitternd vor Erregung, während der Leutnant wie zerbrochen in einen Stuhl gesunken war, die Arme auf die Knie stützte und das Gesicht in den Händen verbarg. Es hätte keinen Sinn gehabt, Frau Ferrari und Carla etwas ableugnen oder vortäuschen zu wollen, denn die Haltung der beiden Männer und der Revolver, der zwischen ihnen auf dem Boden lag, sprachen deutlich genug.

Der Hauptmann bemühte sich, durch einen burschikosen Ton, der seltsam gegen seine Erregung abstach, die Situation in Rücksicht auf die Frauen abzumildern: »Einfältiger Bub! Wenn du nicht Offizier wärst, bekämst du jetzt von mir ein paar rechts und links, daß du sie dein Leben lang nimmer vergißt! Was fällt dir ein, mit Schießwaffen herumzufucheln und dich aufzuführen, als wären wir im Theater!«

Der Leutnant hob sein Gesicht, das er-

higt und zermüht war: »Du, gib dir keine Mühe, mir Komödie vorzuspielen! Wenn du's auch nicht sagst, so denkst du dir doch genau daselbe, was ich mir denke!«

»Was denk' ich mir?«

»Daß es für unsereins das Beste ist —« Er brach ab, weil seine Mutter und seine Schwester dabeistanden.

Da donnerte ihn der Hauptmann an: »Das ist nicht wahr! Ich tät' mich schämen, wenn ich so was dächte! Wenn sich jezt einer von uns still um die Ede brüden wollte, dann wär' das so viel wie ein Eingeständnis. Wer sich schuldlos fühlt, macht den Nacken steif und hält durch. Nur wer etwas auf dem Korbholz hat, geht davon. Wir haben nichts zu fürchten, darum müssen wir leben! Verstehst du?« — er betonte jedes der drei Worte scharf — »Wir — müssen — leben! Wir müssen leben, bis wir alle gerechtfertigt sind; vorher darf keiner von uns fort! Und wenn du zu feig bist, um auszuhalten, dann bist du's überhaupt nicht wert, der Sohn deines Vaters zu sein!«

Da hatte der Leutnant beschämt den Kopf gesenkt und kein Wort mehr erwidert. Hatte Mutter und Schwester geküßt und gesagt: »Denk nicht mehr daran, der Bruder hat recht, wir müssen leben!«

Franz nickte. Er wußte nicht, ob er diese Menschen und ihren unerlöschlichen Glauben bemitleiden oder bewundern sollte. Er dachte an die Worte des Staatsanwalts und fühlte, daß jezt der Augenblick gekommen war, in dem er sprechen und seine Stellung zu diesem Hause klarlegen mußte. Es war keine leichte Sache. Er zögerte, suchte das richtige Wort, ergriff Carlos Hand und hielt sie zwischen den seinen, während er sagte: »Mein armes Herz, du mußt endlich aus alledem heraus. Du gehst ja zugrunde bei diesen ständigen Aufregungen und Szenen!«

Sie seufzte. »Wie sollte ich wohl heraus? Im Gegenteil, ich muß mit den Meinigen immer tiefer hinein, denn das weiß ich schon, daß uns kein Relsch erspart bleibt, nicht ein einziger.«

»Hör' mich an, Carla, ich habe mir in dieser Nacht alles überlegt. Wir heiraten noch heute.«

Sie sah ihn erstaunt an. »Heute noch? Wie kommst du auf den Gedanken?«

Er lächelte. »Der Gedanke liegt doch recht nahe. Wir sind schon aufgeboden, und wäre alles im Normalen geblieben, so hätten wir ja doch in ein paar Wochen Hochzeit gehalten. Nun tun wir's eben ein wenig früher. Wir heiraten heute in aller Stille, nur mit zwei Zeugen, und dann bist du Frau Schegger, kommst von hier fort, hörst und siehst nichts mehr von all den Widerwärtigkeiten hier und erholst dich auf der Reise oder in deinem eignen Hause.«

Sie riß die Augen weit auf. Wiederholte: »Hörst und siehst nichts mehr von hier? Lieber, das wäre ja ganz unmöglich! Ich würde immerfort Briefe bekommen, bliebe mit all meinen Gedanken bei den Meinigen, die jezt so tief im Unglück stehen!«

Er zog sie an sich. »Ein paar von deinen Gedanken würden doch auch mir gehören — nicht? Und Entfernung macht viel. Wenn du erst bei uns zu Hause bist und meinen Namen trägst, sieht alles anders aus.«

Sie blieb einen Augenblick stumm. Aber ihrem Gesicht lag jezt eine leise, verklärende Freude.

Er sah, wie der Gedanke an Ruhe und an das Glück an seiner Seite sie erquickte. Er fuhr fort, ihr eindringlicher vorzustellen, wie die rasche Heirat das Beste sei, was sie in der gegenwärtigen Lage tun könnten. Er sagte sich, daß sich alles übrige von selbst finden würde, sobald sie erst seine Frau geworden war.

Sie hörte ihm mit geschlossenen Augen zu, als wolle sie sich von allem, was um sie her war, abwenden, um nur seinen Worten zu lauschen, die von Ruhe und Glück sprachen. Sie drückte ihre Hand fester in die seine hinein, und er merkte ihr an, daß sie sich geborgen und erlöst fühlte. Er meinte, sie würde nun zu ihrer Mutter und den Brüdern gehen, um ihnen mitzuteilen, daß sie noch heute Hochzeit halten wollte; aber da öffnete sie die Augen, lächelte ihr Lächeln von früher, das ihr dunkles Gesicht sonnig verschönte, und fragte zärtlich: »Liebster, es wäre doch noch viel schöner, wenn wir warten, bis der Papa seine Genugtuung erfahren hat. Ich weiß wohl, wie gut es von dir ist, daß du mich gerade jezt, aus all dem Schrecklichen heraus, heiraten willst —«

Er wehrte ab. Nein, sie sollte nicht von Güte sprechen, denn er tat nur seine Pflicht,

die ihm obenbrein das Liebste sicherte, was er auf der Welt besaß.

»Eben deshalb wollen wir doch nicht unsern schönsten Tag so ganz im Winkel feiern, als müßten wir uns schämen. Ich möchte nicht, daß du dich meinetwegen vor irgendeinem Menschen verstecken mußt. Stolz möcht' ich neben dir gehen, sehr stolz, ganz so wie früher. Aber dazu muß erst der Papa wieder da sein, und alle müssen wissen, wie sie ihm unrecht getan haben.«

»Carla, jetzt höre mich ruhig an, denn ich muß dir etwas sehr Ernstes mitteilen. Ich war heute früh beim Staatsanwalt.«

Sie sah ihn verständnislos an. »Beim Staatsanwalt? Was wolltest du von ihm?«

»Hören, wie es mit deinem Vater steht.«

Sie zuckte verächtlich die Achseln. »Was kann er sagen? Er hat ja doch das ganze Unglück angerichtet! Oh, er wird es hoffentlich mit seiner Stellung büßen, was er uns angetan hat!«

»Du irrst dich. Es muß endlich einmal gesagt werden. Ich muß es dir sagen, denn ihr seid alle so fest verrannt in euren Glauben, daß sonst niemand euch davon abbringen kann. Carla, ihr alle irrt euch. Dein Vater ist nicht unschuldig! Der Staatsanwalt hält unwiderlegliche Beweise seiner Schuld in Händen.«

Sie fuhr entsetzt zurück. »Das hat er dir gesagt?«

»Ja.«

»Und du hast es geglaubt?«

Er sagte nachdrücklich: »Ich glaube es. Ich glaube es, nicht nur, weil es mir der Staatsanwalt gesagt hat, sondern weil lange schon über deinen Vater böse Gerüchte umgingen, von denen du nichts gewußt hast.«

Sie blieb einen Augenblick wie betäubt. Zum erstenmal flog ein Schatten des Zweifels über sie hin, aber sie versagte ihn alsbald und entgegnete tapfer mit blühenden Augen: »Wenn du es geglaubt hättest, hättest du dich nie mit mir verlobt!«

»Auf Gerüchte allein verurteile ich keinen Menschen. Aber mein Vater hat darum so lange nichts von dieser Verlobung hören wollen.«

»Wenn du im Ernst an eine Schuld von Papa glauben würdest, dann wärest du gar nicht mehr gekommen. Du könntest doch unmöglich die Tochter eines Verräters heiraten!«

»Ich heirate dich, Carla! Dich ganz allein, verstehst du! Für mich bist du ein Wesen für dich, das mit allem hier nichts mehr gemein hat, sobald du meine Frau bist.«

Sie begriff jetzt, was er wollte. Da empörte sich in ihr jedes Gefühl, und sie entgegnete schroff: »Ach so, so denkst du dir diese Heirat! Du meinst, ich sollte nachher die Meinigen verleugnen und nichts mehr von ihnen wissen wollen, weil sie jetzt gerade im Unglück sind! Das tue ich nie, hörst du, gar nie! Nicht, wenn du mir alle Schätze der Welt bieten wolltest! Ich bin eine Ferrari und halte zu den Meinigen, und wer mich ihnen entfremden will, ist mein Feind, und ich habe nichts mehr mit ihm zu tun!«

Er versuchte sie zu beruhigen, wollte ihr vorstellen, daß sie die Dinge übertreibe und ihm Worte in den Mund lege, an die er nicht gedacht hätte.

Ihr Familieninstinkt war aber mißtrauisch geworden, und so glitt alles, was er sagte, von ihr ab, weil sie wohl verstand, daß er nur sie und nicht mehr ihre Angehörigen wollte. Sie sagte: »Ich begreife deinen Standpunkt vollkommen, denn sobald du an eine Schuld glaubst, kannst du dich nicht mehr mit uns verbinden. Aber daß du daran glaubst, ist so traurig, daß ich nicht weiß, wie ich es dir je verzeihen kann.«

Sie sprach ganz ruhig, aber in dem, was sie sagte, klang es wie mitleidige Verachtung, und er fühlte, daß sie unbewußt schon von ihm wegstrebte und daß zwischen ihnen, die eben noch scheinbar unlöslich verbunden gewesen, sich eine Entfernung zu breiten begann, die ihn erschreckte.

Nun sprachen und rangen sie noch lange miteinander, und jeder mühte sich, den andern zu sich herüberzuziehen, und spürte doch, daß von all den Worten die Entfernung immer größer wurde.

»Ich laß' mir meine Familie nicht entfremden! Ich heirate keinen Mann, der die Meinigen nicht kennen will!«

»Einen Verräter kenn' ich nicht! Das mußt du doch einsehen, Carla, daß ein Mann, der auf Ehre und Namen hält, nicht einem die Hand reichen darf, der getan hat, was dein Vater tat.«

»Er hat es nicht getan!«

»Der Prozeß wird es beweisen!«

»Ja, er wird es beweisen, aber anders, als du meinst! Und darum sage ich dir jetzt, daß ich unter keiner Bedingung heirate, ehe der Prozeß entschieden ist. Ich könnte jetzt gar nicht mit dir sein, denn alles in mir sträubt sich gegen dich, weil du meinen Vater verdächtigst.«

Vergebens versuchte Franz auf sie einzureden und sie zu sich herüberzuziehen. Der Bann des Glaubens, der gestern beinahe auch ihn erfaßt hätte, war um sie so undurchbringlich gezogen, daß kein Wort, daß nur die Wirklichkeit ihn zerbrechen konnte. Wie bei allen Gläubigen war auch in ihr jetzt ein Wille zum Schmerz, eine inbrünstige Hingebung an das Leid, daß sie alles, was sie in dieser Stunde erlitt, wie eine Opfergabe betrachtete, die sie zwar unter Tränen, aber doch mit Befriedigung darbrachte. Franz sah mit Schrecken, wie sie immer weiter von ihm fortging, wie zwischen ihnen immer mächtiger der Mann aufwuchs, dem Carla kindlich die Hände entgegenstreckte, während Franz sich von ihm mit Verachtung abwandte. Diesem Manne blieb die Herrschaft über das Denken und Reden der beiden jungen Menschen, ließ ihrer Liebe keinen Raum mehr, daß sie wie ein zerrinnender Schatten zu entschweben schien.

Noch einmal versuchte Franz, über den Abwesenden, dem er unterliegen sollte, Herr zu werden. Er erinnerte Carla an frühere Zeiten, an die vielen Monate, da sie um ihre Liebe hatten kämpfen müssen, und an das Glück, als endlich ihre Zukunft Seite an Seite gesichert schien. Da weinte sie wohl leise vor sich hin, sah ihn mit gerühmtem, zuckendem Gesicht an, daß es ihm ins Herz schnitt, aber das Wort, auf das er wartete, sprach sie nicht. Er bat: »Hab' ein Einsehen! Komm jetzt mit mir zum Pfarrer, und alles andre findet sich nachher von selbst.«

»Ich kann nicht. Begreife doch, daß ich jo nicht kann!«

Immer aufs neue ging ihr Streit den alten Weg, daß er sie erregte und zugleich erschöpfte, und wie sie einst stumm und müde vor Glück nebeneinandersaßen, so blieben sie jetzt stumm und müde von Hoffnungslosigkeit und Leid.

Franz erhob sich: »Überleg' es dir noch einmal, Carla! Ich gehe jetzt in mein Hotel

und warte auf deinen Bescheid. Wenn du willst, komme ich heute oder morgen noch einmal zu dir, um dich zur Trauung zu holen. Zu anderm kann ich euer Haus nicht mehr betreten. Diesmal bin ich gekommen, weil es dir gegenüber meine Pflicht war, aber damit muß es genug sein. Ich weiß, es ist hart, daß ich dir das sagen muß, aber es ist nicht meine Schuld. Ich habe immer noch das Gefühl, daß du zu mir gehörst, du allein. Schreibe mir ein paar Zeilen ins Hotel, wie du dich entschlossen hast. Wenn ich nichts weiter von dir höre, reise ich morgen früh ab.«

Sie war froh, daß er ihr einen Ausweg ließ, ein paar Stunden, in denen sie sich noch über das Ende wegtäuschen konnte, in denen die Entscheidung noch immer in ihren Händen lag. Er ging. Sie blieb mit schlaffhängenden Armen wie verloren im Zimmer stehen, während er die Straße entlang schritt, ohne ein einziges Mal zu ihren Fenstern zurückzublicken. Sie wußten beide, daß es zwischen ihnen zu Ende war. —

Als Franz nach Hause zurückkehrte, meldete ihm der Portier, daß der Herr Vater schon sechs- oder siebenmal durch den Fernsprecher nach Herrn Schegger gefragt habe und ihn dringend zu sprechen wünsche.

Franz hielt es für richtig, alles Peinliche auf einmal abzumachen, und fuhr zu seinem Vater hinüber. Ihre Unterredung war nur sehr kurz. Der Alte fragte: »Du warst verreist?«

»Ja.«

Eine Pause.

»Darf man vielleicht wissen, wo du warst?«

»In der Stadt, bei Ferraris.«

»Und —«

»Meine Verlobung ist aus.«

»Gott sei Dank, daß dir endlich die Verlobung gekommen ist. Ich hab' schon Angst gehabt, daß du dich noch besinnst, ob du dein Wort zurückgeben kannst.«

»Ich habe es nicht zurückgegeben. Die Carla hat's mir zurückgegeben.«

»Was, die Carla?! Ja, da soll doch —« Er war in seiner Eitelkeit verletzt, daß das Mädchen den Bruch herbeigeführt hatte, und nicht sein Sohn. Es war aber nur ein Augenblick, der rasch vorüberging, dann sagte er zufrieden: »Wer's getan hat, ist schließlich gleich. Die Hauptsache ist, daß

wir mit dem welschen Gefinbel nichts mehr zu tun haben.«

»Ja, das ist wohl die Hauptsache.«

Sie sprachen noch etliche gleichgültige Worte, dann ging Franz zu seinen Schwestern, um ihnen guten Tag zu sagen, und fuhr wieder heim, nachdem er im Hause seines Vaters kaum mehr als eine halbe Stunde geblieben war.

Mrs. Taylor war wieder im Palasthotel eingetroffen und hatte ihre Gemächer in der Millionär-Etage bezogen. Man wunderte sich ein wenig, daß sie gerade jetzt kam, denn die Zeit des Wintersports war fast zu Ende, und ehe der Frühommer kam, mußten Wochen, wenn nicht gar Monate voll trübseligen Wetters ertragen werden. Obendrein hatte sie sich in Paris bei einem Automobilunfall den linken Arm gebrochen, und wenn er auch geheilt und völlig gelenkig war, so war sie doch sehr vorsichtig, hütete ihn ängstlich vor Fall, Stoß oder Prellung. Sie nahm also kaum an irgendeinem der sportlichen Ausflüge teil, die Tag für Tag im Palasthotel verabredet wurden, und beschränkte sich fast ausschließlich auf Schlittensfahrten in die Umgegend, soweit es die Straßen erlaubten. Ober sie stapfte durch Schnee und Kälte immer wieder die Straße nach Süden hinab, mit scharfen, unruhigen Augen den Finen suchend, um den sie zurückgekehrt war.

Sie hatte den Winter in Paris nicht ungenützt gelassen. Sie war nicht nur im gesellschaftlichen Trubel der reichen Amerikaner mitgeschwommen, sondern hatte auch alle Schönheitsmittel und Verjüngungsmittel ausprobiert, die man in Paris für teures Geld kaufen kann. Sie sah frischer und rosiger aus als im Vorjahr, und die künstlich erweiterte Pupille ihrer kalten Augen gab ihnen einen dunklen, verschleierten Blick. Sie war vorsichtig genug, sich meist nur bei elektrischer Beleuchtung sehen zu lassen, und erschien bei Tage nie ohne einen wohlthätig beschattenden Hut oder einen farbigen Schirm, der vorteilhafte Reflexe auf ihr Gesicht warf. Wenn aber einer näher und verständnisvoller in ihr Antlitz geblickt hätte, dann wäre er vielleicht betroffen gewesen von dem seltsamen Feuer, das aus ihren Augen brach, und von dem Ausdruck nervöser Spannung, der über

ihren Zügen lag. Auch in der Ferne hatte sie den jungen Pavinelli nicht vergessen können. Sie war nach Paris gefahren, um dort eine Leidenschaft zu ersticken, deren Ausichtslosigkeit sie in Augenblicken der Klarheit wohl erkannte und die, so dachte sie, in dem strahlenden Lichterglanz des winterlich festlichen Paris bald erlöschen würde. Sie sagte sich selbst, daß es lächerlich sei, sich an diesen jungen Fant zu klammern, da doch in Paris und überall Duzende von hübschen, eleganten Männern bereitsaßen, deren Beruf es war, den Cavaliere servente reicher und stattlicher Welt Damen zu spielen. Aber wie man sich auch um sie bemühte, wie sie auch dem zulächelte und jenem eine Verheißung gab — Camillos Bild wollte nicht von ihr weichen, und keinem gelang es, den Wunsch zu stillen, der immer wieder über das Klauschen der Weltstadt und die Alpen hinweg zu ihm flog. Sie war ihm verfallen wie nur die Matrone mit letzter Liebesglut dem jüngeren Manne verfallen sein kann, und sie, deren nüchterne Selbstsucht niemals auch nur einen Gedanken für einen andern Menschen übrig gehabt hatte, sie wäre jetzt zu jeder Torheit, zu jeder Selbstentäußerung fähig gewesen, nur um diesen jungen Menschen an sich zu fesseln und nicht mehr zu lassen.

Als sie ihn das erstemal wieder sah, war sie erregt vor Freude, wenn sie auch äußerlich gelassen blieb wie immer. Sie streckte ihm die Hand entgegen, und ohne daran zu denken, daß er kaum Englisch verstand, rief sie ihm fröhlich zu: »Oh, Mr. Pavinelli, how glad I am to see you!«

Er begrüßte sie lebenswürdig, fand es reizend, daß sie sich wieder eingefunden habe, und besann sich schnell auf eine Lüge wegen der Zigarettenbox, denn er konnte sich nicht anders denken, als daß sie dieser Kostbarkeit gleich nachfragen würde. Sie dachte aber gar nicht mehr daran, fragte ihn nur eifrig, was er die ganze Zeit über gemacht und ob er inzwischen recht vielen Frauen die Köpfe verdreht habe, und schien zufrieden, als er lachend entgegnete: »Dazu hab' ich hier gar keine Gelegenheit!«

»Oh, Sie scherzen! Gelegenheit findet ein junger Mann wie Sie immer... Haben Sie sich aber meinen Vorschlag noch genauer überlegt?«

Er machte ein erstauntes und nicht eben geistreiches Gesicht. Er wußte durchaus nicht mehr, welchen Vorschlag sie ihm gemacht hatte, und mochte es doch nicht gleich eingestehen, um sie nicht zu kränken.

Sie half ihm: »Was macht Ihre Stimme, Mr. Povinelli? Singen Sie immer noch so schön?«

Da fiel ihm allmählich wieder ein, was sie meinte, und er sagte ehrlich: »Aber, Mrs. Taylor, ich kann doch gar nicht singen. Sie sind sehr liebenswürdig, daß Sie meine Stimme gut finden, aber ich habe wirklich nie mehr daran gedacht, sie auszubilden.«

»Es ist sehr unrecht von Ihnen, ich sagte es Ihnen schon einmal. Ich habe auch in Paris schon mit van Dyl über Sie gesprochen, und er interessiert sich für Sie, weil ich Sie empfehle. Sie tragen ein Kapital in der Kehle, Mr. Povinelli, es ist Sünde, wenn Sie es brachliegen lassen.«

Er lachte und meinte, man könne noch über die Sache sprechen, sie eile ja nicht, und vorläufig möge sich Mrs. Taylor nur gut von ihrem Pariser Winter und ihrem gebrochenen Arm erholen, das sei gewiß wichtiger als seine Stimme und seine Zukunft. Und weil er seine letzten Worte gewohnheitsmäßig mit dem Feuerwerk von Blicken begleitete, mit dem er alle in ihn vergafften Frauen blendete, war sie zufrieden und sagte beim Abschied nur: »Ich werde Sie zu Ihrem Glück zwingen, verlassen Sie sich darauf! Junge Leute mit künstlerischer Begabung wissen häufig selbst nicht, was sie sich und der Welt schuldig sind. Ich werde es Sie lehren, und Sie werden mir noch einmal dafür danken!«

Wenn er sonst ältere Frauen sah, die in einen jungen Mann verliebt waren, lachte er über sie, auch wenn er selbst dieser junge Mann war. Aber Mrs. Taylor lachte er nicht, denn weil er in allen Dingen der Kunst wie der großen Welt ganz naiv war, merkte er nicht, daß das Interesse für seine Sängerbegabung teils Selbsttäuschung, teils ein Vorwand der Amerikanerin war, um sich ungestört an ihn drängen zu können. Er glaubte ja nicht an seine Stimme, aber er war überzeugt, daß sie daran glaubte, und es gefiel ihm, daß sie sich so sorglich um ihn mühte und immerfort dachte, wie sich sein Leben glänzend gestalten könne. Die Ausichten, die sie ihm eröffnete,

erschieden ihm zwar unwahrscheinlich, aber die Frau, die sie zu erschließen vermochte, imponierte ihm, und es kam ihm vor, als hätte sie für ihn die Schlüsselgewalt über Glanz und Reichtum. Er dachte wirklich nicht eine Sekunde lang daran, zu van Dyl oder irgendeinem andern Gesangsmeister zu reisen, aber es war wunderhübsch, sich immer wieder von Mrs. Taylor loden zu lassen und aus der Ferne das Klingklang der Millionen zu hören, die in seiner Kehle schlummern sollten. Als Mrs. Taylor jetzt von ihm gegangen war, lächelte er ihr nach wie ein Liebender, wenn er auch die Sekunde darauf innerlich ihren kuriosen Einfall verlachte und seine Blide überall umhererschweifen ließ, ob nicht irgendwo Cilly zu sehen war.

Nach der Katastrophe im Hause Ferrari war Cilly nervös und niedergebrückt geblieben, und Camillo hatte wochenlang alle Mühe gehabt, sie zu trösten und hin und wieder zum Lachen zu bringen. Sie sah sich ja jetzt jeder Möglichkeit beraubt, mit dem Vater oder irgendeinem ihrer Familie von ihren Zukunftswünschen zu sprechen, denn es war selbstverständlich, daß der alte Schegger nun erst recht alles verächtlich ablehnte, was er unter dem Begriff »welsches Gefindel« zusammenfaßte. Sie hatte ja stets ein wenig Angst gespürt bei dem Gedanken, ihrem Vater von einer Verbindung mit den Povinellis zu sprechen, nun aber war für absehbare Zeit an eine solche Eröffnung nicht zu denken, ja, sie mußte jetzt vorsichtiger sein als sonst und sich hüten, mit Camillo öfters gesehen zu werden oder gar Mutmaßungen über ihre Beziehungen zu ihm herauszufordern. Sie hatte zwar einen Augenblick daran gedacht, sich Marie zu offenbaren, mit ihr zu beraten, was gerade jetzt in der schwierig gewordenen Lage zu tun sei, um den Vater trotz seiner tiefinneren Abneigung allmählich auf ihre Wünsche und Pläne vorzubereiten, aber sie ließ den Gedanken schnell wieder fahren. Nein, es war am besten, wenn sie alles für sich behielt, alles in sich verarbeitete und geduldig den Augenblick abwartete, in dem des Vaters Zorn und Vorurteil schwächer wurden und er vielleicht doch den Bitten seiner Lieblingstochter nachgab. Ach, Geduld ist aber eine so schwere Sache, wenn der Mensch jung

und ungebrochen und heißblütig ist! Wenn Cilly bedachte, daß Monate vergehen konnten, ja vielleicht ein Jahr und noch mehr, ehe ihrer letzten Sehnsucht Erfüllung werden konnte, dann kam es ihr vor, als ob sie bis dahin zur Greisin werden müßte, und weniger denn je begriff sie jetzt, wie Carla Jahr um Jahr auf Franz gewartet hatte.

Schlimm schien die Zeit, die vor ihr lag, schlimmer aber schien es ihr noch, daß sie niemand hatte, mit dem sie sich aussprechen konnte, niemand, der Rat wußte, ihr einen Ausweg zeigte oder die Dinge wenigstens so sah, wie sie in Wirklichkeit waren. Auch mit Camillo mochte sie nicht offen sprechen, denn sie fürchtete ihn zu verletzen, wenn sie ihm den verächtlichen Widerwillen ihres Vaters gezeigt hätte. Wenn sie ihm von den Wirrnissen sprach, in denen sie jetzt standen, dann beschwichtigte sie wohl ängstlich: »Du weißt doch, wie diese eingefleischten Deutschtiroler sind! Mein Vater ist nicht so verbohrt wie die andern, aber eigensinnig ist er eben doch, und er sieht's nicht gern, wenn eins von uns hinausheiratet. Nun gar erst seit der unglückseligen Geschichte mit Franz —«

Sie hätte gar nicht nötig gehabt, ängstlich zu sein, denn Camillo entgegnete vergnügt: »Aber, Schatz, warum machst du so ein trübseliges Gesicht und zerbrichst dir den hübschen Kopf? Glaubst du etwa, daß es meinen Vater freut, wenn ich ihm eine

deutsche Schwiegertochter bringe? Du kannst mir glauben, wenn er etwas wüßte, wäre er genau so gegen unsre Heirat wie dein Vater. Aber was braucht uns das zu kümmern! Was brauchen wir uns überhaupt jetzt immerfort um die Heirat zu kümmern und zu sorgen! Das bleibt uns doch, nicht wahr! Ich meine, es ist ein Jammer, wenn wir uns die schönen Tage wegen Dingen verbittern, die wir im Augenblick nicht ändern können. Kommt Zeit, kommt Rat. Mit dem Widerstand von zwei Vätern werden wir später schon fertig werden, wenn wir ernstlich wollen. Später! Aber jetzt, wo alles wirklich etwas verfahren aussieht, wollen wir die Sache ruhen lassen, bis der günstige Tag erscheint. Ich wenigstens mag mir die paar Augenblicke, wo ich dich für mich allein habe, nicht vergällen lassen. Ich will nichts hören, nichts denken und nichts wissen, als daß du da bist, bei mir, und daß ich dich in meinen Armen halte und dich küssen kann, und daß ich fühle, wie dein Herz schlägt, weil all meine Küsse nicht ausreichen ...«

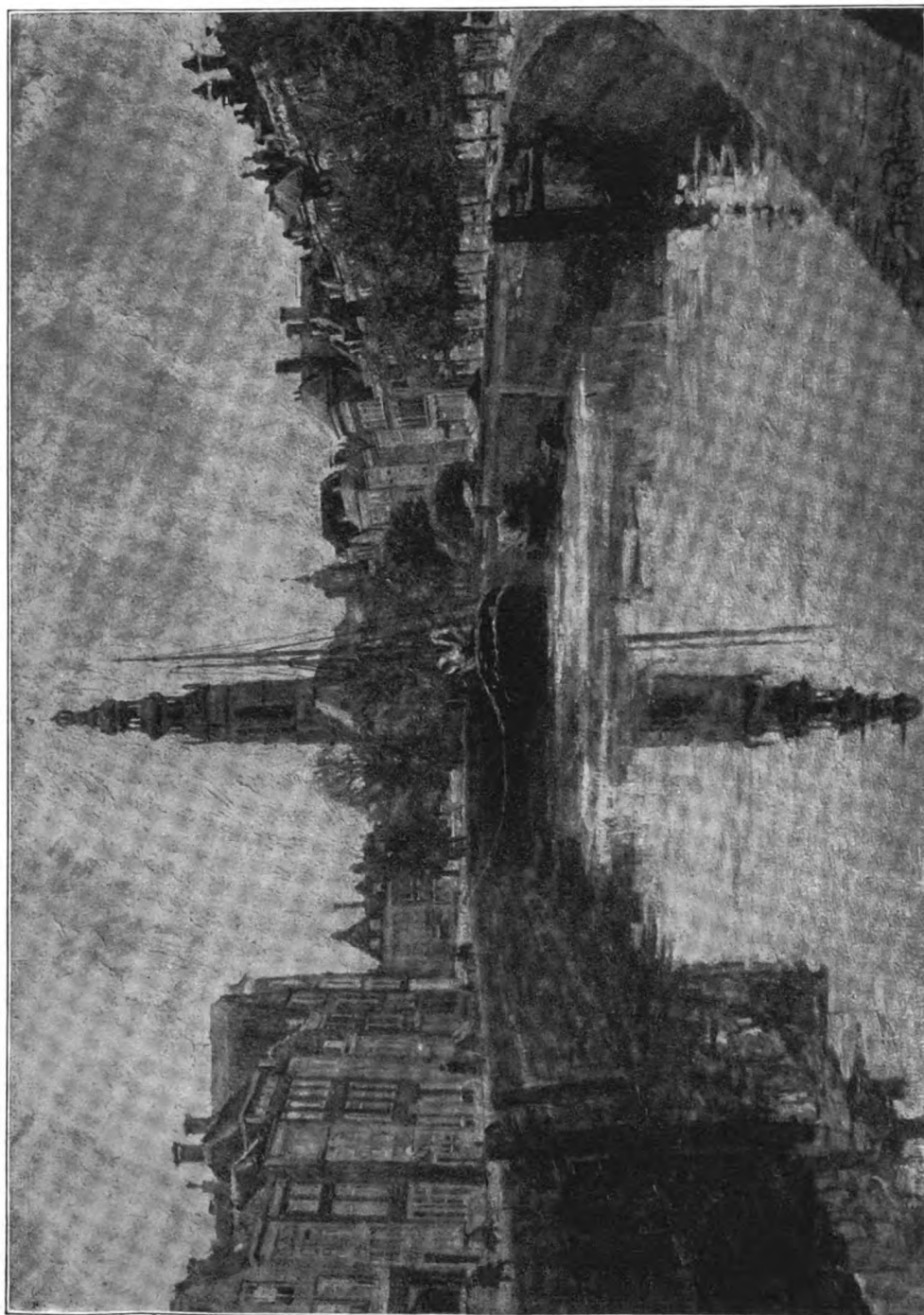
Er schmeichelte und lachte und küßte sie so lange, bis sie wieder das sprühende, übermütige Mädchen wurde, als das sie ihn zuerst angezogen hatte und das ihm immer wieder so sehr gefiel, daß er alle andern vergaß und wirklich nichts mehr dachte, als die Stunde, da er ging, um sie irgendwo zu erspähen und für ein paar Augenblicke im Arm zu halten ...

(Fortsetzung folgt.)

Und jedem kommt ein letzter Tag

Unter den Waldbreben, die mit grünenben, ranken
Schlingen die Eichen umwirren, atme ich pflanzenhaft
Die Wärme des Frühlings, während die Berge wanlen
Vom Donner der fernen Schlacht und der Abgrund des Jammers klast!
Die Wunde jedes Zerrissenen ist meine Wunde ...
Ich wurzle und kann nicht wehren, daß ich Wohlgefühl
Aus dem enzanblauen Reck im fahlen Blättergrunde
Sauge! Oh, scheltet mich nicht kühl,
Ihr Blutenden dort: im Wachstum mitzuschreiten,
Das treibt und treibt, nicht denkt, was kommen mag!
Ihr habt gestritten und ich werde streiten,
Und jedem kommt ein letzter Tag!

Leo Sternberg



Fritz Rhein: Middelburg

Aus der Ausstellung der Freien Sezession, Berlin 1916



Gesamtansicht von Brüssel mit der Kathedrale Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G., Berlin-Steglitz

Brüssel

Von Otto Winter

Wenn von irgendeiner Hauptstadt gilt, daß sie den natürlichen Mittelpunkt ihres Landes bildet, dann trifft das auf Brüssel zu. Daß Belgiens Hauptstadt, ähnlich wie Berlin im Verhältnis zu andern großen deutschen Städten, ihre Bedeutung nach der wirtschaftlichen und künstlerischen Seite hin mit einigen andern belgischen Städten teilen muß, beeinträchtigt ihre Bedeutung als geistiger Mittelpunkt und Brennpunkt des gesellschaftlichen Lebens durchaus nicht.

Zwar hat die ursprüngliche Schönheit des alten Städtebildes dem modernen Verkehr durch rücksichtslose Straßendurchbrüche schwere Opfer bringen müssen. Aber anderseits verleihen gerade diese neueren breiten Straßenanlagen mit ihren nach Pariser Muster eingerichteten Läden und Kaffeehäusern der Stadt den Eindruck des Großzügigen und Weltstädtischen. Gerade auf diesem Gegensatz zwischen alter und neuerzeitlicher Baukultur beruht ein großer Teil der Eigenart und des Reizes, den diese Stadt auf jeden Besucher ausübt.

Zwar haben die ehrwürdigen flandrischen Städte das Gepräge guter alter Baukunst viel geschlossener und reiner erhalten. Aber

dafür entbehren diese Städte auch außer jenen breiten Straßenzügen der ausgedehnten Park- und Promenadenanlagen, die Brüssel überall umschlingen und durchwirken, und die teilweise, wie das Bois de la Cambre, in weite schöne Wälder übergehen.

Noch verstärkt würde dieser Vorzug, den solche Freiflächen für den licht- und luftbeisenden Großstadtbewohner bilden, durch das Vorhandensein fließender oder stehender Gewässer innerhalb der Stadt oder ihrer nächsten Umgebung.

In dieser Beziehung ist Brüssel von allen Hauptstädten wohl am stiefmütterlichsten bedacht. Das einzige Flößchen, das die Stadt durchströmt, die Senne, ist jener Wirkung durch Überwölbungen verlustig gegangen. Und was sonst an spiegelnden Wasserflächen in Gestalt einiger Parkteiche und Kanäle vorhanden ist, kommt kaum in Betracht.

Dieser Mangel wird aber durch einen andern großen Vorteil aufgewogen, den nur wenige Hauptstädte mit Brüssel gemein haben. Die Lage der Stadt innerhalb der welligen Brabanter Ebene weist ganz besonders starke Höhenunterschiede des Geländes auf und schafft so durch kühne



Der Große Markt mit Gildebäusern

Überschneidungen und wechselnde Durchblicke eine Fülle reizvollster Architekturbilder. Im nordwestlichen unteren Teile liegt im Tale der Senne die alte Bürger- und Handelsstadt. Mit dieser bereits zu Anfang des 11. Jahrhunderts bestehenden *Unterstadt* verband ein Graf von Löwen die feste Burg, die er auf dem Ramm des Roukenberges errichtete. Diese Burg ward zum Ausgangspunkt für die alte *Ober- und Herrenstadt*, die den Südosten der Stadt einnimmt. Hier liegt heute der königliche Park, der einem in Stein gefaßten französischen Garten gleicht. Im Norden des Parkes erhebt sich das Parlamentsgebäude, im Süden der königliche Palaß. Auch die andern vornehmen Genossen der genannten Bauwerke hier oben, die Ministerien, Museen, die Paläste der Geburts- und Finanzaristokratie, verraten die Patenschaft der französischen Baukultur der letzten fünfzig Jahre.

Unser Schaubild (Abbild. S. 517) läßt sinnfällig diese Zweiteilung der Stadt erkennen. Zwar entziehen sich die zuletzt angeführten Bauwerke, die ganz links zu suchen sein würden, unserm Blick. Es sind mehr die Straßen und Häuser des Abhanges, die uns entgegentreten. Nur ganz im Hintergrunde ragt das gewaltige Steinmassiv des Justizgebäudes (s. auch Abbild. S. 531)

empor, und im Mittelgrunde erhebt sich inmitten gleichgültiger Miets Häuser die Baumasse der Kathedrale *Ste-Gudule*, die trotz ihren unvollendeten Türmen weithin das Stadtbild beherrscht. Rechts im Bilde dehnt sich die Unterstadt mit ihren Straßen und Plätzen aus. Stolz ragt als ihr Herzpunkt das Rathaus empor und übergipfelt mit den schlanken Umriffen seines schönen Turmes alle andern Türme.

Die *Ste-Gudule* auf dem Bergabhang und das Rathaus drunten in der Unterstadt, sie kennzeichnen den Stil, der für die mittelalterliche Baukunst Brüssels die fruchtbarste Periode darstellt, die *Gotik*. Immer ist diese Ausdrucksform stärker gewesen als die aus dem Süden eindringende *Renaissance*, die hier, wie überhaupt in Brabant und Flandern, niemals recht Bodenständig hat werden können. Bis an den Ausgang des 16. Jahrhunderts behauptet die *Gotik* neben der *Renaissance* ihre Lebensfähigkeit. Wenn sie ihre konstruktiven Bedingungen auch mehr und mehr vergift und ins Dekorative entgleist, so verdanken wir doch gerade der spätgotischen Zeit einige der schönsten Baudenkmäler Brüssels. Aber nicht in den Wohnquartieren der Oberstadt dürfen wir diese suchen, sondern in den Straßen und auf den Plätzen der Bürger- und Unterstadt. Und da ist es

an erster Stelle wieder die Grand' Place, das nordeuropäische Gegenstück des Markusplatzes, das den Freund guter alter Baukunst anzieht und Herz und Sinn gefangen nimmt (Abbild. S. 518). Man braucht nur einmal an einem linden Sommerabend die Herrlichkeiten dieses einzigen Platzes genossen zu haben, wenn die blauen Dämmerungsschleier sich auf die barocken Gildenhäuser herabsenken, so daß die steilen Giebel sich phantastisch gegen den ruhigen Grund des Himmels abheben und die reiche Vergoldung der Fassaden in hundert Reflexen widerstrahlt. Zum stillen Genießen der Einzelheiten dieser köstlichen Fassaden kommt man natürlich erst, wenn das volle Licht des Tages auf diesen wohlabgewogenen Verhältnissen von Fläche und Öffnung, auf diesem feinen Gefüge von Pilastern und Balustraden und plastischem Schmuckwerk aller Art liegt. Wie charaktervoll und persönlich haben die alten Städtebaumeister doch ihren Auftraggebern, der Krämer-, der Bäcker-, der Brauer-, der Metzgerzunft, ihre Gildenhäuser hinzustellen gewußt! Ein jedes beansprucht in seiner scharfumrissenen Sonderart Eigenwert, und ein jedes weiß sich bei aller Eigenart doch so in das Ganze einzuordnen, daß die harmonische Schönheit dieses unvergleichlichen Platzbildes nicht beeinträchtigt wird.

In dieser reichen, schimmernden Fassung sitzt ein dunkles Kleinod, das gotische Rathaus (Abbild. S. 519). Von den vier Reckseiten, die das gewaltige Bauwerk umschließen, zieht uns an erster Stelle die dem »Großen Markt« zugewandte Schauffe an, die von Westen nach Osten gerichtet ist. Im ursprünglichen Plan sollte das Rathaus nur den jetzigen größeren Ostflügel umfassen. Ein viel kleinerer Turm als der gegenwärtige, ein Wachturm (»Beffroi«), schloß den Bau

ab. Der damalige Eingang war an der Stelle, wo sich jetzt die Löwentreppe befindet (siehe 5.—7. Laubenbogen von der linken Gebäudeecke aus).

Um die Mitte des 15. Jahrhunderts entschloß sich nun der Rat der Stadt, das Rathaus bedeutend zu vergrößern. Da in diesem Falle der Turm zwischen den beiden majestätischen Flügeln des erweiterten Gebäudes zu verschwinden drohte, beauftragte man einen der ersten Baumeister, ihn durch einen größeren zu ersetzen. Der Meister entlebte sich seiner Aufgabe, indem er den Bau 90 Meter hoch trieb. Den Steinkern immer mehr auflösend, steigt der Turm, ganz Leichtigkeit und Anmut, immer höher empor. Oben krönt ihn, aus vergoldetem Kupfer getrieben, die mächtige Statue des heiligen Michael, des Schirmherrn der



Das Rathaus

Stadt. So erklärt sich, daß der Eingang des Rathauses nicht durch den Turm führt, und daß dieser selbst das Gebäude, wie üblich, nicht in zwei symmetrische Flügel aufteilt.

Wir haben diese baugeschichtlichen Gedankengänge hier etwas ausführlicher ausgebreitet, um der immer und immer wiederkehrenden Annahme zu begegnen, als habe diese Gliederung von Baumasse und Turm in einer von vornherein beabsichtigten »reizvollen Asymmetrie« des Baukünstlers ihren Grund gehabt. Nein, der Baumeister hat hier aus der Not eine Tugend gemacht. Und da er zu den Großen im Reiche seiner Kunst gehörte, ist es ihm gelungen, den zeitlich fast ein halbes Jahrhundert auseinanderliegenden Flügelbauten durch diesen herrlichen Turm zu einer derartig geschlossenen architektonischen Wirkung zu verhelfen, daß Turm und Gebäude eine unauflösbare Einheit bilden. »Item zu Brüssel ist ein sehr köstlich Rathaus, groß und von schönem Mauerwerk gehauen, mit einem herrlich durchsichtigen Turm«, so gibt Meister Dürer in der treuherzigen Art, mit der er das Tagebuch seiner Niederländischen Reise schrieb, knappen Bericht über die in Brüssel verlebten Stunden.

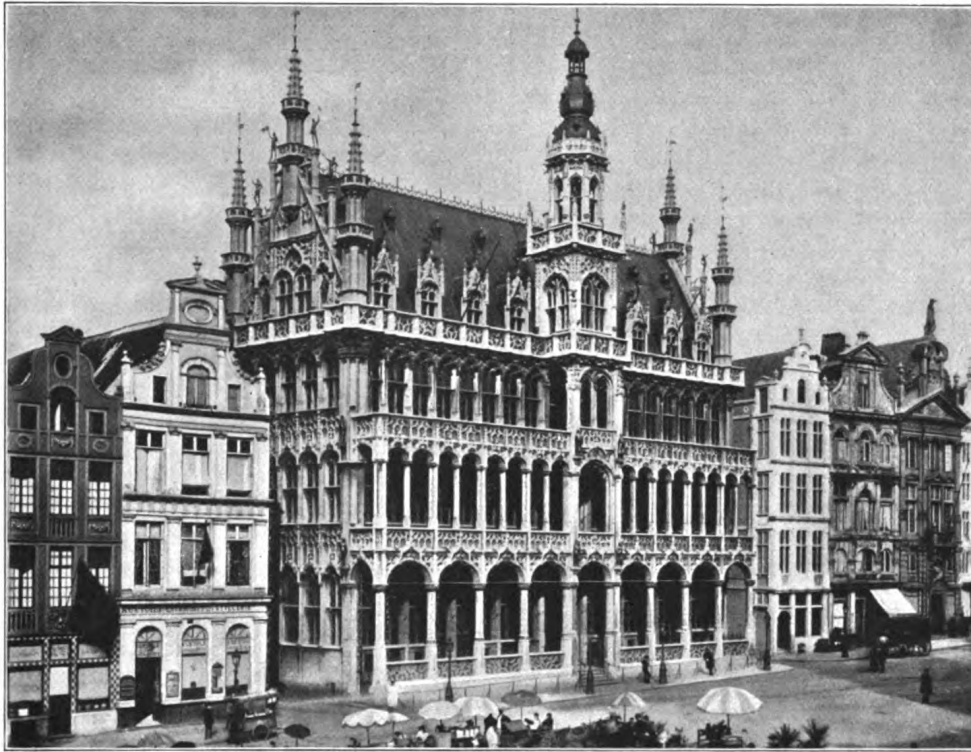
Was außer diesen feinen Abmessungen von Turm und Flügelbauten die Gesamt-

wirkung ausmacht, das beruht natürlich auch hier wieder auf der unendlichen Fülle von Bögen und Simsen, von Säulen und Konsolen, von Fialen und Türmchen, und nicht zum letzten auf dem quellenden Reichtum plastischen Schmuckes, der keine glatte Fläche duldet. Besonders bezeichnend sind die an Turm und Gebäude in gleicher Gestaltung wiederkehrenden Ecktürmchen, ein Motiv, das von dem Baumeister des bekannten Löwener Rathauses aufgenommen und in so verschwenderischer Fülle ausgeführt worden ist, daß trotz der patinierenden Wirkung von Wetter und Zeit der Eindruck einer gewissen Unruhe nicht weichen will. Das, was man treffend »assoziiierendes Sehen« genannt hat, muß doch auch dem Laienauge möglich sein, und dieses muß, nachdem es jedes Kleine und Kleinste geruhig liebevoll abgetastet und umfaßt hat, zu einem ästhetischen Gesamteindruck kommen.

Als Gegenstück zu dem Rathaus kann man das an der gegenüberliegenden Seite des Marktplatzes liegende Brothaus oder »Maison du Roi« ansehen (Abbild. S. 520). Es ist an der Stelle errichtet, wo einst das Proviant- oder Brothaus gestanden hat. Die französische Bezeichnung entstammt der Zeit, in der die französischen Hofbeamten hier ihren Sitz hatten. Es ist im ersten Drittel des 16. Jahrhunderts erbaut und vertritt



Das Brothaus im alten Zustande



Das Brothaus nach der Wiederherstellung

Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G., Berlin-Steglitz

so die letzte brabantische Spätgotik. Im Ausgang des 19. Jahrhunderts ist es, nachdem es wegen Bauauffälligkeit niedergelegt werden mußte, getreu nach den alten Plänen wieder aufgebaut worden. Wir haben in unsrer Abbildung das alte Brothaus vor uns, das der offenen Arkaden des ersten und zweiten Geschosses wie des schmückenden Turmes in der Mittelachse im Laufe der Zeit verlustig gegangen ist. Sicher wirkt die Wiederherstellung des alten Gebäudes in seiner ursprünglichen Gestalt formenreicher und lebensvoller als das, was wir in Abbild. S. 520 vor uns sehen (Abbild. S. 521). Aber wie vor allen von Grund auf wiederhergestellten Bauten, kann man auch hier das peinliche Gefühl nicht loswerden, daß solcher jede kleinste Einzelheit wiederherstellenden Restaurationskunst die innere Berechtigung abgeht, und daß diesem Neubau doch die feine Patina fehlt, die die Jahrhunderte darüberzugiehen pflegen. Die Steine reden nicht mehr, wie die des stolzen, alles überragenden Rathausbaues gegenüber und der bescheideneren Genossen der alten Zunfthäuser ringsumher.

Welch ein wundervolles Raritätenkabinett des späten Barock, das diese Gildehäuser um den Markt herum darbieten! Und daß einzelne dieser Häuser in der ruhigen und feinen Gliederung klassizistischer Formen gehalten sind, läßt das Festliche und Laute der barocken Genossen nur noch festlicher und lauter erklingen.

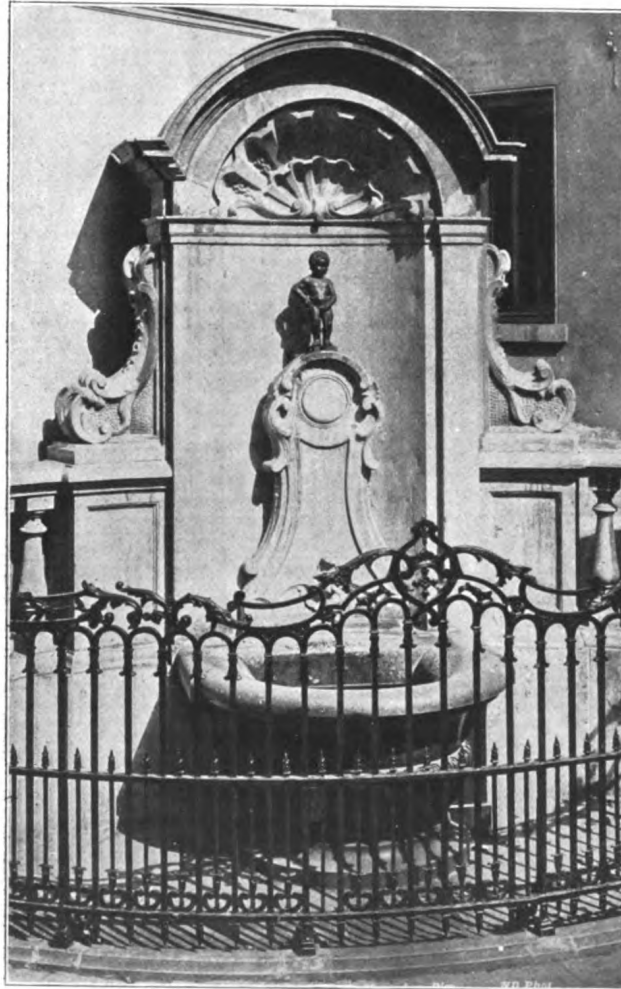
Es ist ein würdiger Rahmen, den dieser Platz für den reichen Wechselgang der Geschichte abgibt, der hier in irgendeiner Form zum Ausdruck gekommen ist. Hier splitterten die Lanzen der Ritter, wenn die kunst- und prunkliebenden Burgunderherzöge die Ritterschaft des Landes zum Turnier aufboten. Hier hielten die festfrohen Zünfte ihre malerischen Umzüge ab. Aber nicht nur von Jubel und Lebensfreude, sondern auch von Menschenjammer und Todesnot wissen dieser Platz und die Gebäude ringsumher nur zu viel zu erzählen. Hier ließ der Inquisitionsheld Alba seinen Schergen an fünfundzwanzig niederländischen Edel-leuten gewohnte Blutarbeit tun, und hier gingen die Grafen Egmont und Horn vom Brothaus her, wo sie die letzte lange

Nacht verbracht hatten, ihren Todesgang. — Nicht minder lebendig als der Geist der alten Zeit findet das flutende Leben der neuen Zeit hier eine Stätte. Man muß nur einmal über den Platz gegangen sein, wenn leichtfüßige Brüsselerinnen auf dem alle Vormittage stattfindenden Blumenmarkt ihren Bedarf an den duftenden Erzeugnissen belgischer Erde decken.

Aber auch an den Abenden der schönen Jahreszeit kommt man hier auf seine Rechnung, wenn man sich anders entschließt, die Tage nicht nur mit dem Besuch toter Museumsgrüfte zu verbringen. Auf dem weit in den Platz hinausgeschobenen Gestühl der Cafés und Wirtschaften sitzt jung und alt, um sich bei einem kühlen Glas heimischen Bieres nach des Tages Mühen zu erholen.

Aber allein um dieses Genusses willen kommt der Brüsseler nicht. Musik- und sinnenfreudig, wie er ist, will er vor allem auch das Ohr nicht leer ausgehen lassen. Bald ertönen in der Nähe die Klänge eines flotten Marsches. Die Kapelle, die heute abend in dem großen Pavillon aufzuspielen hat, rückt an. Vor ihr her trabt die halb- wüchsige Jugend. Aber man geht nun nicht wie bei uns zulande einfach im Takte der Musik mit, sondern man ordnet sich in Reihen, wie man es von den großen Prozessionen und Festzügen her gewöhnt ist. Mit anmutigen Schritten tanzt es voran, trippelt im Volkaschritt und wiegt sich grazios in den Hüften. Aber auch nachdem die Kapelle ihre Plätze eingenommen hat, setzt sich dieses Treiben fort. Von den engen Straßen her

lustwandelt es, jung und alt, groß und klein, fertiges Familienleben wie auch solches, das erst auf dem Wege dazu ist. Über den Platz hinweg geht es und wieder zurück. Alles lacht, flirtet, plaudert, aber nicht in den geruhigen, sittsamen Grenzen, die dem Deutschen, insonderheit dem Norddeutschen durch Temperament und Blut gezogen sind, sondern höchst temperamentvoll, quacksilbrig und niemals ohne das lebhafteste Gebärdenpiel. Dieses Oberflächliche, Leichte, Gefällige, dieses Nicht-mit-sich-allein-sein-können, dieses Genießenwollen um jeden Preis, überhaupt die ganze Art, wie sich das Leben und Treiben in der breitesten Öffentlichkeit abspielt, das zeigt die innige Wahlverwandtschaft mit gallischer, insonderheit mit Pariser Lebensauffassung. Belgiens Hauptstadt ist in ihrer Aufnahmefähigkeit für alles, was pariserisch ist, besonders auch in der Nachahmung äußerer und äußerster Lebensgenüsse eine nur allzu lernbegierige Schülerin seiner Lehrerin gewesen. Und die Kenner haben wohl nicht un-



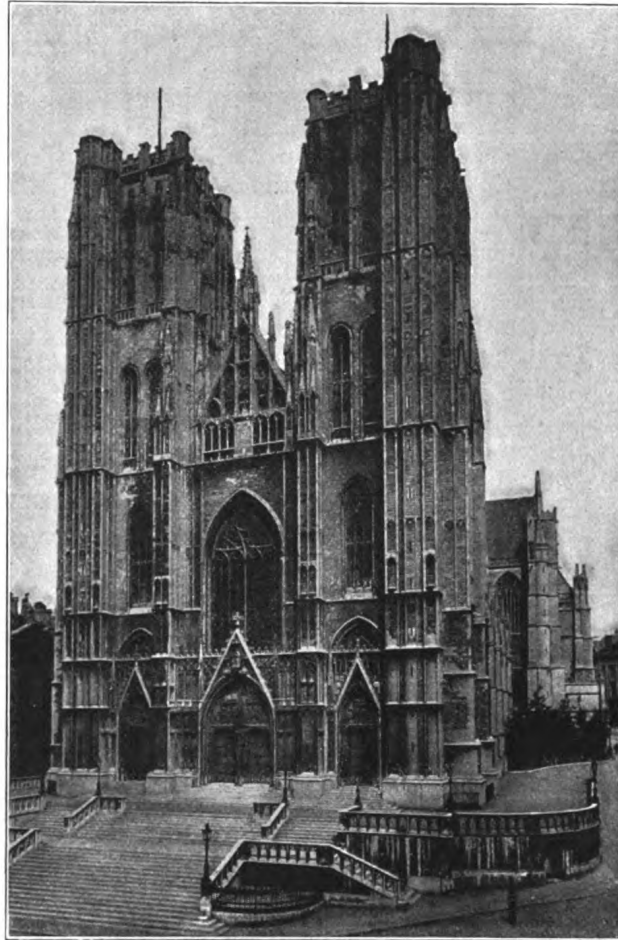
Das Manneken-Pis

recht, wenn sie behaupten, daß die Moral nicht nur auf dem Null-, sondern dem Gefrierpunkte stehe.

Damit verlassen wir den »Großen Markt«, diesen Brennpunkt vergangenen und gegenwärtigen Lebens, und begeben uns in das Gewirr alter Straßen und Gassen, wie sie, eng und gekrümmt und mit alten barocken Giebelhäusern besetzt, die Altstadt erfüllen. Da stoßen wir an einer verstoßenen Ecke auf ein plastisches Monument, das sich nach seinem gedanklichen Gehalt ganz in die menschlich allzu menschliche Lebensphilosophie einfügt, wie sie hier zu Hause ist (Abbild. S. 522). Seit einem Vierteljahrtausend hält das »Manneken-Vis«, so heißt der bronzene Cupido im Volksmunde, in seiner Nische Wache und läßt seinen Wasserstrahl, der noch um einige Linien fester wirkt als die dem Nürnberger Tugendbrunnen entspringenden Strahlen, in das Becken strömen. Wie sehr dieser »älteste Bürger von Brüssel« mit dem Volksleben

verwachsen ist, bezeugt der Umstand, daß er über eine Garderobe von nicht weniger als acht Anzügen verfügt. Bei großen Volksfesten zeigt er sich dann in einer der Bedeutung des Tages entsprechenden Bekleidung. So stellt er sich einmal als königstreuer Bürgergardist, ein andermal als Jakobiner dar.

Wenden wir uns jetzt einem würdigeren Gegenstande, der Kathedrale Ste-Gudule zu (Abbild. S. 523). Sie liegt an dem Abhange zwischen dem oberen und dem unteren Stadtteil, und dieser Berglage verdankt die alte Fürstenkirche, die von der Zeit des Grafen von Löwen bis zur Zeit der Erzherzöge von Österreich als Gotteshaus und Grabeskirche der Regenten des Landes diente, auch ihre machtvolle Wirkung. Wie alle gotischen Dome der Vergangenheit, ist auch dieser von einem Gewirr enger Gassen



Vorderansicht von Ste-Gudule

und Gäßchen, die eng an das Bauwerk herantraten, umschlossen gewesen. Um einen großen Zentralbahnhof anzulegen, hat man die ganze Umgebung niedergelegt. Daß eine solche Freilegung eine Verletzung des gotischen Gedankens bedeutet, geht aus unsrer Abbildung nicht recht hervor. Aber es ist Tatsache, daß alle gotischen Dome nur im Verein mit engen Straßen und anschmiegenden alten Häusern ihre volle Wirkung entfaltet haben. Sobald ein solches Bauwerk freigelegt wird und der Blick, anstatt sich in steiler Linie nach oben zu richten, schon von weitem auf dem Bau ruhen kann, ist dieser durch den großen Maßstab der umgebenden Straßen und Häuser um ein gut Teil seiner Größe gebracht. Die Lage auf halber Bergeshöhe wie auch die den Blick allmählich aufwärtsführenden Linien der großen, erst jüngerer Zeit entstam-



menden Freitreppe lassen das hier weniger zur Erscheinung kommen.

Paul Rubens erinnert, der in Antwerpen seine königliche Kunst ausübte. Durch die reiche Behandlung des Inneren wie durch die Fassade, die das Nebeneinander der drei Kirchenschiffe nicht verschleiert, sondern es in einer lebendigen, malerisch bewegten Komposition zum Ausdruck bringt, nimmt dieser Bau unter den belgischen Barockkirchen eine besondere Stellung ein. Wenn der Schaufront auch das feine ruhige Geglied der Renaissancefassade abgeht und aller dekorative Schmuck im bewußten Widerspruch zu diesem Stil ins Volle und Breite ausartet, so ist doch gerade angesichts dieses Baues das Malerische und Repräsentative der Barockfassade unverkennbar.

Auch ein alter Profanbau, der im nördlichen Teile der inneren Stadt liegt, mag hier gleich noch Erwähnung finden. Umgeben von modernen Großstadthäusern in dem üblichen Dukendstile, ragt da trukia

Ehe wir unsre Wanderung
 bergwärts nach der Oberstadt
 fortsetzen, noch ein paar Worte
 über die ehemalige Beginnen-
 kirche, die im westlichen Teile
 der Unterstadt liegt. Sie ist
 eine der wenigen Jesuitenfir-
 chen, die von dem großen
 Brand 1695 übriggeblieben
 sind, der von Marshall von
 Villeroys Hand angelegt wurde,
 und bei dem außer 4000 Häu-
 sern 14 Kirchen zu Ehren des
 Sonnenkönigs aufloberten.

Der Bau gibt mit seiner mächtigen Fassade ein gutes Beispiel des belgischen Barock, das in seiner Vorliebe für volle Formen und üppigen Dekorationsstil an den klassischen Meister des Barock, an Peter

und vergangenheitschwer der letzte Rest der mittelalterlichen Stadumwallung empor, la Porte de Hal, das Haller Tor (Abbild. S. 526). Es liegt da, wo die einstige Stadtmauer, die in einem unregelmäßigen Fünfeck bis in die Mitte des 19. Jahrhunderts die alte Stadt umwehrte, am weitesten nach Süden ging. Das wuchtig und geschlossen aufsteigende Mauerwerk der Rückseite und der beiden seitlichen Flächen wird nur von ganz schmalen Fensterschlitzen unterbrochen. Die aufsteigende Senkrechte der Mauer findet ihren Übergang und zugleich ihre Gegenbewegung durch die Wagerichten, die durch die Abstufung darunter gebildet werden.

Im Gegensatz zu der ruhigen Rückfläche und den Seitenflächen ist die Schauseite reicher ausgebildet. Ein mächtiger Turm, zur Hälfte in das Mauerwerk eingebaut und oben mit einem kegelförmigen Helm gekrönt, steigt in der Mitte empor. So entstehen zwei symmetrische Hälften. In jeder liegen, in Nischen eingebettet, die gekuppelten gotischen Fenster. Darunter schneiden die beiden Portale in einfachster Form ein. Sie werden nur durch eine Bekrönung betont, die das Motiv des Zinnenfranzes von oben aufnimmt, so daß auch an dieser Stelle das Burgmäßige zum Ausdruck kommt. An den beiden Gebäudeenden laden Söller aus, die auf mächtigen Konsolen ruhen.

In den Innenräumen dieser Feste schmachteten zu Albas Zeit die Opfer der Inquisition. Ein ruhevolleres Schicksal hat ihr die neue Zeit beschieden. Nachdem sie im letzten Vierteljahrhundert gründlich wiederhergestellt war, wurde sie als Altertums-museum eingerichtet. Das Museum birgt eine reiche, die Stadtgeschichte erläuternde Sammlung von Waffen und Kuriositäten aller Art. Wer beispielsweise gern den Spuren der Vergangenheit nachgeht, der kommt im Anblick der alten Gewaffen



Die Kanzel in Ste-Sudule

Karls V., vor allem aber der königlichen Prunkwiege, in der er seinem glanzvollen Herrschertum entgegenschlummerte, ganz auf seine Rechnung. Zwischen diese Wiege in Brüssel und jene enge Zelle in dem spanischen Kloster San Justa ist das Leben jenes bedeutenden Habsburgers eingegrenzt, der, in Gent geboren, als ein Neunzehnjähriger die Herrschaft über sein weites Reich antrat und zuletzt den Wandel und die Eitelkeit alles Irdischen derart an sich erfahren hatte, daß er bereits im letzten Jahre seiner Herrschaft einsam und zurückgezogen wie ein von der Erde Abgeschiedener in Brüssel lebte.

Außer den prachtvollen äußeren Boulevards, die an Stelle der ehemaligen Umwallung getreten sind, durchschneiden die Altstadt in ihrer ganzen Länge einige Straßenzüge, die den Nord- mit dem Südbahnhof verbinden. Der eine dieser sogenannten in -

Was den Bau des Parlamentsgebäudes angeht, so erhebt es sich in seiner Fassadenwirkung kaum über den Durchschnitt dessen, was die Baukunst in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts in der Nachahmung historischer Stilarten zutage förderte. Der Bau ist nämlich im letzten Viertel des vorigen





Der Boulevard d'Ausbach

Jahrhunderts nach einem Brande neu hergestellt worden. Aber in der Gruppierung der Baumasse ist das Gebäude nicht ohne Reize. Wahrscheinlich haben hier der Grundriß und der Aufbau des alten Baues als Muster gedient. Der Hauptbaukörper, der durch den Säulenvorbau mit Giebel-dreieck betont wird, tritt zurück. Zu beiden Seiten wird er von zwei etwas niedrigeren Flügelbauten flankiert. Durch den Gegensatz sowohl wie auch die Fülle der auf den Längsbau zuführenden Linien wird der Beschauer geradezu gezwungen, den Blick an den Linien und Formen des Hauptbaukörpers entlanggleiten zu lassen. Durch einen weiten Hof ist der Haupttrakt dem Getriebe der Straße entrückt. Dazu kommt noch das baumumschlossene Gewässer mit seinem spiegelnden Lichte vor der ganzen Anlage. Das alles trägt dazu bei, dem »Palais de la Nation« den Stempel ruhiger Vornehmheit aufzudrücken.

An seinem ebenbürtigen Genossen, dem königlichen Palaß an der Südseite des Parkes, kann auch der wohlwollendste Beurteiler schwerlich die gleiche Wirkung entdecken (Abbild. S. 529). Der bescheidenste Schloßbau eines Landesfürsten der Thüringer Kleinstaaten hat mehr Ausdruck und

Charakter als dieser kalte und höfische Repräsentationsbau mit seinen geschniegelten Rasenflächen und Boskettts. Was vielleicht an gutem Alten auch hier vorhanden war, dem ist durch prunkvollen Ausbau im Inneren und durch großartige Umbauten und Erweiterungsbauten, wobei sich der französische Architekt die letzten Teile des Louvre zum Vorbild nahm, dieselbe seelenlose und äußerliche Art aufgeprägt wie allen Bauerschöpfungen Leopolds II.

Im Bannkreis des Schlosses steht ein Baudenkmal, das uns an die Geburtsstunde des jungen Königreiches erinnert, die Kongreßsäule (Abbild. S. 530). Nachdem die Trennung Belgiens von Holland, mit dem der Wiener Kongreß die beiden Länder als »Vereinigte Königreiche der Niederlande« vereinigt hatte, erfolgt war, tagte in Brüssel im Jahre 1830 jener Kongreß, der sich mit der Wahl des neuen Königs beschäftigte. Auf Betreiben Englands wurde dem Prinzen Leopold von Sachsen-Koburg die belgische Königstrone angetragen. Daran erinnert die seitwärts von der Rue Royale auf einer Terrasse aufgestellte Säule. Sie zeigt an den Sockelecken Bronzefiguren, die die Freiheit der Presse, des Unterrichts, des Vereinsrechts und des Kultus verfin-

bildlichen sollen. Reliefs an dem unteren Gliede des Säulenschaftes stellen die neun Provinzen dar. Oben steht das Bronzestandbild Leopolds I. Unten am Eingange halten die bekannten Löwengestalten Wache. Eine wundervolle Aussicht auf das schöne Städtchen davor entschädigt den Besucher für die ausdruckslose Art des bildnerischen Schmuckes.

Das aber, was wirkliche Plastik großen Stiles bedeutet, sucht man bis auf wenige Ausnahmen vergeblich. In der Skulpturen-

wesensfremd sein mag, in der gewerbsleißigen Unterstadt oder auch einer der vielen Vorstädte hätte sich sicher eine geeignete Stätte gefunden. Möge die Zukunft dem Schaffen dieses großen Meisters, dem zuerst deutsche Kunstgelehrte und Kunsthändler den Weg zu Ruhm und Anerkennung verholfen haben, auch in der Stadt gerecht werden, als deren Sohn er einst in Armut und Not geboren worden ist.

Eines neuzeitlichen Bauwerkes wollen wir am Ende noch gedenken, das auf einem

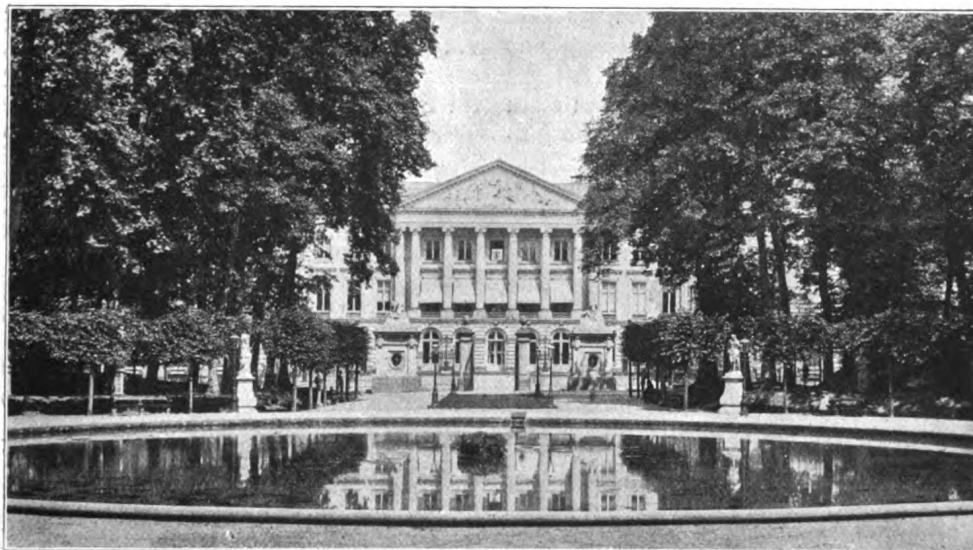


Die Börse

abteilung des königlichen Museums, das ebenfalls im Bereiche des Schlosses liegt, sind zwar eine Reihe der herben und ganz ins Große gesehenen Werke des Meisters Constantin Meunier zu sehen. Aber sein Hauptwerk, das den Höhepunkt seines künstlerischen Schaffens darstellt, sein »Denkmal der Arbeit«, das hat man zum größten Teil in den Kellern des Museums den Blicken der Besucher entzogen, anstatt auf irgendeinem der öffentlichen Plätze oder in einer der vielen Anlagen für eine würdige Aufstellung zu sorgen. Und wenn auch Ausdruck und Seele dieser »Armeleutefunkst« dem höfischen Geiste, der über der Oberstadt liegt,

Hügel im Süden Brüssels seine Stätte gefunden hat, des Justizpalastes (Abbild. S. 531). Es war im Jahre 1863, als Joseph Poelart nach zeitraubenden und kostspieligen Planierungsarbeiten mit der Fundamentierung begann und danach Riesenmauern auf-türmte, die in ihrer Stärke und Höhe nur noch in altägyptischen und assyrischen Bauten ihre Vorbilder finden. Der Palast bedeckt einen größeren Bauplatz als die Peterskirche in Rom.

So ergibt dieser Zyklopenbau mit seiner gewaltigen Kuppel, wenn man zu ihm emporsteigt, eine wechselnde Fülle der fesselndsten Architekturbilder. Aber mit dieser Tat-



Das Ständehaus

jache ist das architektonische Interesse an diesem Bau, der in siebenjähriger Bauzeit gegen 50 Millionen Frank verschlang, auch erschöpft. Nur einem Globetrotter vermögen solche Außerlichkeiten zu imponieren, zumal wenn sich ihm bei einem Rundgang durch die Anzahl von Hallen, Sälen, Sitzungszimmern und Gängen das Große

und immer nur wieder das Große als derjenige Maßstab aufdrängt, mit dem allein man nach seiner Meinung ein Bauwerk mißt. Dem halbwegs geschulten Auge enthüllt sich das Falsche eines solchen Beurteilungsmaßstabes sehr bald. Durch ein chaotisches Übermaß von Ornamenten aus allen Stilarten, die das Auge an keiner



Das Königliche Schloß

Verlag der Neuen Photographischen Gesellschaft A.-G., Berlin-Steglitz



Der Hochflug der Vögel

Nach Vogelwarten- und Luftfahrerbeobachtung

Von A. Wesemüller



Als man in der Eroberung der Luft so weit gekommen war, daß dem Vogel ins Atherrreich zu folgen nicht mehr gar zu schwer und gefährlich schien, da hätte, sollte man meinen, sich doch von vornherein der Gedanke einstellen müssen, nun von dieser Seite aus den Teil der Erkundungen unter den besiedelten Weggefährten wahrzunehmen, der den Vogelwarten nur in Form der Fernschätzung zugänglich war. Mag dieses Forschungsgebiet zwar nur ein verhältnismäßig kleines, eben nur auf das Flugleben der Vögel beschränktes sein, so harrten doch gerade in ihm wichtige Fragen der Lösung, die bisher einen lebhaften Widerstreit der Meinungen entfesselt hatten. Vor einiger Zeit noch sah sich der Neffe des großen Umgestalters der Naturwissenschaften, Horace Darwin, veranlaßt, auf die Wichtigkeit des Aufklärungsdienstes hinzuweisen, den die Luftschiffahrt besonders in Fragen des Wanderflugs der Vögel leisten könne. Unterdes hatten einige Vogelforscher von Beruf sich der neuen Ermittlungsmöglichkeit zugewandt, und so konnten denn kürzlich neue, wichtige Aufschlüsse als feste Erkenntniswerte dem Archiv der Wissenschaften einverleibt werden.

Nabe liegt zunächst die Frage: Ist denn die Vogelbeobachtung vom Luftfahrzeug aus überhaupt möglich? Fliehen die Tiere nicht schon von weitem, wenn sie ihren großen Wettbewerber auf den Straßen des blauen Lichtmeeres auftauchen sehen? Wird zumal ein Motorschiff mit seinem Propellerlärm nicht jegliche Annäherung unmöglich machen? — Ein »Parseval«-Erlebnis gibt die Antwort. Dieses Luftschiff fuhr am 11. Oktober 1912, 10 Uhr vormittags die Kurische Nehrung entlang nach Memel zu. Zufällig fand gerade einer der um diese Zeit alljährlich hier üblichen großen Zugvogelflüge statt. Es war ein Zug von Krähen, Drosseln und Staren. Diesen durchschnitt das Fahrzeug mit einer Schnelligkeit von 10 m in der Sekunde, ohne daß sich die Vögel darum mehr als um ein im Wege stehendes Flughindernis kümmerten.

In unmittelbarer Nähe steuerten die Scharen an Bord vorbei, ohne irgendwelche Erregung zu zeigen oder den Kurs zu ändern. Man nimmt an, daß der Ballon selbstverständlich von den Vorüberziehenden sehr wohl bemerkt wird, daß er ihnen aber nicht als ein auf sie abzielender Feind vorkommt. Danach wäre also ein grundsätzliches Vermeiden des Luftschiffs durch die Vögel ausgeschlossen und die Möglichkeit der Luftfahrerbeobachtung auch anderer, die frei von der überstürzenden Eile des Wanderdranges dahinziehen, zweifellos gegeben.

Hauptsächlich galt es nun, die Grenzen des Höhenflugs der Vögel zu ermitteln einschließlich der üblichen Höhen der Zugvogelflüge. Zu dem Zweck waren Aufzeichnungen über die einzelnen beobachteten Fälle zu machen, möglichst das Experiment heranzuziehen und der so gewonnene Beobachtungsstoff dem von früher bekannten zur Nachprüfung gegenüberzustellen. Daneben erschien es nicht ausgeschlossen, auch weiter in Fragen des Wanderflugs, in Fragen des Ortsfinnes der Vögel und ähnlichen zu neuen Folgerungen zu gelangen.

Die erste denkwürdige Angabe über besonders hohen Flug stammt von Alexander von Humboldt. In den »Ideen zu einer Physiognomie der Gewächse« schreibt er in der Einleitung, wo er von der Allbelebung der Natur spricht: »Höher als der Regelberg von Teneriffa auf den schneebedekten Rücken der Pyrenäen getürmt, höher als alle Gipfel der Andeskette schwebte oft über uns der Kondor, der Riese unter den Geiern.« — Das wäre also über 7000 m hoch. 1880 sah der Astronom Scott eine große Menge von Vögeln im Gesichtsfelde seines Teleskops die Mondscheibe passieren. Er schätzte den Abstand bis zu ihnen auf 1500 bis 3000 m. In demselben Jahre gab der Italiener Ricco die Flughöhe von Kranichen, die er vor der Sonnenscheibe vorbeiziehen sah, auf 8000 m an. Chapmann, der Forschungsreisende, beobachtete einmal über zweihundert Vögel vor der Kreisläche



Theodor Hagen:

Wald

Aus der Ausstellung der Freien Sejsion, Berlin 1916

des Mondes und kam dabei zu der Höhenannahme von 3000 bis 5000 m. Nach diesem haben dann besonders die Angaben Heinrich Gättes, des verstorbenen hochverdienten Vogelwarts auf Helgoland, Aufsehen erregt, die er in seinem für das Zugvogelproblem höchst bedeutsamen Werke »Die Vogelwarte Helgoland« veröffentlichte. Er will Saatraben und Brachvögel in einer Höhe von 10 000 bis 15 000 Fuß über der Insel gesehen haben. Auch äußerte er, der Kranich, der über uns kaum noch wahrzunehmen sei, befände sich 15 000 bis 20 000 Fuß über uns, also mehr als 5000 bis 6000 m. Aberhaupt seien 7000 m noch keine besonders große Flughöhe; es kämen über 10 000 m vor. »Nach vielfährigen Beobachtungen«, heist es in der Besprechung des Wanderflugs, »bin ich zu der Überzeugung gekommen, daß, solange der Zug unter normalen Bedingungen verläuft, er bei der überwiegend größten Zahl aller Vögel in einer Höhe vorstatten geht, die ihn vollständig jeder menschlichen Sinneswahrnehmung entzieht, und daß das, was vom wirklichen Zuge zur Anschauung kommt, zu meist nur die durch meteorologische Einwirkung herbeigeführten Störungen und Unregelmäßigkeiten desselben sind.« —

Es sind also ganz außerordentliche Ger-nen, in die sich nach alledem manche Vögel hinauf in den Himmelsraum begeben sollen. Die Zahlenreihe von Humboldt bis Gätte bewegt sich zwischen 3000 und reichlich 10 000 m. Das setzt bei den Vögeln eine Unempfindlichkeit gegen Temperatur- und Luftdruckunterschiede voraus, worüber man doch stutzig wird. An ein und demselben Tage im November wurden in jenen Höhen einmal folgende Kältegrade gemessen:

Petersburg	in 3420 m Höhe:	— 20,2 Grad C
Strasburg	„ 11300 „ „	— 53,4 „ „
Berlin	„ 12985 „ „	— 52,6 „ „

An einem Tage im August, also in der heißen Zeit:

Berlin	in 5565 m Höhe:	— 10,3 Grad C
Strasburg	„ 10160 „ „	— 41,7 „ „
Strasburg	„ 11900 „ „	— 53,1 „ „

Soll wirklich ein Vogel, der den Sommer hindurch in Mitteleuropa unter 15 bis 20, ja 25 Grad zugebracht hat, seinen Wanderflug in Sphären mit 10, 20 oder gar 40 und 50 Grad Kälte verlegen? — Der Luft-

druck, der in Höhe des Meerespiegels bekanntlich 760 mm beträgt, sinkt bei 3000 m auf 530, bei 6000 auf 370, bei 10 000 auf 229 mm. Beim Menschen hält die Veränderung des inneren Gegendruckes mit der äußeren Druckverminderung nicht gleichmäßig Schritt, so daß bei ihm in großen Höhen zartwandige Blutgefäße zersprengt werden. Die Luftschiffer Tissandier, Spinnelli und Siwel brachen, als sie bis auf 8500 m gestiegen waren, bewußtlos zusammen, die beiden letzteren, um nicht wieder zu erwachen. Sollte der zarte Vogelkörper widerstandsfähiger sein? — Ferner: Mit der Dichtigkeit der Luft nimmt auch ihre Tragkraft ab. Damit wäre den Schwingen eine wesentlich verstärkte Anstrengung zugemutet, einmal, um den Körper überhaupt schwebend zu erhalten, dann zur Vorwärtsbewegung, da der geringere Widerstand, den der Fittich an der dünneren Materie findet, eine Verstärkung und Beschleunigung der einzelnen Flügelschläge erfordert. Wie steht's zu alledem mit der Atmung in den höheren und darum sauerstoffärmeren Luftschichten? — Sollte das alles den Vogel nicht doch von einem gar so hohen Aufstieg zurückhalten? —

Mit diesen Zweifeln trat man vielfach den Annahmen großer Flughöhen entgegen. Alle diese Bedenken sind aber durch die Flugleistung des Kondors, wenn nicht widerlegt, so doch erschüttert. Mag Humboldts Schätzung, wie man wohl gemeint hat, wirklich etwas zu hoch greifen, auf alle Fälle hat er den Vogel auch über dem Cotopaxi als nur noch schwarzes »Pünktchen« schweben sehen, dem Cotopaxi, der doch schon seine 5960 m aufragt. Ebenso weiß man, daß dieser wunderbare Flieger sich aus solchen Abertiefen in wenigen Minuten bis zur pazifischen Küste hinabstürzt, d. h. einen Temperaturwechsel durchläuft von durchschnittlich 33 Grad Kälte bis zur ausgesprochenen Tropenglut. Nicht gerade bei allen Vögeln scheint hiernach die Rücksicht auf Wärme und Kälte so ausschlaggebend für die Wahl der Flughöhen zu sein, wie wir es nach unserm Empfinden zu glauben geneigt sind. Der geringeren Dichtigkeit, verminderten Tragfähigkeit und der Sauerstoffarmut höherer Luftschichten gegenüber scheint die pneumatische Bauart des ganzen Vogelkörpers den Ausgleich zu schaffen.

Das marklose Knochengestüst, Brust- und Bauchhöhle, große Flächen zwischen Haut und Körper sind bekanntlich zur Anfüllung mit Luft eingerichtet, und zwar durch ein Leitungssystem, in dem an verschiedenen Stellen Luftläde, die mit den Lungen in Wechselwirkung stehen, die Luftaufnahme und Luftzufuhr durch den ganzen Körper bewirken. Bei solcher Einrichtung könnte der Vogel möglicherweise einen reichlichen Ersatz an Sauerstoff in die höheren Luftschichten mit hinaufnehmen, zugleich durch Aufblähung sein Raummaß derartig vermehren und sein spezifisches Gewicht vermindern, daß die geringere Tragfähigkeit der Lufthöhen dadurch aufgewogen würde. Ja, das Verhältnis zu dieser gestaltete sich für den Vogel noch günstiger, indem durch seine höhere Körperwärme (42 Grad) die mitgenommene Luft verbünnt und dadurch leichter als die umgebende gemacht wird, wodurch der Körper im Ätherelement annähernd etwas von der Fähigkeit der Schwimmblase des Fisches erhielte, die luftgefüllt im Wasser nach oben steigt. Infolgedessen wäre fast die gesamte Muskelkraft der Flugwerkzeuge, der allein wir gewöhnlich den Halt des Tieres in der Luft zuschreiben, ausschließlich frei für die Vorwärtsbewegung und so auch den vermeintlich größeren Anstrengungen in der verbünnten Luft gewachsen. Abgesehen scheint eine Flugerschwerung in großen Höhen auch nicht einmal vorzuliegen; denn in der leichteren Atmosphäre kommt doch beim Fluge wiederum ein geringeres Maß von Luftverdrängung in Frage; ohne erhöhte Anstrengung würde also der Vogel dahingleiten wie in niedrigeren Lagen. Rätselhaft bleibt allerdings immer noch das Ertragen der Luftdruckunterschiede. Immerhin, allen diesen zum Teil von Gätke selber stammenden Theorien über die Aufenthaltsmöglichkeit der Vögel in großen Höhen fügt er als schlagendste Beweismittel, wenigstens für ihr »Schwimmen« in der Luft, eine Reihe Tatsachen aus der Natur hinzu. Er hat große Möwen beobachtet, die »auch bei völliger Windstille in Höhen bis zu 600 Fuß stundenlang in jeder beliebigen Richtung und Wendung umherschweben, ohne die geringste Flügelbewegung zu machen«. Weiter sah er einen besonders ins Auge gefaßten Bussard mit nur zwei-

bis dreimaligem Flügelsschlage aufsteigen. »Ohne die Achsenrichtung seines Körpers, noch auch dessen horizontale Lage zu ändern, erreichte derselbe, senkrecht aufwärts schwebend, im Verlauf einer Minute die Höhe von wenigstens tausend Fuß, bewegungslos höher und höher steigend, bis er den Blicken in der hellen mittägigen Atmosphäre entschwand und mit ihm in gleicher Weise 20 bis 30 Vögel derselben Art.« — Wenn Störche, Bussarde, Adler mitunter auf den Luftwellen fast stillstehend zu ruhen scheinen, so nahm man bisher gewöhnlich an, daß dann den Körper zufällig steil aufsteigende Strömungen tragen. Das will aber Gätke, wie er bemerkt, hier ausschließen. Selbst aber die automatische Hebung des Vogelkörpers durch eine solche Luftsäule wäre ein Zeichen von dessen ungewöhnlicher Leichtigkeit. Und nicht gemindert wird dieser Eindruck durch das von Lilienthal entdeckte Gesetz, daß schwach parabolisch gewölbte Flügel, wenn sie wagerecht ausgebreitet von wagerecht einfallendem Winde getroffen werden, eine stark hebende, aber wenig hemmende Beeinflussung erfahren.

Auch die Gründe des außerordentlichen Hochflugs, welche seine Verfechter — hauptsächlich für die Zugvögel — anführen, machen ihn wahrscheinlich. Jedoch — sie lassen sich auch befrichtigen:

1) Die Vögel suchen bei Wanderzügen möglichst hohe Zonen auf, um gleichmäßigere meteorologische Verhältnisse zu haben. — Ob es dort oben damit wirklich besser bestellt ist als zuweilen hier unten? — Jedenfalls haben wir darüber noch zu wenig wissenschaftliche Feststellungen, um jenen Beweggrund der Hochflieger als unumstößlich hinzunehmen.

2) Die Hochflieger wollen sich der Nachstellung entziehen. — Gewiß! Aber dazu genügen, da es sich nur um Nachstellungen vom Erdboden aus, nicht um die von Raubvögeln handeln kann, schon 300 m.

3) Die Zugvögel brauchen einen weiten Überblick. — Nun ergibt

eine Höhe von	einen Gesichtskreis von
3000 m	198,15 km Radius
4000 "	224,25 " "
5000 "	252 " "
7500 "	307,5 " "
10000 "	355 " "
20000 "	504 " "

Man vergegenwärtige sich hierzu, daß z. B. die Strecke Hamburg—Berlin 287 km, die Entfernung von Rügen bis zur Rammhöhe des Thüringer Waldes 460 km beträgt. Nach der Theorie vom Ultraschall müßten, wenn man die regelrechte Schlußfolgerung zieht, für die über 5000 bis über 10 000 m hoch Fliegenden Fernblinde bis quer über halb Deutschland in Betracht kommen. Sollte es wirklich Vögel geben, die über ein solches Wunderauge verfügen, ein Wunderauge noch dazu, das mit einer Art Röntgenstrahlenkraft auch die Dunstschleier zu durchdringen vermag, zu denen sich der Anblick der Luft auf sehr große Entfernungen hin ohne Ausnahme verdichtet? — Falls wirklich derartige Hochflüge vereinzelt vorkommen sollten, aus dem gedachten Grunde geschähen sie hiernach jedenfalls nicht. Die Alpen werden von den Zugvögeln nun aber vorzugsweise in den Pässen (Julier, Splügen, Brenner und Burgundische Pforte) überquert.* Das beweist, da der höchste von ihnen, der Julier, nur auf 2287 m ansteigt, daß die Tiere im allgemeinen noch nicht einmal die Fernsicht über 200 km erstreben, wie sie einer reichlichen 3000-m-Höhe entspricht. Daß ausnahmsweise Graugänse und Störche, vereinzelt auch Kraniche und Saatgänse den Weg über die Rammhöhe nehmen, braucht nicht gerade großzügigste Bahnbeherrschung zu bezwecken, sondern kann auch damit zusammenhängen, daß diese Flieger auf weiter, freier Fläche zu leben gewohnt sind und sich daher in den Einschnitten des Gebirges beengt fühlen.

So spricht manches für, manches gegen die Annahme außerordentlicher Flughöhen. Bedeutende Fachleute verhielten sich ablehnend, andre stimmten ihr zu, wie ja auch

ihre Begründer wissenschaftliche Autoritäten waren, angesehene Astronomen und namhafte Naturforscher. Die Entscheidung konnte allein die wirkliche Beobachtung bringen, wie sie sich unter Zuhilfenahme der Luftschiffahrt nunmehr vollzog.

Die Ergebnisse der aeronautischen Ermittlung waren nun allerdings ganz andre, zum Teil überraschend niedrigere Zahlen als die der bisherigen Mutmaßungen. In allen erreichten Höhenlagen hatten Luftfahrer ihr Augenmerk auf vorkommendes Gefieder gerichtet. Oberleutnant von Stodhausen vom Berliner Luftschifferbataillon sagt: »Bei Ballonfahrten in Norddeutschland kommt es selten vor, daß man Vögel in Höhen über 300 m antrifft; nur die Lerche und einige Raubvögel machen hiervon eine Ausnahme.« Vor der »Deutschen Ornithologischen Gesellschaft« aber konnte Friedrich von Lucanus kürzlich die umfassendere Mitteilung machen: »Nach Angabe der Luftschiffer ist in 400 m relativer Höhe die Grenze des Vogelzugs im allgemeinen überschritten. Über 1000 m Höhe wurden nur in ganz wenigen, vereinzelt Fällen vom Ballon aus Vögel wahrgenommen. Über 3000 m sind meines Wissens von Luftschiffern niemals Vögel bemerkt worden. Die Berichte der Vogelwarte Rossitten zeigen, daß der Vogelzug im allgemeinen sich noch innerhalb 100 m relativer Höhe bewegt, und daß nur ausnahmsweise an klaren, windstillen Tagen von den Vögeln höhere Regionen aufgesucht werden, die jedoch auch nicht höher als einige hundert Meter über der Erdoberfläche liegen.« —

Jedermann, auch der Laie, kann, ohne daß ihm eine Luftschiffergondel zu Gebote steht, diese Erlebnisse selber nachprüfen, und zwar nach einer Flugskala, wie sie — ein verdienstvoller Gedanke — Friedrich von Lucanus auf aeronautischem Wege gewonnen hat. Es handelte sich darum, für die verschiedenen Erkennbarkeitsgrenzen aufsteigender Vögel einen vom Erdboden aus verwendbaren Maßstab zu haben, ein Grundschema, nach dem andre Fälle rechnerisch beurteilt werden konnten. Als Maßtypen wählte der Forscher folgende vier verschieden große Vögel, die in Flugstellung ausgestopft bei seinen Versuchen zur Verwendung kamen:

einen Sperber, eine Saatkrähe, einen Bussard und (weil er zufällig zur Hand war) noch einen Lämmergeier. Jedes Tier wurde unter einem Fesselballon aufgehängt, und zwar an einer 10 m langen Schnur, so daß man, durch die hohle Hand blickend, den Vogel frei schweben sah, ohne durch den Anblick des Ballons beeinflusst zu werden. Auf diese Weise war der Versuch der Beobachtung in der Natur möglichst angepaßt. Das Seil, an dem der Fesselballon aufstieg, war mit einer Einteilung versehen, die jederzeit die genaue Feststellung der Höhe ermöglichte. Das Wetter war bei der Ausführung der Versuche klar, also für die Beobachtung durchaus günstig. Nun wurden folgende Sichtbarkeitsabschnitte vermerkt:

1) die Höhe, in der die Flugbilder der einzelnen Vögel noch deutlich erkennbar blieben,

2) die Höhe, in der der Vogelförper noch als Punkt sichtbar war,

3) die Höhe, in der die Vögel dem Auge ent sch w a n d e n, d. h. der Augenblick, wo man den Vogel nicht mehr ohne weiteres erblickte, sondern nur bei anhaltend scharfem Hinsehen ein kleines Pünktchen zeitweise aufblitzen sah.

Dabei ergab sich folgende Tabelle:

Vogelart	Als Flugbild sichtbar bis zu	Als Punkt sichtbar bis zu	Letzte Sichtbar- keitsgrenze überhaupt bei
Sperber	250 m	650 m	850 m
Saatkrähe . . .	300 m	800 m	1000 m
Bussard	600 m	— *	1500 m
Lämmergeier . .	900 m	— *	2000 m

Im Rahmen dieser Tabelle offenbart sich nun vollauf das Trügerische der Augenschätzung, auf die bisher die wissenschaftliche Beobachtung angewiesen war. Gätke glaubte einen Sperber noch bis 3000 m, eine Saatkrähe bis zu 5000 m Höhe zu erkennen, während der Versuch am Ballon bewies, daß der Sperber bereits in 850 m, die Krähe in 1000 m Abstand den Blicken

* Wurde nicht ermittelt, weil das Seil des Ballons nur 1000 m maß. Die Maße der nächsten Rubrik, 1500 und 2000 m, wurden nach verkleinerten Modellen berechnet.

entschwindet. Der ausgestopfte Mäusebussard war nur bis auf 1500 m sichtbar, Gätke schätzte statt dessen 3600 m. Den gerade noch als Punkt ermittelbaren Kranich glaubte er 5000 bis 6000 m hoch; der Vogel dürfte an Körpergröße ungefähr dem Lämmergeier gleichen, der aber schon von 2000 m Höhe ab nicht mehr wahrzunehmen ist.

Eine Verstärkung erfährt die aus derartigen Beobachtungen angebaute Meinungsrichtung durch folgenden Ballonversuch. Da die höchsten Wolken, die lichtweißen Zirusformen, eine mittlere Höhe von 9000 m haben, in ihrer feinstodigen Gestalt, als sogenannte Schäfchen (cirrocumuli) aber auch schon von 3000 m ab vorkommen, so mußten bei den hohen Flugmaßen, wie sie Gätke gerade für die auf weite Strecken sich ausdehnenden Zugvogelpfade annimmt, der Weg hin und wieder über Wolken führen. Um festzustellen, wie sich ein Vogel über diesen verhält, nahm man verschiedene Versuchstiere in einem Freiballon mit und ließ sie über den Wolken fliegen. Die Tiere waren völlig ratlos. Sie wußten sich nicht zurechtzufinden, umkreisten immer wieder das Fahrzeug und setzten sich schließlich dicht vor den Führern auf den Korbrand, wo sie die Fahrt so lange mitmachten, bis die Erde sichtbar wurde. Dann aber flogen sie sofort davon.

Der Versuch beweist, daß ziehende Vögel niemals bis zur Wolkenhöhe aufsteigen werden. Für kreisende Abler, Bussarde, Falken allerdings besagt er nichts. Denn sie könnten immer noch ihren Schwebflug in den großen Zwischenräumen der Wolken ausführen, wo ihnen die Erde sichtbar bleibt. Aber auch für sie, wie im allgemeinen für alle Vögel, dürften die auf aeronautischem Wege gewonnenen Ergebnisse ihre Geltung haben. Eine allgemeine Verstiegenheit in den früheren Schätzungen ist nicht abzustreiten. Die Wissenschaft nimmt vorläufig als erwiesen an: In 400 m, höchstens 1000 m über dem Erdboden liegt im allgemeinen die Höchstgrenze des Vogelflugs. 4000 m und mehr scheinen überhaupt nicht in Frage zu kommen. Es ist sehr schwer, einen in der Luft frei schwebenden Körper nur einigermaßen richtig nach seiner Größe und Höhe zu beurteilen, wenn ähnlich bedingte, bereits wirklich bekannte Vergleichsmaße fehlen.

Weder das Fernrohr der Astronomen noch das freie Auge ist hier vor beträchtlichen Fehlerquellen geschützt.

Wie steht es nun aber mit Humboldts Kondor? — Hier ließ sich der Höhenstand des schwebenden Vogels bis zu einem gewissen Grade doch an den Maßen des Gebirgsmassivs ablesen. Wenn überhaupt, so können daher, wie wir sahen, die 7000 m, die Humboldt schätzte, doch keinen großen Rechenfehler enthalten. Auch bezogen sich des Forschers Mitteilungen nicht etwa nur auf einen Einzelfall. Immer wieder hatte er, ohne daß hier ein Irrtum möglich wäre, diesen Greif der Anden hoch in der dünnen Eislust über dem Gebirge kreisen sehen, und andre Reisende erlebten dasselbe Schauspiel, darunter Darwin, der in Patagonien es oft stundenlang bewundern konnte, wenn gleich zehn bis zwölf dieser majestätischen Flieger sich über die schwarzen, ausgestorbenen Basaltmassen zum Himmelsrund erhoben hatten. Sollte dieses Tier, das einen großen Teil seines Lebens gleichsam an der Schwelle der Wolken verbringt, so ganz allein in der Vogelwelt eine Erhebungsfähigkeit und eine Vorliebe haben, die zu entsprechenden Äußerungen der andern Arten in einem geradezu klaffenden Mißverhältnis steht? — Zunächst wird man erwidern müssen, daß sicherlich auch andre große Gebirgsvögel in luftbünneren Schichten zu kreuzen pflegen als Vögel der Mittelgebirge und des Tieflandes. Die Lebensmöglichkeit in solchen Höhen nimmt uns nach dem früher Gesagten und als ja tatsächlich gegeben auch nicht mehr besonders wunder. Nur nach dem Warum fragen wir: warum steigt dieser Geier so über alles hoch auf? — Das Rätsel löst sich sehr einfach, und worüber man sich danach noch wundert, ist eigentlich nur die Fassungslöslichkeit, mit der man Humboldts großer Zahl gegenüberstand, und aus der man sich nur dadurch zu lösen vermochte, daß man diese Zahl schließlich für einen Irrtum erklärte. Beim Vergleichen der verschiedenen Höhenflüge kommt es nicht auf die absolute Höhe über Meer an, sondern auf die, welche ein Vogel im Verhältnis zur Bodenfläche erreicht, auf der er zu Hause ist, über der er seinem Tagewerk nachgeht. Und da bleibt auch für unsern Kondor nichts gar so Außerordentliches. Ziehen wir die

mittlere Kammhöhe der Anden, 3000 bis 3500 m, von den 7000 m Flughöhe ab, so bleibt das Maß der genannten äußersten Fluggrenze des Vogelflugs übrig; zieht man aber die Cotopaxihöhe ab, so sind es nur rund 1000 m, die der Kondor darüber hinausstreicht. Natürlich schmälert das nichts an der wunderbaren Tatsache, daß der Vogel bei der außergewöhnlichen Lage des Terrains weit über der Schneegrenze mit diesem 1000-m-Flug schon tief in die Wolkenzonen eintaucht, was übrigens auch vom Adler und ähnlichen Einsiedlern des Hochgebirges gesagt werden kann. Aber Wolken schichten jedoch, welche die Erde dem Blick vollständig entziehen würden, werden alle diese Flieger sich ebensowenig hinauswagen wie andre Vögel. Die oft tief unter ihnen liegenden sind die um die Felsgrate lagernden Schleier, aus denen die Riesengipfel wie Inseln aufragen und den von ihnen emporgestiegenen Seglern dann immer noch die den Weg weisende Hand der Ernährerin Erde entgegenreden.

Nun aber spricht Gätke wiederholt noch von unsichtbaren Vogelzügen, deren Stimmengewirr er deutlich vernahm. Die Beobachtungen vollzogen sich bei völlig heiterem Himmel, höchstens bei Zirrusbehang, so daß die Bahn bis zu 7000, 8000, wenn nicht 9000 und mehr Meter völlig frei war. Eine Gehörtäuschung über das überirdische Stimmengewirr war ausgeschlossen, da der Lauschende die Rufer vielfach aus ihren himmlischen Mysteriesräumen herabsteigen sah, so daß er sogar die Arten erkannte. Immer wieder hat sich vor ihm das Schauspiel wiederholt. Da tauchen vom Zenit her staubchenartige Bilder auf, die kreisend näher kommen, dabei sich vergrößern und schließlich als Finkenhabichte erkennbar werden. Mit bedeutend größerer Geschwindigkeit, unter raketenartigem Sausen schießt es plötzlich aus dem blauen Nichts hervor als Walbschnepfen und wilde Tauben, die fast senkrecht oder in einer ein- bis zweimal gebrochenen Linie ins Geröllreich der Insel stoßen. Buchfinken in ganzen Schwärmen kommen wie ein Flodengefäß über hoch aus dem Ather hervor, wirbeln in vielen Wendungen unter immer näher tönendem »bint-bint« durcheinander, bis sie sich notdürftig im spärlichen Gesträuch verstecken. Und in die gleichen Himmelsfernen, aus denen alle

die Gäste gekommen waren, sah sie der auffallende Vogelwart beim Weiterflug sehr häufig sich auch wieder verlieren. Wer sagt uns, wie tief? Wer zeigt, daß es bei ihnen oder den andern nur 4000 m sind? Mit Schlüssen von den aeronautisch beobachteten Einzelfliegern ist die Frage nicht abgetan. Denn wenn wir Tiere wie Drosseln, Schnepfen und Tauben im Zenit verschwinden sehen, so müssen wir uns sagen, daß hier im Wandertrieb das Maß der alltäglichen Gewohnheitsflüge doch überschritten wird.

Dennoch werden wir auch diese Hochzügler noch in unser Tabellenreg eintragen: Nur einen Fall erwähnt Gätke, wo er die Stimmen der immer höher Steigenden schließlich nicht mehr hört; es sind die unter Loderuf eines Anführers emporzuschwärmenden Singvögel, von denen der alte Praktikus meint, sie verstümmten schließlich, was aber wohl richtiger heißen soll: ihr Rufen verhallte in der zunehmenden Entfernung. Sonst aber drang, rätselhaft wie himmlische Stimmen aus den Wolken, Ruf und Gezweitscher der überhinziehenden bis ans menschliche Ohr, nicht selten deutlich genug zur Feststellung der Arten. Nun haben wir wiederum aus der Luftschifferwelt eine Nachricht, die uns im ulerlosen Strom einen Anhaltspunkt gibt. Die Schallweite alltäglicher Geräuschlaute aus Natur- und Menschenwelt hinauf in den Luftraum beträgt bei so scharfem Klang wie Hundegebell höchstens 3 km. Obgleich vieltausendstimmiges Vogelgeschrei an sich viel lauter klingen mag, so tönt dafür ein Schall aus dem Luftraum zur Erde nicht so stark wie umgekehrt ein Schall vom Erdboden zum Himmel. Wer Kräbenschwärme beobachtet, die nur einige hundert Fuß hoch über den Kiefernforst ziehen, kann bemerken, wie fernverloren und klanglos in der Weite verhallend sich das Geträusch der niedrig fliegenden bereits ausnimmt. Jene wenn auch noch so viel geräuschvolleren Zugvogelheere scheinen hiernach, da man sie bei aller Unsichtbarkeit doch hört, mehr als reichlich hoch in der Maßkala angelegt zu sein, wenn man ihnen 1 bis 2 km mehr Flughöhe gibt, als im umgekehrten Verlauf ihres Stimmenschalls Hundegebell zum Ohr des Luftschiffers bringt. Das wären also höchstens 4000 bis 5000 m, und die aeronau-

tische Normaltabelle wäre somit auch in bezug auf die Zugvögel ziemlich oder ganz gerettet. Oder sollten darin diese kleinen Schwärmer noch einen Querstrich machen, die Rotkehlchen, Braunellen und Genossen, die bei ihrem Aufzug (als hätten sie sich in nichts aufgelöst), nachdem sie unsichtbar wurden, auch nicht mehr zu vernehmen sind? Aber warum sollten gerade diese Tierchen, deren tägliche Lebensstufe kaum über Baumhöhe geht, beim Wandertrieb den selbstamen Ehrgeiz haben, alle ihre andern beschwingten Kameraden, selbst die größten, im Flugmaß besonders zu überbieten?

Trotzdem der Flug des Vogels allerlei Willkür des Einzelgeschöpfes zeigt und vielfach auch noch dem Zufallspiel unterworfen bleibt, so ist doch ein gewisses festes Verhältnis zu erkennen, nach dem die Arten als verschieden von der Natur bedingte Einzelflieger, die Wandergemeinschaften als nach Umständen der Reise und des Reiseweges ihre Bewegungssphäre regelnde Einheitsmassen sich innerhalb der Flugkala verteilen. Es sind Naturgesetze, biologische Gesetze, die auch dieses flüchtige, ungebundene Lebensmoment, das scheinbar ungehemmte Aufstreben der Schwinger, an durchgängige Notwendigkeiten binden.

Allgemein ist zunächst die besondere Art des Nahrungsgebietes das Bestimmende bei den Flughöhen, die sich danach für die einzelnen Arten verschieden gestalten. Warum steigt der Kondor höher auf als etwa der Lämmergeier der Alpen? Nicht etwa, weil er größer ist; beträgt ja auch der Maßunterschied der klasternenden Flügelpaare nur 8 cm. Nein, lediglich die Einblidsmöglichkeit in das Jagdrevier wird hier die Höhenwahl entscheiden. Im europäischen Hochgebirge genügt die geringere Höhenstellung zum Auspähen des in Frage kommenden Beutereviers, da hier die auszulugenden Talspalten nicht so tief gründen wie in der Heimat des Kondors, den höheren und wilderen Korbilleren. — Der Geier des Orients, der in der Nähe der Städte reichlichen Abfall für sich findet, begnügt sich mit mäßigen Aufzügen, während sein Verwandter im Bereich afrikanischer Wüsten einen bedeutend größeren Weitblick braucht, um in der weiten Einsamkeit ein gefallenes Lasttier zur Mahlzeit zu entdecken. — Unfre Raub-

vögel freisen deshalb bis unter die Wolkensoffitten, weil ihre auf einen bestimmten Artenkreis beschränkten Jagdtiere weniger spärlich erst auf geraumer Fläche sind. Wo sich hingegen die Tafel wie bei den Krähen in anspruchsloser Buntheit aus Saatkörnern und Früchten, Schnecken, Würmern, Insekten, Mäusen und selbst Kadavern zusammensetzt, so daß dem gebedten Tisch sozusagen im Spazierengehen zugesprochen werden kann, da ist auch die Flugerhebung der Gäste für gewöhnlich nicht bedeutend. Die Körnerfresser werden über Baumhöhe nicht viel hinausgehen, ebensowenig die Insektenfresser, falls sie nicht wie die Schwalben ihre Beute im Fluge erhaschen. Auch die Stare und Lerchen bleiben in einer gewissen Bodennähe, jene als gewohnheitsmäßige Futterfucher auf Ängern und Viehtriften, die Lerche, weil sie ihren Bedarf im Bereich der Feldfurchen findet, aus denen sie sich auch singend nur einige hundert Meter erhebt.

Die Beobachtungen unsrer Vogelwarten bezeugen, daß auch die ziehenden Vögel, wenn auch höher als alltäglich, aber im allgemeinen doch nie zu so außerordentlichen Höhen aufstreben, wie man früher vermutete. Das Pariserallschiff kreuzte den Wanderflug in 320 m Höhe. Bei den meisten auf Helgoland und in Rossitten gesichteten Schwärmen blieben die Flugbilder größerer Vögel, wie von Krähen, Dohlen und Bussarden, im allgemeinen gut erkennbar, kleinere, wie Stare, sah man meistens noch als Punkte. Raubvögel ziehen fast nie so hoch, wie man sie wohl beutepähend sonst erblicken kann. Gättes unsichtbare und teilweise auch nicht mehr hörbare Hochflieger können dabei mit der bemerkten Einschränkung unbeschadet der Richtigkeit unsrer Tabelle sehr wohl bestehen bleiben.

Bei den Wanderflügen tritt die Navigationsfrage zurück, die Orientierung steht im Vordergrund, und sie zusammen mit meteorologischen Verhältnissen bewirkt nunmehr eine mannigfache Abwechslung der Flughöhen von den tiefsten Lagen dicht über dem Meeresspiegel oder den Bodenwellen bis hinauf zum Verchwinden im Ätherraum.

Wie sehr der Vogel den Ausblick auf die Erde braucht, um sich zurechtzufinden, lehrte bereits der mitgeteilte Ballonversuch über den Wolken, der deutlich bewies, daß der

Ortsinn der Vögel mit einer Art Kompaßgefühl für die Himmelsrichtung, wie man früher wohl glaubte, nichts zu tun hat. Eine Ergänzung zu dieser Beobachtung liefert eine Auffälligkeit im Verhalten der Helgolandpilger. Sobald diese Flieger nämlich der Insel ansichtig werden, steuern die vorher mehr planlos Daherkommenden geradlinig auf sie zu, offenbar, nachdem sie das mit nur schwachen Richtlinien versehene Schleswig-Holstein überflogen und danach gar das noch unübersichtlichere Meer unter sich erblickt haben, nun froh, endlich wieder einen Anhaltspunkt für ihren Weg zu gewinnen. Das ganze Bild soll im Gegensatz zu Rossitten, wo der Vogelzug viel gleichmäßiger und ruhiger vor sich geht, den Eindruck außergewöhnlicher Verhältnisse machen. Abgesehen von der Schießwut der Helgoländer scheint der vorher zu wenig markierte Weg die Aufregung und oft ungleiche Flugweise unter den Schwärmen hervorzubringen. Jedenfalls gehen infolge des Zielsuchens die Züge hier auch höher einher als auf der scharf die Straße zeichnenden Kurischen Nehrung. Beim Weiterflug, wo es gilt, über die endlose Seefläche hinweg nach England oder den ostfriesischen Inseln zu das nächste Wegziel zu entdecken, geschieht aus demselben Grunde der Aufstieg gleich ziemlich steil und weit hinauf in den Luftraum. Viele ziehen einzeln in großer Höhe davon, andre in Scharen, indem sie, wie die Kraniche, kreisend sich emporheben, bis ihr Bild in den azurnen Tiefen verschwimmt. In ähnlichen Linien empor bis zum Unsichtbarwerden verabschieden sich Habichte und Turmfalken. Die Bussarde schweben, wie bereits geschildert, ballonartig auf. Einem Anführer, der laut zum Aufbruch lacht, folgen von allen Seiten herbeieilend die Singdrosseln, in gleicher Weise die Rotkehlchen, Goldhähnchen und Braunellen. Mit aufgerichteter Brust bringen diese kleinen Geschöpfe lärmend zur Höhe und verlieren sich bald in des Himmels Tiefen.

Ganz auffallende Schwankungen der Flughöhe bewirken Wind und Wetter. Bei starkem Wind kommen in den Küstengegenden die Züge, falls sie dann nicht ganz eingestellt sind, oft so dicht über den Boden herab, daß sie die Geländebildung, selbst ganz flache Dünenwellungen richtig ausfliegen. Am Erdboden ist infolge Reibung

die Windströmung schwächer, und die Vögel suchen sie auf, um sich fliegend gewissermaßen darin zu bücken.

Merkwürdig mutet es an, wenn ein stürmisches Wehen hier unten über die Erde geht und man gleichwohl zwiſchernde See im Wolkenraum ruhig dahingleiten sieht, der Windrichtung geradezu entgegengesetzt. Dann herrscht oben andre Luftströmung, was die Vögel genau aufzuspüren verstehen. Stets suchen sie sich die für ihr Vorwärtkommen günstigste Bahn aus.

Die Wetterbeeinflussung des Höhenflugs zeigt so recht die Scheu des Vogels vor Wolken- und Nebelnähe. Krähen und Raubvögel pflegen bei andauernd schlechtem Wetter überhaupt nicht zu ziehen, machen sich gleichwohl aber mitunter im ärgsten Regen auf den Weg, wenn sie fühlen, daß sie sozusagen dem guten Wetter entgegenfliegen. Tatsächlich haben unsre Vogelwarten immer wieder beobachten können, daß zwei bis drei Stunden nach solchem Vorgange das Wetter sich aufklärte. — Aller Flug bei grauem Himmel geht ziemlich tief vonstatten. Nach Friedrich von Lucanus auf der Kurischen Nehrung nur 15 bis 40 m hoch, bei klarer Luft dagegen 300 bis 600 m. Hierin offenbart sich das Bestreben des Vogels, zwar einen möglichst weiten Ausblick innerhalb der Erkennbarkeitsgrenzen seiner Richtziele zu haben, ihn aber eher kleiner zu nehmen, als daß er Gefahr läuft, durch ein Heranstreichen an die Dunstschleier über ihm auch nur auf Augenblicke in unsichtige Luftschichten zu tauchen. Sein Auge besitzt eine ganz außergewöhnlich feine Empfindlichkeit gegen Lichtunterschiede, die sich offenbar aus dieser Beobachtbarkeit auf klaren Zielbild im Laufe vieler Jahrtausende in der Vogelwelt entwickelt hat. Daher scheint beim Witterungseinfluß auf die Vögel der mehr oder minder unbequeme Feuchtigkeitsgehalt der Luft mit seiner etwaigen Gefiederbeschwerung durchaus nicht ins Gewicht zu fallen, sondern lediglich der Grad der Helligkeit der Atmo-

sphäre Flug und Flughöhe zu beeinflussen. Bei Nachtsflügen auf Helgoland äußert sich das geradezu als ein Phänomen:

Ist das Firmament gleichmäßig dunkel verbedt, so umschwärmen ungeheure Scharen verschiedenster Vogelarten das Licht des Leuchtturmes. Eine Gelegenheit für die Vogelfänger, beispielsweise in drei Stunden an 15 000 Lerchen und andre ängstlich vor den Glascheiben flatternde Arten zu erbeuten. Sobald nun aber, berichtet Gätke und vor kurzem erst wieder Heinroth, die gleichmäßige Schwärze der Nacht durch das Durchbliden auch nur eines einzigen Sternes oder einer Spur des klaren Himmels durchbrochen wird, oder am fernen Horizont ein kaum wahrnehmbarer Schimmer den aufgehenden Mond verkündet, sind alle diese eben noch die Luft mit unendlichem Stimmengewirr erfüllenden Umschwärmer des Turmes sofort verschwunden. Sie steigen unverzüglich so weit in die Höhe, daß man sie weder im obersten Lichtfranze des Leuchtfuers erbliden noch auch einen Ton von ihnen mehr vernehmen kann. Ist aber nach einer halben bis zwei Stunden die tiefe Finsternis am Himmel wiederhergestellt, so wimmelt es sofort aufs neue wie vorher.

Bei diesem so äußerst scharfen Sinn der Vögel für die Stimmungsunterschiede ihres Bewegungsgebietes überrascht es nicht, wenn wir hören, daß sie, um jedesmal die passendste Bahn zum Vorwärtkommen zu finden, nicht erst zu einem Suchen auf gut Glück genötigt sind. Sie vereinigen eben die Eigenschaften unsrer feinsten meteorologischen Instrumente in sich, und mit dieser Empfindlichkeit für die geringsten Wandlungen des Druckes, der Temperatur, elektrischer Spannungen und des Feuchtigkeitsgehaltes der Luft wittern sie die gangbarste Höhenschicht jederzeit mit einer Treffsicherheit, die den befiederten Schwingenträger auch in dieser Hinsicht als vollkommensten Beherrscher seines Elementes zeigt.

Trüber Abend

Die Wiesen liegen nebelüberbraut;
Ein Traum umarmt die fernsten Einsamkeiten.
Aus tiefen, leidumflorten Augen schaut
Der müde Abend irrend aus den Weiten.

Franz Mahlle

Er fand ein Haus — einst sommerglückumblaut —
Und schaute forschend in die blinden Scheiben:
Ein Weib saß sinnend, einsamkeitumgraut,
Leis schluchzend über einem letzten Schreiben.

Ein deutsches Einheitsgymnasium

Von Prof. Dr. Budde (Hannover)

Zu den mancherlei Kulturproblemen, die auch schon vor dem Kriege erörtert wurden, aber die doch durch den Krieg in eine besondere Beleuchtung gerückt sind, und deren Erörterung deshalb einen immer breiteren Raum in der Presse einzunehmen beginnt, gehört auch die Frage einer Reform unsers höheren Knabenschulwesens. Es sind schon mannigfache Reformvorschläge aufgetaucht, und es werden noch andre folgen; einige sind wichtig, andre weniger bedeutsam. Von besonderer Bedeutung erscheint die Forderung, an die Stelle der vielen verschiedenen Schularten, die das bestehende höhere Knabenschulwesen aufweist, eine einheitliche Schulform zu setzen, der man etwa den Namen »Deutsches Einheitsgymnasium« geben könnte.

Von pädagogischen Erwägungen ganz abgesehen, erregt die jetzige Vielgestaltigkeit des höheren Knabenschulwesens schon vom nationalen und sozialen Standpunkt aus Bedenken, wie auch bereits von maßgebenden Seiten des öfteren hervorgehoben worden ist. Wie sieht jetzt das höhere Knabenschulwesen aus? Da haben wir zunächst die drei neunstufigen Anstalten: Gymnasium, Realgymnasium und Oberrealschule. Außerdem haben wir das Reformgymnasium und das Reformrealgymnasium nach dem Frankfurter System und das Reformrealgymnasium nach dem Altonaer System. Dazu kommen die Realschulen und die Progymnasien; für erstere gibt es auch noch wieder zwei verschiedene Lehrpläne. Wenn man bedenkt, daß sich auch von diesen verschiedenen Schultypen noch wieder mancherlei Abweichungen finden, dann erscheint die Organisation des deutschen höheren Knabenschulwesens doch recht bunt und wirr.

Seitdem das Gymnasialmonopol aufgehoben ist und den Abiturienten der sämtlichen neunstufigen höheren Knabenschulen die Tore der Universität geöffnet sind, gelangen zur Hochschulbildung, und zwar oft zum Studium desselben Faches, junge Leute mit mancherlei Kenntnis des Griechischen und Lateinischen, aber nur mit ganz geringen Kenntnissen in den modernen Fremdsprachen, daneben andre ohne jegliche Kenntnis des Griechischen, mit geringeren lateinischen, aber größeren französischen und englischen Kenntnissen, und außerdem auch solche mit verhältnismäßig ausgebreiteten Kenntnissen in den neueren Sprachen, aber ohne jegliche Kenntnis des Griechischen und des Lateinischen. Dadurch kommt aber in die allgemeine Vorbildung der Mitglieder der verschiedenen Berufsstände eine Ungleichheit hinein, die Bedenken

wachruft. Einer derartigen Zersplitterung der Vorbildung wollte der im Jahre 1886 gegründete Einheitschulverein vorbeugen, und der von ihm vertretene Grundgedanke einer möglichst einheitlichen allgemeinen Vorbildung der verschiedenen Berufsstände war sicherlich richtig. Ihn formulierte und begründete in der konstituierenden Versammlung F. Hornemann in treffender Weise mit folgenden Worten: »Die historisch gewordenen großen Bildungsschichten unsers Volkes sollen besondere, für sie geeignete allgemeine Bildungsschulen behalten, aber die Gleichartigkeit, welche die Geschichte innerhalb dieser Bildungstreife geschaffen hat, soll nicht durch parallele Schulen aufgehoben oder doch in Frage gestellt werden. Eine solche Scheidung der Bildungswege, besonders in den leitenden Ständen, ist eine nationale Gefahr. Denn die gleiche Jugendbildung ist eines der festesten Bande der Kulturgemeinschaft; die Gegenwart aber hat schon so viel Zersplitterung und Spaltung gerade in die gebildeten Stände hineingetragen, daß doch wenigstens die Schule die Unterschiede nicht noch vermehren und vertiefen sollte. Von der Bildung und Gesinnung der führenden Kreise hängt die Gesamthaltung des Volkes ab, und die Zerküftungen, welche sich in ihnen bilden, wirken auf alle Stände zurück.« Was hier Hornemann vierzehn Jahre vor der letzten Schulreform, die im Jahre 1900 die jetzige Organisation des höheren Knabenschulwesens geschaffen hat, sagte, das deckt sich inhaltlich im wesentlichen mit der Stellung, die Rudolf Eucken zu dieser Organisation in der im Jahre 1913, also dreizehn Jahre nach jener Schulreform, erschienenen zweiten Auflage seines Wertes »Grundlinien einer neuen Lebensanschauung« einnimmt. Auch Eucken befürchtet, daß die durch die Spaltung des höheren Unterichts verursachte Scheidung schließlich die leitenden Kreise innerlich auseinanderführen und die geistige Einheit der Nation schwer schädigen könnte, was gerade bei der weitgehenden Teilung der Arbeit in der Gegenwart höchst bedenklich sei, und er meint, daß es bei Schärfung des Sinnes für das Wesentliche erreichbar sein müsse, einen einzigen Hauptweg auszubilden, auf ihm aber die Mannigfaltigkeit der Individuen und der Interessen anzuerkennen und zu entwickeln. Dadurch würden auch empfindliche soziale Nachteile beseitigt werden, die die vorhandene Vielgestaltigkeit des höheren Knabenschulwesens im Gefolge hat. Durch sie wird jetzt bei Versetzungen der Väter der Übergang von einer Schule auf eine andre so schwierig,

daß daraus den Eltern unter Umständen fast unüberwindliche Schwierigkeiten erwachsen.

Daß der an sich richtige Gedanke des Hornemann-Friedrich'schen Einheitschulvereins nicht verwirklicht wurde und nicht verwirklicht werden durfte, lag daran, daß seine Vertreter die Verwirklichung des Gedankens mit vier obligatorischen Fremdsprachen erstrebten. Sie wollten wohl die Stundenzahl für das Lateinische etwas vermindern, aber das Griechische sollte unangefastet bleiben, und sie bestritten gerade deshalb die Gleichwertigkeit des Realgymnasiums mit dem Gymnasium, weil jenes kein Griechisch lehrt. Wenn der Plan der Einheitschulmänner durchgeführt wäre, dann hätten wir höhere Schulen mit obligatorischem Griechisch und Lateinisch und auf der andern Seite solche ohne Griechisch und Lateinisch, aber keine auf die Hochschule vorbereitenden Schulen mit obligatorischem Latein erhalten. Nun ist aber gerade für einen großen, ja den größten Teil der Gebildeten in unsrer Zeit eine Vorbildung erforderlich, die auf das Griechische verzichtet, aber das Lateinische nicht entbehren kann. Darauf hat Friedrich Paullsen überzeugend hingewiesen. Das Lateinische ist, wie er hervorhebt, seit zwei Jahrtausenden die Kultursprache des Abendlandes gewesen, und wer deshalb zu einer tieferen geschichtlichen Bildung vordringen will, kann dies nicht ohne Kenntnis dieser Sprache. Auch ist das Lateinische bis vor mehr als hundert Jahren die Sprache der Wissenschaft gewesen, und auch heute noch kann man kaum ein wissenschaftliches Buch in die Hand nehmen, in dem man nicht hin und wieder einem lateinischen Satz oder Zitat begegnet. Auch ist unsre ganze Kultur noch mit lateinischen Elementen durchsetzt. Endlich kann man ohne Kenntnis des Lateinischen auch nicht zu einem geschichtlichen Verständnis der modernen Fremdsprachen gelangen. Aus diesen Gründen darf keine höhere Schule auf einen obligatorischen Betrieb des Lateinischen verzichten.

Anders steht es mit dem Griechischen. Die Begründer des Gymnasiums, die dem Griechischen in dem Lehrplan eine Zentralstellung gaben, vertraten eine idealisierte Auffassung des Griechentums, die unsre Zeit nicht mehr teilt. Ihnen erschienen die Griechen als eine Normidee, und sie glaubten, daß kein andrer Weg zur Humanität führe als der über sie. Diese Auffassung des Griechentums stellt eine philosophische Intuition dar, die der streng historischen Auffassung widerspricht. »Wenn man«, sagt Eduard Spranger, »an der Antike noch immer die einfachen, schönen, durchsichtigen und großen Verhältnisse, die geniale Naivetät rühmt, wenn J. B. Goethe in ihr eine stille Stätte der Zuflucht nach innen findet, wenn er

sie in der idealen Ferne sieht, die keine jähe Leidenschaft und Einseitigkeit herausfordert, so widerspricht dies dem realistischen Geiste, der allein der Geist der Wissenschaft ist. In solchen Wendungen lebt der alte neuhumanistische Traum fort, der uns ein unechtes Altertum statt des echten gibt.« Auch wir erkennen noch gern und freudig die eigenartige Größe des Griechentums an, aber wir sehen auch seine Schranke, die vor allem darin liegt, daß es einen vorwiegend künstlerischen Lebensstyp darstellt, der einer Ergänzung und Vertiefung nach der ethischen Seite hin bedurfte und diese durch das Christentum erfahren hat. Aus der Synthese des künstlerischen Lebensstyps der Antike und der religiös ethischen Lebensrichtung des Christentums ist der deutsche Idealismus erwachsen. Er stellt die höhere Einheit dar und führt über das Griechentum hinaus. Er muß deshalb auch die Grundlage für die humanistische Bildung der Jugend sein. Für diese brauchen wir das Griechentum nicht mehr, oder höchstens nur noch zu ihrer Ergänzung. Und für die für eine Allgemeinbildung erforderliche historische Bildung ist die von uns geforderte Kenntnis des Lateinischen ausreichend; eine darüber hinausgehende historische Bildung auch noch durch das Griechische muß der Sachbildung vorbehalten bleiben. Deshalb genügt in einer auf die Hochschule vorbereitenden höheren Schule der Gegenwart ein fakultativer griechischer Unterricht. Indem die Einheitschulvereiner an der obligatorischen Gestaltung des griechischen Unterrichts festhielten, versperrten sie sich den Weg zur Verwirklichung einer höheren Einheitschule.

Eine solche ist nicht zu erreichen, wenn nicht ein Teil des fremdsprachlichen Unterrichts wahlfrei gemacht wird. Nur durch das jähe Festhalten an der überlieferten Zentralstellung des fremdsprachlichen Unterrichts, den man für das wissenschaftliche Rückgrat des Lehrplans hielt und deshalb nicht anzutasten wagte, sind wir in unserm höheren Schulwesen in immer neue Schwierigkeiten hineingeraten; ihm haben wir auch die fast unübersichtliche Vielgestaltigkeit dieses Schulwesens mit all ihren Nachteilen zu verdanken. Diese Zentralstellung des fremdsprachlichen Unterrichts hat in den Lehrplan eine Starrheit gebracht, die jede durchgreifende Reform innerhalb desselben verhindert und, wenn Änderungen nicht mehr zu umgehen waren, für diese die Schaffung neuer Schularten erforderlich machte. Sobald wir diese Starrheit beseitigen, lassen sich alle notwendigen Änderungen innerhalb eines einheitlichen Lehrplans durchführen. Zu ihrer Beseitigung gelangen wir durch eine wahlfreie Gestaltung eines Teils des fremdsprachlichen Unterrichts. Daß dafür auf dem Gebiete des altsprachlichen

Unterrichts nur das Griechische in Frage kommen kann, wurde gezeigt.

Nach Lage der Dinge wird die wahlfreie Gestaltung auf dem Gebiete des neusprachlichen Unterrichts für das Französische in Betracht kommen. Die internationale Bedeutung des Französischen, das vor mehr als hundert Jahren, als die Grundlage unsers jetzigen höheren Knabenschulwesens gelegt wurde, eine Weltstellung einnahm und dementsprechend auch in dem Lehrplan damals eine Vorrangstellung vor dem Englischen erhielt, hat sich seit dieser Zeit immer mehr verringert. Während es in jener Zeit noch als Verkehrssprache der Gebildeten gelten konnte, ist heute seine Kenntnis fast nur noch für den Westen ein wirkliches Bedürfnis; von einer internationalen Bedeutung des Französischen kann heute überhaupt keine Rede mehr sein. Diesem Wandel würde eine fakultative Gestaltung des französischen Unterrichts durchaus entsprechen. Die Rolle, die früher das Französische im Weltverkehr spielte, ist mittlerweile auf das Englische übergegangen; diese Sprache ist jetzt eine internationale Weltsprache geworden und wird dies auch auf absehbare Zeit noch bleiben, selbst wenn wir England besiegen. Da gerade in diesem Falle werden wir infolge der dann erfolgenden Ausdehnung unsers Welthandels der Kenntnis des Englischen mehr als je bedürfen. Deshalb wird auf jeden Fall die englische Sprache als obligatorisches Fach in einer höheren Schule der Gegenwart vertreten sein müssen.

Wenn wir aber den griechischen und den französischen Unterricht den veränderten Verhältnissen entsprechend wahlfrei gestalten, dann gewinnen wir die Zeit, die erforderlich ist, um in unsern höheren Knabenschulen dem deutschen Unterricht die Zentralstellung zu geben, die ihm nach der ganzen Entwicklung unsrer Kultur und in Hinblick auf die in dem deutschen Idealismus enthaltenen pädagogischen Bildungswerte gebührt. Dann erlangen wir damit zugleich die Grundlage für eine einheitliche Form einer nationalen höheren deutschen Schule. Für diese habe ich bereits vor dem Kriege in meiner Schrift »Die Weiterführung der Schulreform auf nationaler Grundlage« (Beyer & Söhne, Langensalza) bestimmte Vorschläge gemacht. In der einheitlichen deutschen höheren Schule oder dem deutschen Einheitsgymnasium müßten als obligatorische Lehrfächer vertreten sein: Religion, Deutsch, Latein, Englisch, Geschichte und Erdkunde (mit Staatsbürgerkunde), Rechnen und Mathematik, Naturwissenschaften (mit biologischem Unterricht), Handfertigkeitsunterricht, Zeichnen, Turnen, Singen. Dazu müßte dann ein fakultativer Unterricht im Griechischen, etwa von III b an, und im Französischen von II a an kommen. Dem deutschen Unterricht als

dem eigentlichen Träger der humanistischen Persönlichkeitsbildung wären in allen Klassen wöchentlich je sieben bis acht Wochenstunden zuzurechnen, das Lateinische würde sich auf der Unterstufe mit fünf, auf der Mittelstufe mit vier und auf der Oberstufe mit drei Wochenstunden begnügen können; das Englische erhält auf der Mittelstufe vier und auf der Oberstufe drei Stunden wöchentlich. Für den fakultativen griechischen Unterricht möchten von III b an wöchentlich in jeder Klasse je vier Stunden und für das Französische von II a ab je drei zu empfehlen sein. Der mathematische Unterricht könnte die Stellung behalten, die er jetzt an den Gymnasien hat, nur müßte in der Prima für Schüler, die nun einmal keinerlei Neigung und Anlage für Mathematik haben — und solche kommen immer wieder vor —, eine Befreiung von dem mathematischen Unterricht unter der Bedingung möglich sein, daß sie dafür auf einem andern Gebiet etwas über die Durchschnittsforderungen der Schule hinausgehendes leisten.

Damit habe ich schon einen Gedanken berührt, der neben der Rationalisierung ebenfalls für die deutsche höhere Schule der Zukunft mehr betont und in ihrer Organisation Berücksichtigung finden muß, nämlich eine stärkere Individualisierung der von ihr übermittelten Bildung. Die Gelegenheit zu einer solchen Individualisierung der Bildung muß in der deutschen höheren Schule in dem Sinne gegeben sein, daß die Haupttypen, in die sich erfahrungsmäßig die Begabung und Neigung der Schüler zu spalten pflegen, in der Organisation der Oberstufe — denn erst auf ihr tritt diese Trennung deutlich hervor — berücksichtigt werden. Vor allem muß hier dem immer wieder hervortretenden Dualismus fremdsprachlicher und mathematischer Begabung Rechnung getragen werden. Dieser Gedanke hat schon mehrere Jahre vor dem Kriege Entgegentommen und Förderung auch bei der preussischen Unterrichtsverwaltung gefunden, insofern diese gestattet hat, daß an einzelnen Schulen die Organisation der Oberstufe so eingerichtet wird, daß ein Teil der Schüler sich mehr fremdsprachlichen und ein anderer sich mehr mathematisch-naturwissenschaftlichen Studien widmen kann. Damit ist ein erster Schritt zu einer Individualisierung der Bildung auf der Oberstufe getan, aber er darf nicht auf einzelne Anstalten beschränkt bleiben, sondern muß grundsätzlich an allen höheren Schulen getan werden. Wir dürfen in Zukunft nicht mehr von allen Primanern in allen Fächern gleiche Leistungen verlangen, sondern müssen auf die Art ihrer persönlichen Begabung Rücksicht nehmen. Sonst unterdrücken wir die geistige Eigenart der reiferen Jugend, die gerade die wert-

vollste ihr von der Natur gegebene Mitgift ist. Auch flößen wir sonst vielen Schülern dadurch, daß wir ihnen eine geistige Nahrung aufdrängen, die sie sich nach ihrer individuellen Beanlagung nun einmal nicht aneignen können, Abneigung gegen die Schule ein; und, was das Schlimmste ist, wir ertöten geistiges Leben, wo wir es bei entsprechender Berücksichtigung der individuellen Anlagen aufs Schönste wecken könnten. Und eignes, persönliches geistiges Leben in den Schülern zu wecken, sollte doch die oberste Aufgabe der höheren Schule sein, nicht aber das Anhängen von allen möglichen Kenntnissen. Die höhere Schule soll nicht nivellieren, sondern individualisieren. Wenn sie nivelliert, dann fügt sie nicht bloß den einzelnen Individuen Schaden zu, sondern dann handelt sie auch gegen das Interesse des Staates, denn ihn können nicht über ein und denselben Kamm geschorene Schablonenmenschen fördern und weiterbringen, sondern nur Persönlichkeiten mit ausgeprägter geistiger Eigenart.

Es muß also mit der Starrheit der Lehrpläne gebrochen und innerhalb ihrer eine möglichst große Bewegungsfreiheit ermöglicht werden. Eine gewisse Bewegungsfreiheit würde ja schon die von mir vorgeschlagene Wahlfreiheit des Griechischen und des Französischen bringen. Sie könnte aber auf der Oberstufe noch erweitert werden, wenn in der Prima des deutschen Einheitsgymnasiums als für alle Schüler obligatorische wissenschaftliche Fächer nur Religion, Deutsch, Latein, Englisch, Geschichte und Erdkunde und Naturwissenschaft angesehen würden. Rechnet man dabei auf dieser Stufe für Religion zwei, für Deutsch sieben, für Latein drei, für Englisch drei, für Geschichte und Erdkunde drei, für Naturwissenschaft ebenfalls drei Wochenstunden, dann würden für Prima im ganzen einundzwanzig Stunden wissenschaftlichen Unterrichts in der Woche herauskommen. Jetzt haben die Primaner eines Gymnasiums wöchentlich dreiunddreißig obligatorische wissenschaftliche Stunden. Es würden demnach nach meinem Vorschlag wöchentlich zwölf Stunden für wahlfreien Unterricht, d. h. für den fakultativen Unterricht im Griechischen, Französischen und in der Mathematik und für die Teilnahme an je nach Bedarf einzurichtenden Sonderkursen frei werden, in denen einzelne Schüler in von ihnen bevorzugten Fächern weitergebildet werden könnten.

Damit würde der Forderung Eudens entsprochen werden, »einen einzigen Hauptweg auszubilden, auf ihm aber die Mannigfaltigkeit der Individuen und der Interessen anzuerkennen und zu entwickeln«. Der deutsche Unterricht würde bei der ihm nach meinem Vor-

schlage zufallenden Stundenzahl in der Lage sein, für eine wirklich tiefgehende, aus der deutschen Humanitätsidee geschöpfte humanistische Bildung aller Schüler zu sorgen. Der übrige obligatorische Unterricht würde allen Schülern das übermitteln, was nach den Verhältnissen unsrer Zeit für die allgemeine wissenschaftliche Vorbildung erforderlich ist. Durch den fakultativen Unterricht und durch die Sonderkurse würde den Schülern dann weiter Gelegenheit gegeben werden, sich auf Gebieten freier Wahl zu betätigen und dabei auf diesen Gebieten trotz ihrer fakultativen Gestaltung mindestens ebenso gute, wahrscheinlich sogar bessere Kenntnisse zu erwerben, als sie sie jetzt von der Schule mitbringen. Wer z. B. an einem in III b beginnenden fakultativen griechischen Unterricht und in der Prima außerdem noch an einem altsprachlichen Sonderkursus teilgenommen und so in diesem Fache von Anfang an mit Lust und Freiheit und im Verein mit von gleichem Interesse für das Fach erfüllten Mitschülern gearbeitet hätte, würde doch wohl tiefere und umfassendere Vorkenntnisse mit nach der Universität bringen, als sie ihm jetzt der unter allen möglichen Hemmungen leidende obligatorische griechische Unterricht mitgeben kann. Ebenso würde es dem angehenden Mathematiker ergehen, dem zur Vorbereitung auf seine Berufsstudien bis II a ein obligatorischer und in Prima ein fakultativer mathematischer Unterricht und außerdem noch ein mathematischer Sonderkursus zur Verfügung ständen. Und mit gleichem Vorteil würde der spätere Neusprachler von dem fakultativen französischen Unterricht und einem neusprachlichen Sonderkursus Gebrauch machen können.

Auf solcher Grundlage würden wir eine in unsrer nationalen Kultur wurzelnde und den verschiedenen Begabungen Rechnung tragende und sie fördernde einheitliche höhere Schulform schaffen und damit den Interessen der Einzelnen und denen des Staates zugleich dienen können. Dadurch würde einmal die erzieherische Wirkung der höheren Schule bedeutend gesteigert, es würden aber andererseits auch die nationalen und sozialen Bedenken beseitigt werden, die, wie schon erwähnt, gegen das jetzige höhere Schulwesen erhoben werden. Somit würde eine solche Organisation nicht bloß einen pädagogischen, sondern auch einen nationalen und einen sozialen Fortschritt bedeuten. Vor allem würde ihre Durchführung, da sie eine durchgreifende Nationalisierung des höheren Schulwesens zur Folge haben würde, dadurch auch der gewaltigen Eteigerung des Nationalgefühls entgegenkommen, die der Weltkrieg in unserm Volke sicherlich bewirken wird.

Die drei Briefe des Cellisten Claudio Preuß

Von Erich R. Schmidt

Der 10. November 1914 brachte sein erstes Konzert. Es ragte tönend hervor aus kriegerischem Tumult, und alle, die dabei waren, vergaßen für einige Stunden die großen Wirren, die hinter den festgeschlossenen Türen tobten. Schien dieser Saal nicht eine selige Insel zu sein? Jegliche Erinnerung verlosch darin gleich einer zertretenen Flamme. Ein junger Meister ward geboren. Das fühlten alle deutlich und groß ...

In der Nacht, die seinem ersten Auftreten folgte, schrieb Claudio Preuß an seine Mutter, die tief in einem schneeverwehten Walde Thüringens lebte:

Mutter!

Eben ließ man mich frei. Ich bin allein in dem kahlen, nackten Zimmer meines Hotels. Ich fieber. Ich brenne. Alles bebt und singt in mir. Mein Cello steht braun und schimmernd an der Wand. Mein Cello ist meine Freundin, Geliebte. Ich kann es nicht ohne Nührung sehen, kann nicht ohne Tränen an mein Cello denken. Jede Nacht lehnt es zu Häupten meines Bettes an der Wand, und wenn ich mich bewege, tönen seine Saiten.

Der Tag war ein Rausch, ein Tanz, ein silberner Wasserfall. Mein geliebter Lehrer war bei mir von früh bis zur Nacht. Er hatte das Programm gewählt. Er gab die letzte Politur. Und seine Augen waren voll Zuversicht. Doch du kennst ihn, du weißt, daß er mich wie ein Vater liebt. Er ist treu, gütig und groß.

Als der Saal sich füllte, sprang mein Herz in tollen Sätzen. Mein Blut summt laut. Ich dachte: Cello, wie willst du mein Blut übertönen? Ich hörte vom Orchester her kriegerische Fanfaren in das Künstlerzimmer bringen. Ich dachte: Mein Cello, wie willst du die heftigen Stimmen der Gegenwart mit zartem Munde überklingen?

Dann stand ich auf dem Podium. Vor mir ein horizontales, schwebendes, weißes Quadrat, mit grauen und schwarzen Punkten besetzt. Ohne Augen, ohne Gesichter sah das Publikum in der Tiefe. Hinter mir

schmolzen Orchestertöne. Ich setzte den Bogen an —

Ich spielte. Sonderbar. Ich spielte mit ruhigem Herzen. Mein Blut schwieg. Der Bogen flog. Die Finger meiner Linken waren bebende Griffel, die in flimmernde Harmonien stießen; die aus fernen Simmeln melodische Träume in Erdenhöhe niederbrückten.

Und mein Cello jauchzte. Sang und weinte. Meine Seele gab ihm klagende Menschenstimme. Dann wurde der Bogen ein silberner Strahl, der in fiebernder Rhythmik über die Saiten rasste. Die Töne klangen vibrierend, heftig, voll Trost, doch mit befreiendem Schmelz, daß ich selbst staunte. Noch nie sang mein Cello so. Ich glaube, auch wenn ich es nicht mehr berührt hätte, wären die Töne in quellender Melodie von seinen Saiten gesprungen. Ja, mein Cello war so erfüllt von mir, daß es ohne mich, in sphärische Höhen gehoben, mit reinem Menschenmunde weiter sang —

Applaus.

Es riß mich herab. Mein Kinn berührte die Brust. So also ist der Beifall der Menge ...

Mutter. Er ist schön, flackernd, verwirrend. Vor mir war ein Meer von Händen, die zusammenzuckten mit kurzem, elektrifizierendem Knall.

Mutter, Hände von Männern mit klugen Köpfen, die mit wissenden Augen Beifall nickten; von Kriegern, die Orden trugen, erworben in eben geschlagenen Schlachten. Mutter, Hände von weißen Frauen, die sich halb aus sehnsüchtig schimmernder Seide hoben. Sie alle winkten, nickten, klatschten, daß mein Hirn fast in Stücke sprang. Und junge Mädchen waren unter ihnen — die kamen mir nahe und warfen rote Rosen vor meine Füße.

Ich stand betäubt, zerfetzt, bis ich eine bekannte Hand an meinen Fingern fühlte. Mein guter Lehrer zog mich fort. Ich wäre sonst umgefallen.

Leb wohl, Mutter. Ich küsse dir die Stirn.

Dein Sohn.

Nachschrift:

Noch eins, Mutter. Die fertige Tatsache soll dich nicht überrumpeln. Es ist besser, wenn ich es jetzt schon sage: Die Ahtzehenjährigen werden eben zur Musterung aufgerufen. Es ist möglich, daß man mich nimmt. Sei froh, wenn das Vaterland auch deinen Sohn gebraucht!

Im Frühjahr 1915, als die ungeheuren Kämpfe in der Champagne langsam verebbten, kam, nach einigen kurzen Kartengrüßen, dieser Brief in das stille Thüringer Walddorf. Der Frühling färbte es eben bunt.

Geliebte Mutter!

Tat ich unrecht? Ich schrieb so kurz. Doch mein Blut schwingt wie in einem Karussell. Ich fliege von Wirbel zu Wirbel.

Was ist der Tod? Ein Glüd? Ein Schmerz? Reitersmann mit düsterer Maske? Verlöschender Funke? Ein bunt bebänderter Gefell? Ich sehe ihn in tausend Formen, aber er schreckt mich in keiner Gestalt. Wir kommen aus der Schlacht. Da schlug der Hagel der Granaten dicht um meinen Kopf; und die Kugeln zischten wie böse Insekten. Aber ich war geweiht. Ich dachte an dich, indes ich vorwärtsstürmte, deine Augen standen vor mir wie kristallene Sterne.

Dann tauchte der Gegner aus Gräben empor. Ich fühlte heißende Mut um meine Sinne schlagen, daß der Stahl in meinen Händen vorwärtsstieß wie ein Komet.

Noch starb die große Bestie nicht im menschlichen Geschlecht, und wer in solchen Schlachten alles Erbarmen wie einen Atemstoß zerflattern sah, der weiß, daß Krieg und Kampf erhitzte Menschen aufeinanderstoßen wird in Haß, Gier, berstender Tierwut, bis aller Welten Ende nahe ist. —

Jetzt liegen wir hinter den Kämpfen. In der zweiten Linie. Und die heulenden Donner der Geschütze torkeln chaotisch am Horizonte hin. Viele von uns starben raschen Tod in funkelndem Gefecht. Große Lücken sind in unserm Regiment. An mancher Brust klingt das eisenilberne Kreuz.

Aber die Ruhe ist nur kurz. In acht- und vierzig Stunden ziehen wir von neuem gegen Wälle von Bajonetten. Gegen Kugelschwärme, spritzende Schrapnells; und gegen Gräben, die Gift und Gas speien. In mir,

in allen, die um mich sind, loht ein hitziger Wille, zu siegen. Die Grenzen des Reiches zu schützen, damit sie zu unübersteigbaren Wällen werden, aufgebaut aus den Quadern der Liebe zum Vaterlande, gestützt von Kraft und Treue wie von Säulen, die sich nicht rühren.

Begeisterung trägt mich wie eine große, schäumende Welle; alles, was ich tue, wird von inneren Gesetzen gefordert, und alle Disziplin ist nur ein Attribut dessen, das ich im Herzen trage. Alle Sucht nach Lob und Ruhm fiel von mir ab wie Schorf von geheilten Wunden, und meine Seele ist frei von Wünschen und Begierden, die mich sonst wie Geißeln schlugen.

Was ist Applaus? Der Beifall der Menge? Zerflatternder Rauch. Dunst, Schall und Dissonanz. Tief in mir trage ich priesterliche Gefühle, die mich mit Jubel und erdferner Lust erfüllen. Und jedes Kampffeld dückt mich ein Altar ...

Nur manchmal brennt in Nächten eine magische Flamme in meiner Brust, deren Ursprung ich nicht kenne; deren Zweck ich nicht weiß. Aber ich fühle, in Sekundenlänge, wie alles um mich zittert und schwankt.

Mutter, mein Cello!

Gibt es noch Klang und menschlichen Ton? Ich sehe es in meiner kleinen Stube stehen, und die Saiten möchten in brausender Sehnsucht zerspringen, weil es Frühling wird. Weil die Blätter erwachen und die Sonne wieder die sanften Rücken unsrer Wälder streichelt. Die Blumen heben die Köpfe, die blauen und roten, die wie aus Azur und rosigem Glask geboren sind. Und die friedlichen Gurretauben flattern um mein Zimmer und sehen mein Cello an die Wand sich lehnen wie einen Menschen, der in Kummer steht.

Mutter, du und mein Cello, ihr seid die magische Flamme, die manchmal, in Nächten, in mir flimmert und zuckt, daß alles um mich zittert und schwankt. Dann ist mir, als säßest du vor mir, als hielte ich mein Cello in der Linken, und die Rechte striche den Bogen über die Saiten, daß sie in unirdischen Tönen seufzen. Doch wenn ich erwache, sind meine Hände um das Bajonett gekrafft, und rings um mich ist nichts als röchelnder Schlaf ...

Mutter, ich grüße dich. Der Osten wird grau. Ein Frühlingsmorgen schwankt am

Horizont. Ich sehe dich schon in Sonne sitzen. Dein Fenster ist offen, und der Duft der aufgebrochenen Äder schwillt trüchtig zu dir hinein. Hier wachsen keine Blumen mehr. Die Erde dorrte in Gift und Gas. Verwesungsatem flattert über den Gräben. Doch aus Blut und Tod wird neue Kraft entstehen; der Friede wird mit goldenen Fahnen auf die Erde schweben, und im geliebten Vaterlande wie jenseit seiner sicheren Grenzen werden wieder Blumen sehnstüchtig ihre kleinen Köpfe heben.

Lebe wohl, Mutter. Schütze mein Cello.

Gedämpfte Hörner zerbrechen rings den tiefen Schlaf der Schlummernden. Meine Kerze ist zerschmolzen. Die Sonne geht auf.

Dein Sohn.

Der dritte Brief aber, der nach langen hohlen, taumelnden Monaten, die Hoffnung und Sehnsucht zerrissen, in das Haus der Mutter kam, lautete:

Meine Mutter.

Der Tod ging hart an mir vorbei. Da sah ich sein Gesicht. Es ist faß wie Schnee. Hoffnung und Sehnsucht zerrissen, in das Nichts.

Ich wurde älter um viele Jahre, und bisweilen wundere ich mich, daß mein Haar nicht weiß geworden ist. Die wir als Knaben gingen, wir kommen als Männer wieder. Viele um mich her zogen von der Schulbank aus ins Feld — nun können sie ihre alten Lehrer große Dinge lehren. Mutter, der Krieg ist ein gewaltiger Meister, und die seine Hände drohend nahe spürten, fühlen ihre Seelen rasch reifen, wie Früchte unter sengender Sonne. Krieg — das ist: frühe Vollendung ...

Ich habe starke Schlachten mitgeschlagen, gegen die alle alten Kämpfe wie Rauch verwehten, und mein Herz war ein glühender Ball, der durch Katarakte flog.

Wir gingen vorwärts, Mann für Mann, ohne Zuden, ohne Seitwärtssehen, wie glühende Motoren, die Blut trieb. Die Kugeln zischten heran, dicht, gespritzt, eine die andre im Fluge kreuzend, daß die Luft stöhnte unter einem Gewebe von Blei. Und über uns standen die grellen Bälle der Granaten, die jäh plagten und den Tod tausendfach in unsre Reihen warfen. Von unsern Lippen

aber sprang das große Lied vom Vaterlande, trozig und wild, und der Wirbel der Schlacht zerriß es in Atome. Riesige Gitter von Draht bäumten sich auf, die ihre Stacheln wie Geiertrallen auswärtsbogen und uns Gesicht und Hände setzten. Aber wir brachen durch, unter dem rollenden Wirbel wutgrollender Trommeln, und als wir den feindlichen Gräben nahelamen, schrien wir, daß unsre Lungen sich plagend füllten; daß die Adern zu großen Knoten schwellen. Die roten Feuerstiche, die aus feindlichen Waffen zuckten, wurden, stählern und weiß, zu spitzen Bajonetten, die uns entgegenstießen. Aber die Gewehre in unsern siegenden Händen wandelten sich zu Reulen, die ohne Gnade erdwärts trachten.

Schon klang es heiser: Sieg! Hurra! Gestammel ohne Sinn spritzte aus wunden Kehlen — da torkelte ich zwischen Drähten, die Schlingen um meine Füße wanden, fiel und schrie —

Und plötzlich wurde der helle heulende Tag zu einer schwarzen schweigenden Nacht. In Meilenferne waren kleine Schreie, die tonlos an mein Hirn pickten wie nabelfeine Vogelschnäbel ...

Ich erwachte auf einer Bahre vor dem Gebäude des Etappenlazarets. Der Stabsarzt untersuchte mich und sagte lächelnd: »Gut abgegangen. Leichte Gehirnerschütterung. Bruch des kleinen Fingers der linken Hand. Das ist alles ...«

Mich traf ein Blich. Ohnmächtig schlug ich auf die Bahre zurück.

Mutter, es ist keine Hoffnung mehr. — Ein Professor von großem Ruf, der freiwillige Dienste im Lager tut, erfuhr von mir. Er wollte mich retten. Der Kunst wiedergeben. Dem Schicksal trogen, das mir nichts raubte als ein Glied der Hand, das ich nicht entbehren kann. Aber die Operation versagte. Der Finger bleibt mir. Doch er ist steif.

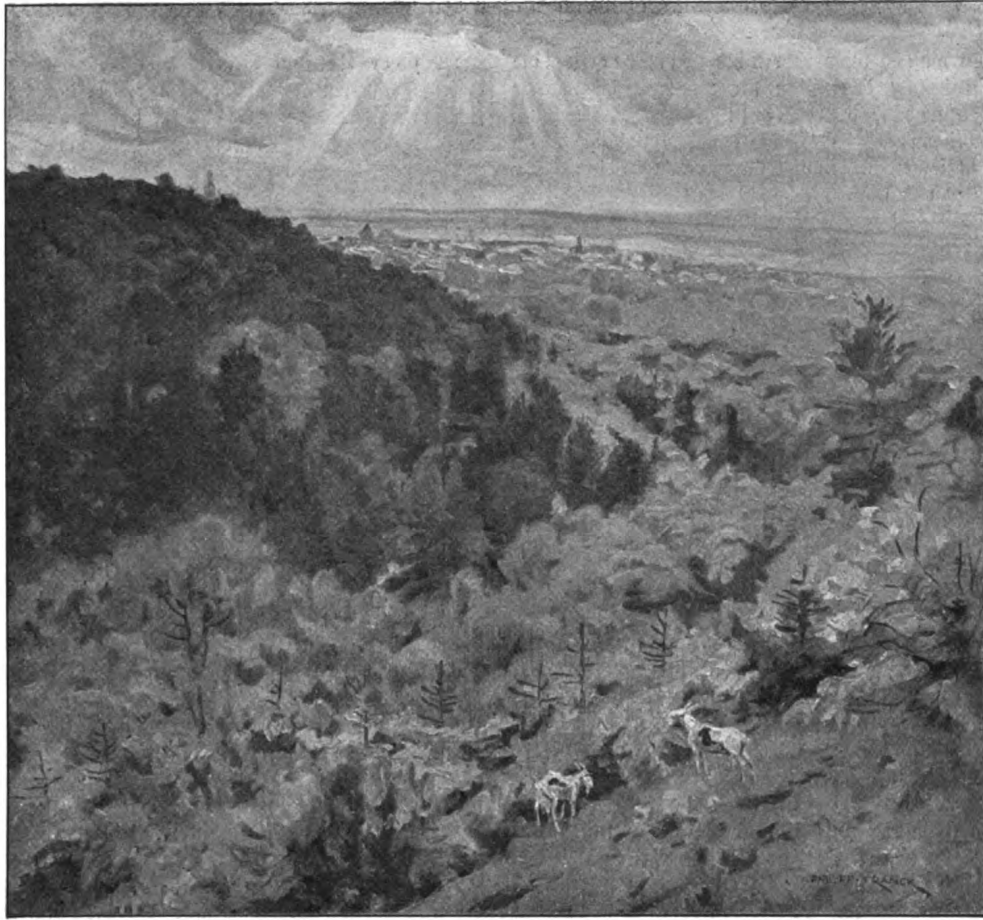
Der Herbst atmet noch sehr milde. Die Luft ist wie Samt.

Schwerwunde sind hier im Lazarett. Manche stützen sich auf Krücken. Einer verlor das Augenlicht. Großes gaben sie dem Lande.

Sie werden nun in die Heimat fahren, an ihr altes Tagewerk, und ihren Posten füllen, so gut es geht.



Alfred Nidke: Blütenbaum



Taunuslandschaft

Neue Taunuslandschaften von Philipp Franck

So oft Goethe in seinen Schriften, Briefen und Gesprächen seines heimatlichen Gebirges zwischen Main, Rhein und Lahn Erwähnung tut — allzuoft geschieht es nicht —, rühmt er die heitere Sinnlichkeit dieser Landschaft, die lachende Fruchtbarkeit ihrer obst- und rebenbegünstigten Felder. Ein Gefühl der Freiheit und doch auch der Sehnsucht kommt jedesmal über ihn, wenn er zu ihr zurückkehrt, als fänden hier die sich sonst so feindlichen Begriffe von Nähe und Ferne ihre friedlich beglückende Versöhnung. Schon als Knabengüngling hatte er häufige Wanderungen in das »Gebirge« unternommen, »das von Kindheit an so fern und ernsthaft vor ihm gestanden«, und so oft er den Gelbburg bestieg, lodte ihn die weite Aussicht immer mehr in die Ferne. Helle, freie Ausblicke waren schon damals seine Wonne. So viel Staunenswerthes es in Wiesbaden, Schwalbach oder Mainz zu sehen und zu erleben gab, köstlicher war es doch noch, von den Höhen herab den Rhein von weither

sich schlängeln zu sehen und den jugendlichen Sinn ungehemmt ins Freie schweifen zu lassen. Der väterliche Lehrer freilich, immer auf Ordnung und nützliche Ergiebigkeit bedacht, wollte Früchte solcher Wanderungen sehen, Zeichnungen, die fein säuberlich das zu Papier brachten, was die Augen eben an Neuem und Merkwürdigem in sich aufgenommen hatten. Aber der werdende Dichter wußte schon damals: »Welcher Sinn, welches Talent, welche Übung gehört nicht dazu, eine weite und breite Landschaft als Bild zu begreifen!«

Der Wanderer von heute muß auch hier bei sich feststellen, wie fein Goethe beobachtet, wie sicher er den eigentümlichen Charakter der Frankfurter Landschaft erfaßt und ausgedrückt hat. Denn das erscheint auch uns noch als das eigenartig Schöne an der Lage Frankfurts, daß sie, ohne zu zerstreuen, die Sehnsucht ins Freie und Ferne aufweckt. Niemand wird diese Lage gerade malerisch schön nennen, zumal wenn er sie mit den Rheinstädten vergleicht. Aber mehr

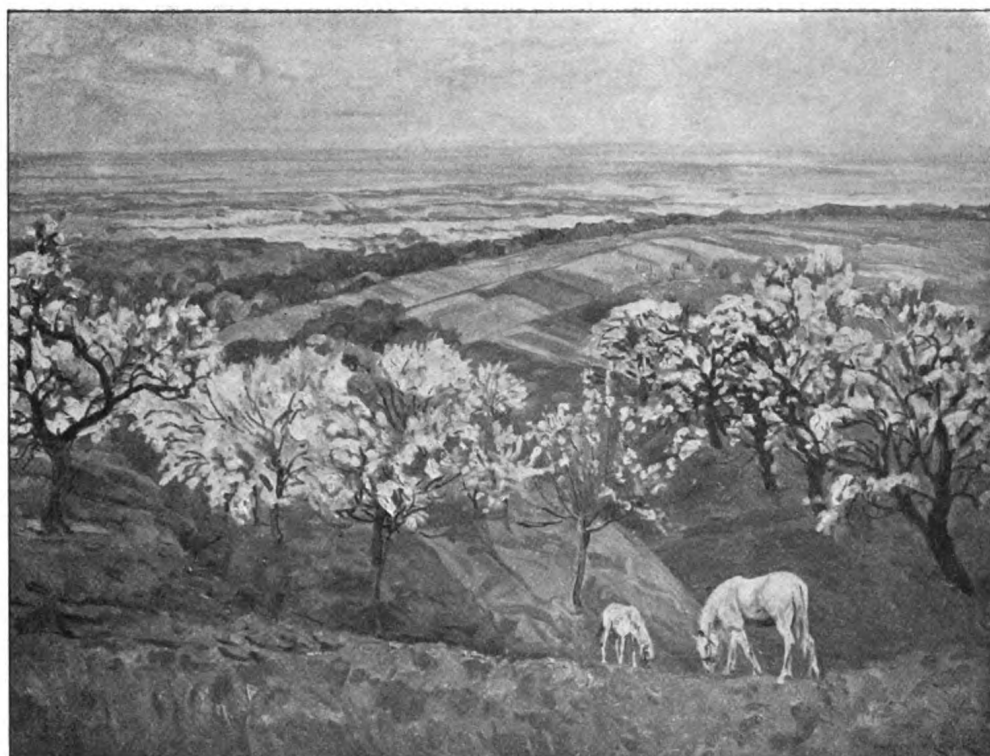
als manche vielverherrlichte von ihnen erzieht die Mainstadt den Sinn für muntere, lebensvolle Naturschönheit. »Der stille, ansehnliche Fluß zwischen grünen Ufern, der schöne hohe Wald mit seinen geheimnisvollen Schauern, die ganze bunt und reich wie ein Garten angebaute Landschaft — das alles übt seinen Reiz aus, und das eigentlich Mächtige und Ergreifende lodt um so mehr, weil es sich in einiger Ferne zeigt, statt in der Nähe zu täglicher Gewöhnung zu werden. Wir mögen ins Freie treten, wo wir wollen, überall zeigt sich die schöngeschwungene blaue Linie des Taunus, nicht zu nahe und nicht zu fern, um lebhafteste Sehnsucht einzulösen — Sehnsucht nach der Ferne, und in der Ferne Sehnsucht nach der Heimat.« Dieser sehnsüchtige und doch gleich auch wieder gestillte Reiz der Landschaft kommt gewiß nicht zuletzt davon, daß ihre sanftgeneigten Flächen fast überall den Ackerbau gestatten, und daß sich zwischen den fruchtbaren Feldern und Ädern zahlreiche kleine Dörfer haben einnisten können, wenn nicht gar heilkräftige Quellen, wie sie hier massenhaft entspringen, stolze und vornehme Ansiedlungen aus dem Boden gelodt haben, die zu dem heiteren Naturbilde den Glanz weltmännischen Lebens fügen.

Eine so geartete Landschaft mag man, wie Goethe es tat, für lange Zeit vergessen oder in sich versinken lassen, heimlich wird sie in uns weitererschwingen, und eines Tags, wenn wir innerlich reif für sie geworden sind, wird sie in uns aufwachen, lebhafter, als sie in der Kindheit und Jugend zu uns sprechen konnte.

Auch der Berliner Maler, dem diese Zeilen gelten, heute ein Sechsunfünfziger, hat das an sich erfahren. Wer Philipp Grand's künstlerisches Schaffen seit dem Anfang der neunziger Jahre, da er in die Reichshauptstadt kam, verfolgt hat, wird nicht wenig erstaunt sein, ihn plötzlich — denn so muß es dem oberflächlichen Blick erscheinen — als fränkischen Heimatkünstler wiederzufinden. Fast hatten wir vergessen, daß seine Wiege in der alten Mainstadt gestanden hat, daß ihm im Frankfurter Kreise seine erste künstlerische Schulung zuteil geworden ist. Wie fern dünkt uns heute die Zeit, da das Städelsche Institut mit Eduard von Steinle und den letzten Ausläufern des Nazarenertums junge malerische Begabungen erzog, und doch, wie nahe wird uns jene Zeit wieder rücken, sobald sich unser Auge erst wieder geschärft hat für die verborgenen Fäden, die von dorthin durch unsre Kunst bis auf heute gehen, fast überall, wo sie gut deutsch, tüchtig und innig geblieben ist! Mit der hochmütigen Verachtung, die man lange für alles, was Zeichenkunst hieß, zur Schau trug, ist es ja wohl heute schon vorbei. Man weiß jetzt wieder, was diese gebiegene Lehrart vom Anfang des 19. Jahrhunderts für die Ausbildung junger Begabungen zu bedeuten hat. Damals und noch eine lange Weile später sah man nur ihre Schattenseiten: den einschnürenden, alle Eigenart unterdrückenden Drill, die Unnatur dieses Konturrierens und Komponierens, Stilisierens und Abstrahierens. Und wirklich: an die Natur selbst, an ihr unbefangenes, in schöner Willfür



Frühling



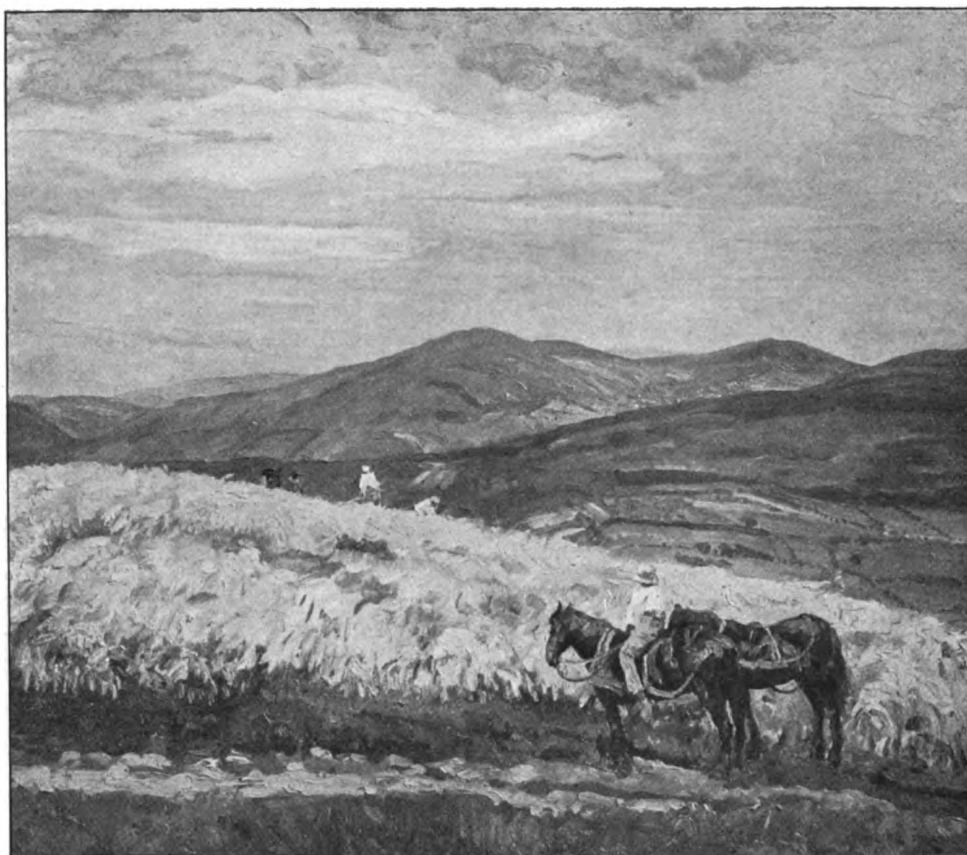
Blüte im Taunus

pulsendes Leben kamen die jungen Leute der Studiosäle eigentlich nicht heran. Immer, wenn sie einen intimen Zug im Antlitz der Natur entbedt hatten und eben dabei waren, ihn festzuhalten, hieß es nach der »bedeutenden Linie« forschen, das Augenblickliche und Besondere in das Allgemeine und Ewige übertragen. Viel ursprüngliche Wärme und selbständiges Gefühl ist zweifellos dabei erstidit worden, aber ein Gutes hatte diese Lehrart: sie erzog zur Gewissenhaftigkeit, zur Klarheit und Ehrlichkeit, und ließ nicht eher loder, als bis sich der Schüler seine Aufgabe ganz und vollkommen in all ihren Einzelheiten zu eigen gemacht hatte. Das eigentlich Malerische freilich kam überall zu kurz. Ja, dieser Verruf des Farbengefühls und des malerischen Gesamteindrucks ging so weit, daß man im Stadel von Landschaftern überhaupt kaum etwas wissen wollte. Jedenfalls kam der Landschaftsmaler erst weit, weit hinter dem Historienmaler, denn jener zeichnete nur nach, dieser bildete aus eigener Schöpferkraft.

Das hinderte natürlich nicht, daß die Frankfurter Schüler manchmal doch mit dem Stizzenbuch oder gar mit Pinsel und Palette den Akademiefälen entflohen und ins weite Land hinausgeschwärmten, in die Berge um den Main oder weiter in den Taunus, um nach ein paar

Tagen oder Wochen mit reicher Beute in ihren Mappen heimzukehren. Aber ihr Empfang bei den Lehrern war selten ermutigend. Halb mitleidige, halb spöttische Blicke lohnten ihnen für den unnützen Fleiß, und auf ihre jugendliche Entbeder- und Erobererfreude fiel der Meltau überlegener Mißbilligung. Solche Verweise waren zu ertragen, wenn sie von einem Geiste wie Steinle kamen, dessen Einseitigkeit und Selbstgerechtigkeit sich auf die Kraft einer starken Persönlichkeit, auf die charaktervolle Reinheit und Innigkeit eines schöpferischen Herzens stützte. Wenn aber auch die andern diesen erkältenden Hochmut gegen den jungen Nachwuchs hervortehrten, sie, die selbst nur als bescheidene Nebensterne ihr kümmerliches Licht von der Sonne empfingen, so setete das böses Blut und trieb zur Aufsehnung.

Diesem aus den Verhältnissen geborenen Drang zur Sezession konnte sich auf die Dauer auch Grand nicht entziehen, so willig und redlich er sich mit all den ihm aufgegebenen großen Märchenkompositionen abgemüht hatte. Nach einigem Sträuben schlug er sich zu denen, die Frankfurt mit Cronberg vertauschten und dort im engen und steten Verkehr mit der Natur einem soliden Landschaftsrealismus zustrebten. Nicht lange freilich, und er merkte, daß sich auch in diesem Kreise der Jakob Fürttegott Dil-



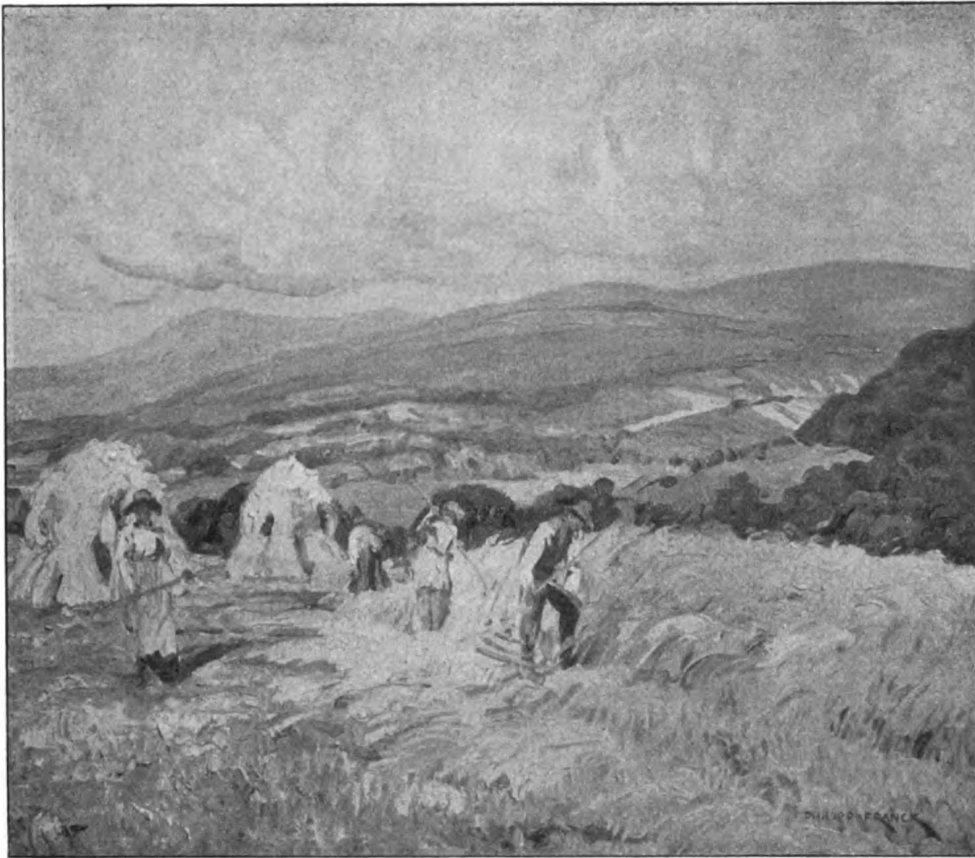
Sommer im Taunus

mann, Anton Burger, Wilhelm Steinhausen, Jakob und Peter Beder, Angilbert Göbel, Peter Burnitz und Otto Scholterer an die Stelle der freien, natürlichen Unmittelbarkeit eine gewisse Tonfärbung einzuschleichen begann, die dem glühenden Verlangen nach Farbenfrische und Helligkeit nur äußerlich gerecht zu werden vermochte. Damals, bei dieser Erkenntnis, wurde in Grand der Grund zur inneren Freiheit gelegt. Jetzt wußte er, daß es nicht nur in den Hallen der Akademie, nein, auch unter dem Firmament der Natur- und Freilichtmaler Sagen und Bindungen gibt, von denen »der Bruch mehr ehrt als die Befolgung«, und daß jeder Künstler sein Verhältnis zur Natur und Kunst für sich selbständig gründen und klären muß.

So entfloß er auch dem Cronberger Kreise und vollendete in Düsseldorf bei Eugen Dücker seine landschaftlichen Studien, bevor er auf mancherlei Kreuz- und Querfahrten durch Deutschland seine Kunst bald freier, bald gebundener, bald ganz dem Nahen und Augenblicklichen, bald mehr dem Fernen und Geschildlichen hingab, nach eignen Absichten

und Zielen ausbildete. Als er dann im Jahre 1892 dauernd nach Berlin übersiedelte, war sein Wille zum Landschaftler schon gereift, und er ist ihm im Innersten treu geblieben, so sehr es ihn allzeit gelockt hat, zumal seine Radier- und Zeichenkunst auch an andern Aufgaben, namentlich Bildnissen, zu erproben.

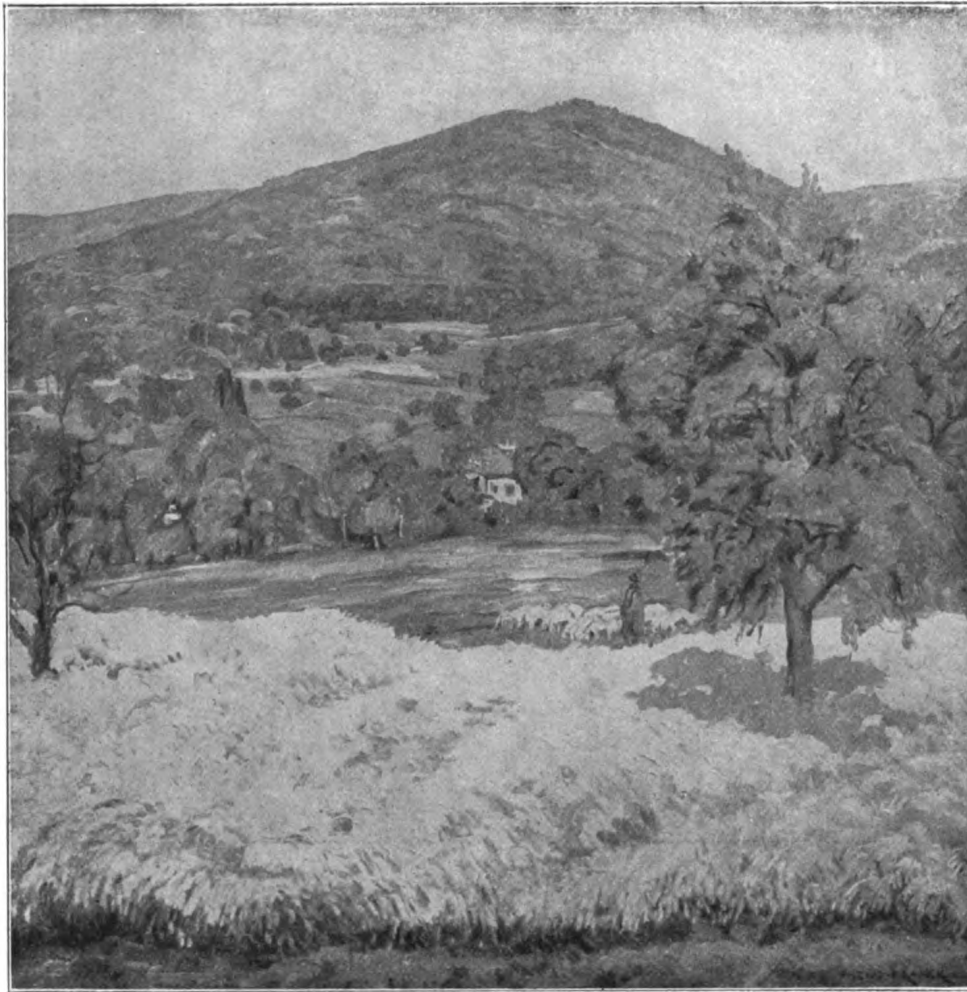
Mittlerweile war aus dem Schüler ein fertiger und geschlossener Mann geworden, und so konnten ihn die Lehren des deutschen Impressionismus, die ihm in der Mitte der neunziger Jahre nahe traten, wohl erfrischen und bereichern, nicht aber, wie es früher wohl dargestellt worden ist, von Grund aus umwandeln. Freilich gehörte er mit zu den Gründern der Berliner Sezession, freilich wurden aus den feinen, vorsichtig abgewogenen Linien seiner bisherigen Malerei die breiten, kühnen, schnell entschlossenen und freien Striche, die für die neue Richtung, zumal der Landschaftsmalerei, so kennzeichnend sind, aber seine selbstgeworbene persönliche Handschrift verlor er darüber nicht. Schon die Wahl seiner Stoffe und die eigentümliche Belebung, die er seinen Bildern gönnte, pflegte von dem sezessionistischen Brauch bedeut-



Erntezeit

sam abzuweichen. Während man dort im allgemeinen den kargen, dürftigen und stummen Landschaften den Vorzug gab, lieber die unentschiedenen Übergangs- als die Erfüllungsjahreszeiten, lieber das unbebaute Feld als das fruchtwogende Ackerland malte, liebte Philipp Grand den voll erblühten Sommer, das saftige Grün der krausen Büsche und Baumkronen, der Wiesen und Waldbreviere und setzte in die Kiefernlichtungen der Mark, deren Schönheit er gleichzeitig mit Leistikow entdeckte, den munteren Ausblick auf eine freundliche Ansiedlung, auch wohl einen ruhenden Wanderer, der sich dieses Bildes im Bilde erfreute, umsäumte die Wasserflächen der märkischen Seen mit einem Kranz bunter Häuser und ließ, was bei den gestrengen Herren der Sezession fast verpönt war, auf den gekräuselten Wellen ein Boot mit sonntäglich gekleideten Mädchen sich schaukeln. Ein Bild, »Septembertag« betitelt, ist für diese selbständige Art Grands besonders kennzeichnend. In diesem märkischen Vorherbstbilde sind all die stillen oder doch leisen Feinheiten, die gerade diese Art Landschaften des modernen Impressionismus auszeichnen, das zitternde Spiel des Lichtes, die

vergilbten Töne des nahenden Herbstes, der weiche, schon etwas wehmütige Duft des Septembertages; aber mit solchen lyrischen Vorzügen paaren sich epische, um nicht zu sagen dramatische Erbtümer aus Grands Cronberger oder Düsseldorfser Zeit: der wohlgegliederte Aufbau der ganzen Landschaftszenerie, die kluge Vertiefung der Licht- und Schattenmassen, die Abstimmung der keineswegs eintönigen Farben, vor allem aber der feste Entschluß, in diesen Akkord als belebenden, wenn nicht aufreizenden Farbenspleck den knallroten Rock eines Parforcejägers zu setzen. Solche Herzhaftigkeiten des Farbengeschmacks finden sich öfter in den Bildern Grands, und sie waren es wohl nicht zuletzt, die zwischen ihm und den Erzsecessionisten immer noch eine wenn auch dünne Scheidewand stehenließen. Auch wenn er sich ländlich-sozialen Stoffen zuwandte, etwa eine Pferbeschwemme oder eine Kartoffelernte malte, spürte man in den kräftigen, manchmal sogar derben Farben, dem schweren, handfesten Strich und der breiten Komposition den Unterschied, der diesen aus anderer Schule und Umgebung herübergekommenen Künstler von Liebermann schied



Sommertag

und zu Kaldreuth hinrückte. So hatte er es am Ende auch leichter als mancher andre, von den reinen Landschaften zu Figurenbildern überzugehen, sobald er erst einmal die Fesseln der alten schulmäßigen Komposition überwunden hatte, die ihn als Gespenster aus der Akademiezeit heimlich noch drückten. Andre suchten den zerstörten Zusammenhang zwischen Natur und Menschen in Holland oder in weiterer Ferne noch herzustellen; Grand siedelte sich in dem Dörfchen Stolpe zwischen Wannsee und Neubabelsberg an und lernte hier im täglichen Umgang mit Land und Leuten den Einflang zwischen Wirklichkeitstreue und künstlerischen Absichten wiedergewinnen.

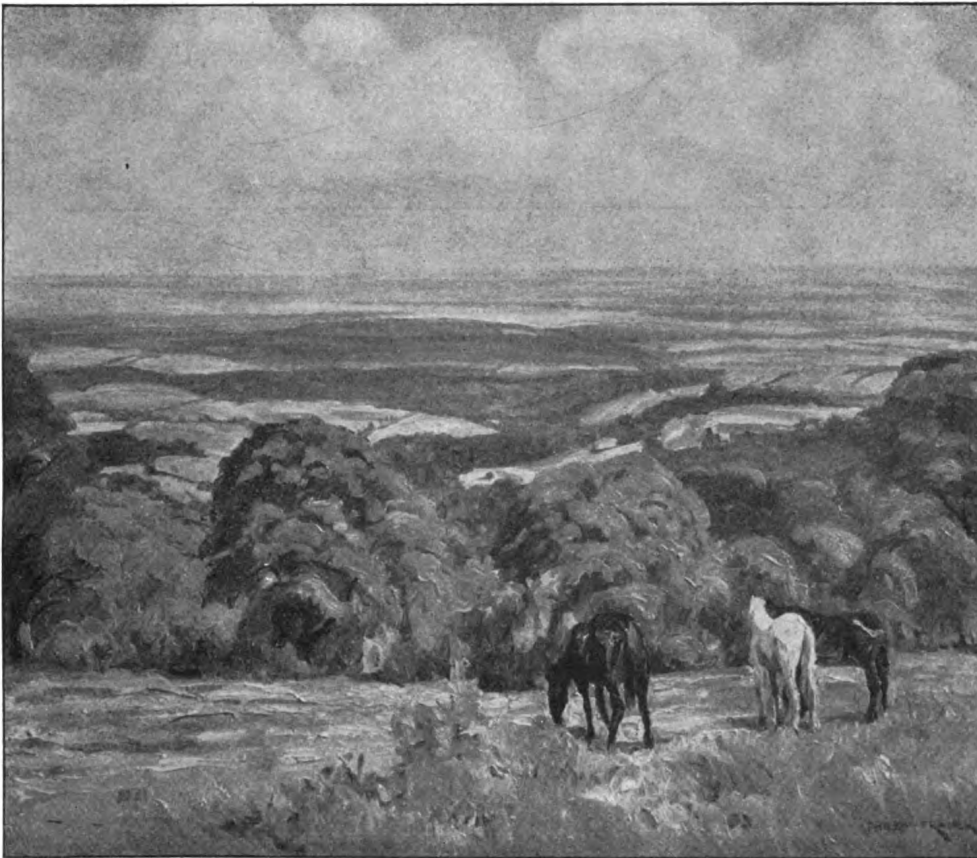
So hat er sich und seiner Kunst dann noch mehr kleinere oder größere Landschaftsinselfn von Charaktervollem Gepräge erobert. In den Jahren 1907 und 1908 den Spreewald. Auch dorthin ging er nicht etwa nur auf ein paar

Tage oder Wochen, um sich »anregen« zu lassen, sondern gleich auf Monate, in der Überzeugung, daß Land und Leute eng zusammengehören, und daß sich dem Maler die eigentümlichen Schönheiten beider erst erschließen, wenn er mit den Leuten näher vertraut geworden ist. Er wußte, wie scheu die Wenden sind, daß sie erst bei näherer Bekanntschaft Vertrauen zu dem Fremden gewinnen und ihn teilnehmen lassen an ihren Freuden und Leiden. Aus diesem täglichen Umgang heraus entstanden Bilder wie die »Tanzpause«, ein ganz aus dem innersten Wesen der Spreewälder geschöpftes Sittengemälde, das dem oberflächlichen, leicht ins Theatralische fallenden Begriff der Genremalerei den feierlichen Ernst zurückgibt, den die »heilige Handlung« des Tanzes bei den Wenden des Spreewaldes — wohl aus einer dumpfen Erinnerung an alte religiöse Bräuche heraus — noch heute genießt. Aber es war

nicht bloß Volkskunde in dem Bilde; auch als malerische Leistung konnte sich die Gruppe weißgekleideter Mädchen mit den Schmuckfarben Gelb, Rosa und Grün sehen lassen. Diese Freude an dem kräftigen Zusammenklang der slawischen Farben verstärkte sich noch in dem auf Schwarz, Blau und Weiß gestimmten Bilde »Die Witwe« und im »Heimweg« (Aber Land), wo zu der grünen Sommerlandschaft und dem roten Ziegeldach das an der Hand ihres Vaters dahinschreitende kleine Mädchen mit der grünblumigen Schürze und dem weinroten Kopftuch den Schlußakkord bildet. Diese neu errungene beherrzte Farbenfreudigkeit, getragen von einem gesunden Naturgefühl, begleitete den Künstler auf den Wegen seines weiteren Schaffens. Am glänzendsten zeigte sie sich wohl in dem leuchtenden Frühlingsbilde mit den blühenden Bäumen, das er 1909 ausstellte. Das war innerstes Erleben des Wunders, geboren aus dem Künstlergefühl, als sei es noch nie zuvor so schön und herrlich gewesen. Der Frühling im Spreewald hatte dem Maler für den am Wannsee, wie er selbst meinte, eigentlich erst die Augen geöffnet. Zwei Schritt von Grand's damaliger Wohnung

entstand das Bild; die Wellen gluckten fast bis zu seinen Füßen, und in den Apfelblüten summten die ersten Bienen. Aber es ist noch mehr in dem Bilde: etwas von der seligen Frühlingssehnsucht des Menschen, sich als ein Teil von Luft und Licht und Sonne aufzulösen in die Natur, ganz unterzugehen in ihrer wunschlösen Herrlichkeit.

Das sind nur ein paar aus Philipp Grand's Entwicklung herausgegriffene Züge, aber sie vergegenwärtigen uns seinen entschlossenen, unermüdblichen, mit immer neuen Mitteln geführten Kampf um einen erschöpfenden Ausdruck für die aus innigstem Naturstudium gewonnenen künstlerischen und malerischen Eindrücke. Wie in seinem persönlichen Wesen, so erkennen wir auch in dieser künstlerischen Entwicklung die ausgeprägte deutsche Art. Und sie wieder ist nur ein Spiegelbild der gesamten deutschen Entwicklung während des letzten Menschenalters. Grand ist mit Recht als ein mustergültiges Beispiel für die Scharen der heute Schaffenden bezeichnet worden, die in ihrer Jugend in die akademische Schulzucht älteren Stils gerieten, sich dann aber mit dem zähen Fleiß langer Jahre und dem



Ein Blick ins Weite



Sommer

Verantwortungsgefühl eines tiefgründigen Charakters aus den alten Fesseln zu neuer Freiheit durchdrangen — eine grundehrliche, gerade Künstlernatur voll Fleiß, Naturehrfurcht, Nachdenklichkeit, Selbstucht und meisterhafter Beherrschung aller Handwerksmittel. So erschien er nicht bloß durch den äußeren Auftrag der Behörde (seit 1892), nein auch innerlich berufen, eine so wichtige Aufgabe wie die Reformation des preußischen Zeichenunterrichts durchführen zu helfen, was in diesem Falle nichts Geringeres hieß, als das junge Geschlecht der Zeichenlehrer auf neuer, naturgemäßer Grundlage zu einer Art des Sehens zu erziehen, die zur Natur- und Kunstbetrachtung fähiger macht. Nicht saubere, nach toten gipsernen Vorbildern gefertigte Scheinkünstlerische Zeichnungen sind das Ziel der neuen Erziehung in diesem Sonderfach, sondern ein Erwecken und Vertiefen der Anschauung. Nicht »Resultate« des Unterrichts sollen erzielt werden, sondern der Sinn für das Wesen des Gesehenen, für Linien- und Farbenspiele der Natur soll angeregt, der Blick für die Welt ringsum soll geschärft werden.

Wieviel Gutes da mit Geduld, Ausdauer, Tatkraft und Folgerichtigkeit erzielt worden ist, bezeugt dem geistigen und praktischen Führer dieser Bewegung jetzt schon ein in zwei Generationen festgewurzelter Erfolg.

Mancher hätte sich mit solcher arbeitsreichen und gesegneten Tätigkeit, wie Professor Grand sie an der Berliner Kunstschule und als Inspektor des Zeichenunterrichts in mehreren großen Provinzen Preußens ausübt, begnügt. Den, der aus einem Schüler Steinles und Düders ein Impressionist, aus einem Berliner Sezessionisten wiederum auf eignen Wegen ein selbständiger Gestalter landschaftlicher und volkskundlicher Schönheiten geworden war, befriedigte dieser Erzieheraum nicht. Er strebte auch als freischaffender Künstler weiter. Und von der neuen Höhe, die er bei diesem Aufstieg erklommen hat, zeugen die hier abgebildeten Taunuslandschaften.

Wir erleben es nicht zum erstenmal, daß es einen Künstler in dem Augenblick, wo sich sein Können sammelt und fättigt, um das Tieffte und Wertvollste aus sich herauszuholen, in die Heimat, zu den Quellgründen seiner Kunst zurück-



August Kraus: Büste des Generalfeldmarschalls von Mackensen

Aus der Ausstellung der Freien Sezession, Berlin 1916

zieht. Ein Heimweh regt sich in ihm, dem aus geheimnisvollen Zusammenhängen die Magnetnadel der Begabung und der innersten Liebe die Richtung weist. So zog es Philipp Grand mitten im Kriege — zu einer Zeit, die in uns allen das Reinste und Tieftste aufruft, schon verrostet geglaubte Riegel sprengt, schon verschüttet gewöhnliche Schätze öffnet — in den Taunus, den Garten seiner von ersten Schöpferwonnen beseligten Jugend.

Ein seltsamer Kriegsdienst, mag mancher denken; aber muß es denn immer das Schlachtfeld sein, das die Verbindung des Künstlers mit dem Herzschlag der Zeit herstellt? Kann es nicht auch die Heimat sein, die ihn in solchen Tagen gesteigerten Empfindens ruft und lockt, weil er fühlt, daß seiner Kunst dort die Quellen ihres Deutstums rinnen? Wollen wir dem Künstler zürnen, daß er sich angesichts all der Zerstörung von Schönheit und Kultur doppelt stark nach den Gefilden des Friedens sehnt? ... Die so denken, wissen wohl, daß dieser Krieg notwendig war, sie verstehen durchaus die große Zeit, sind ganz durchdrungen von all den Heldentaten unsrer Tapfern im Felde, sind mit derselben Abneigung, demselben Zorn gegen das Ausland erfüllt wie die Kriegsmaler. Aber da sie selbst nicht auf diesen Schlachtfeldern helfen können, gehen sie still ihre Wege weiter, so überflüssig sie sich auch manchmal vorkommen mögen. Denn sie sehen sich auf einen Posten gestellt, der kein verllorener sein kann; sie wissen, daß auch sie »durchhalten« müssen, daß nach Kriegsschlus viele zerrissene Fäden durch sie wieder angeknüpft werden sollen. Aus solcher Empfindung, solchen Gedankengängen heraus hat unser Hans Thoma, dem gewiß niemand Mangel an vaterländischem Gefühl vorwerfen wird, 1915 seinen »Sommertag in Marzell« gemalt, mitten im Lärm und Graus des Krieges den tiefsten Frieden seiner Schwarzwälder Heimat.

Wie immer, wenn sich Philipp Grand ein neues Gebiet zu eigen machen oder ein ihm schon bekanntes erwerben will, kam er jetzt auch in den Taunus nicht zum flüchtigen Besuch, sondern

mit dem Entschlus, sich in verweilender Liebe anzusiedeln, sich festzuheften an den mit neuen Lauten lodenden Schönheiten der reichen Landschaft. Und er kam mit dem ganzen Rüstzeug einer vertieften Kunsterfahrung, einer im Kampf dreier Jahrzehnte gestählten und erprobten Kunstübung. Dennoch stürzte er sich keineswegs kopfüber in die schwellende Fülle all der vertrauten und doch wieder so neuen Frühlings- und Sommerpracht. Nein, auch sie umwarb er wie ein zärtlicher, alle feinen und heimlichen Reize der Geliebten auskostender Liebhaber, indem er, ehe noch Pinsel und Palette in Tätigkeit gesetzt wurden, den beherrschenden Zeichenstift spielen ließ. Man muß draußen in Wannsee in seiner neuen Künstlerwerkstatt den Reichtum der Studien- und Skizzenblätter aus den Mappen und Schubfächern haben strömen sehen, man muß den Künstler selbst diese halb lyrischen, halb epischen, halb dramatischen Blätter, die vom leisen Weigenton zur schmetternden Fanfare aufsteigen, mit bescheidenen, doch klugen Worten haben erläutern hören, um zu ermessen, wie tief er seiner Heimatlandschaft in die Falten der Seele geblickt, wie innig er sie umfassen hat.

Es ist keine verschwiegene, keine stumme, still vor sich hinträumende Landschaft, die sich da zwischen Rhein, Main und Lahn ausbreitet; mit der Mark Brandenburg hat sie keine Ähnlichkeit. Ihr Wesen ist aufgeschlossene Heiterkeit, geselliges Leben, lachende Daseinsfreude. Die Wolken des Himmels sind die immer bewegten Gespielen der wogenden Saaten auf den üppigen Feldern, der blühenden oder fruchttragenden Bäume, die wie seidigglänzende Fahnen hzwischenschlattern, Menschen und Tiere singen das Loblied der Schöpfung mit, das diese begnadeten Gefilde durchklingt. Es gehört innere Freiheit dazu, dies alles mit nachfühlen dem Blick zu erfassen, mit schöpferischer Hand zu gestalten. Man sieht, wie Grand mit der Seele der Heimat gerungen hat, bis sie ihn segnete mit dem Höchsten, was dem Maler beschienen sein kann: mit der Verklärung der Natur zur reinen, schladenlosen Kunst. F. D.

Die Liebende

Magst mich halten oder lassen,
Magst mich lieben oder hassen,
Schließet der Ring sich doch in sich.
Magst mich bis zu Tränen tränken
Oder unverdient beschenken —
Ewig — ewig lieb' ich dich!

Wollt' auch fremde Neigung loden,
Flüchtet doch das Kind erschrocken
In die Mutterarme sich.
Also lockt mich fremdes Leben.
Aber ganz an dich gegeben —
Ewig — ewig lieb' ich dich!

Alma Johanna Koenig

Von Kunst und Künstlern

Alfred Lübbe: Blütenbaum — August von Brandis: Aus einem Gartenhaus — Theodor Hagen: Wald — Fritz Rhein: Middelburg — Walther Bondy: Damenbildnis — Karl Ebbinghaus: Bildnisbüste Ludwig Franks — August Kraus: Büste des Generalfeldmarschalls von Mackensen — Werner Sechner: Generalfeldmarschall von Hindenburg — Carlos Lips: Rundschaffer — Bruno Schmitz

Wenn wir Alfred Lübbe fragten, aus welchem Erdenwinkel er das Motiv zu seinem »Blütenbaum« habe, so würde er uns wohl die Antwort schuldig bleiben. Und erst recht würde der Geologe die Achseln zucken, wollten wir uns bei ihm nach der Möglichkeit dieses dichten Beieinanders von rosaüberhauchten Felsenriffen, goldengewelltem Saatland und purpurbühendem Blütenbaum erkundigen. Aber wir werden uns hüten, mit solchen törichten Fragen eines engsinnigen Naturalismus an Gebilde der Kunst heranzutreten. Wir wissen und erkennen gerne an, daß der Maler das Recht hat, Bäume und Landschaften aus seiner Phantasie frei zu erschaffen, so gut wie der Dichter von Dingen erzählen darf, die sich nie und nirgend begeben haben. Lübbes Platz, so eifrig dieser Münchener Maler lange Jahre in der Umgegend von Tölz, neuerdings in den Dolomiten unmittelbar vor der Natur studiert und gemalt hat, ist bei denen, die sich nicht damit begnügen, einen Naturausschnitt nachzubilden, sondern die ihre Gesichte aus der inneren Eingebung und Anschauung empfangen. Märchen- oder Traumbilder könnte man seine Gemälde nennen, wenn sie nicht diese helle, heitere Durchsichtigkeit, diesen jubelnden Klang der Freude hätten. Aber etwas Musikalisches liegt in all seinen Schöpfungen, und wer in sie hineinzulauschen versteht, vernimmt den Widerhall einer Sehnsucht und die Antwort auf schlummernde Fragen unsrer Seele, wie die Dichterin der Verse »Schau und schaffe!« sie aus Lübbes Bildern gehört und wiederum in Worte umzubilden versucht hat. Freilich, man muß lange und zärtliche Zweisprache mit solchen Bildern halten, ehe sie sich zum Sprechen bequemen; verstehen wir uns aber erst mit ihnen, so werden sie uns auch von Tag zu Tag lieber und vertrauter, und manch Stillen im Lande kennen wir, der sich aus dem Umgang mit ihnen Trost, Glück und Frieden holt.

Das »Gartenhaus« des Aachener Malers August von Brandis bereichert die ansehnliche Sammlung von Innenbildern, die wir nach Gemälden dieses Künstlers schon gebracht haben, um ein auserlesenes Stück. Diesmal ist der Zusammenklang der Töne heller, als wir es bei Brandis gewöhnt sind. Man spürt, wie er beim Malen vom höchsten Licht (der Fensteröffnung) ausgegangen ist, um, hier die Helligkeit der Palette ausgebend, die andern Werte danach abzustimmen. Wer näher zuseht, entdeckt viele Feinheiten: wie das spiegelnde, das reflektierte, das direkte Licht sich begegnen oder durchkreuzen, und wie durch ihre

Abstufungen eine koloristische Lebendigkeit erzielt wird, die alle Gesuchtheit von selber ausschließt, vielmehr die Erscheinungen mit größter Sorgfalt auf ihre natürlichen Klänge prüft, ungünstige Farben als Lokaltöne wegläßt, hebende hinzufügt, aber doch alles an der Hand der Natur nachschafft. Daß Brandis auf diesem Wege zu einem unsrer besten Interieurmaler geworden ist, hat durch den Ankauf des von uns wiedergegebenen Bildes für den preußischen Staat jetzt auch öffentliche Anerkennung erfahren.

Aus der letzten Berliner Ausstellung der Freien Sezession (»Liebermann-Gruppe«) bringen wir in einfarbiger Wiebergabe fünf nach Herkunft und Malweise grundverschiedene Werke. Da ist zunächst der prächtige, immer noch jugendliche Weimarer Theodor Hagen mit einem Waldbilde, das nicht bloß in meisterhafter Art das Lichterspiel zwischen den Stämmen und auf dem Boden malt, sondern auch — was uns mehr bedeutet — aus echt deutschem Empfinden die geheimnisvolle Märchenstimmung dessen wiedergibt, was uns Wald heißt.

Von Fritz Rhein zeigen wir eins seiner Bilder aus Middelburg. Rhein — an dessen Zeichnungen vom westlichen Kriegsschauplatz sich die Leser erinnern werden (Mai-Fest 1915) — hat diese holländische Stadt auf der Insel Walcheren vor dem Kriege mehrmals gemalt. Die breitgewölbten Grachten, vor allem aber der imposante, von dem alten spätgotischen Rathaus beherrschte Markt hatten es ihm angetan. Es ist etwas von altholländischer Gebiegenheit in diesem Bild: frisches malerisches Empfinden verbindet sich in einer bei unsern Modernen keineswegs selbstverständlichen Eintracht mit einer gediegenen, sorgfältig durchgearbeiteten Zeichnung, und das Stimmungshafte verträgt sich gut mit der epischen Breite und Behaglichkeit, die dem Ort eigen ist.

Walther Bondys Damenbildnis, in der Zeichnung schärfer und strenger, in Auffassung und Ausdruck einfacher, als man es von den Bildnissen der Sezession gewöhnt ist, erinnert mit seinem bleichen Kolorit an das Bild der nackten jungen Frau, durch das dieser aus Prag stammende, dann lange Jahre in Paris schaffende Maler zuerst 1910 so vorteilhaft aufgefallen ist.

In der Bildnisbüste Ludwig Franks, des gleich zu Anfang des Krieges gefallenen sozialdemokratischen Abgeordneten (s. die Abbild. auf S. 559), von Karl Ebbinghaus erkennt man noch die archaischen Reigungen,

die dieser aus Hildebrands und Volkmanns Schule hervorgegangene Norddeutsche (geb. 1872 in Hamburg, ansässig in Berlin-Grünwald) namentlich zu Beginn seiner bildnerischen Tätigkeit hervorkehrte. Aber von jeher haben sich namentlich seine dekorativen Arbeiten (Kleinbildwerke in Silber) auch durch schönen Umriss und eine klare Behandlung der Flächen und des Aufbaues ausgezeichnet. 1906 wurde ihm die Ausführung des Brunnenentmals der Sendlinger Bauernschlacht übertragen, und für die Brüsseler Weltausstellung von 1910 schuf er die weibliche Säulenfigur (mit Füllhorn auf einem Pferde) vor dem Deutschen Hause.

Von dem Berliner Bildhauer August Kraus haben wir zuletzt (Januarheft 1915) das »Mädchen mit Reh« gezeigt. Wie anders als jenes zarte, idyllische Bildwerk, das für einen Hausbrunnen bestimmt war, wirkt der martige, von Selbstzucht und Tatkraft sprechende Soldatenkopf des Generalfeldmarschalls von

Madensen! Kraus nimmt mit diesem Werk die Art wieder auf, die er als Mitarbeiter von Reinhold Vegas gepflegt hat.

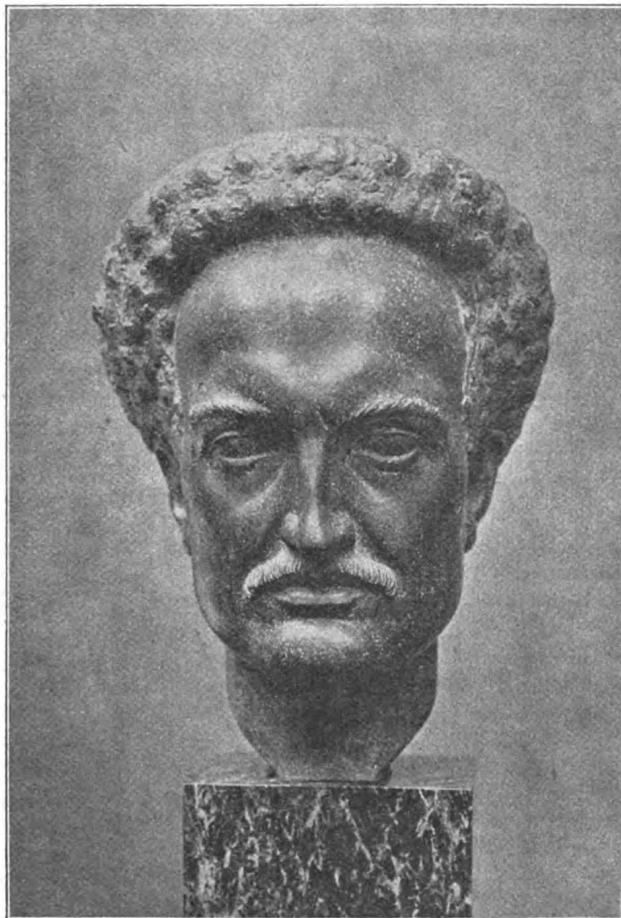
Das Hindenburgbildnis erscheint nach einer Steinzeichnung von Werner Sechner, dem jungen Sohne Hans Sechners, der von seinem Vater die Vorliebe für ausdrucksvolle, volkstümlich wirkende Charakterköpfe geerbt zu haben scheint.

Die Schattenzeichnung »Kundschafter« von Carlos Tips, auf S. 573 als Kopfleiste zu unserer Kriegsabteilung wiedergegeben, beweist uns aufs neue, wie unermülich dieser viel-

sach begabte junge Künstler bemüht ist, seinen Schattenrissen immer weitere Gebiete zu erobern. Hier hat er sich an der schwierigen Wiedergabe des Flugzeuges versucht, ohne selbst vor der Darstellung der rasend schnellen Umbrehung der Luftschraube zurückzufahren.

Mitten in der Vollkraft seines Schaffens ist uns Bruno Schmitz (geb. 21. November 1858),

einer der eigenfräftigsten Baukünstler, entrisen worden. Was Monumentalität, was Dauerkraft und Jahrhundertwirkung in der Baukunst bedeutet, hat er uns eigentlich erst wieder gelehrt. Er war es, dem im wesentlichen die Aufgabe zufiel, den deutschen Sieg von 1870 in Denkmälern zu feiern und darin die neue deutsche Einheit wuchtig zum Ausdruck zu bringen. Seine Denkmäler am Kyffhäuser, am Rheineck bei Koblenz, an der Porta Westfalica, vor allem aber das Völkerschlachtdenkmal werden noch bei fernem Geschlechtern für ihn zeugen. Denn sie sind



Karl Ebbinghaus: Bildnisbüste Ludwig Franks (Bronze)
Aus der Ausstellung der Freien Sesssion, Berlin 1916

aus einer großen, kühnen und starken Idee, mit starkem, kühnem Eigenwillen, wie nur das Genie sie hat, geschaffen worden. Ein unablässig Strebender und Ringender, nie befriedigt, immer höher greifend, war Schmitz in seinen Wurzeln durchaus deutsch; auch da, wo er in kleineren Aufgaben die Vieltönigkeit seiner Melodien spielen ließ oder für den geschäftigen Alltag an der Straße baute. Wenn einer unserer Zeitgenossen den »toten« Stein zum Leben zu erwecken, zum Reden zu bringen wußte, daß er klang, tönte und triumphierte, so war es Schmitz. F. D.

Dramatische Rundschau

Von Friedrich Düssel

Kriegstagung der Deutschen Bühnengenossenschaft — Die Aufgaben der Bühne und der Bühnenkünstler — Die Berliner Theater im Kriege — Die Troerinnen des Euripides in deutscher Bearbeitung von Franz Werfel — Rudolf Herrjogs »Stromübergang« — Die Wiederkehr des Balletts: Die Kästigen und die grüne Flöte — Komödien, Schwänke und Gekangspöffen — Neue Kinofilme — Zwei Tote zum Gedächtnis: Siegwart Friedmann und Paul Schlenker †

Unsre Dramatische Rundschau hat sich bisher mit den Tagungen des Deutschen Bühnenvereins, der Vertretung der Theaterleiter, und der Deutschen Bühnengenossenschaft, der Vereinigung der Schauspieler, absichtlich nicht beschäftigt. Lange schien es uns, als käme diesen Tagungen nur eine Fach- und Ständesbedeutung zu, und auch später, als die Verhandlungen mehr und mehr über die unmittelbaren sozialen Interessen der Mitglieder in das allgemeine Kulturleben hinausstrebten, war der Ton dieser Versammlungen gegeneinander so scharf zugespitzt, bewegte sich überhaupt oft in so unparlamentarischen Formen, daß es schwer war, das Sachliche aus dem Persönlichen, das Wertvolle aus dem Unbedeutenden herauszuschälen. Mit dem Kriege ist das anders und besser geworden. Man hat hüben wie drüben eingesehen, daß es der gemeinsamen Sache, die doch weiß Gott deutlich genug vor aller Augen liegt, nicht dienlich sein kann, wenn immer nur die Gegensätze zwischen den Bühnenleitungen und den Schauspielern oder, sozialistisch gesprochen, den Arbeitgebern und den Arbeitnehmern hervorgekehrt werden. Acht Jahre hat diese Fehde gedauert; erst vor der Vaterlandsnot verstummte sie.

Diese erfreuliche Wendung fand ihren klarsten und bedeutendsten Ausdruck in dem Bericht des Generalsekretärs des allgemeinen Bühnenkartells, Rechtsanwalts Dr. Ludwig Seelig aus Mannheim, über die zukünftige soziale und kulturelle Entwicklung des deutschen Theaters. In diesem auch rednerisch ausgezeichneten Vortrage nahmen die Verhandlungen einen Aufschwung ins Geistige und Ideale, der ihnen lange fremd gewesen war. Sein Grundgedanke wurzelte in der Überzeugung, daß die deutsche Bühne nur dann gesund sein könne, wenn sie sich von dem Betriebe des Geschäftstheaters abhebe und ihr Heil in einer neuen, großzügigen Organisation an Haupt und Gliedern suche. Künstlerische Reformen müßten mit den materiellen Hand in Hand gehen, Schauspieler und Publikum müßten sich in verständnisvoller Eintracht zusammenfinden, um eine geistige und sittliche Hebung der Schaubühne zum Nutzen der Gesamtheit wie der Bühnengehörigen herbeizuführen. Eine völlige Genesung der Geschäftsbetriebe zu Kulturstätten könne freilich nur dann erwartet werden, wenn die Theater aus den Händen privater Unternehmer einmal ganz in die öffentliche Verwaltung übergeführt,

wenn sie zu Staats-, Gemeinde- oder Städtebundtheatern würden.

Mit dem Geiste dieses Vortrages berührte sich eng ein anderer, der des Abends, außerhalb der eigentlichen Versammlungen, aber in unmittelbarem Anschluß an sie, von einem Laien, dem Danziger Archidionus Artur Brausewetter, gehalten wurde. Brausewetter, der in seinen Schriften und Romanen mehrfach eine ebenso liebevolle wie ernste Teilnahme für das deutsche Bühnenwesen bekundet hat, hatte sich das Thema gestellt: Welche großen Aufgaben erwachsen dem Theater und den Schauspielern in dieser Zeit? Heute mehr denn je wären nach Brausewitters Überzeugung Dichter und Darsteller verpflichtet, dem deutschen Theater seine nationale Sendung und Bestimmung zu erhalten, es zu einer wirksamen Kraft unsers Volkslebens zu machen, die dem guten Geist, der Sittlichkeit und Vaterlandsliebe zur Vererbung dient. Um so schwerer fällt es ihm, zu bekennen, daß trotz manchen redlichen Versuchen und Bestrebungen dieser Art ein Verfall des deutschen Theaters nicht zu leugnen sei. Was erhoffte man nicht alles vom Kriege, von der Größe der Zeit, in der wir leben: innere Läuterung, Vererbung des Geschmacks, sittliche Kraft, Weihe der Kunst! Und die Erfüllung? fragt Brausewetter. Nach ihm blieb alles beim alten, ja, es ging immer deutlicher bergab. Das Publikum verlangte das Niedrige, die Theaterleiter und die Dichterlinge machten ihm ihre Verbeugung. »Man lese die Spielpläne unsrer Theater in dieser ernsten Zeit. Einen nur möchte ich anführen. Sonntag: Der liebe Pept; Montag: Der liebe Augustin; Dienstag: Der müde Theodor; Mittwoch: Die lustige Witwe. So geht es fort. Und dabei handelt es sich um ein großes Theater. Wer sich auch nur einen Rest feineren Empfindens bewahrt hat, der muß in einer Zeit, wo ungezählte deutsche Frauen den geliebten Gatten, den Vater ihrer Kinder hingeben, wo sie alle Kraft der Seele notwendig haben, sich in den Verlust zu finden, der muß in solcher Zeit schon den Titel eines Stüdes wie »Die lustige Witwe« als eine Taktlosigkeit sondergleichen empfinden. Aber freilich, der Theaterleiter, der seine Sache versteht, ist von solches Gedankens Blässe nicht angekränkt. Doch daß wir ihm nicht Unrecht tun! Es finden sich auf seinem Spielplan auch zwei klassische Stüde: der Bettelstudent und Alt-Heidelberg ...«

Mit Verlaub, hier muß ich dem Vortragenden ins Wort fallen. Ich will dabei über die Stilfrage hinweggehen, ob es angebracht, nötig und nützlich ist, diesen Straf- und Bußpredigerton gegen den großen Sünder Theater anzuschlagen. Er hat noch nie bei ihm »angeschlagen«. So gut Brausewetter in seinen weltmännischen Romanen anders spricht als auf der Kanzel von St. Marien, so gut sollte er Halskrause und Salar auch ablegen, wenn er vor Leute der Bühne tritt. Sonst könnte er leicht zum heiligen Antonius werden, der den Fischen predigte, weil die Menschen ihn nicht hören wollten. Doch das nur nebenbei! Wogegen ich aber als leidlicher Kenner des Berliner Theaterlebens ernstlich Verwahrung einlegen muß, das ist die schnellfertige Verurteilung des Theaters überhaupt auf Grund des Wochenplans einer einzigen, wer weiß wo spielenden Bühne. »Groß« nennt Brausewetter dieses Theater. Wohl, es mag tausend oder meinetwegen zweitausend Plätze haben, deshalb gehört es bei solchem Spielplan doch zu den kleinen, die eben nur die Maske der Kunst tragen, im übrigen aber zu den Vergnügungsorten zählen. Die wird und muß es geben, heut und morgen. Kein Johannes der Täufer wird sie aus der Welt predigen. Kein Krieg, und wäre er noch härter und gewaltiger als dieser, wird sie vom Erdboden vertilgen. Und dann das Publikum! Ich will mich selber nicht überschätzen, aber ich glaube denn doch, mir in dieser Zeit mehr als »einen Rest feineren Empfindens« bewahrt zu haben. Und dennoch würde ich mich, hätte ich die Macht dazu, wohl hüten, den »Bettelstudenten« oder auch nur die »Lustige Witwe« zu verbieten. Ein Siebzigmillionen-Volk, das ohne Ausnahme vom Höchsten bis zum Niedrigsten zwei Jahre lang im Panzer feierlichen Ernstes einhergeht, gibt es nur in der Einbildung einiger unverbesserlicher, nicht einmal besonders starker Pathetiker. Wer Mut und Kraft genug hat, dem unverfälschten Leben ins Auge zu blicken, der sollte wissen und sich damit abfinden, daß dies Leben, wie Shakespeares größte Trauerspiele, neben der erhabensten Tragik Raum hat für Narren- und Rüpelhumor — auch das kommt aus Gottes Hand und gehört zur pflanzenhaften Fülle des Daseins ... Und weiter! Ich könnte Brausewitters einen erbärmlichen Spielplan mit einem ohne Unterbrechung auf den höchsten Höhen der Tragik wandernden des Deutschen Theaters schlagen, wo Shakespeare, Schiller, Hebbel, Strindberg sich die Hand reichen. Nach meinen Beobachtungen haben sich die deutschen Bühnen des Geistes dieser Zeit keineswegs so unwürdig gezeigt, wie es Brausewitters heiligem Eifer scheinen will.

Doch kommen wir zu seinen Verbesserungsvor-

schlägen, die allein praktischen Wert haben können bei einer Gelegenheit, wie er sie sich für seinen Vortrag gewählt hat. Auch Brausewetter sieht, wie Seelig, keine Möglichkeit gründlicher Heilung, solange das Theater Geschäftsunternehmen bleibt. Doch vermag er sich für die Verstaatlichung des Theaters, wie sie andre als »Ziel aufs innigste zu wünschen« mit allen Kräften anstreben, nicht zu begeistern. Die widrige Spekulation und der niedrige Mammonismus würden damit wohl aufs Haupt geschlagen sein, aber zwei andre böse Geister würden dann durch die Hintertür ihren Einzug halten: Schablone und Schematismus, und damit würden Freiheit und Selbständigkeit, die vornehmsten Lebensquellen aller Kunst, verschüttet werden. Nur den guten Kern des Verstaatlichungsgedankens läßt Brausewetter gelten: »daß auf gegenseitig freier und selbständiger Grundlage ein innerliches Verhältnis zwischen Staat und Theater eintritt, geradeso wie in einer guten Ehe, deren Wert und Glück darin besteht, daß sie ein ganzes Ich und ein ganzes Du ist. Bisher haben wir solchen innerlichen Zusammenhang so gut wie gar nicht, das ist das Unglück.« Eine wirkliche Reformation des Theaters kann nach seiner Überzeugung nur unter zwei Umständen eintreten: die Zeit muß für sie reif sein, und die große, die weckende Persönlichkeit muß kommen. »Die Zeit ist nie so reif gewesen wie jetzt. Sie harret ihres Rufers, der Persönlichkeit! Möchte sie aus den Reihen deutsch und künstlerisch zugleich empfindender Bühnengedanklicher hervorgehen!« Der Redner zeichnete in großen Zügen ein Bild dieses Redners aus unsern Räten, und hier, wo er auch den Lichtseiten unsers Theaterlebens gerecht wurde, betrat sein schöner, feuriger Idealismus realpolitische Bahnen, auf die ihm unsre Zustimmung und Hoffnung rückhaltlos folgen dürfen. Namentlich sein Schlußgedanke, es müsse dafür gesorgt werden, daß der künstlerische Idealismus der vornehm geleiteten wirklichen Kulturbühnen, den man manchmal in bewundernswerter Reinheit auch an kleinen Theatern finde, fördernd und hebend hinüberwirke auf die Laien und Leichtsinnigen — dieser Gedanke verbiente vollen Wunsch und Forderung Aidelts, des Präsidenten der Bühnengenossenschaft: die Worte des Redners sollten gedruckt durch ganz Deutschland verbreitet werden, zur Stärkung und Befehrung der Geister!

Mancherlei Mißstände und sogar Ausbeutungsversuche wurden bei den Verhandlungen der Bühnengenossenschaft im Kriegsbetriebe der Theater aufgedeckt, aber im großen und ganzen konnte der Präsident in seinem Überblick über die jüngste Entwicklung doch ohne Mühe nachweisen, welche ungeheure Bedeutung das Theater nach der ersten Übergangszeit für das deutsche

Volk und insbesondere für die Truppen gewonnen hat. Alle Behörden im Lande haben anerkannt, daß ein guter Theaterspielplan von größter Bedeutung ist, um die gute Stimmung im Volke zu erhalten, ihm die »graue Wucht« des Krieges leichter tragen zu helfen; alle Kommandostellen sind sich darüber einig, daß die Vorstellungen an der Front, oft unmittelbar hinter der Feuerlinie, sich als ein vortreffliches Mittel zur Stärkung und Stärkung der Nerven unsrer Feldgrauen bewährt haben. Das alles wäre nicht gut möglich gewesen, wenn sich der Geist des Theaters allzuweit von dem der Zeitstimmung entfernt hätte. Selbst in der Millionenstadt Berlin, in der sich naturgemäß neben den höchsten Kunstleistungen der Bühne auch alle Abstände eines publikumsgefälligen Massenbetriebes finden, läßt sich eine gewisse Gefundung und Hebung der Theaterverhältnisse während des Krieges feststellen. Es ist kein Geheimnis mehr, daß seit Kriegsbeginn fast alle Berliner Theater glänzend gehen. Aber nicht bloß das, sie haben seitdem auch Kreise zu sich herangezogen, die sonst nur für oberflächliches Fingeltangelvergnügen zu haben waren, ja, sie halten zum erstenmal den Wettbewerb mit dem Lichtbildtheater aus, der ihnen vor dem Kriege den Varaus zu machen drohte. Die Gründe dafür sind, wie Dr. Felix Günther letzthin in wirtschaftlichen Betrachtungen über die Berliner Theater im Kriege ausgeführt hat (Tägliche Rundschau, Nr. 88 der Unterhaltungsbeilage), in ihren dank der Herabsetzung der »Stargagen« und der Pachtsummen verminderten Aufwendungen zu suchen, namentlich aber in den bescheidenen und — reiblicher gewordenen Eintrittsgeldern. Dabei ist noch im besonderen zu beachten, daß es gerade die Bühnen ernster Kunstpflege sind, denen der Krieg zur Festigung und Klärung ihrer wirtschaftlichen Lage verholfen hat — eine immerhin tröstliche Hoffnung für die Zukunft.

Unter die verdienstvollen Taten, zu denen die Berliner Bühnen sich mitten im Kriege aufgeschwungen haben, rechne ich nicht zuletzt die Aufführung der Euripideischen »Troerinnen« im Lessingtheater. Wenn für unser Theaterwesen jener klägliche von Brausewetter angeführte Spielplan kennzeichnend wäre, würde sich für dieses Unternehmen weder eine Bühne noch ein Publikum gefunden haben. Denn in dieser Totenklage obnegleichen, der menschlichsten, aber auch der erbarmungslosesten, die je von einer Bühne erschollen ist, würde man ebenso vergebens nach schauspielrischen Glanzwirkungen wie nach billigen Unterhaltungen oder auch nur Zugeständnissen an das große Publikum suchen. Es kommt hinzu, daß von allen antiken Tragikern Euripides vor

der Gegenwart den schwersten Stand hat. Die eherne Erhabenheit des Aischylos erschüttert, die fromme Milde des Sophokles bewegt uns — die zwischen aufgeregter Leidenschaft und kalter Vernünftigkeit schwankende Stepsis des Dichters der griechischen Aufklärung zerplittert selbst nur zu oft seine Wirkung, gerade weil seine widerspruchsvolle Weltanschauung äußerlich manches mit der unsrigen zur Problematik neigenden gemein hat, sich innerlich aber doch so scharf von ihr scheidet. Es bestätigt sich hier die alte Erfahrung, daß wir ein fernes Fremdes eher begreifen und genießen können, wenn es entrückt und abgeschlossen in seiner besonderen Welt dasteht, als wenn es hier und da und doch nicht im Kerne Berührungen mit unsrer eignen hat. »Ein Kampffeld der Gedanken« ist die Dichtung des Euripides genannt worden, und wie keiner vertritt er das Zeitalter der Erörterungen und des Zweifels, das nach unabänderlichem Gesetz dem Zeitalter naiv mythologischer Vorstellungsweise, der Tatsachen, der nationalen Geschlossenheit, der gepanzerten Einseitigkeit folgt. Aischylos spricht von den Feinden des eignen Volkes mit überlegenem Stolz, Sophokles mit Milde, Euripides mit einer weltbürgerlichen Gerechtigkeit, die zuweilen an Troß streift. »Wie ist es möglich, daß Euripides dies seinem Volk hat vorführen wollen?« fragt Wilamowitz-Moellendorf vor den »Troerinnen« und erinnert uns daran, daß es im Frühling 415 war, etwa ein Vierteljahr bevor die athenische Flotte nach Sizilien aufbrach, um nie zurückzukehren, als der attische Tragiker den Stimmungen und Neigungen der Gegenwart mit diesem Lob des Friedens, dieser Verurteilung des Krieges entgegenzutreten wagte, einer Ränie, in deren Tränenfluten sich so viel Ähnlichkeiten des lebendigen Augenblicks widerspiegelten. Die Troerinnen sind ihm zu Trägerinnen all des unenblischen, all des unverdienten Elends geworden, das der Krieg über die Frauen und Kinder der Unterlegenen bringen kann; die Hellenen müssen von ihm, dem Hellenen, statt der Bewunderung und Verherrlichung die flammendsten Anklagen hinnehmen. Das Ganze ist ein jüngstes Gericht, das aber mehr den durch Faustgewalt, nicht durch Seelengröße ausgezeichneten Griechen droht, als über das in Trümmer zusammenstürzende Troja hereinbricht.

Es mußte wohl erst das zweite Jahr dieses furchtbaren Krieges ins Land kommen, ehe unsere Seelen bereitet waren, eine Dichtung dieser Art, so gelöst von aller Betonung der nationalen Verpflichtung, so zum parteilos-humanen Weltbild und Weltgericht erhoben, aufs neue aus der Hand eines modernen Bearbeiters von einer modernen Bühne entgegenzunehmen. Im ersten Kriegsjahr hätten wir uns dagegen noch aufgelehnt. Freilich, einen erlösenden Ausdrud

unfers belehrten Empfindens, einen aus dem Herzen und Gewissen hervorbrechenden Sieg der Wahrheit, wie einige Berliner Kritiker wollen, können wir auch heute noch nicht darin erblicken. Die Herabwürdigung der griechischen Götterwelt würden wir gelassen hinnehmen, unter der Trostlosigkeit der Euripideischen Weltanschauung würden wir nicht zusammenbrechen, aber dieses Dichters Gleichgültigkeit gegen die Ehre des eignen Volkes erblickt uns noch durch die Jahrhunderte.

Franz Werfels Bearbeitung (Leipzig, Kurt Wolff) hat daran nichts geändert, im Gegenteil: dadurch, daß sie gewisse Zeitmerkmale getilgt und auch sonst die Dichtung von ihren Entstehungsbedingungen entbunden hat, ist uns diese, obwohl die neue Übersetzung schon vor dem Ausbruch des Krieges entstanden ist, noch näher auf den Leib gerückt. Allerdings hängt mit dieser Behandlung aufs engste die poetische Neubelebung zusammen, die der junge Prager Lyriker der von mancherlei Spinnweb und Schulschutt bedeckten Tragödie des Altertums hat zuteil werden lassen. Man muß seine Bearbeitung mit der von Wilamowitz-Moellendorf, wenn nicht unserer bisher besten, so doch unserer sorgsamsten, vergleichen, um zu beurteilen, einen wie freien, aber auch einen wie tief befehlenden Atem Wersel der Dichtung eingehaucht hat. Die Worte der Kassandra über den Sinn des Krieges (im dritten Aufzug) übersetzt Wilamowitz recht und getreu folgendermaßen:

Man soll den Krieg nicht suchen, das ist Wahnsinn;
Doch kommt er, ist ein Untergang in Ehren
Schon Ruhm genug, Schmach nur ein Tod der Schande.

Dagegen Wersel frei umschreibend und ausmalend:

Wohl, Krieg ist Wahnsinn, aber ist er da,
Heil einer Stadt, die heilisch niedersinkt!
Aus Sturz und Feuersbrunst baut sie sich neu
Am Himmel auf, dem sie kein Sturm verwehrt,
Und ihre Türme und Tore heißen Ruhm.

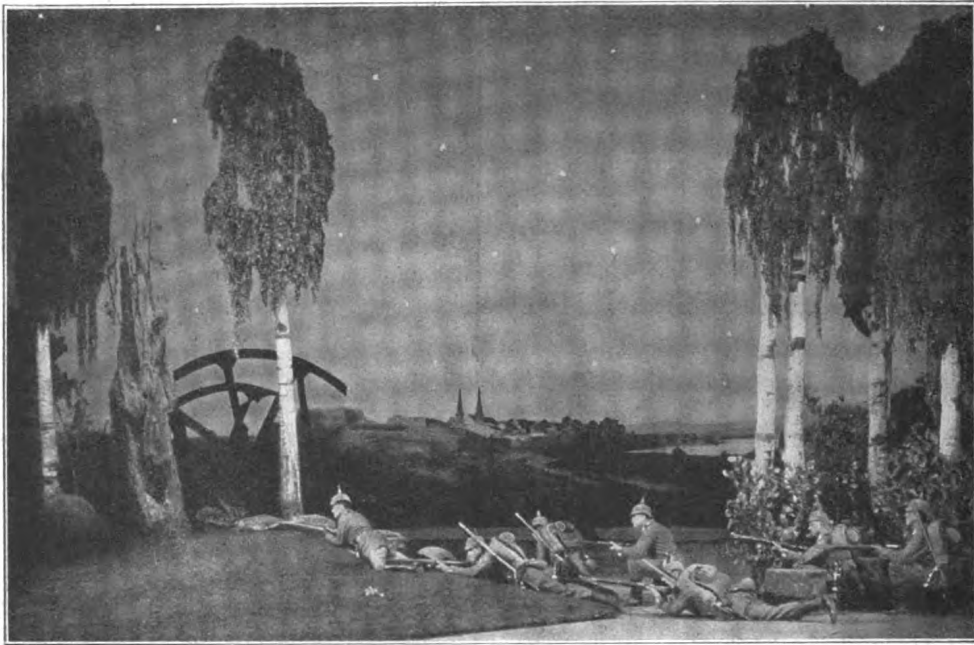
Die am schwersten Betroffene, die Schmerzensreichste unter allen Troerinnen ist Hekuba; sie leidet als Königin, die ihre Krone, als Gattin, die ihren Mann, als Mutter, die ihre Kinder, als Großmutter, die ihre Enkel verliert. Auf sie hat Euripides die volle Schale seines Mitleids, seiner beweglichsten Klagen, seiner erhabensten Verklärung ausgegossen, und Wersel wetteifert mit ihm, um ihn, hoch hinauswachsend über alle bisherigen Übersetzungen, hier durch üppige Entfaltungen des Urtextes, dort durch geballte Sprachkraft womöglich noch zu übertreffen. Wilamowitz übersetzt wörtlich, wenn er die eben von der Ermordung ihrer Lieblings-tochter Polyxene unterrichtete Greisin sagen läßt: »Die Ärmste! Darauf also deutete des



Ruth Gander & Vini Lossen
Vina Lossen als Andromache mit ihrem Söhnchen
Astyanax in den »Troerinnen« des Euripides
(Vossingtheater)

Herolds Rätselwort; wohl traf es zu.« Wersel läßt die Schmerzburchwühlte aus einem entseßlichen Gelächter heraus aufschreien: »Der Spruch des Herolds: furchtbares Erkennen!« Wie karg und stumpf nur stimmt bei Wilamowitz Hekuba in die Klage der Chöre um die Vernichtung Trojas ein: »Was werden wir um die Heimat nicht jammern und heulen müssen und Tränenströme vergießen. Die Toten allein vergessen die Schmerzen: sie weinen nicht mehr.« Dagegen Wersel in mächtig ausladenden Rhythmen:

Land des Lebens, du Heimat, o Stadt am Himmel gestürzt!
Haus, wo ich stolze die Zahl strahlender Kinder gebart!
Kinder, wo riß es euch hin ... nicht hält mehr zu atmender Nachtzeit
Lind die Mutter das Licht euch über Schlummer und Traum.
Nur den Lebenden bleibt die steigende Einsflut der Tränen,
Aber die Toten sanft lächeln im Lichte des Nichts.



Bühn. Jander & Lohm, Berlin

Bühnenbild aus Rudolf Herzogs »Stromübergang«

Wie matt ist das Wort der Andromache bei Wilamowitz: »Im Grabe schmerzt das Leid nicht mehr, weil die Empfindung schwand«, wie anschaulich und rührend das knappe Bild bei Werfel: »Das Grab, die sanfte Stube, tut nicht weh«, dem dann die selbständigen Verse folgen:

Doch wer einst stand im Schwall der Glücks-
gestirne

Und Brot vom Tisch der Freude brach, und jetzt
Verpestet muß im Tal des Jammers wandeln,
Den heßt die bittre Peitsche des Gedankens.

Und dann die Schlußverse des Auftritts, als Andromache auch noch den Sohn zum Opfertode hergeben muß, ehe sie dem Neoptolemos als Beute zugeführt wird:

Stolz sei die Hochzeit, die ich heute habe ...
Des Sohnes Leben ist die Morgengabe.

Wie hier, so machte Werfel auch sonst, zumal im Wechselgesang der Chöre, den er statt des Lobgesanges auf Athen und der Klage um Troja einflücht, vom Reime Gebrauch, und er bedient sich seiner mit vollendeter Kunst. Den höchsten Gipfel künstlerischer Neubelebung erreicht seine Bearbeitung in der Wehklage Hekubas um den getöteten kleinen Astyanax, der auf Andromaches Wunsch in dem Schilde des Hector begraben werden soll. Diese Verse gehören zu dem Schönsten, Gefühl- und Formvollendetsten, was deutscher Nach- und Neudichtung je gelungen ist. Weichste und zärtlichste Menschlichkeit begegnet sich hier mit königlicher Haltung

noch im tiefsten Elend, und wie der moderne Nachdichter seinem antiken Vorbild in die feinsten Aberchen der Empfindung gefolgt ist, so wird er ihm auch im Ausdruck gewaltiger, fast übermenschlicher Größe gerecht.

Die »Troerinnen« sind kein Drama, sondern nur eine Kette von Szenen aus dem Untergange Iliions, die durch die erschütternde Gestalt der Hekuba verbunden werden. Das Lessingtheater tat deshalb gut daran, die Wirkung ohne große szenische und theatralische Anstrengungen von dem in farbigster Schönheit wogenden Wechsel der Werfelschen Rhythmen zu erwarten. Es ist ein Frauenstück, und so wußten wir alle vorher, daß als Siegerin aus diesem eblen Wettkampf der Klagen und Gestalten Lina Loffen hervorgehen werde. Ihre Andromache erntete den schönsten Erfolg, den die Bühne kennt: die Tränen, die sie selbst sich versagte, vergossen für sie die von ihrem Schicksal im Innersten ergriffenen Zuschauer. Von ihr, nicht von Hekuba ging die glaubensstarke, pflichtbereite Tapferkeit aus, in der wir den letzten und geheimsten Sinn der Dichtung erblickten: Trojas tiefgebeugte Ahnfrau holt sich aus ihrem Leiden nicht das billige Recht zum Tode, sondern »nimmt das Leben an die Brust und trägt's zu Ende«.

Wie anders wirkt das Zeichen auf uns ein, wenn wir uns von Euripides und Werfel zu Rudolf Herzogs dramatischem Gedicht »Stromübergang« wenden, in dem der rheinländische Dichter unmittelbar aus dem



Kuhn, Jander & Kabisch, Berlin

Bühnenbild aus Rudolf Herzogs »Stromübergang«

glühenden Erleben des Tages eine Episode des gegenwärtigen Krieges auf die Bühne bringt. Hier, in diesen kriegerischen Szenen, die sich in der Morgendämmerung vor der letzten feindlichen Panzerfeste unter den verschiedensten Truppengattungen, zwischen dem gemeinen Mann und den Offizieren bis zum Generalstabler und kommandierenden General abspielen, führt der »Hurratriotismus« das Wort, er, der vor dem Kriege ein verächtliches Schimpfwort war, seitdem aber von Eisen und Blut seine Weihe empfangen hat. Das dichterische Vorbild, an das sich Herzog gehalten hat, ist unverkennbar: nicht nur, daß uns in seinen loden gebauten Reimzeilen die Knüttelverse aus »Wallensteins Lager« begegnen, auch in der Art, die einzelnen Truppen und ihre Führer zu kennzeichnen, in der Mischung von Ernst und Scherz, von kurz angebundener derber Volksrede und breiteren Ergüssen und Betrachtungen finden wir Schillers Lagerbild wieder. Wenn man es dabei dem Kriegsdichter von heute vorgeworfen hat, daß er entgegen dem heißen Atem dieses Kampfes zu wortreich geworden sei, so darf er sich dagegen wohl auf die dichterische Freiheit berufen, der auch im Kugel- und Granatenregen noch eine Insel geistigen Gottesfriedens vergönnt sein muß. Was dem Maler erlaubt ist, darf dem Poeten nicht verwehrt werden: auch er darf in ein ruhendes Bild sammeln, was die Wirklichkeit auf weitem Raum verstreut und zersplittert. Das Ganze freilich mit seinen Lobsprüchen auf soldatischen Helden- und Opfer-

mut, forsches Draufgängertum und helle Kampfeslust, in die sich die Schutgreben für unser vermeintliches »Barbarentum« nur schlecht einfügen, ist nicht mehr als eine Skizze, ein Gelegenheitswerk, gerechtfertigt durch seine Geburt aus dem eignen Erleben in Not und Gefahr. So wurde es von einer gemischten Darstellerschaft und einem reichlichen Aufgebot selbgrauer Statisten unter Barnowskys Spielleitung auch aufgeführt, in einer Wohltätigkeitsvorstellung zum Besten des Vereins Berliner Presse. Schon deshalb soll die Kritik sich Zurückhaltung auferlegen und Halbgelungenes mit den Versen des Infanterieleutnants entschuldigen:

Kinder, wer heut nicht zum Dichter wird,
Aus Jubel und Dank für solch Erleben,
Dem ward ein Stück Eis statt ein Herz gegeben.

Nicht zwei Gipfel, aber zwei Richtpunkte des gegenwärtigen Theatergeistes mag man in diesen beiden Stücken sehen: in den »Troerinnen« die Sehnsucht nach großer, erschütternder Tragik, aber auch — zu früh für vieler Gefühl — nach dem Ölweig des Friedens und der Ehrenrettung der Feinde, in Herzogs Gelegenheitsdichtung die trostige Mannesfreude an Kampf und Streit, die zag- und fraglose Hingabe an die Sache des Vaterlandes, den felsenfesten Glauben an Deutschlands Reinheit und Gerechtigkeit, den Haß gegen alles Fremde und Kulturweiche: »Reißt den deutschen Geist aus dem fremden Gelull! Das ist deutsche Kultur. Und das andre ist Null!« ...

Und zwischen Berg und Hügel? Da brodel't's bunter und wirrer denn je. Das Chaos ist da, der Stern soll erst geboren werden. Sollte man es für möglich halten, daß Reinhardt gerade jetzt die Zeit für gekommen erachtet, im Gefolge der halbverschollenen Molièreschen Komödie »Die Lästigen« und mit Hilfe der modernen Tanzkunst das französische Ballett aus den Tagen Louis' XIV. wieder bei uns einzuschmuggeln, und daß auch nach den Wohltätigkeitsvorstellungen, die dem seltsamen Beginnen zunächst ein Mäntelchen umhängen mußten, die Begeisterung dafür anhält? Mozarts Musik mag das chinesisch bezopfte Tanzstück »Die grüne Flöte« noch so hold überglänzen, wir sollten uns doch von vornherein mit aller Kraft solcher Fremdware bloßen Augen- und Ohrenschmaus widersetzen.

Freundlichere Miene mag man zu dem losen Völkchen der Komödien und Gesangspossen machen, die zwischen der ersten Dramatik ihr Stückchen grüne Sommerweide suchen. Da leben im Volkstheater am Bülowplatz die »Mottenburger« von Kalisch und Weirauch wieder auf und lassen sich für die



Kusa, Jander & Vastich, Berlin

Szenenbild aus Georg Hermanns »Rubinke« (Cheater des Westens). Rubinke (Herr Bergen vom Lessingtheater) in der Mitte seiner drei Bräute



Kusa, Jander & Vastich, Berlin

Else Eckersberg und Hans Wasmann in den »Mottenburgern« (Volkstheater am Bülowplatz)

Altberliner Couplets der Lerchenschwamm (Wasmann), Rollhopp (Wallauer) und Wadernagel (Gertrud Hesterberg) geduldig mit Tageswizen und Kriegsanzpielungen spiden; da hüpf und tänzelt nach Zettchen Gebert nun auch der Friseur Rubinke von Georg Hermanns Romangnaden mit seinen »drei Brauten« über die Bühne; da brauen Rudolf Schanzer und Ernst Welisch in ihrem »Siebenten Tag« (Komödienhaus) aus späten Rosokobildern und Altpotsdamer Stimmungen einen harmlosen deutschen Ersatzstoff für die verpönten Pariser Schwänke.

Und mitten aus diesem krausen und seichten Wellengeplätscher erhebt sich plötzlich die ernste Stimme eines schwerblütigen Schauspielers, um neue Kinoziele an den Horizont einer besseren Zukunft zu malen. Paul Wegener bekannte sich in diesem Vortrage als offener Gegner der jetzt so beliebten »Filmdramen« und »Filmromane«, die ihn in ihrer gegenwärtigen Art geradezu Fälschungen des wirklichen Lebens dünken, und erwartet sich das Heil für die nicht mehr zu bannende Kinoentwicklung von dem Aufgebot der Phantasie und all der bunten, abenteuerlichen, schwärmerischen, tollen und närrischen Möglichkeiten, die unter der dünnen Tede dieses Geisterreichs noch schlummern.

Auf ihren Flügeln soll das Kino, hofft er, dem Falter gleich einer neuen Blüte in den Schoß eilen, eine »optische Lyrik« soll entstehen, die Unerhörtes, Märchenhaftes, das nie und nirgend sich begeben, auf die Leinwand zaubert. Würde dieses Traumbild, dessen Umrisse Wegener in einem reizvollen Rübezahlfilm vorzeichnete, zur Wahrheit, so könnte sich das Kino ein Reich gründen, aus dem es nicht mehr seine anmaßlichen Ausfälle in das des literarischen Dramas zu machen brauchte.

Während so von Brausewetter bis Wegener bald ermunternde, bald strafende Reformatorengedanken um die Zinnen der Zukunft kreisen, sinkt vor unsern bangen Augen aus der letzten Glanzzeit Berliner Theaterlebens ein Zeuge nach dem andern ins Grab. Auch Siegwart Friedmann zählt zu ihnen. Als er am 22. April, kurz vor Vollendung seines 74. Lebensjahres, von uns ging, dachte wohl kaum einer von uns noch an den gebiegenen Charakterspieler aus Dawisons und Laubes Schule, dessen Richard III., Franz Moor, Mephisto, Riccaut, Volz und Dusterer noch in den siebziger Jahren allgemeine Bewunderung erregten, wohl aber erinnerten wir uns (außer an seine kurze Ehe mit Helene v. Dönniges) seiner hervorragenden Teilnahme an der Gründung des Deutschen Theaters in Berlin. Denn an dieses Haus knüpften sich von nun an die literarischen Theaterhoffnungen Berlins, und immer blieb es, so bald auch der Sechsmännerbund der »Sozietät« mit L'Arronge, Barnay, Hörster, Haase und Possart zerbrach und die glänzenden Spielkräfte der ersten Zeit abbröckelten, ein Lebensnerv der modernen Theaterkultur überhaupt. In der denkwürdigen Eröffnungsvorstellung vom 29. September 1883 spielte Friedmann den Sekretär Wurm und lieferte mit dieser Rolle neben Barnays Präsidenten und Haases Hofmarschall eine Meisterleistung geschliffener Charakteristik. Die aber tiefer sahen, entdeckten schon damals in diesem Ring von Berühmtheiten die Gefahren der kalten Virtuosität, die durch junge Begabungen wie Rainz und Agnes Sorma wohl für eine Weile zu bannen waren, schließlich aber doch den umstürzlerischen Widerstand des jungen nach Natürlichkeit, Wahrheit und schauspielerischer Zucht rufenden Geschlechts herausfordern sollte. Ein halbes Jahrzehnt nur, und der Kampf war da.

Zu denen, die dieser Bewegung, gleichzeitig Literatur- wie Theaterbewegung, die Fadel vorausstrugen, gehörte neben Otto Brahm in erster Linie Paul Schlenker, damals ein Fünf- unddreißigjähriger, der als germanistisch gründlich vorgebildeter Theaterkritiker der Vossischen

Zeitung in den Spuren seines bewunderten Vorgängers und Meisters Fontane wandelte. Genau auf den Tag um sechs Jahre später als das Deutsche Theater unter L'Arronge eröffnete die von ihm mitbegründete »Freie Bühne« ihre Vorstellungen mit Ibsens »Gespenstern«, um schon drei Wochen später Hauptmanns Erstlingsdrama »Vor Sonnenaufgang« folgen zu lassen: ein Programmstück, das den noch unklaren Absichten sozusagen das Licht aufstreckte und die für das gesamte Berliner Theaterleben der nächsten anderthalb Jahrzehnte bedeutsame Herrschaft des Naturalismus begründete. Fast zehn Jahre lang hat Schlenker, bald einer der deutschen Herausgeber Ibsens und der Biograph Hauptmanns, als einflussreicher Kritiker von festgefügttem Wissen und sicherstem Urteil, von unbeugsamem Charakter und starker Persönlichkeitskraft dieser Bewegung sekundiert und an der Gesundung der Berliner Theaterverhältnisse in preußischer Zucht und norddeutscher Strenge tätig mitgewirkt. Dann, im Jahre 1898, als die Bewegung schon auf dem gefährlichen Grat ihrer Höhe stand, rief ihn das Wiener Burgtheater vom Parquetstessel des Kritikers auf den Direktorposten.

Hier sollte sich sein Glück wenden; es riß ihn nicht nach oben. Sei es, daß der stämmige und gerade Ostpreuße, der allmählich ein wenig zur Bequemlichkeit neigte, in die weiche Wiener Luft nicht taugte, sei es, daß an den Wurzeln der von ihm weitergepflegten naturalistischen Dramatik schon die Säfte der Zersetzung nagten, genug: die Wiener Jahre blieben für beide Teile ziemlich unfruchtbar, und als Schlenker 1910 als 1. und 1. Hofrat nach Berlin zurückkehrte, brachte er aus dem Amte, das ihn hinter der glatten Maste schauspielerischer und diplomatischer Lebenswürdigkeit so viel häßliche Ränke und Schliche hatte sehen lassen, eine Verbitterung heim, die ihn vor einer neuen, farbiger und sinnfroher gewordenen Theaterkunst zu keiner rechten Freudigkeit im neu ergriffenen Kritikerberuf mehr kommen ließ. Eine Macht und ein Charakter, vor dem selbst Widerwillige sich beugen mußten, blieb er auch jetzt noch, und zumal seine kritischen und journalistischen Kollegen brachten dem reifen Meister, dem unbestechlichen Richter und allzeit wachen Hüter ihrer Berufsehre alle erdenkliche Achtung entgegen.

Run ist auch er, von einer tödlichen Krankheit im ersten Ansturm gefällt, von uns gegangen. Wir senken den Begehn über seiner Urne und lösen die drei Salven über seiner Asche, wie es sich geziemt bei einem so waderen Kämpfer, einem so wahr- und wehrhaften Manne ohne Furcht und Tadel.

Literarische Rundschau

Von Krieg und Frieden

Die wohlfeile Ausgabe von Rantes Meisterwerken, die seit einigen Jahren schon bei Dunder & Humblot in Leipzig erscheint, brachte leztthin in drei weiteren Bänden die Geschichte der römischen Päpste. Was dem Geschichtsforscher, dessen Blick immer auf die großen Mächte der Weltgeschichte gerichtet war, für dieses Werk vorschwebte, hat er selbst in einem noch während der Arbeit geschriebenen Briefe bekannt: »Die inneren Umwandlungen der geistlich-weltlichen Tendenzen der Welt, wie sie von Epoche zu Epoche erscheinen, sich bekämpfen, besiegt und immer erweitert haben: es ist darin Konsequenz, Lebensfülle und Erhabenheit der Entwicklung, daß uns jede geringe Wahrnehmung glücklich macht.« Rante sah also das Papsttum nur als ein wichtiges Glied in der Entwicklung der europäischen Menschheit auf. So warm wie eine katholische Darstellung, fühlte er selbst, konnte die seinige nicht werden; was dafür entschädigt und die drei Bände noch heute trotz ihren Irrtümern und Kurzsichtigkeiten so lesens- und studierendswert macht, das sind die hohen und reinen historischen Gesichtspunkte, die auch heute noch gelten. Deshalb braucht man hier nach keinen zeitgerechten Beziehungen zu suchen: der Geist der großen Geschichte, den wir heute lebendig unter uns wandeln sehen, strömt uns auch aus Rantes Papstgeschichte entgegen.

Der neunte Band enthält die Geschichte Wallensteins (1869). Die universalhistorische Seite dieser Erscheinung lag für Rante nicht sowohl in der unmittelbaren Einwirkung des Helben auf die Weltverhältnisse, als vielmehr in der Wechselwirkung zwischen »Dämon« und »Tyche« oder, wie man das wohl übersetzen darf: Persönlichkeit und Schicksal, Freiheit und Notwendigkeit. »Indem eine lebendige Persönlichkeit dargestellt werden soll, heißt es in der Vorrede, »darf man die Bedingungen nicht vergessen, unter denen sie auftritt und wirksam ist. Indem man den großen Gang der weltgeschichtlichen Begebenheiten schildert, wird man immer auch der Persönlichkeiten eingedenk sein müssen, von denen sie ihre Impulse empfangen. Die Begebenheiten entwickeln sich in dem Zusammentreffen der individuellen Kraft mit dem objektiven Weltverhältnis.« Rante kommt bekanntlich bei der entscheidenden Frage »War Wallenstein ein Verräter, der sein Schicksal verdiente?« zu dem Schluß, daß es sich nur um wechselnde, von den verschiedenartigsten Momenten bedingte Pläne handelte, die allerdings hochverräterisch waren, in denen aber das entscheidende letzte

Wort nicht gesprochen wurde. So ansehbar das Werk im einzelnen, zumal vor der so viel reicheren neueren Forschung, dastehen mag, die historische Ahnungsgabe hat den Meister auch hier nicht im Stich gelassen: im großen und ganzen hat er das Richtige getroffen, und den Weg, auf dem er es erzielte, geht man noch heute an seiner Hand mit dem höchsten Genuß, den historische Erkenntnis vermitteln kann.

Der zehnte Band endlich vereinigt vier kleinere Geschichtsbilder: den Savonarola, die »Zeiten Ferdinands I. und Maximilians II.«, den Don Carlos und »Die großen Mächte«. Auch hier ist es, wie beim Wallenstein, ein dramatisch-tragischer Gedanke, der leitet: »Jede großartige Tätigkeit entfaltet sich inmitten des Kampfes der vorherrschenden Gewalten ... Der Kampf kann nie vermieden werden; er ist eine Notwendigkeit. Der Ausgang hängt vor allem von den Kräften ab, die auf beiden Seiten eingesetzt werden, nicht allein den materiellen, sondern auch den moralischen.« Die engsten Beziehungen zur Gegenwart hat der letzte Aufsatz. Ja, seine Bedeutung hat sich unter dem Flügelschlage des Weltkrieges geradezu verjüngt. Rante beginnt mit der französischen Übermacht unter Ludwig XIV., läßt dann England — unter Wilhelm III. —, Österreich und Rußland hervortreten und gipfelt seine Entwicklung durch das Erscheinen Preußens auf der Weltbühne unter Friedrich dem Großen. »Es war schon damals zu erkennen,« sagt er, »daß der wahre Schutz der politischen Unabhängigkeit von Deutschland in einer freien und gründlichen Vereinigung dieser beiden Mächte (Preußen und Österreich) gegen das Ausland bestehe.« Nur dieses einen Satzes bedarf es, um die noch heute lebendige Bedeutung dieses Aufsatzes zu erweisen. Mit einem blühenden Fruchtbaum hat ihn Euglia in seinem Lebensbilde Rantes verglichen: »indem man sich seines Duftes freut, gedenkt man zugleich des hundertfältigen Segens, den er bringen, der tausendfältigen Reime, die er streuen wird«.

*

Der 1. April vorigen Jahres sollte ein Bismarck-Gedenktag werden, ja, es war wohl nicht zu hoch gegriffen, wenn man in den Kreisen unserer vaterländischen Geschichtschreiber den Plan sah, dem Gedächtnis des Reichsgründers von der Sommer Sonnenwende 1914 an ein ganzes Jahr der Beleuchtung, der Würdigung, der Verherrlichung zu widmen und in einer Reihe von Einzelbildern sein Leben und seine Persönlichkeit, sein Wesen und Wollen,

sein Werk und seine Welt vor uns auszubreiten. So entstand der Gedanke einer durch die zwölf Monate fortlaufenden Veröffentlichung unter dem Namen »Das Bismarck-Jahr«, an der sich fast all unsere namhaften Geschichtsschreiber zu beteiligen versprochen hatten. Da, ehe noch das dritte Heft dieses Gedankwerkes ausgegeben werden konnte, entzündete der Weltkrieg seine Fackel, und nun lobten dem Manne, um dessen Errungenschaften der schwerste und gewaltigste aller Kriege ausgefochten werden sollte, andre Feuermale, als friedliche Erkenntnis, Liebe und Dankbarkeit sie geplant hatten. Wie so vielen andern, verschlug diese jähe Wendung auch dem großen literarischen Plan der Hamburgischen Verlagsbuchhandlung von Brosch & Co. einstweilen den Atem. Aber nur für eine kurze Zeitspanne. Dann fand er mit so vielen andern Friedensplanungen den Mut wieder, und so erschien denn, wenn auch mit beträchtlicher Verspätung, der Jahrhundertband dennoch, herausgegeben von den Professoren Max Lenz und Erich Mards, die ihren Beruf für dieses ehrenvolle Amt längst durch vielfache historische Arbeiten aus dem Kreise der Bismarckischen Ara erwiesen haben. Wir wollen der Verzögerung und Wandelung, die der ursprüngliche Plan erfahren hat, nicht zürnen. Denn statt der Einzelhefte halten wir nun gleich auf einmal den stolzen Gesamtband in Händen (geb. 12 M.). Zwar hat das Werk entgegen der ersten Anlage auch mancherlei innere Umgestaltungen erfahren, aber die wesentlichen Züge in der Persönlichkeit und der Politik des Gewaltigen, den Zusammenhang seines Lebens mit Um- und Nachwelt dürfen sich die Herausgeber mit Hilfe eines Stabes von Mitarbeitern trotzdem erschöpfen zu haben rühmen. Wertvoller noch ist, daß bei der Beteiligung so vieler Köpfe auch eine Einheitlichkeit in Empfindung, Anschauung und Darstellung erzielt worden ist, wodurch allein der Wert des mit Bildnissen in edler Vervielfältigungsart schön und reichlich ausgestatteten Bandes über die Eigenart einer Gelegenheitschrift und über das Gedankjahr hinaus gesichert erscheint. Das Wertvollste haben die beiden Herausgeber selbst beigezeichnet: Mards ein aus dem vollen geschöpftes meisterhaftes Gesamtbild Bismarcks und eine Untersuchung über den Künstler in Bismarck, Lenz nicht weniger als vier Einzelaufsätze über Bismarck als Diplomaten, seine Beziehungen zu Napoleon III., sein Verhältnis zur »deutschen Idee« und die Spiegelung des Weltkrieges in seinen Gedanken. Aber auch Friedrich Meinecke (Bismarck und das neue Deutschland), Eberh. Gottschew (Bismarcks Stellung zur Religion), Rich. Sternfeld (Bismarck und die Musik), Martin

Spahn (Bismarck und das Elsaß), Adolph Wagner (Bismarcks Wirtschafts- und Finanzpolitik), Theob. Ziegler (Bismarck und die akademische Jugend) sind darauf bedacht, dem Werk den lebendigen Gegenwartswert zu sichern, so daß es für die männliche Jugend unserer höheren Schulen — etwa zum Tage ihrer Universitätsreise — so leicht kein besseres vaterländisches Geschenkwerk geben kann.

Aus dem Nachlaß des Münchner Historikers Karl Theodor von Heigel ist ein Band Deutscher Reden hervorgetreten (München, Beck; mit dem Bildnis Heigels nach Lenbach; geb. 5 M.). Noch einmal zeigt uns der teure Entschlafene hier in voller Kraft und Lebendigkeit das Gesicht seines Wesens, diese einzigartige Vereinigung von wissenschaftlicher Strenge, anmutiger Form und menschlicher Liebenswürdigkeit. Es gibt Geschichtsschreiber, die ein glühenderes Temperament und einen glänzenderen Stil ihr eigen nennen, aber keinen zweiten, der sich dieser einzigartigen Mischung von Herz und Verstand, von edler Auffassung, warmem Gefühl und kunstvoller Darstellung rühmen dürfte. Ein Erbteil aus der Zeit der Maximilianischen Tafelrunde begegnet uns in diesem Bande: mit der Belehrung wird uns ein ästhetischer Genuß, aus strengen Forschungen schält sich immer ein lebensvolles, rundes Bild heraus, das doch nie der Wahrheit zu nahe tritt. Wir wissen, daß Heigel, ein Künstlerkind, ursprünglich selbst Künstler werden wollte; er hat sich überwunden, aber die Gaben, die ihn auf jenen Weg wiesen, auch als Gelehrter nie ganz verleugnet. Religiös und politisch liberal, hat er allzeit seinen Mann gestanden, ohne sich je auf den politischen Kampfplatz zu begeben. »Ich bin ein Bayer, treu ergeben dem Wittelsbacher Fürstenhaus«, hat er bekannt, aber in einer Gedächtnisrede auf — Heinrich von Treitschke! Nein, er kannte keinen Gegensatz zwischen Bayern und Deutschland; Geschichte und Gegenwart hatten ihn gelehrt, daß Bayerns Heil nur in Deutschland und im Zusammengehen mit Preußen liegt. In seinem prächtigen Vortrag »Einheitsstaat oder Bundesstaat?«, der diesen Nachlaßband eröffnet, hat er vor fünf Jahren in der Reichshauptstadt, in der Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung, öffentliches Zeugnis davon abgelegt. Er war gut frisch und gut bismarckisch gesinnt, aber dem Leben seiner engeren Heimat ist er darum keinen Augenblick untreu geworden ... Es weht eine frische politische Luft in diesen Reden und Vorträgen, so sehr Heigel immer wieder betont, daß er kein Politiker sei. Mit dem sicheren Augenmaß für das Tatsächliche ist er, nachdem er den großen vaterländischen Gedenktagen der Jahre 1913 bis 1914

die Weihe seiner Rede verliehen, nachdem er noch wenige Monate vor dem Kriegausbruch Wert und Berechtigung der völkischen Bewegung von hoher Warte überschaut hatte, vor den Krieg selbst hingetreten, um in Aufrufen, Reden und Aufsätzen mit der unerlöschenen Blut seines vaterländischen Herzens die Jugend zu entflammen, Sinn und Ziel des Kampfes zu deuten, aber doch auch zur Mäßigung, zur Besonnenheit, zu fester, eherner Geduld und Zähigkeit zu mahnen. So vollendet sich seine Art und Kunst noch einmal in dieser schönen und reichen Sammlung, und wenn wir etwas an ihr aussetzen hätten, so wäre es nur das eine, daß der, von dem sie uns die letzten Grüße bringt, den steilen Weg unsers Volkes nicht noch eine Strede weiter mit seinem hellen, starken und doch milden Geiste begleiten durfte.

Hier schließe ich am besten den Hinweis auf eine Münchner Rektoratsrede an, die Friedrich Müller beim Stiftungsfest der Ludwig-Maximilians-Universität am 26. Juni 1915 gehalten hat (Leipzig, Joh. Ambr. Barth). Der sie hielt, ist Mediziner, aber mit dem Geiste Feigels verbindet ihn nicht nur der feinsüßliche, warmherzige Nachruf, den er dem Geschichtsschreiber Bayerns widmet, sondern auch die innere Gemeinsamkeit eines verwandten Strebens nach der Versöhnung strengwissenschaftlicher Betrachtung mit allgemeinverständlicher, form-schöner Darstellung. Der Gegenstand, den sich Müller gewählt hat, ist schon oft in akademischen Gedankreden behandelt worden: vor ihm haben Weisman, Pflüger, Friedr. Martius, Ribbert, Ewald, vor allem aber Jakob Grimm über das Alter gesprochen. Das Neue und Fördernde an Müllers Arbeit ist die Vereinigung medizinisch-naturwissenschaftlicher Behandlung mit der psychologischen Beobachtung.

*

Fast gleichzeitig sind zwei Bücher über die Türkei herausgekommen, die sich gegenseitig gut ergänzen. Das gewichtigere, gründlichere und zugleich bedeutendere ist das von Ewald Banse bei Westermann in Braunschweig erschienene: »Die Türkei. Eine moderne Geographie« (mit Buchschmuck von Carlos Tips, 62 Abbildungen und einer farbigen Kulturkarte). Was Banse unter »moderner Geographie« versteht, sagt das Vorwort: »Es gibt eine große Anzahl von Reiseberichten über die Türkei, jedoch das in ihnen verborgene Material ist zu weitläufig und liegt dem suchenden Auge zu sehr versteckt, als daß es auch nur im geringsten nutzbar würde. Hier hat die Geographie einzuspringen. Ihre vornehmste Aufgabe ist es, die Einzelkenntnisse über die Länder zuerst zu sammeln und zu ordnen und dann in tastvoller Auswahl und in geschmackvoller Form darzustellen.« Letzten

Endes meint Banse wohl noch etwas anbres: moderne Geographie ist ihm die Verwertung der gründlich gesammelten, gesichteten und geklärten Kenntnisse von Land und Leuten zu einer Darstellung der naturgeschaffenen Wirtschafts- und Kulturverhältnisse im realistischen Sinne. Man darf seine Art, zu sehen, aufzufassen und darzustellen, am ehesten mit der Lamprechts gegenüber der alten, überwiegend politischen Gesellschaftsauffassung der Schüler Schloßers und Lindners vergleichen. Auch ihm ist, wie dem Leipziger Neuerer, diese Betonung des Materiell-Wirtschaftlichen, diese Mobilmachung gelehrter Kenntnisse für das praktische Wirtschaftsleben der Gegenwart vielfach verdacht worden; aber die Stimme der Zeit hat ihm recht gegeben. Was er will und kann, kristallisiert sich auch für das Laienauge deutlich und überzeugend in der beigelegten Kulturkarte, dem Rinde eines genialen Gedankens und einer meisterhaften Ausführung.

Demgegenüber herrscht in dem bei Beck in München erschienenen Buche »Die Türkei« von dem kgl. bayr. Hauptmann im Generalstabe und kaiserl. ottomanischen Major a. D. Franz Karl Endres die Kulturschilderung in dem alten ideellen Sinne des Wortes vor. Über Baumwolle und Tabak, Olivenbau und Schafzucht, Busch und Steppe wird man bei Endres kaum etwas finden, jedenfalls nichts, was unmittelbar nutzbar zu machen wäre, desto mehr aber über den türkischen Charakter, das türkische Religions-, Gesellschafts- und Sittenleben (was fast dasselbe ist), über den jüngsten politischen Umschwung in der Türkei, seine verwinkelten völkischen Verhältnisse, ja auch einiges von türkischer Kunst und Literatur, die uns freilich einstweilen noch ein Buch mit sieben Siegeln sind. Der Verfasser, der ein paar Jahre lang an bedeutsamer Stelle in und mit dem Lande gearbeitet hat, tritt seinem Gegenstande mit nüchterner, das Für und Wider ruhig abwägender Betrachtung gegenüber: man spürt die Früchte einer von ernstem Wahrheitsstreben erfüllten Erörterung all dieser Dinge mit einheimischen Kennern, die der Verfasser gehört, deren Auffassung und Urteil er sich jedoch nie ohne eigne Kritik angeeignet hat. (Der Abschnitt über Abdul Hamid ist dafür bezeichnend.) Und während Banse streng methodisch verfährt, trägt Endres seine ausgewählten Bilder und Skizzen von Land und Volk mehr plaudernd, unterhalten, um nicht zu sagen feuilletonistisch vor als einer, der meint, daß er einstweilen nicht mehr erreichen kann als eine Einführung, eine erste Erweckung der Aufmerksamkeit für das noch von so vielen Rätseln und Geheimnissen umgebene Kulturgebilde des türkischen Orients.

Verschiedenes

Clara Blüthgen begeht am 25. Mai ihren sechzigsten Geburtstag. Sie hat in Romanen, Novellen und auch dramatischen Arbeiten eine von reicher, oft sogar feuriger Phantasie und seinem Formgefühl erfüllte vielseitige Tätigkeit entfaltet, ihr Bestes und Eigenstes aber in der Lyrik gegeben, der früh schon, aus den malerischen und zeichnerischen Versuchen ihrer Jugend, ein ausgeprägter Sinn für bildhaften Ausdruck und farbige Belebung zu Hilfe kam. Was uns aber ihre engverbundene schriftstellerische und menschliche Erscheinung hauptsächlich so wohlthuend macht, ist ihre von Jahrzehnt zu Jahrzehnt milder und freundlicher, wärmer und gütiger gewordene Weiblichkeit, die sie nie hinter angelerntem männlichem Gebaren zu verhüllen gesucht hat. Kaum je hat sie die Feder angelegt zur Gestaltung von Stoffen, die ihr nicht aus dem Zwang innerster Eingebung kamen; auch wo ihre satirische Begabung und ihr feiner Humor sich Bahn brachen, fühlt man, daß sie aus dem Herzen quellen. Ihre Novellen hat Paul Heyse, doch gewiß ein anspruchsvoller Meister dieser Kunstart, »kleine Meisterwerke von feinsten Ziselierung« genannt und an ihnen besonders die »artgemäßen Natur-schilderungen« gerühmt, die er sonst wohl zu überschlagen die Anart habe, bei ihr aber oft doppelt lese. Ein Kabinettsstückchen wie »Die Schiffbrüchigen« hätte er wohl, wenn es früher erschienen wäre, in seinen klassischen Novellenschatz aufgenommen. Dagegen wäre den »Klängen aus dem Jenseits«, oft recht flackernden Gedichten aus der Stimmungswelt des Okkultismus, gewiß seine Anerkennung versagt geblieben. Aber darin gerade darf die Gattin Viktor Blüthgens das besondere Gnadengeschenk ihres mit läuterndem Glück und Leid reich gesegneten Lebens sehen, daß es sich, wie die »Neuen Gedichte« und die leztlich mit ihrem Manne gemeinsam herausgegebenen Kriegsgebichte beweisen, mit sinkender Sonne einer menschlichen und künstlerischen Reife zuneigt. Die Festglocke mag sie sich selber läuten mit dem Gedicht »Glück«:

So still in mir — die wilde Anrast schweigt,
Die große Sehnsucht hat ihr Ziel gefunden.
Ein leises Brennen nur von alten Wunden,
Das diese Süße um so reicher zeigt,
Und wie sich deine Seele zu mir neigt,
Fühl' ich mein Wesen ganz und gar gefunden ...
und mit dem »Crebo«, dem Glaubensbekenntnis ihres Lebens:

... Die Blume bin ich, die zur Sonne fern
Verlangend hebt den weißen Blütenstern.
Ein Sehnsuchtsklang aus edlem Instrument,
Ein Erdenflämmchen, das nach oben brennt.

* F. D.

Ein eigener Aufsatz dieses Festes gilt den Kriegsschaumünzen, die auf Veranlassung der »Freunde der deutschen Schaumünze« seit dem Herbst 1914 geprägt worden sind. Was hier angestrebt wird, ist nicht mehr und nicht weniger als eine Wiederbelebung der historischen Medaille großen Stils, wie sie nur auf Grund eines gesteigerten Volksbewußtseins möglich ist. Erst der Krieg mit seinem großen Erleben konnte die Schwingen dazu leihen. Vorher fehlten der große Gehalt und die starke Gefinnung, ohne die so etwas immer nur künstlerische Spielerei bleibt. Malerei und



Ausf. Weder & Maas, Berlin

Clara Blüthgen

Bildhauerkunst mögen mit ihren großen kriegerischen Schöpfungen zögern bis zum Frieden und darüber hinaus; die Schaumünze als die beherrschende Kunst soll die Gegenwart beherzt beim Schopfe fassen, soll ihre Bilder prägen, solange das Feuer der Kampfessee noch heiß ist. Auch gelten ja ihre Ehrungen nicht allein den reißigen Kriegshelden draußen im Felde, sondern auch all den friedlichen Mitkämpfern von daheim, den Männern und Frauen, die unsre vaterländische Kraft an führender Stelle zu stärken und zu stählen gewußt haben, oder dem Spott auf unsre Feinde oder dem Kriege überhaupt. Die Anregungen der »Freunde der deutschen Schaumünze« sind denn auch auf fruchtbaren Boden gefallen: aus Berlin, Hamburg, München, Frankfurt und Königsberg haben sich berufene

Künstler in ihre Dienste gestellt und schon jetzt viel Kerniges und Schönes geschaffen. Eine von Prof. J. Menadier, dem Leiter der Münzsammlung des Kaiser-Friedrich-Museums in Berlin, besorgte und eingeleitete Mappe »Deutsche Schaumünzen« (Frankfurt a. M., Druckerei Kurz & Werschoven) mit fünfzig Abbildungen gibt Kunde davon und läßt — eine vornehme und wertvolle Werbeschrift — alle Freunde und Verehrer vaterländischer Kunst zum Beitritt zu der Gesellschaft der »Freunde der deutschen Schaumünzen« ein (Beitrittserklärungen an Herrn Geh. Reg.-Rat Dr. Menadier, Kaiser-Friedrich-Museum, Berlin C.). Die Mitgliedschaft wird erworben durch Zahlung eines Jahresbeitrags von 100 Mark und sichert unter Anrechnung dieser Summe einen wahlfreien Bezug der herausgegebenen Stüde zu einem um 20 v. H. geringeren Vorzugsspreise.

Schillers Gedichtentwurf »Deutsche Größe« hat, ähnlich wie Heibels Gedicht »Einst geschieht's« vom Jahre 1859, nur in weit tieferem und höherem Sinn, in diesem Weltkrieg eine neue, zeitgemäße Bedeutsamkeit erlangt. Schade nur, daß das erst 1871 aus Schillers Nachlaß hervorgetretene Bruchstück nicht viel mehr als eine flüchtige Aneinanderreihung halbgeliffener oder noch ganz roh gebliebener Steine ist, in denen das Feuer der Gedanken mehr schlummert als glüht. So hat sich Friedrich Lienhard ein Verdienst dadurch erworben, daß er die Verse und Prosa zeilen, die uns überliefert sind, in einheitlicher Nachbildung zu einem dichterischen Geschmeide zusammengefügt hat. Die Leser kennen diesen durch Takt und Geschick gleich ausgezeichneten Versuch aus unserm Märzheft. Jetzt veröffentlicht Lienhard die Nachdichtung in einem eignen kleinen Heft (Stuttgart, Greiner & Pfeiffer; geh. 4½ M.), das seinen Wert durch eine Darstellung der politisch-nationalen Anschauungen Schillers und eine allseitige Würdigung des weitaussehenden Gedichtentwurfes noch beträchtlich erhöht. Wie alles, was von Lienhard kommt, gipfelt auch diese aus dem Drang der Zeit geborene Gelegenheitschrift in erzieherischen Gedanken, die ihr Antlitz der »Seelenkraft«, der allgegenwärtigen und allmächtigen Sonne in seiner sittlichen Weltanschauung, zuführen.

Artur Brausewitters ostpreussische Erzählung »Die Alten von Verschauen«, vor einem Jahre (Juli und August 1915) zuerst in den Monatsheften erschienen, liegt jetzt bei Edwin Runge in Berlin-Lichterfelde als Buch vor. Sie ist eine von den nicht zahlreichen Geschichten, die ihren Stoff und

Schauplatz fern vom Kriege haben und doch tief in dem Gefühlsboden dieser Zeit verankert sind. Wie sich hier altes, zu ruhiger Harmonie und Tüchtigkeit abgeklärtes Lebensbegehren mit stürmischer Gegenwartsiebe und höchstem Kulturstreben begegnet, so gehen zwei Strömungen auch durch unser Dasein, nicht mehr feindlich getrennt, wie eine Weile, sondern zu einem mächtigen Strom deutschen Volks- und Heimatbewußtseins vereinigt. Das Bändchen (geh. 1 M.) wird auch im Felde willkommen sein.

Auch Heinrich Lilienfeins Roman »Ein Spiel im Wind« ist jetzt (bei Cotta) als Buch erschienen. Wir wissen, daß diese jenseit des Krieges entspringende, aber ohne Zwang, aus innerer sittlicher Notwendigkeit in die Kriegsstimmung mündende Geschichte vielen unserer Leser gerade dadurch lieb geworden ist, daß sie sich mit stiller, andächtiger Liebe in ein Einzelschicksal versenkt, mit dem man dem gewaltigen Geschehen des kriegerischen Welttheaters auf eine Weile entfliehen kann, ohne sich doch dem Geist der Gegenwart auf die Dauer zu entfremden. Der Kampf Edith Rauters, in deren Seele das leichte Blut der Mutter mit der schweren Charakterart des Vaters streitet, ist der vieler Kinder dieser Zeit, und die kommenden Jahre der Selbstbesinnung und Selbstvertiefung werden diesen Widerstreit erst recht in vielen verwandten Seelen zum Austrag bringen. So braucht der Buchausgabe des Lilienfeinschen Romans neben den feineren Unterhaltungsbedürfnissen um die Erfüllung einer höheren zeitgerechten Aufgabe nicht bange zu sein.

»Die Felbbücher« nennt sich eine neue Sammlung von Unterhaltungsschriften, die bei Egon Fleischel & Co. in Berlin zu dem Einheitspreise von 1 M. für das Bändchen erscheint. Die erste Reihe bringt u. a. folgende Werke: Georg Hermanns »Guckkasten«, ein Bändchen alter und neuer Erzählungen, Heiteres und weniger Heiteres, alles aber nachdenkliche Gaben eines geistreichen Kopfes; sodann Auguste Hauschners »Tod des Löwen«, eine Geschichte aus dem Prag des siebzehnten Jahrhunderts; ferner Rudolf Lindaus »Stimme Allahs«, eine Zusammenstellung der feinsten Erzählungen eines welt- und völkertundigen Schriftstellers, Clara Viebigs »Kinder der Eifel« und Alfred Bods »Flurschütz«, einen der kräftigsten Romane des heftigen Heimatkünstlers. Mit den »Felbbüchern« ist jedem Angehörigen und Freund an der Front, in den Etappen, im Lazarett und in der Kaserne eine Freude für billiges Geld zu machen.

och
fert
nie
mit
em
rö-
:br
zu
nd
en
in.

an
a)
fe
ne
in
n
t,
n
b
h
r
n
f
t
t



Werner Tschner: Generaloberst von Hindenburg

Der deutsche Weltkrieg



Rundschaffter

Schattensiß von Carlos Lips

Der Lerche Lied in Flandern

Hörst du der Lerche Frühlingslang
Im Lärm der Schlacht? Welch süßer Klang!
Schau, wie das Vöglein im Lichte sich wiegt,
Wie es hell jubelnd dem Himmel zu fliegt!
Klang nicht ihr Lied beim letzten Wandern
Im Heimatland? Nun tönt's in Flandern. —
Lerche, bei deinem fröhlichen Singen
Will mir vor Heimweh das Herz zerspringen.
Über du mahnst an des Krieges Sinn:
Gib um die Heimat das Leben hin! — —

„Was ist, Kamerad?“ — „Die Kugel traf gut.“
Er sinkt mir zu Füßen. Sein warmes Blut
Rötet den Acker. Das Auge bricht,
Während die Lerche im Sonnenlicht
Das alte Lied der Heimat singt.
„Schlaf wohl, Kamerad!“ Ein Wort entringt,
Ein letztes, den bleichen Lippen sich:
„Die Heimat.“ Ich schluchze bitterlich. —
„Er starb für die Heimat, der junge Held.“
Die Lerche jubelt's hoch über dem Feld.

Siegfried Heckscher

Der Deutsche der Zukunft

Von Dr. Karl Störck

Ze stärker wir die jetzige Gegenwart miterleben, um so mehr denken wir, schaffen wir Zukunft.

Mögen die Millionen Männer, die draußen im Kampfe stehen, die erstaunliche Kraft ihres gegenwärtigen Lebens und die eigenartige Erfüllung ihres jetzigen Daseins auch zu allererst dem Umstande verdanken, daß sie sich zu jeder Stunde einer klar umschriebenen Pflicht gegenübersehen und von keinem andern Gedanken beiseit sind, als dieser Pflicht des Augenblicks Genüge zu tun — ihr so durchaus als Gegenwart erscheinendes Leben hat doch als ergiebigste Nährquelle die Zukunft. So groß die Aufgabe der Gegenwartsstunde für jeden einzelnen Kämpfer, vom Felsherrn bis zum letzten Arbeitskolbaten, ist, so voll sie die Kraft jedes einzelnen verbrauchen mag, keiner von ihnen vermöchte diese Gegenwartsstunde zu erfüllen, wüßte und fühlte er nicht, daß er damit der Zukunft dient. Das Deutschland dieses Krieges war nur deshalb so herrlich und groß, weil es als Leitbild das Deutschland der Zukunft in sich trug.

Etwas Ähnliches wird bei jedem Kriege der Fall gewesen sein. Aber sicher hat noch niemals ein ganzes Volk als anfeuernde Kraft seines gewaltigsten Tuns so durchaus den Gedanken an eine künftige bessere Zeit in sich getragen, wie das deutsche beim Ausbruch dieses Krieges. Ist es doch das Einzigartige an diesem Erleben gewesen, daß wir alle von dem Gefühl ergriffen wurden, nicht unser Vaterland im rein stofflichen Sinne seines Besitzstandes verteidigen zu müssen, sondern unser geistiges und seelisches Vaterland, das Deutschtum. Dieses Gefühl war so stark, daß wir als erste Kriegspflicht unsere Selbstreinigung empfanden. Mit dem Heute des Kriegsausbruches erschien uns der Deutsche von gestern unwürdig dieser gewaltigsten Lebensstunde des deutschen Volkes, und weiß Gott, keiner wäre für diesen Deutschen von gestern, der selbstzufrieden oder auch anmaßend möglichst viel des erreichbaren Genusses für sich einzufaden strebte, in den Kampf, in den Tod gezogen, um ihn so zu erhalten, wie er war. Das »Umlernen müssen«, damals zum geflügelten Wort geworden, haben wir in unsern guten Stunden als ein Gelohnis zur Besserung verstanden; denn damals erfuhren wir, daß wahrhaft deutsch sein ein menschliches Besserwerden bedeute.

Was vorher als klare Erkenntnis nur der Besitz einzelner war, bei den vielen günstigenfalls als ein zages Gefühl lebte, das wurde nun Erlebnis des ganzen Volkes: Es gibt nichts Höheres, nichts Stärkeres, nichts Freudigeres, im gewissen Sinne aber auch nichts Schwereres als das Bekenntnis: Ich bin ein Deutscher

Seit jenen hellen Spätsommertagen ist eine lange Zeit verflossen. Eine dauernde Hochstimmung ist für den Menschen unmöglich und unnatürlich. Der Alltag gewann wieder Macht über uns, und dieser Alltag war oft schwer und hart. Noch schlimmer: das Gemeine des Lebens wagte sich wieder hervor und beschmutzte in seiner Gewinn gier vielfach sogar die hehrsten Erscheinungen des Daseins. Aber so viele Flecken das strahlende Gewand verunzieren mögen, die Tatsache jener heilig leuchtenden und heilig verklärenden Stunde ist keinem wieder zu rauben, der sie wirklich erlebt hat. Dieses hehre Erlebnis der deutschen Erhebung von 1914 wird auch in fernen kommenden Zeiten seine stärkende und verklärende Wirkung üben. Für uns aber liegt in den trüben Erfahrungen, die wir seither gemacht haben, die Mahnung, alle guten Kräfte, die von der starken Stunde geweckt worden sind, zu nützen, sie — man verzeihe das Wort, dem jetzt nirgend zu entgehen ist — geradezu zu organisieren zum Heile unsers deutschen Lebens. Die draußen im Kampfe stehen, haben das Glück einer klar erkannten Pflicht; sie wissen zu jeder Stunde genau, was sie zu tun haben, und sie können nichts Besseres tun, als sich dieser erkannten Pflicht völlig hinzugeben. Damit wirken sie Zukunft, und diese Zukunftswerte vollziehen sich in ihnen gewissermaßen von selbst. Sie selber werden dadurch, daß sie so ganz Gegenwart sind, vollkommene Diener der Stunde, die für Deutschland eine heilige Stunde ist, zu Zukunftsdeutschen.

Wir zu Hause dagegen haben uns durch die Kräfte unsers Inneren zu jenen Deutschen der Zukunft zu entwickeln, als die unsre Kämpfer aus dem Kriege heimkehren werden. Nicht nur, um ihrer würdig zu sein. Auch hier scheidet das Persönliche aus; auch hier ist es deutsch, etwas um der Sache willen zu tun. Die Sache aber ist das Vaterland, das Deutschtum. Wir zu Hause sind genau so gut Soldaten, Krieger dieses Deutschtums, wie die Kämpfer draußen im Felde. Und da die Natur auch über jene Helden Gewalt behält, da bei ihnen nach der unvergleichlichen Anspannung aller Kräfte des Körpers und der Seele ein Rückschlag eintreten muß, kommt in unserm großen Kampfe um das Deutschtum noch eine Stunde der Gefahr, der größten Gefahr: wenn die Tausende heimkehren, müde und abgelenkt sich der langentbehrten Heimat in den Arm werfen. In den Freuden, aber auch den Genüssen, die diese Heimat bietet, werden sie nur dann die heilige Größe, die sie sich selbst draußen erkämpft haben, wahren können, der Heimat zum Segen, wenn diese Heimat ebenso heilig und groß geworden ist wie sie selbst. Daran müssen wir

arbeiten. Wir müssen fähig sein, dann die Kämpfer abzulösen, denn es darf kein Rückschlag eintreten. Es gilt ja nicht nur die Feinde zurückzuschlagen, zu überwinden, es gilt, uns selbst unser Deutschtum zu erobern. So ist der Kampf, in dem wir jetzt stehen, mit dem siegreichen Ende des Krieges nicht zu Ende. Und unsere Aufgabe ist es, uns für den künftigen Kampf zu stählen, dafür würdig und stark genug zu machen. Wir werden das nur vermögen, wenn wir uns darüber klar werden, was es bedeutet, ein Deutscher zu sein, und wenn wir nach dieser Erkenntnis leben, also wenn wir echte Deutsche werden.

»Ich bin ein Deutscher« ist zunächst ein Bekenntnis der Sonderart.

Daß wir anders sind als die andern, ist uns mit Ausbruch dieses Krieges in einer Weise gesagt worden, die keiner mehr vergessen kann. War es nicht geradezu entsetzlich, wie alles sich von uns abwandte? Eine Glut des Hasses wälzte sich gegen uns heran. Wir standen staunend, befremdet. Das Merkwürdigste war, daß wir keinen Augenblick daran dachten, Gleiches mit Gleichem zu vergelten. Es sind auch bei uns Haßgesänge angestimmt worden. Ihr Geziß hat uns vielleicht für eine Stunde aufgepeitscht, aber aus der Tiefe des Herzens kam es uns nicht. Kann der hassen, der sich auf einmal unendlich überlegen fühlt?

Bald nach dem ersten Entsetzen konnten wir über den Zuruf »Barbaren« lachen, uns seiner freuen. Ja, wir sind für euch Barbaren, wir sind nicht euresgleichen. Hunderte kluger Köpfe mühten sich zu untersuchen: Warum sind wir in der Welt so verhaßt? Oder doch nicht beliebt? Vom Lobentittel und der schlechtfügigen Reisebluse bis zu Treitschke-Bernhardis Verpreußung der Welt und Nießisches Übermenschtum hat der zu zerknirschender Selbstbekenntnis bereite Deutsche tausend Gründe für diese Unbeliebtheit in der Welt gefunden, und er war wohl auch bereit, reumütig an die Brust zu schlagen und Besserung zu geloben, oder je nach Temperament nun gerade erst recht aufzutrompsen.

Die Frage ist zu ernst, als daß ihre Lösung aus dem Handgelenk herausgeschüttelt werden könnte. Wenn man so viel Liebe gegeben hat, wie wir es getan haben, tut es weh, die Gegenliebe nicht zu finden. Denn entweder hat man unwürdig geliebt, oder man ist tatsächlich nicht liebenswert. Es gehört schon zur Sonderart des Deutschen, eine solche Selbstprüfung anzustellen und nicht von vornherein alle Schuld nur beim andern zu suchen. Aber wir müssen uns doch auch klar sein, daß eine derartige selbstsame Erscheinung nicht auf Einzelheiten beruhen kann, sondern in der Tiefe des Wesens ihren Grund haben muß. Es kann auch nicht

an tausend Außendingen liegen, denn alle diese lassen sich hüben wie drüben feststellen. In einer solchen Zeit, in der das Innerste des Menschen hervorgekehrt wird, sind die elementaren Kräfte am Werke. In einer solchen Zeit, in der es zum Leben und Sterben geht, liegt der Unterschied in der Urkraft des Lebens.

Dieser aufflammende Haß eines Teiles der Welt gegen uns hat den tiefsten Grund darin, daß der Wertbegriff des Lebens bei jenen andern von dem unsrigen verschieden ist. Mit der Unzulänglichkeit, die der Zwang auf eine kurze Formel immer in sich birgt, kann man sagen, der Wertbegriff des Lebens ist bei uns ethisch, bei den Romanen und auch bei den Engländern ästhetisch. Der Urgrund des Lebensideals ist bei uns die Lebensfittlichkeit, bei den andern die Lebensschönheit gewöhnlich in der Form als Lebensgenuß. Die Lebensgestaltung geht also bei uns auf den Inhalt, bei den andern auf die Form. Ursprüngliche Anlage ist durch geschichtliche Entwicklung verstärkt und vertieft worden. Ich kann das nicht im einzelnen ausführen, aber überdenken wir, daß bei uns Deutschen die treibenden Kräfte immer aus dem tiefen Born des Volkstums emporsteigen, meistens sogar im Kampfe stehen mit den äußerlich herrschenden Mächten des Lebens. Genau das Gegenteil bei den Romanen, bei denen eine obere Gesellschaftsschicht dem Leben die Gestaltung verleiht, die nun allen als Ziel vor-schwebt. Das Sonnenkönigtum Ludwigs XIV., seine gesellschaftliche Beherrschung der Welt ist bis auf den heutigen Tag das Ideal des Romanentums. Wie äußerlich bescheiden ist dagegen das Weimar unsrer deutschen Geistes-helden! Wie kümmerlich sind die gesellschaftlichen Formen, unter denen die Heroen unsrer Musik — Bach, Mozart, Beethoven, Haydn — geschaffen haben! Wie ganz Kampf gegen gesellschaftliche Macht, gegen gesteigerten »Geschmack« in allem Äußeren ist das Tatwerk Bismarcks!

Dieses von innen heraus, den Gesetzen des Inneren gemäße Gestalten des Lebens hat uns den Ruf des Volkes der Dichter und Träumer eingetragen, der Leute, die innerlich Weltreiche bauen und äußerlich kaum eine Hütte haben, wo sie ihr Haupt niederlegen können.

Nun wir aber darangingen, die Welt diesem in langer innerer Arbeit gewonnenen Bilde der Sehnsucht entsprechend zu gestalten, erst im eignen Hause und dann in immer weiter greifendem Umkreise; als aus dem Träumer der Mann der Tat wurde, der seinem Traum Lebensgestaltung schafft, da mußten alle jene entsezt aufschreien, die diesen Kampf zu einer Höhergestaltung der Welt nicht mitmachen wollten.

So ist der Haß der Welt für uns in der Tat ein Ehrendenkmal. Und das Wort

Und dann die Kunst! Gerade ihr mußte die Fremde immer wieder als das Gefilde des ersehnten Friedens nach der Walfstätt schweren Ringens erscheinen. Gerade weil die Kunst unsrer deutschen Art gemäß für uns Aussprache des Innersten ist, mußte der deutsche Künstler ein Kämpfer werden. Gerade weil für uns der Wertbegriff des Lebens ethisch eingestellt ist, kann uns seine sinnliche Erscheinung allein nicht genügen. Und wie deutscher Philosophie und Religion höchstes Bemühen gewesen ist, eine Einheit zwischen dem Geistigen und Körperlichen zu erreichen, nicht durch deren Auseinanderhaltung, sondern durch ihre wechselseitige Durchdringung, so auch der deutschen Kunst. Aber anderseits sind die Mittel auch dieser Kunst sinnlich, ihr letztes Streben darum auch die Schönheit des Sinnlichen. Ist es darum zu verwundern, wenn gerade der Künstler immer wieder einer Welt erlag, über deren geistigem

An dieser Stelle erkennen wir, daß der Begriff des deutschen Lebens schwer ist und das Wort »Ich bin ein Deutscher« eine Verpflichtung bedeutet und ein Gelöbniß ist. Das Faustische ist das Deutsche. Faust aber will sterben, wenn er sich aufs Gaubett der Genügsamkeit legt.

Ist das unermessliche Bier?

Für uns Deutsche brauchen wir die Frage nicht zu beantworten. Der Dichter des »Faust« hat die Antwort geschaffen. Nicht Genuß, nicht Macht schaffen die Befriedigung. Und wenn der greise Faust sie vorahnend empfindet, so ist es im Gefühl, beglückt zu haben. Aber aus den Reihen unsrer Feinde gelte uns jetzt das Wort »Herrenmenschen« entgegen und der Ruf, wir hätten Niemand zum Führer unsers Lebens erfunden. Nun wohl, von Niemand stammt das Wort: »Ich habe den Glauben, daß wir nicht geboren sind, glücklich zu sein, sondern um unsre Pflicht zu tun, und wir wollen uns segnen, wenn wir wissen, wo unsre Pflicht ist.«

So sind wir gesegnet durch die ungeheure Heimsuchung dieses Krieges. Solche Dinge können nicht erkannt werden; hier fühlen wir, was Offenbarung heißt. Einer solchen Offenbarung ist unser ganzes Volk jetzt teilhaftig geworden, der Offenbarung nämlich seines Weltberufes. Ein seltsamer Unterschied ist auch hier zwischen uns und den andern. Sie alle weisen zurück auf das, was sie getan. Nun, auch für uns böte die Geschichte keine geringere Ausbeute. Aber es genügt uns nicht, wir denken gar nicht daran, uns auf die Vergangenheit zu berufen. Uns ist Offenbarungsbesitz geworden, daß wir eine Zukunft haben. Wir sind dem Jüngling gleich, der in den besten Stunden seines Strebens auf alles verzichten möchte, was ihm ohne sein Verdienst zugefallen, von der Vergangenheit vererbt worden ist, um nur aus eignen Kräften sein künftiges Leben sich zu bauen. ...

Wir sprachen von Faust als Spiegel des Deutschen. Der greise Faust klagt: »Könnt' ich Magie von meinem Pfad entfernen, die Zauberprüche ganz und gar verlernen; stünd' ich, Natur, vor, dir ein Mann allein, da wär's der Mühe wert, ein Mensch zu sein.« Wie Faust durch Zauberkunst den Machtbereich seines eignen Wesens zu mehren strebte, so haben wir Deutsche getan. Die ganze Welt haben wir uns geistig zu eigen zu machen gestrebt. Wo sich irgend Leben zeigte, eine Kraft rührte in Kunst oder Wissenschaft, in der Welt des Gedankens und der Schönheit, waren wir zur Stelle und suchten sie uns zu gewinnen. Wir wollen auch heute nicht verkennen, daß auch ein Starkes in dem war, was uns in die Ferne schweifen ließ. Und wenn wir jetzt als Schwäche, als Mangel an Stolz bereuen, daß wir darüber oft das Heimische verkannten, so wäre diese Erkenntnis des Fehlers ja der erste Schritt zur Besserung. Aber er genügt nicht. Wir müssen uns bewußt beschränken lernen.

Ich sehe darin eine harte Pflicht, denn ach!

die Ferne lockt so schön und verheißend, und nichts schweift so gern wie die Sehnsucht. Wir dürfen aber nicht in die Weite, wir müssen jetzt in die Tiefe. In die Tiefe des eignen Wesens. Seitdem wir Deutsche in der Kulturgeschichte der Welt stehen, haben wir uns um die Welt bemüht und das Heimische als natürliche Zugabe genommen. Nun stehen wir an der Grenze. Für das praktisch-politische Leben haben wir es in diesem einen Falle früher erkennen müssen als für das geistige, während sonst für uns Deutsche die geistige Erkenntnis der praktischen immer vorangegangen ist. Aber daß Weltbürgertum in Wirklichkeit bedeutet, daß man die Beute der Welt wird und nicht ihr Herr, daß die Welt einen hat, man nicht aber die Welt besitzt, das ist uns durch Schanden noch rechtzeitig klar geworden, und wir haben den Schanden geheilt, indem wir praktisch-politisch Deutsche wurden.

Im Geistesleben ist es nicht anders. Wenn uns die Welt nicht verschließen soll, wenn wir unserm Deutschtum den Beruf des Herrtums zuerkennen, wenn wir daran glauben, daß diesem deutschen Geist eine Weltaufgabe zusteht, dann müssen wir das Deutsche in diesem Geiste möglichst stark machen, möglichst rein herausbilden, und dürfen nie und nirgend seine Sonderart in einem Weltgange aufgehen lassen. Wir tun nicht nur uns, wir tun der Welt den besten Dienst, wenn wir den Charakter des Deutschen auch mit allen seinen Härten, Eden und Ranten, auch mit seinen Engen und Grenzen möglichst rein und stark herausbilden.

Darum ist das hohe Pflichtgebot der Stunde für den Deutschen der Zukunft: Treue dem deutschen Wesen. Nicht aufs rein Geistige und Künstlerische kann sich das beschränken. Unser ganzes sittliches Sein muß davon ergriffen werden, gerade weil die deutsche Weltwertung ethisch ist. Der Materialismus ist nicht nur als Weltanschauung, sondern auch als Lebensbetätigung undeutsch. Nicht umsonst sprachen wir in den letzten Jahren so oft vom »Amerikanismus« unsers Lebens. Das Schicksal muß es mit dem Deutschen gut meinen, denn es züchtigt ihn hart für jede Untreue gegen sich selbst. Jeglichen Amerikanismus haben wir jetzt in der Stunde der Not als schmerzhaft empfinden müssen. Und dieses Schicksal will uns zur selben Stunde auch vor dem Irrtum bewahren, als ob eine gesunde Machtpolitik einen solchen Amerikanismus, der die Preisgabe ist des Ethischen, jetzt nicht um des Ästhetischen, sondern um des schönen Gewinnes willen erheische. Der Wert jegliches Besitzes, jeglicher Arbeit erweist sich wie alle Freundschaft nur in der Stunde der Not. An hundert kleinen Fällen muß jetzt unsre Industrie, unsre Handelswelt erkennen, wie sehr sie sich

selbst schadete, wenn sie um eines leichter zu erringenden Vorteils willen die Maske der Fremde vorband. Sie hat dadurch nicht nur das eigne Vaterland und sein Ansehen in der Welt geschwächt, sondern auch sich selbst. Diese Welt weiß wegen der Fremdmaste nicht, daß sie dieses deutsche Erzeugnis braucht, und nimmt nun den Ersatz aus fremdem Lande an. Und wie ist es jenen Tausenden und aber Tausenden von Deutschen ergangen, die um der Bequemlichkeiten des Lebens willen draußen in der Welt ihr Deutschtum verhüllten? Zur Ohnmacht sind sie verurteilt; für zahllose von ihnen blieb als letzter Ausweg nur noch der vollkommene Verrat. —

Es ist ein Seltsames ums deutsche Erleben. Kein Volk schickt so viele Wanderer und Reisende in die Welt. Haben wir es doch als besondere Günst Gottes angesehen, wenn er uns in die weite Welt schickt. Und gerade die Weitgereisten haben, heimgekommen, die Schönheit der deutschen Natur als die stärkste und tiefste empfunden, weil sie sich nicht aufdrängt, weil sie gesucht werden muß; also weil wir selber etwas dazu tun, wenn wir das harte Wort brauchen wollen: weil wir um sie kämpfen, sie uns ertämpfen müssen. Ein Gleiches gilt von der deutschen Kunst. Es geschieht wohl nicht schnell, zumeist auf weiten Umwegen, oft nur durch die Gnade einer schweren Stunde, aber wenn erst einmal die Schönheit der schlichten deutschen Schwarzweißkunst, aber auch die herbe Süße der alten deutschen Malerei, der verwinkelte und versteckte Reichtum des alten deutschen Städtebaues aufgegangen ist, dem trat dahinter zurück all das Helle, Lichtklare, Übersichtliche der andern Kunst der Welt. Und in Stunden innerer Not, wo er der Hilfe bedarf, wo er das Göttliche braucht, um über das Irdische hinwegzukommen, greift er sicher nicht mehr nach dem Fremden.

Wir sind das Volk der Weltliteratur, haben uns um ihren Besitz bemüht, sind fremde Wege nachgegangen. Es mag dort Glänzenderes zu finden sein, vielleicht auch Geistvolleres, Klügeres; die Wege sind klarer und übersichtlicher, die Formen größer. Aber ist noch irgendwo die Schönheit des Hinausbringens ins Klare nach dunklen Irrwegen? Ist noch irgendwo der Jubellaut der Freude auf blutigem Kampfplatz wie in Beethovens Reunter? Ist noch irgendwo die Seligkeit des Triumphes eines Lichtgebankens über eine Welt voller Teufel wie in Bachs Kantaten? Und dann bleiben außer alledem noch drei Dinge: Es bleiben Gedichte Goethes, in denen dem in seiner Qual verstummenden Menschen ein Gott zu sagen gab, wie er leidet, in einer Sprache, die von Gott ist und ohne irdische Beschwer. Es bleibt das

Lied Schuberts, in dem eine schwere Süßigkeit ist, so wie Jugendsüße Last wird. Und es bleibt Mozart, wo die Überfülle des Gefühls nicht mehr belastet, sondern hebt.

Das sind die höchsten Schönheiten menschlicher Kunst, und sie vermochten nur aus dem Urgrunde deutschen Wesens zu erwachen. Und darum glaube ich, daß das Bekenntnis zum Deutschen auch ein Bekenntnis ist zur Freude, zur Schönheit. Auch die Menschheit als solche wird älter, die Zeiten der Kindheit und des Jünglingsalters sind dahin. Beide haben, nein hatten ihre Schönheit: die kindliche Fetterkeit der Antike; die ungehemmte Genüßfähigkeit einer Jugend, die unbekümmert nur die Stunde genießt, wie sie die »dolce France« und das »old merry England« verstanden. Die Menschheit schreitet weiter auch ins Mannesalter. Wir stehen darin, und die Kunst von Goethes »Faust«, von Beethovens Symphonie, stehen an seiner Schwelle. Ich erinnere wieder an ein Wort von Nietzsche; 1870, als er einen Aufruf zur Gründung Baireuths entwarf, hat er es geprägt: »Ehrwürdig und heilbringend wird der Deutsche erst dann den andern Nationen erscheinen, wenn er gezeigt hat, daß er furchtbar ist und es doch durch Anspannung seiner höchsten, edelsten Kunst- und Kulturkräfte vergessen machen will, daß er furchtbar war.«

Wir haben jetzt der Welt unsre Furchtbarkeit gezeigt. Auch ich glaube, daß es nötig ist, denn die Welt beugt sich nur dem Zwange, und nur das tragische Erleben hinterläßt tiefe Spuren. Nach 1870 waren wir zu dieser großen Weltaufgabe noch nicht reif. Wir verfielen dem Rausch der Macht, wir wurden an ihr trunken. Und auch den Kagenjammer haben wir kennen gelernt. Wer den Odem der Zeit belauscht, spürt heute von anderm Sehnen und Verlangen die Brust des deutschen Volkes schwellen.

Und wenn die Zeit und ihre Heimsuchungen so unendlich schwer sind, wenn wir kämpfen müssen, wie nie zuvor ein Volk der Welt gekämpft hat, um zum Ziele zu gelangen, so entspricht das ganz dem Wesen aller jener Offenbarungen des Geistes und der Seele, die wir als urdeutsch empfinden: durch Kampf zum Sieg. Dazu noch ein Neues im Erlösungswert jenes Künstlers, der uns auch gerade in dieser Zeit wieder voll gegenwärtig geworden ist, Richard Wagners, dessen »Parsifal« die Erlösungstat erst vollbringen kann, nachdem er durch Mitleid, also durch Mitleiden, wissend geworden. So liegt in urdeutscher Art die Gewähr, diesen hohen Beruf erfüllen zu können, und es ist das Gelöbnis zum edelsten Menschentum, wenn wir alle Kräfte daransetzen, dieser reine Deutsche der Zukunft zu werden.

Und doch!

Das ist ein Wort wie Hammerschlag,
Wie klarer Schein und Wintertag,
Ein Schwert, dem niemand trohen mag:
Und doch!

Da ist kein grauhaarig Weh und Ach,
Kein Dorn, und ob er ins Herz dir stach,
Den nicht die fröhliche Weisheit brach:
Und doch!

Stirbt, was in heißen Träumen erfonnen,
Was in Licht und Frühling zu blühen begonnen,
Im Hohn der Welt wie versiegende Brunnen —
Und doch!

Und ruft der ewig verschleierte Wille
Die Fröhlichsten, Besten in Schweigen und Stille,
Und einsam bleibst du in irdischer Hülle —
Und doch!

Sind Herzen, die Glaube und Sonne getragen,
Müde geworden und gramzerschlagen
Und sehn nicht der Sterne goldene Wagen —
Und doch!

Und fallen tausend, und nicht die Schlechten,
Zu deiner Linken, zehntausend zur Rechten —
Kopf hoch! Arm frei! Und weiterfechten!
Und doch!

Und doch! Bebt auch die Feste der Welt,
Und ist kein Licht, das die Nacht erhellt,
Der Troß bleibt, wenn Himmel und Erde zerspellt:
Und doch!

Auch jetzt, da der Flügel des Todes weht
Und Jugend und Liebe verbluten geht,
Ist Kraft und Sieg im harten Gebet:
Und doch!

Da aus den Tiefen grüßt eine Hand,
Es rauscht der Gottheit lebend'ges Gewand,
Und es steigt ein neues, erlöstes Land ...
Und doch!

Emil Radina

Mit Hacke und Spaten

Bilder aus dem Kriegsleben unsrer Armierungssoldaten

Von Georg Schmitz

Flieger

Eigentlich mochten wir sie ganz gerne, die großen weißen Vögel. Denn wenn sie am Himmel ihre Bahn zogen, war für uns Schipper unten auf der Erde Feierstunde. Stets standen ein paar Mann von uns auf der Wacht, und wenn ihr langgezogener Warnungsruf »Flieger!« über die Gräben hinscholl, dann gab es ein paar Augenblicke lang ein wildes Durcheinander: ein jeder warf seine graue Toppe über die weithinleuchtende Drillischjade und machte sich dann daran, die ausgeworfene helle Erde seines Grabenstüds mit dunklem Mutterboden oder bereitgehaltenem Reifig zu bedecken. War das geschehen, dann erstarb mit einemmal alles Leben bei den Gräben: man legte sich still auf den Boden oder versteckte sich unter nahestehenden Bäumen. Noch wußte man nicht: war's Freund oder Feind, der da nahte. Bis mit einmal unsre Abwehrgeschütze zu donnern beginnen und aus unsern vordersten Gräben das hämmern »Pad, pad...« der Maschinengewehre ertönt. »Ein Franzose!« Jetzt erkennt man ihn auch schon an der Form der Maschine und an dem hellen Singen des Motors. Plötzlich steht neben dem Flieger ein kleines weißes Wölkchen im Blau des Himmels. Ganz zart und unwirklich ist es. Ein zweites folgt, ein drittes, immer mehr: Schrapnells. Der Flieger zieht ruhig und unbekümmert seine Bahn. Nur zuweilen, wenn einmal ein Wölkchen allzu nahe bei ihm pläht, macht er eine Wendung. Die Abwehrgeschütze geben Schnellfeuer. Man glaubt die Kanoniere bei der Arbeit zu sehen; sie sind wütend über die Frechheit des Gegners. Weithin ist der Himmel jetzt mit weißen Tupfen bemalt. Immer mehr Geschütze sehen ein. Der Flieger beschreibt jetzt ein paar Kreise, dann blüht auf einmal das grelle Licht einer Leuchtflugel unter ihm auf. Da heult es auch schon heran, fünf-, sechsmal. Der Flieger hat etwas Verdächtiges bemerkt und mit einer Leuchtflugel seiner Artillerie das Zeichen zum Feuern gegeben.

Hat er genug gesehen? Oder wird ihm das Feuer unsrer Abwehrgeschütze doch zu unheimlich? Ganz plötzlich macht er kehrt und setzt zu einem flachen Gleitflug hinter die Stellung der Seinen an.

An manchem Morgen war die Fliegertätigkeit so rege, daß wir kaum zur Arbeit kamen. Deutsche und französische Flieger flogen hin und her, verfolgten einander und suchten einer den andern an der Erkundung zu hindern.

In der Champagne sahen wir mehr als einmal 35, 40 französische Flieger zugleich in der Luft. Dann schien der weite Himmelsraum zu singen. Kleine schnelle Einbeder beschäftigten

die Abwehrtanonen, während die großen langsameren Kampfflugzeuge, unbeirrt durch die rings um sie platzenden Schrapnells, vorwärtstrebten, ihrem Ziele zu. Einen Augenblick stand man wie gebannt vor der Pracht des Schauspiels. Aber dann kam einem zum Bewußtsein, daß es ja Feinde waren, die da flogen, und daß sie Bomben bei sich trugen, um damit die Bahnlinien oder friedliche Dörfer hinter unsrer Champagnefront zu belegen. Was kümmert's die Franzosen, daß sie damit meist nur geringen militärischen Schaden anrichten, desto blutigere Wunden aber der eignen Bevölkerung schlagen! Sie sind ja die »Herrn der Luft« — wie sie sagen.

Der Schützengraben

Wieviel Kilometer Schützengraben wir in den dreiviertel Jahren unsrer Dienstzeit bereits ausgehoben haben? Ich weiß es nicht. Wir haben sie durch losen russischen Sand gezogen, haben sie in den zähen Kreideboden der Champagne geschnitten und in den grauen festen Kalkstein der Wisnehöhen gesprengt, haben sie in die fette Schwarzerde Serbiens gefenkt und graben sie jetzt in die fahlen Felsen Mazedoniens. Und überall hatten sie ein andres Aussehen. Zuerst, in Rußland, am Warthele bei Ischenstochau, bauten wir Gräben, wie man sie vor dem Kriege wohl in militärischen Handbüchern abgebildet sehen konnte, wahre Mustergräben aller Art, mit dem engen Verkehrsweg an der Rückwand, den einfachen Unterständen, dem schmalen Austritt für den Schützen und den schwachen Schulterwehren. Wie staunten wir daher, als wir nach Frankreich kamen! Da bauten wir Schützengräben, die so gar nicht in die alte Form passen wollten. Die Schulterwehren bekamen eine Breite, daß den schmalen Grabenstüden zwischen ihnen fast die Luft auszugehen schien; in die Vorderwand, die wir in Rußland so schön glatt gemacht hatten, gruben wir Nischen zum Schutz gegen Schrapnellfeuer; wie Füchse wühlten wir uns in die Erde, bauten weite Unterstände, deren meterstarke Erdbedeckung auch der schwersten Mine oder Granate gewachsen schien, und bohrten tiefe Granatstollen von einer Schulterwehr zur andern, die letzte, aber auch sicherste Zuflucht der Besatzung bei schwerem Feuer. Und vor die Gräben, deren Auswurf mit aller Kunst der Umgebung angeglichen wurde, schlugen wir Drahtverhaue von einer Mächtigkeit und einer Wirrnis, daß wir selbst kaum noch hindurchfanden.

Und nicht eine lange gerade Linie bildeten hier die Gräben, sondern sie zogen sich im Zickzack durch die Landschaft, so daß ein Grabenstüd

das andre flankierte. Jede Gunst des Geländes wurde geschickt ausgenutzt und hier und dort ein besonders geeigneter Punkt zu einer regelrechten kleinen Festung ausgebaut.

Graben auf Graben zieht sich so hinter unsern vordersten Stellungen dahin, Reservegräben, die nur für den Fall der Not da sind. Unter Rasen und Reisig schlafen sie versteckt, dem Feinde unbekannt, bis sie ihm vielleicht eines Tags unter Blitzen und Krachen ihr Dasein enthüllen, wenn er — Gott verhüt's — wie im Herbst in der Champagne unsre vordersten Gräben zusammengetrommelt hat und seine trunkenen Infanteriemassen vorwirft, um einen vermeintlichen leichten Sieg zu pflücken.

Südlich von Laon, wo wir einen langen Sommer lang Reservestellungen gebaut haben, verlachten die Soldaten, die dort auf der Wacht gegen den Feind standen — prachtvolle Kerle vom Niedersrhein —, unsre emsige Tätigkeit. Ihre Gräben da vorn auf der Höhe — die würde der Franzmann niemals nehmen können.

Seit den Tagen des Rückzuges von der Marne liegen sie schon da oben auf den Höhen längs der Aisne, und sie haben sich in den langen Monaten in harter Arbeit eine Stellung geschaffen, wie man sie stärker sich nicht gut vorstellen kann. Tief in den harten Kalkstein ist ein solches Gewirr von Gräben, Gängen und Unterständen eingegraben und eingesprenzt, daß man trotz den zahlreichen Wegweisern beim ersten Besuch Mühe hat, sich zurechtzufinden. Die Wände der Gräben sind sauber und kunstvoll mit Ruten verflochten, wie die wildwachsenden französischen Wälder sie in uner schöplicher Fülle liefern. Der Fuß schreitet allenthalben über Holzrost, unter denen in eignen kleinen Gräben und Kanälen das Regenwasser abläuft. Wegweiser leiten zu den abseitsliegenden Abfallgruben und Aborten.

Nichts von Grauen und Furchtbarkeit, sondern überall der Eindruck höchster Zweckmäßigkeit, peinlichster Ordnung und Sauberkeit. Und tritt man dann hinein in einen der zahlreichen, tief unter der Erde liegenden Unterstände, vor deren Fenstern bunte Herbstblumen blühen, so wird es einem warm ums Herz. Ein Stück Heimat haben sie sich hier aufgebaut, mitten unter den Schreden des Krieges. Traut und heimelig ist alles eingerichtet, und wer's nicht wüßte, käme nie auf den Gedanken, daß hier Soldaten wohnen, die schon über ein Jahr lang im Kriege stehen und den verrobbenden Wirkungen, die doch nun einmal in ihm liegen, ausgesetzt sind.

In einem Unterstand fesseln uns die schlichten, mit den einfachsten Mitteln aus rohen Baumstämmen geschaffenen Möbel; in einem andern ist es das Silbergrau der mit Birkenrinde verklebten Wände. Anderswo bewun-

dern wir die praktische und bequeme, aus Kalkstein ausgemeißelte Wascheinrichtung oder freuen uns des zahmen Getiers, das mit unsern Gelbgrauen sein Leben fristet und ihre einsamen Stunden erheitert. Bald ist es ein Hund, bald ein Kanarienvogel oder ein zahmer Buchsint, bald ein flügelahmer Rabe oder eine geschwätige Elster. Hier hat einer ein paar Kaninchen untergebracht, und ein besonders vom Glück Begünstigter ist gar Besitzer eines ganzen Hühnervolles.

So leben sie dort oben auf den Aisnehöhen, unsre Brüder und Söhne, hart und ehern gegen den Feind vor ihnen und von echt deutscher Treue und Innigkeit all dem gegenüber, was Heimat und Vaterland heißt.

Ob es in den feindlichen Gräben, die sich wie ein feiner Streifen von einem Wiesengrunde abheben, auch so aussieht, außen und innen? Lange spähe ich durch die schmale Schießscharte eines Schutzschildes hinüber. Wie friedlich blühen auf dem Wiesengrund die Herbstzeitlosen! Und er ist doch ein Feld des Todes.

Die Straße

Der Beginn unsers »serbischen Feldzuges« enttäuschte uns eigentlich. Bis dahin hatten wir in Rußland und Frankreich Schützengräben ausgehoben, nun sollten wir auf einmal Straßenbauer — wir sagten Straßenlehrer — werden. Eines Morgens brüdte man uns riesige Schaufeln in die Hände und verteilte uns auf der von Kevedára (Rubin, in Südungarn) zur Donaufähre und zur Semendrianer Schiffsbrücke führenden Straße. Als wir die Stätte unsrer Arbeit zum erstenmal sahen, machten wir Berliner ziemlich erstaunte Gesichter. Das sollte eine Straße sein, dieser von zahlreichen schmutzigenbraunen Wassertümpeln unterbrochene Schlammstrom, durch den Bagagewagen, Lastautomobile, Geschütze, Menschen und Pferde sich mühsam hindurcharbeiteten? Wir haben seither serbische Wege kennengelernt, und in der Erinnerung erscheint uns jetzt die Straße von Kevedára fast wie eine gute deutsche Landstraße.

Wie dem Abel zu steuern und die Straße in einen ihrer Bedeutung würdigen Zustand zu bringen sei, darüber gingen die Meinungen der Vorgesetzten weit auseinander. Schließlich entschied man sich dafür, den Schlamm abtragen und das Wasser in seitlich aufgeworfene Gräben ableiten zu lassen. Einmal mußte man so menschlicher Voraussicht nach auf festen Grund kommen. Und wirklich: als wir am ersten Abend nach Hause zogen, sah die Straße für ungarische Verhältnisse schon ganz anständig aus. Die Nacht über aber regnete es in Strömen, und am andern Morgen standen wir wieder an den Ufern des alten

Schlammstromes. Tagelang wiederholte sich dasselbe Spiel — Danaidenarbeit. Wir waren dem Verzweifeln nahe. Und wir hätten unsern guten Soldaten doch so gern geholfen!

Der einzige sichtbare »Erfolg« unserer Tätigkeit waren die von Tag zu Tag zu einer immer größeren Höhe emporwachsenden Schlammberge, zwischen denen die Straße wie in einem Engtal »floß«, und die beiden als Abzugsräben gedachten Bäche rechts und links der Straße, aus denen das Wasser sich schließlich auf die Straße ergoß, statt den umgekehrten Weg zu nehmen.

So konnte es nicht weitergehen. Es blieb schließlich nur eins übrig: durch Aufschütten von Steinen eine ganz neue Fahrbahn zu schaffen. Lastautos begannen Steine heranzuschaffen, zuerst große und unförmige Brocken, mit denen wir die ärgsten Löcher aufstopften, und dann Kleinschlag und Ziegelsteine, die wir zerklopften, und zuletzt groben Donaufies, mit dem wir die ganze Straße überbedekten. Bunt genug war sie, aber sie trug — und das war schließlich die Hauptsache.

Auf dieser Straße zog der Krieg an uns vorüber, hinüber über die Donau nach Serbien hinein und zurück zu neuen Schlachtfeldern und Siegen. In unübersehbaren Zügen zogen sie vorbei: brandenburgische Infanterie und Artillerie, Pioniere aus dem Rheinland und bayerische Gebirgstruppen in dem Graugrün ihrer praktischen und doch so schmutzen Uniformen. Und dazu Train, immer wieder Train, mit grauen heimischen Kriegsfahrzeugen, mit leichten Bauernwagen aus Ungarn, Galizien und Polen, mit hochrädigen Karren aus Belgien und Nordfrankreich und mit schwerfälligen serbischen Ochsenwagen. Wie groß ist unser Vaterland geworden! Von der Nordsee bis zur Ägäis tragen seine Söhne die siegreichen Waffen. Hell leuchteten ihre Augen, und die alten lieben Soldatenlieder klangen von ihren Lippen, wenn sie, neu eingekleidet von der Helmspitze bis zur Stiefelsohle, froh und frisch hinüberzogen nach Serbien, und hell leuchteten ihre Augen in den härtigen Gesichtern, und die alten lieben Soldatenlieder klangen von ihren Lippen, wenn sie, zerrissen und zerfetzt und bis zur Helmspitze mit Rot bespritzt, müd und abgespannt zurückkehrten.

Und zwischen den Siegern schritten die Besiegten: serbische Gefangene. In immer neuen Scharen zogen sie vorüber, matt, verhungert. In zerschissenen lehmgelben Mänteln. Nur wenige mit Schuhen; meist trugen sie die bunten heimischen Strümpfe und Schweinslederne Opanten, oder sie wateten barfuß durch den Schlamm. Müd und bleich wankten sie vorüber, dem Norden zu: schlanke, sehnige Männer, weißbärtige Greise und Jungens von

zwölf, vierzehn Jahren, die man mit dem Gewehr in der Hand gefangen genommen hatte. Alte Männer hielten sich wie Kinder an den Händen gefaßt, als fürchteten sie, einander zu verlieren. Denn unbarmherzig trieb das »Heide, heide! Vorwärts, vorwärts!« der begleitenden Alanen die Scharen zur Eile an.

Dann kamen Greishärter, ohne Uniform, in den bunten Trachten ihrer Heimat. Männer und Knaben, Jünglinge und Greise, bunt gemischt, mit eilig zusammengerafften Fabeljacketten: einer bunten Decke, einem alten Regenschirm oder einem langhalsigen Flaschentürbis. Die Vorwelt schien lebendig geworden zu sein. Die da, mit den zottigen Pelzmänteln, den mächtigen kegelförmigen Fellmützen und den mit breiten Riemen roh um Füße und Beine gebundenen Ziegenfellen, sie könnten wohl die Völkerwanderung mitgemacht haben. Und jener gutmütig dreinschauende Greis dort, der sich so müde an seinem Hirtenstab vorwärtschlept, gleicht er in seinem grobwoollenen braunen Kittel nicht dem »göttlichen« Sauhirten Eumaios?

Stumm und wortlos wanderten sie alle vorbei — dem Norden zu.

Nach Serbien hinein

Ein sonniger Novembermorgen. Kerevára und damit unsere Tätigkeit als Straßenbauer liegen hinter uns. Wir marschieren der Donau zu. Das ungarische Land ist hier flach wie ein Teller, und die mächtigen Weiche vermögen das Einbringen des Donauhochwassers nur einzudämmen, nicht völlig zu verhindern. Das vermehrte die Schwierigkeiten, die unsere Truppen beim Donauübergang an dieser Stelle zu überwinden hatten.

Wo der Boden seitwärts der Straße etwas fester ist, sieht man die Spuren von Artilleriestellungen. Von hier aus feuerten unsere Geschütze auf Semendria und auf die Höhen hinter der Stadt. Zahlreiche Granattrichter in der Nähe zeigen, daß die Serben die Antwort nicht schuldig geblieben sind.

Ein schwankender Brettersteg, den das Wildwasser der Donau überspült — wir stehen vor der Fähre, zu der eine breite Rampe emporführt. Drei mächtige Lastkähne, Seite an Seite eng miteinander verbunden und von einem starken Schleppdampfer gezogen — das ist die Fähre, die einen großen Teil des Verkehrs zwischen Südungarn und dem Morawatal vermittelt. Wagen, Automobile, Geschütze, Menschen und Tiere — alles nimmt sie auf ihren Rücken und trägt es ruhig und sicher über den breiten Strom. Und was sie nicht bewältigt, das sucht seinen Weg über die unbewimpelte Schiffsbrücke, oder es vertraut sich, wie die langen Güterzüge, der Eisenbahnfähre an. Voll Bewunderung blickt man auf diese

Vertekehrsmittel, die in wenigen Wochen von unsern technischen Truppen geschaffen worden sind.

Langsam schwimmt die Fähre gegen den Strom, an der großen Semendrianer Insel vorbei. Die Wellen spülen über das Land, und tief stehen die Bäume im Wasser. Semendria taucht zur Linken auf, malerisch an einen sanften Hügelhang gelehnt. Die altersgraue Türkenzitabelle mit ihren mächtigen Vieredstürmen — einst sahen sie den Prinzen Eugen als Sieger in ihren Mauern — beherrscht das Bild.

Welch ein Leben im Hafen von Semendria! Schleppdampfer bringen riesige, tief im Wasser liegende Lastkähne heran; Lazarettsschiffe tragen ihre kostbare Last sorgsam stromaufwärts, Ungarn zu; einer der stolzen Personendampfer legt an, die den Militär-Personenverkehr zwischen Semendria, Belgrad und Semlin vermitteln. An den Ufern türmen sich Berge von Säcken und Kisten, liegen riesige Stapel von Eisenbahnschienen und -schwellen. Granaten aller Kaliber werden ausgeladen und gleich wieder in bereitstehende Güterwagen gepackt.

Die Straßen zeigen überall Spuren der schweren Beschiesung. Ganze Häuser sind unter dem Feuer schwerster deutscher Mörser zu Schutt und Staub zusammengesunken. Hier und dort sind nur die Vorderwände weggerissen, und seltsam hängen die Zimmer mit ihren Möbeln in der Luft. Kugelspuren an den Häusern, eingeschlagene Türen und Fenster erzählen von wilden Straßenkämpfen. Viele Läden und Vorrathshäuser sind versiegelt. »Beschlagnahmt. Wirtschaftsausschuß der ersten Armee« liest man an den Türen und denkt an Englands Aushungerungsplan.

In der Kriegsverpflegungsanstalt wird unter die arme Bevölkerung Mittagessen und Brot ausgeteilt. Es braucht niemand zu hungern, wo deutsche Geldtöcken rauchen.

Einen Ruhetag in Semendria benutze ich zu einem Gang auf die Höhen über der Stadt, von denen aus die serbische schwere Artillerie den Anmarsch der deutschen Truppen und ihren Übergang über die Donau zu verhindern suchte. Durch gutgepflegte Weinberge geht der Weg, an weißen Sommerhäuschen vorbei, in denen serbische Soldaten deutliche Spuren ihrer Einquartierung hinterlassen haben. Schützengräben ziehen sich an den Hängen entlang, geschickt dem Gelände angepaßt. Sorgfältig ausgebaute Geschützstände verraten die Stellung der serbischen Artillerie.

Entzückt von dem Landschaftsbild, das sich vor einem ausbreitet, wenn man die Höhe gewonnen hat, bleibt man stehen. Krieg und

Kampf versinken einen Augenblick. Weit schweift der Blick in die ungarische Tiefebene hinein, geht stromaufwärts den mächtigen Schleifen der Donau nach und erfreut sich an den schöngezeichneten Umrißlinien der serbischen Uferberge. Tief unter einem liegt die weißschimmernde Stadt, überragt von dem Kuppelbau ihrer Kirche und den Türmen der Zitabelle.

Breit wie ein mächtiger See dehnt sich der Strom. Unfaßbar, wie unsere Truppen im Feuer der hier oben eingegrabenen serbischen Artillerie und Infanterie den Übergang erzwingen konnten. Keine Deckung für den Angreifer, das ganze weite Ufer bis in alle Einzelheiten vom Verteidiger zu übersehen. Aber dem übermächtigen Feuer unserer schwersten Artillerie vermochten die Serben nicht zu widerstehen. Ein Geschützrichter sitzt neben dem andern, der weite Höhenrücken ist von Granaten zerpflegt, Pfirsichbäume und Weinstöcke sind von Schrapnells zerfetzt. Vielsach liegen die Einschläge mitten in den Gräben und Geschützständen. Unter dem physischen und moralischen Eindruck eines solchen Feuers muß auch die stärkste Verteidigung schließlich ohnmächtig zusammenbrechen.

In beschwerlichen Fußmärschen zogen wir Anfang Dezember von Semendria aus nach Süden.

So weit das Auge reicht, dehnt sich da zunächst die von sanften Nebenhügeln begrenzte Morawebene, Serbiens fruchtbarster Boden. Maisfelder wechseln mit Neben- und Obstgärten, auf dem Talboden, hinter Mäzzen versteckt, breiten sich die weiträumigen weißen Dörfer aus, an denen der Krieg fast ohne Ausnahme gnädig vorübergegangen ist. Viele Häuser liegen tot und verlassen da; in sinnloser Angst sind ihre Bewohner beim Vormarsch der Deutschen ins Innere des Landes geflüchtet. Oft machen die Stuben den Eindruck, als seien Hausfrau und Hausherr nur eben einmal hinausgegangen: noch liegt das gelbe Maisbrot auf dem Tische, steht die gefüllte Wasserkanne auf dem Fensterbrett.

Die Zurückgebliebenen fühlten sich sicher unter dem Schutze der Deutschen, und immer zahlreicher folgten die Flüchtlinge dem warmherzigen Aufruf Madensens, zu friedlicher Arbeit in die Dörfer zurückzukehren. Arme Heimatsläufer! Zu Hunderten kamen sie die Landstraße entlang gezogen, müde und matt, mit todtraurigen Augen. Greise, Frauen und Kinder. Tapfer liefen die Kleinen neben der Mutter her, die ihr Jüngstes in ein buntes Tuch eingewickelt auf dem Rücken trug. Glücklicher die, die noch ein Ochsen und einen Karren aus dem Zusammenbruch gerettet hatten!

Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Sießen)

XXI

Eine erhebliche Verschiebung des Kampfbildes haben der April und die ersten Maiwochen nicht gebracht, wohl aber die Stellung Deutschlands und seiner Verbündeten an mehreren Punkten verbessert.

Im Westen fesselt natürlich die Aufmerksamkeit nach wie vor in erster Linie Verbund. Den letzten Erfolg hatten unsere Truppen auf dem linken Maasufer durch die Wegnahme des Dorfes Haucourt davongetragen (5. April), wodurch sie die französische Stellung südlich des Forgesbaches zwischen dem Walde von Malancourt und dem Westabhang des Toten Mannes beträchtlich verkleinerten. Schon zwei Tage darauf drangen sie weiter vor: zwei Stützpunkte südlich des Dorfes und der Termitenhügel am Südwesthang der Höhe 304, der feindlichen Hauptstellung in dieser Gegend, wurden eingenommen (7. April). Nach abermals zwei Tagen fiel ein neuer Schlag weiter östlich: Bèthincourt, der letzte französische Punkt am Forges, wurde samt zwei südlich davon gelegenen Stellungen durch Umgehung erobert. Jener Hauptstützpunkt wurde hierdurch von drei Seiten bedroht und bald (22. April) nach Einnahme einiger Gräben südöstlich von Haucourt und westlich des Toten Mannes weiter eingeengt. Natürlich folgten wiederum zahlreiche Gegenstöße gegen jede neugewonnene Stellung, wurden aber wie immer blutig abgewiesen. Besonders opferreich werden die Stürme der Franzosen auf das Gebiet östlich des Toten Mannes gewesen sein, da die Stürmer hier von unsern Batterien östlich der Maas in der Flanke gefaßt werden konnten. (Vornehmlich am 10., 14., 20., 21., 24., 25. April.) Trotzdem versuchten sie um die Monatswende aufs neue ihr Glück gegen den Toten Mann, wurden aber in hartnäckigen Nahgefechten abgeschlagen und verloren endlich nach überaus blutigen Verlusten durch einen Sturm pommerischer Regimenter die so lange umkämpfte Höhe 304 (7. Mai), sowie das südwestlich gelegene Ramandwäldchen.

Auf der rechten Maasseite waren in der ersten Monatshälfte hauptsächlich französische Angriffe abzuschlagen, wobei sich die Franzosen namentlich im vergeblichen Rin-

gen um den Caillette-Wald verzehrten. Einiges Gelände wurde nur am Pfefferrücken und südwestlich des Forts Douaumont genommen (9., 10. April), dann aber gelang eine glänzende Waffentat: in zweitägigen Kämpfen erstürmten Niedersachsen einen befestigten Steinbruch dicht an der Straße Douaumont—Bras südlich von Haudromont sowie eine Stellung südlich des Dorfes Douaumont, wodurch sie nahe an die Fortreihe südwestlich der Feste Douaumont herankamen (17., 18. April). Fast 2000 Gefangene fielen dabei in unsere Hände. Wiederum folgten heftige fast täglich wiederholte, aber fruchtlose Gegenstöße.

So ist der Angriff in derselben Weise wie im vorigen Monat vorwärtsgetrieben worden, und wenn der Geländegewinn auch langsamer vor sich geht als in den ersten Wochen der Maaskämpfe, so sind doch die Erfolge im ganzen nicht geringer zu bewerten als die früheren. Denn aufs neue ist die französische Armee gewaltig vermindert worden, und ihre Reserve ist ebenso wie früher gefesselt: die große feindliche Offensive ist daher noch weiter in die Ferne gerückt. Daß eine deutsche Minderzahl eine französische Übermacht nicht nur in Schach hält, sondern sogar zurückdrängt, wie wir das letztemal annahmen, ist jetzt durch die Heeresleitung bestätigt worden. 51 feindliche Divisionen, weit über eine halbe Million Streiter, sind eingesetzt worden, reichlich das Doppelte der deutschen Truppenzahl. Im Vertrauen auf ihre Überzahl setzen sie die Vorstöße trotz allen Mißerfolgen fort, bald hier, bald da anпадend, offenbar in der Überzeugung, daß ein Weichen aus Verbund die schlimmsten moralischen Folgen haben müßte. Um die Deutschen müde zu machen, haben sie ihr Artilleriefeuer noch mehr verstärkt und es auf die Woëvreebene und die Combreshöhe ausgedehnt, allerdings ohne hier zu ernsthafteren Angriffen zu schreiten.

In den erbitterten Gefechten auf den blutgetränkten Gefilden von Ypern nahmen unsere Truppen bei Wielste (im Norden) einige Gräben mit Gefangenen (19. April), und wenn sie auch die gewonnene Stellung nach einigen Tagen wegen heftiger englischer Angriffe und vor allem wegen ungünstigen

Grundwasserstandes wieder räumen mußten, so war doch der moralische Erfolg auf ihrer Seite, zumal da sie auch unmittelbar südlich der Stadt Erfolge hatten. Einige Kilometer weiter südlich, bei St. Eloi, richteten die Engländer fast den ganzen Monat hindurch heftige, aber vergebliche Angriffe, die oft bis zum Nahkampf führten, gegen eine verlorene Trichterstellung. Ähnliche günstig verlaufene Vorpostenkämpfe, bei denen bald der eine, bald der andre Teil die Offensive ergriff, gab es am Kanal von La Bassée, bei Givenchy (südlich von Lens), westlich und östlich von Craonne und in den Vogesen, wo die Franzosen besonders am Hilsenfirt (westlich des kleinen Belchen) und bei Celles (westlich von Badonviller) empfindliche Verluste erlitten (7., 25. April).

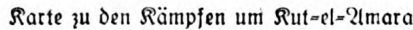
Wie schwer die Niederlage der Russen im März gewesen, ist durch ihre passive Haltung vollends deutlich geworden. Auf die Heeresgruppe des Prinzen Leopold haben sie nur zwei schwächliche Angriffe an der Serwetischfront gerichtet, und an der Hindenburgschen Front haben sie nur bei Garbunowka (nordwestlich von Dünaburg) und südlich des Narocsees mehrere Vorstöße gewagt. Es waren durchweg nur Verlegenheitsunternehmungen kleinerer Abteilungen, die dem eignen Volke und den Verbündeten kriegerische Tätigkeit vortäuschen sollten. Dafür sprechen auch die lügenhaften Berichte der russischen Heeresleitung. Darin wurden z. B. siegreiche Gefechte, die nie geliefert waren, beschrieben. Zum Scheitern waren die Angriffe schon deshalb verurteilt, weil die deutsche Heeresleitung die Absicht der Russen bereits an allerlei Bewegungen erkannte und alle Vorkehrungen treffen konnte. Aber die deutsche Aufmerksamkeit erleichterte nicht allein die Abwehr, sondern ermöglichte auch den Angriff: plötzlich brachen die deutschen Truppen südlich des Narocsees nach sechsstündiger Artillerievorbereitung hervor und eroberten im Sturze die vorgeschobenen Stellungen wieder, die sie am 20. März geräumt hatten, um flankierende Feuer zu vermeiden; ja, sie eroberten darüber hinaus auch einen Teil der alten russischen Stellung (28. April). Nicht weniger als 5700 Gefangene fielen in die Hände der Sieger, die selbst wenig Schaden nahmen, den Feinden aber beim Sturm und bei der Abwehr

zweier Gegenangriffe schwere Verluste beibrachten. Ein neuer Schritt zur Durchbrechung der russischen Dünafont und zur völligen Eroberung des deutschen Baltensandes, ohne die sich die ungeheure Mehrzahl der Deutschen das Ende des Krieges kaum noch vorstellen kann.

An der österreichisch-ungarischen Grenze haben die Russen ebenfalls wenig Unternehmungsgestalt entwickelt. Einige Vorstöße in Wolhynien, an der Stropa, am Sereth, am Dniestr und nördlich von Czernowitz, die zum Teil kräftig erwidert wurden, das war ungefähr alles, was sie versuchten.

Mehr haben die Italiener unsern Verbündeten zu schaffen gemacht. Am Isonzo, an der Kärntner und der Tiroler Grenze haben sie Durchbrüche versucht. Am Isonzo galten ihre Vorstöße den schon oft umstrittenen Stellen: Görz und seinem Brückenkopf, der Hochfläche von Doberdo und dem Glitscher Becken. Nach einem einwöchigen Kampfe (17.—25. April) mußten die Angreifer ihre Versuche aufgeben und verloren an die kräftig nachdrängenden Österreicher bei Selz einige Vorstellungen und mehrere hundert Gefangene. An der Kärntner Grenze erzielten die Österreicher ähnliche Vorteile (13., 14. April).

Am schwierigsten waren die Kämpfe im Tiroler Gebiet, wo vom Monte Cristallo bis zum Stilfser Joch gefochten wurde. Nördlich des Monte Cristallo erlitten die Italiener zu Beginn des Monats (6. April) eine empfindliche Schlappe, und im Suganatal, wo seit Mitte des Monats eine Woche lang gerungen wurde, hatten sie kein besseres Schicksal: nach einigen Plänkelleien wurden sie durch einen energischen Gegenstoß bis an die Brenta zurückgeworfen. Ein örtlicher Erfolg war ihnen dagegen im Gebiet von Riva beschieden. Nach mehreren mißlungenen Angriffen vermochten sie an der Ponalestraße die Österreicher über Sperone zurückzudrängen (13. April) und nach einigen weiteren Stürmen den Col di Lana zu besetzen (19. April). Aber da die Österreicher dahinter bereits eine neue Stellung vorbereitet hatten, so kamen sie nicht darüber hinaus, und so blieb der Erfolg taktisch wie strategisch bedeutungslos. Da der Gipfel überdies unter dem Feuer der schweren öster-



dem die Versuche, Lebensmittel durch Glieder herbeizuschaffen, sich als unzulänglich erwiesen hatten. Eine große Armee — nach einer militärischen Schätzung 100 000 Mann — muß dies verfehlte Bagdadunternehmen verschlungen haben, und zwar werden die Weißen ein beträchtliches Kontingent dazu gestellt haben, da in Kut-el-Amara nach allen Gefechtsverlusten noch 240 weiße Offiziere vorhanden waren. Nach der Dardanellenniederlage ein neuer starker Stoß gegen das englische Ansehen in Vorderasien, und vielleicht greift die Wirkung des Türksieges auch nach Indien und nach dem russischen Asien über, wo in Chiwa und Turkestan schon starke Unruhen stattgefunden haben müssen, da der Kriegszustand erklärt worden ist.

Gegen diesen Sieg verschwindet die Einnahme Trapezunts durch die Russen (19. April), zumal da diese ihre Eroberung strategisch noch nicht haben nutzbar machen können, sondern, wie bei Erzerum, auf die nächste Umgebung der Stadt beschränkt geblieben sind. Es steht dahin, welche Verwendung das am Tigris freierwerdende türkische Heer finden wird: ob es die Engländer ins Indische Meer treiben oder gegen die Russen in Persien oder Armenien oder endlich gegen den Suezkanal, wo englische Vortruppen bei Katia empfindlich geschlagen worden sind, marschieren wird. Sicher ist, daß die Türken jetzt, in ihrer südöstlichen Flanke gesichert,

freierte Hand zu größeren Unternehmungen haben.

Es ist ein tragisches Geschick, daß Colmar v. d. Goltz unmittelbar vor dem großen Erfolge in Mesopotamien dem Typhus erliegen mußte (19. April); er hat die Früchte der Arbeit seiner besten Jahre in der Türkei zwar wachsen, aber doch nicht reifen sehen, und die Durchführung der großen Operation zur Befreiung des Orients vom englisch-russischen Druck ist ihm versagt geblieben.

Schwer hat auch der Luft- und Seekrieg auf dem britischen Reiche gelastet. Nach den zahlreichen Angriffen um die Monatswende, die laut holländischen und andern neutralen Berichten außerordentlichen Schaden in Häfen, Fabriken und Wohnhäusern angerichtet haben, gab es eine längere, vermutlich durch die Witterungsverhältnisse hervorgerufene Pause. Erst in der Nacht vom 24. zum 25. April regnete es wieder Bomben aus Seeres- und Marineluftschiffen über London und die östlichen Grafschaften Englands, und zugleich erschienen (25. April, früh) vor Great Yarmouth und Lowestoft (120—150 Kilometer nördlich von London) deutsche Schlachtschiffe, die an der Küste kräftige Spuren ihrer Wirksamkeit hinterließen und mindestens einen Torpedobootzerstörer und zwei Hilfschiffe vernichteten. Es war ein Unglückstag für die britische Flotte, denn an demselben Tage verlor sie nach zweitägigem Vorpostengefecht vor der flandrischen Küste abermals einen Zerstörer und einen Hilfsdampfer, ja, nach dem holländischen, gewiß nicht deutschfreundlichen »Telegraaf« sind ihre Einbußen noch stärker gewesen. Endlich wurde in der südlichen Nordsee ein Unterseeboot mit dem größten Teil seiner Besatzung versenkt und ein kleiner Kreuzer durch einen Torpedoschuß getroffen. Zwei Tage darauf versenkten deutsche Vorpostenschiffe einen größeren Wachtsdampfer und nahmen eine Fischerbarke weg (26./27. April), am 28. April ging im Mittelmeer das Schlachtschiff »Russell« durch eine Minenexplosion zugrunde, und am 5. Mai wurde ein Unterseeboot an der flandrischen Küste versenkt. Am 2. und 3. Mai suchten Zeppeline aufs neue die englische Küste heim. Auch im

Osten wurden auf demselben Wege Erfolge erzielt: die russische Flugstation Papenholm auf Osel wurde dreimal von deutschen Flugschiffen angegriffen (8., 22. April, 1. Mai) und das Schlachtschiff »Slawa« im Rigaischen Meerbusen zweimal durch Marineluftschiffe beschädigt. Allen diesen Triumphphen stand an Nachteilen gegenüber: ein Unterseeboot (U C 5) ist durch englische Schiffe unter Gefangennahme der Mannschaft vernichtet worden (27. April), und drei Luftschiffe sind verlorengegangen: eins bei Saloniki, zwei in der Nordsee (Anfang Mai). Diesen Kampferfolgen tritt ebenbürtig der Handelskrieg zur Seite: über 200 000 Tonnen feindliche Handelsschiffe sind den U-Booten und Minen im März zum Opfer gefallen, das Vielfache von dem, was die feindlichen Werften in derselben Frist an Ersatzbauten leisten können.

An den Unterseebootskrieg hat sich eine politische Krisis angeknüpft, die bisher noch nicht beendet ist. Es ist der alte verkappte Feind Amerika, der aufs neue die Wege der deutschen Politik und Kriegführung zu kreuzen versucht und kurzerhand unter Drohungen die Änderung des Unterseebootkrieges gegen die Handelsschiffe gefordert hat, weil dadurch amerikanische Untertanen gefährdet werden könnten. Wir wollen auf diese Angelegenheit, da sie noch schwebt, noch nicht näher eingehen und bemerken nur, daß die Ungerechtigkeit, ja Unaufrichtigkeit der amerikanischen Politik klar zutage liegt: auf der einen Seite trägt sie durch Gestattung der Munitionslieferungen an die Entente zur Verlängerung des Krieges bei, erlaubt die Beförderung von Munition auf Passagierschiffen wie der »Lusitania«, wodurch der Charakter dieser Fahrzeuge gänzlich verändert wird, und läßt alle Völkerrechtsverletzungen Englands zu, obgleich auch Amerikaner davon betroffen werden; auf der andern überschüttet sie Deutschland »im Namen der Menschlichkeit« mit Vorwürfen, wenn durch die deutsche Notwehr gegen den Hungerkrieg und gegen die amerikanischen Granatensendungen Amerikaner auf englischen Schiffen zu Schaden kommen. Allerdings konnte die Reichsregierung sich in ihrer Antwort auf die amerikanischen Forderungen nicht allein von solchen Empfindungen leiten lassen, sondern mußte

aus Rücksicht auf die Gesamtlage bei Freund und Feind vermutlich in erster Linie danach trachten, unter Wahrung des in der Februarnote festgelegten Standpunktes einen Bruch mit den Vereinigten Staaten zu vermeiden. Unter deutlicher Kritik der amerikanischen Politik lehnte sie den Verzicht auf den Tauchbootkrieg ab, versprach aber, Rauffahrer nicht mehr ohne Warnung zu versenken, vorausgesetzt, daß die Vereinigten Staaten nun auch bei England die Beobachtung der vor dem Kriege geltenden völkerrechtlichen Normen verlange und erreiche. Dieser »ganz enge Zusammenhang zwischen Englands völkerrechtswidriger Blockadepolitik und unserm Tauchbootkrieg« ist von uns mit allem Nachdruck betont worden. Die weitere Entwicklung hängt jetzt von Amerika ab.

Im übrigen bieten die politischen Verhältnisse viel Interessantes, und alles ist geeignet, die Sache der Entente in ungünstigem Licht erscheinen zu lassen. Die Unzufriedenheit mit England ist in Frankreich so gestiegen, daß einflußreiche Politiker wie Clemenceau ungehindert von der Zensur den Engländern bald mangelhafte Unterstützung, bald wirtschaftliche Übervorteilung vorwerfen können: das Vierfache des berechtigten Preises verlange England von seinem Bundesgenossen, heißt es. In der Tat sind die Preise der wichtigsten Nahrungsmittel in Frankreich auf einen weit höheren Satz als in Deutschland gestiegen, und für die Zukunft sieht es noch schlimmer aus, da das Land nur mangelhaft bestellt werden kann. Die Einfuhr kann aber bei der schon im Frieden unzureichenden französischen Handelsflotte nur auf englischen Schiffen geschehen, so daß Frankreich sich seinem britischen Herrn fast willenlos ausgeliefert sieht. Auch daß Italien keine Truppen über die Alpen schickt, wird der lateinischen Schwester schwer verübelt. Angesichts dieser »Entente-irrunge« und der ganzen militärischen Lage

kann es nur komisch wirken, wenn die Feinde über einen künftigen Wirtschaftskrieg im Frieden gegen die Mittelmächte Pläne schmieden — wogegen übrigens aus Italien sofort Proteste gekommen sind, da man dort die Steigerung der drückenden englischen Übermacht fürchtet —, oder wenn einige Tausend Russen auf ungeheuren Umwegen nach Marseille geschmuggelt werden, um die russisch-französische Brüderlichkeit zu betätigen.

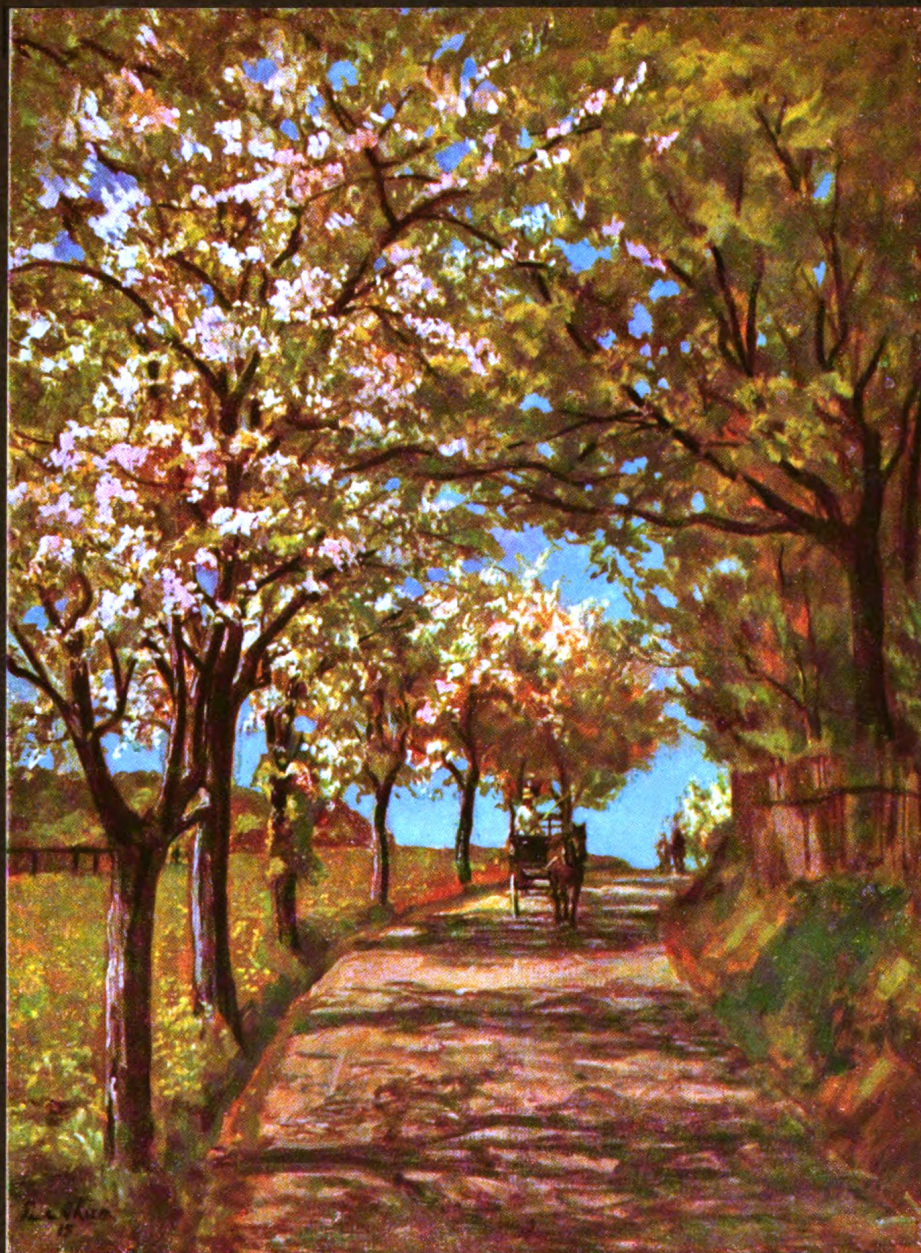
In England selbst steht es nicht zum besten. Die Regierung mußte sich den ganzen Monat hindurch heftige Vorwürfe wegen ihrer Unfähigkeit, die Heimat gegen die deutschen Luft- und Seeangriffe zu verteidigen, gefallen lassen, das Unglück von Kut-el-Amara hat der Kritik neue, scharfe Waffen geliefert, und endlich hat ein plötzlicher Aufstand in Irland die Unzufriedenheit abermals vermehrt, obgleich er durch Anwendung starker militärischer Gewalt unter großem Blutvergießen rasch unterdrückt werden konnte. Aber die Wehrpflicht ist der entscheidende Entschluß endlich nach langen Verhandlungen gefaßt worden, nachdem die Regierung hart vor dem Rücktritt gestanden hatte. Trotz den drohenden Anzeichen im Inneren wächst Albions Begehren, jede Selbständigkeit der Neutralen niederzutreten: die Besetzung Kretas und Kephalonias, die Forderung, die griechischen Eisenbahnen zu beschlagnahmen, und die Drohung, den neutralen Schiffen die Benutzung deutscher Kohle zu verbieten, sowie die allerdings vereitelte Absicht, in Holland eine Landung zu erzwingen, sind sprechende Zeugnisse für die »völkerbefreiende« Politik des Hauptes der Entente und lassen sich in ihrer Brutalität nicht besser kennzeichnen als durch das naive gegen die Neutralen gerichtete Bekenntnis der englischen Regierung im Jahre 1781: »Wir haben das Recht, die Lage zu benutzen, die die Vorsehung uns geschenkt hat.«

Abgeschlossen am 10. Mai 1916

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düfel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9. Vertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Portergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von George Westermann in Braunschweig.

Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen nur nach Anfrage an die Schriftleitung von »Westermanns Monatsheften« in Berlin W 35, Lühnowstraße 84 a. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



Carl Thiem: Blütenzeit

zu den Blüten: Carl Thiem von Richard Steingart

Westermanns Monatshefte

Herausgegeben von Dr. Friedrich Düssel

Band: 120. II **Juli 1916**

Paul Thiem

Zu seinen deutschen Städte- und Landschaftsbildern

Von Richard Braungart



ine halbe Stunde von München, am Nordende des vielbesungenen Würmsees, liegt Starnberg, das Ziel vieler Tausender an hellen Sommerjonnungen, der Traum jedes Münchner Ladenmädchens und die Krone aller Wünsche der bescheidenen Herzen der Hauptstadt. Die Verwöhnten freilich fahren daran vorüber und gucken wohl nicht einmal aus dem Fenster; sie seien ja schon oft dort gewesen, meinen sie, und es gäbe tausendmal schönere Orte. Darüber läßt sich nun nicht gut streiten. Aber darauf erwidern ließe sich immerhin, daß für den, der nicht nur Augen im Kopfe hat, sondern sie auch zu gebrauchen versteht, die Natur überall schön ist, und daß die Ladenmädchen einen viel besseren Geschmack zeigen als die blasierten Übersättigten; denn gerade Starnberg mit seiner Umgebung ist so unendlich reich an Herrlichkeiten der ausgesuchtesten Art, daß man wohl weit gehen oder richtiger fahren muß, bis man in der unmittelbaren Nähe einer Großstadt eine Landschaft von ähnlicher Lieblichkeit und Fülle, Zartheit und Größe, Weiträumigkeit und Innigkeit findet, wie es die um diesen Vorort ist.

Beim Verlassen des Starnberger Bahn-

hofs wandern wir zunächst an Villengärten vorüber, wie man sie ja auch anderwärts, hier wie dort aber stets mit Wohlgefallen sieht. Dann folgen wir eine Weile einer nach Norden führenden Straße, die von einfacheren Häusern begleitet wird und allmählich sanft ansteigt. Oberhalb des Friedhofs, der, wie ein wütiger Kopf meinte, ungemein gesund liegt, nimmt uns ein Sträßchen auf, das an dem sogenannten Mühlberg, Starnbergs bevorzugter Villenlage, entlang führt. Wir brauchen nicht weit zu gehen und sehen bald von einer Anhöhe zur Rechten ein schloßartiges weißes Landhaus zu uns herabgrüßen. Es ist die Villa Lenbach, deren Vollendung der Meister leider nicht mehr erlebt hat. Unmittelbar unterhalb des Parks dieser Villa aber finden wir uns auf der linken Wegseite vor einer schönen alten geschmiedeten Gartentür. Auf dem Schilde steht schlicht und einfach: Paul Thiem.

Wir sind am Ziel, und bald stehen wir in einem geräumigen Atelier dem Menschen und Künstler gegenüber, von dem diese Zeilen einiges erzählen sollen.

Groß von Statur, beweglich, höchst lebenswürdig, aber nicht ohne kluge Abmessung der Gefühle dem noch nicht vertrauten neuen Besucher gegenüber, harmlos plau-

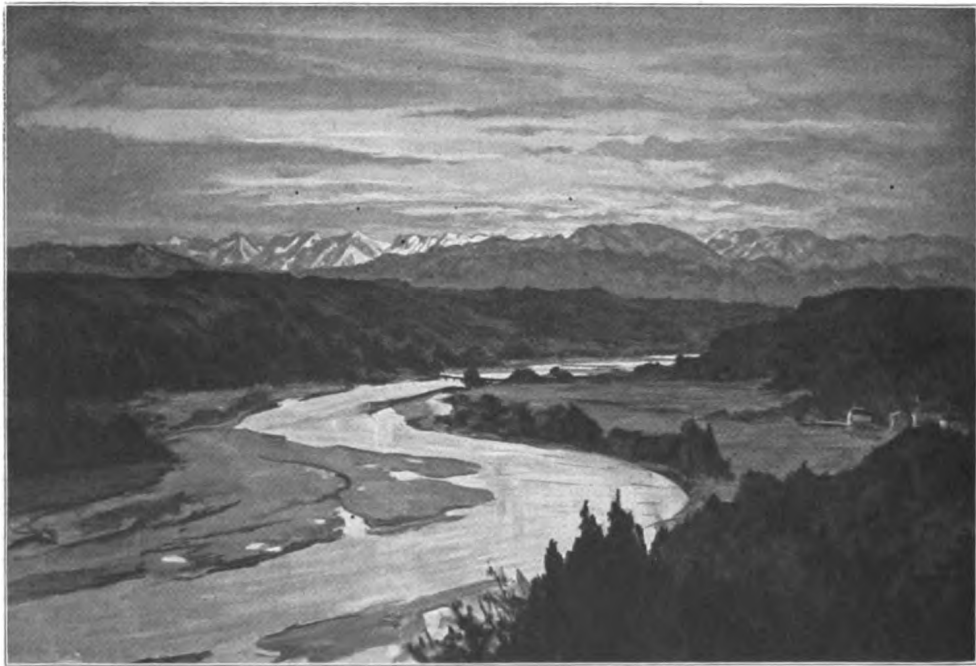


Nebelmolken

bernd, bescheiden und doch des eignen Wertes wohl bewußt, bald träumerisch, bald sorglos heiter, und vor allem ganz aufgehend in seiner Kunst, oder vielmehr in seinen

Künsten: so ist der erste Eindruck, den wir von Paul Thiem gewinnen. Von Thiem dem Menschen und Thiem dem Künstler.

Später dürfen wir uns vom Speisezim-



Zwei Welten (Jartal)

mer aus des herrlichen Blickes freuen, den man von dieser Höhe über Parks und Wiesen, über Starnberg und sein altes Schloß und weiter hinaus über den See bis zu den fernen und doch oft so unbegreiflich nahen Bergen genießt. Es ist ein Reichtum in diesem Bilde, der nie zu erschöpfen wäre, auch wenn man tausend Jahre zu leben hätte, und eine Weite und Größe, die jeden kleinen Gedanken und jedes enge Fühlen bereits im Entstehen beschämen muß. Und gibt schon die Erde solchen Überfluß und

Menschen und Dingen. Der Lärm der nahen Großstadt, deren Dunst man an heißen Tagen von den Seeufern aus sehen kann, dringt nicht bis in diese Stille. Auch von den ungezählten Sonntagsausflüglern verirrt sich nur selten einer bis zur Mühlbergstraße, vor Thiems Gartentür. Und fast möchte man sagen, das habe eine symbolische Nebenbedeutung; denn auch die Kunst Thiems steht ebenso abseits von der begangenen Straße wie sein Haus; nicht allzu viele finden den Weg zu ihr von selbst. Der



Starnberg

diesen Horizont, so breitet sich die Welt noch vollends in den Himmel hinein, der tiefer und weiter als anderswo scheint, bis ins Unendliche. Wo sieht man schönere Wolken als hier, zartere und drohendere, stillere und wildere? Und die Wolken werden eins mit den Bergen und dem See und den Häusern, Wäldern und Wiesen. Das Ganze aber schenkt sich willig dem Maler, der alle Ursache hat, mit beglückten Sinnen von seines Daches Zinnen auf das beherrschte Stück Land zu seinen Füßen zu schauen, ohne jedoch des Polykrates Schicksal fürchten zu müssen.

Man steht hier hoch über der Welt, den

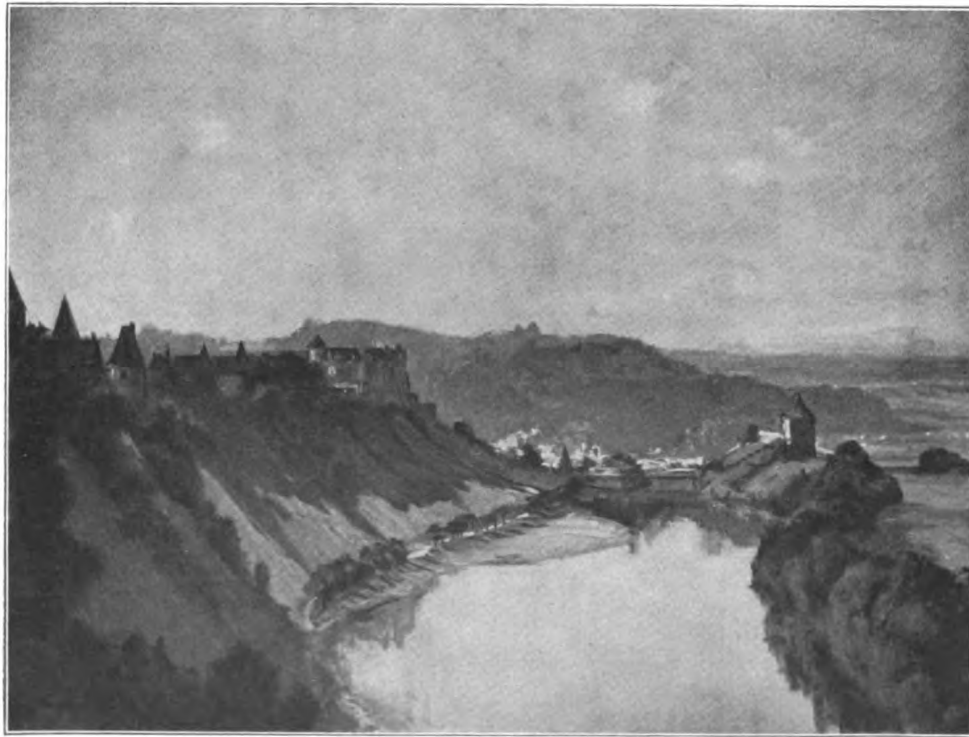
Künstler aber, so wenig er den wahren Freund seiner Kunst mißachtet, bringt es kaum je übers Herz, jemand zu seiner Kunst zu bitten und zu rufen. Aber ganz gewiß nicht aus Hochmut und Selbstgefälligkeit, weit eher schon aus Selbstgenügsamkeit. Er schafft, weil er muß und was er muß, und wenn er, der selbst sein strengster Kritiker ist, mit seinem Werk zufrieden sein darf, dann hat es, vorläufig wenigstens, seinen Zweck erfüllt. Der nächste ist, daß sich der Kreis seiner überzeugten Freunde daran erfreut. Und dazu braucht es ja keiner besonderen »Zurichtung« — sie kommen von

selbst. Zum Publikum dagegen müßte man erst gehen, man müßte sich ihm vorstellen, sich ihm sogar aufdrängen, wenn es sich kurzfristig oder schwerhörig stellte. Und das kann Thiem nicht, hat er nie gekonnt, wird er nie können. Seine ganze Art ist mehr nach innen als nach außen, mehr auf das Sein als auf den Schein gerichtet. Und er versteht sich wohl auf die Sache, aber gar nicht auf die Mache. So kommt es auch, daß man von diesem heute Achtundfünfzigjährigen in jenen »weiteren Kreisen«, von denen die Berühmtheit verliehen wird, verhältnismäßig wenig weiß und jedenfalls nur unzutreffende, unklare Vorstellungen hat. Aber Kunst und Mensch sind eben bei Thiem nicht zu trennen, sie sind eins, bedingen einander, erfüllen einander, und während der Mensch Thiem dem Künstler Thiem wohl jede nur irgend mögliche geistige Hilfe gewährt, vermag er ihm materiell-geschäftlich — oder sollen wir lieber sagen: agitatorisch? — in gar keiner Weise zu nützen.

Das aber ist eine alte Streitfrage — alt, weil sie nie ganz, immer nur mehr subjektiv als allgemein zu lösen ist —: ob ein Kunstwerk unabhängig vom Künstler, der es ge-

schaffen hat, d. h. absolut beurteilt werden soll, oder ob es nötig sei, auch den Menschen zu kennen und diese Kenntnis bei der Bewertung des Kunstwerks in Anschlag zu bringen. Im Falle Thiem allerdings haben wir diese Frage bereits entschieden. Bei ihm ist eine Trennung nicht möglich. Und da aus dieser unlöslichen Vereinigung von Menschentum und Künstlertum in stillen Schaffensjahrzehnten etwas geworden ist, das wir lieben und bewundern müssen, wenn wir es erst genauer kennen, so wollen wir den Streit, der ja in diesem Zusammenhang für uns jeden Wert verloren hat, vergessen und uns an die eben mitgeteilte Tatsache halten. Dafür beschäftigt uns sofort und sehr lebhaft eine andre Frage: wie das alles so geworden, und weshalb es nun gerade so und nicht anders gekommen sei. Wir wollen uns also den »Fall« Thiem ein wenig aus der Nähe ansehen und werden dann bald Antworten genug auf diese und andre Fragen erhalten.

Paul Thiem scheint heute, in der Gesamtheit seiner Erscheinung oder doch jedenfalls auf Grund seiner Motive, in deren Wahl er kaum je über die Grenzen des süd-



Morgenjonne über Burghausen



Alte Stadtmauer von Donaunwörth

lichen und mittleren Bayerns hinausgegriffen hat, ein typisch bayerischer oder sagen wir gleich Münchner Maler zu sein. Er ist es aber nicht. Zur modernen Münchner Landschaftsmalerei hat er so gut wie gar keine Beziehungen, so daß man ihn auch bei größter Weitherzigkeit nicht in eine der bekannteren Münchner Schulen (der Landschaftskunst wie der figurlichen Malerei) einreihen könnte. Er fiele überall aus dem Rahmen, bliebe stets ein Fremdkörper in allen festgefühten Organismen. Aber ebenso wenig gelänge es, ihn irgendeiner andern älteren oder jüngeren deutschen Künstlergruppe, sei es in Berlin oder sonst irgendwo, zuzuweisen. Das ist früher nicht anders gewesen und ist auch heute noch so. Er war sozusagen immer nur seine eigne Gruppe oder Schule, und da er in allem Entscheidenden keinem als sich selbst verpflichtet war und ist, so kann er auch wieder nur aus sich und durch sich beurteilt werden. Er darf nur mit seinem eignen, selbstgeschaffenen Maß gemessen werden. Das schließt natürlich nicht aus, daß Thiem, wie am Ende jeder, irgendwoher stammt und sich da und dort mit verwandten Richtungen berührt; denn auch der Einsamste ist den Natur-

gesetzen der Entstehung und Entwicklung untertan. Und so läßt sich vielleicht sagen, daß manche Wurzel des Thiemschen Schaffens sich in demselben Erdreich Nahrung gesucht hat, aus dem Künstler wie Böcklin und vor allem Thoma ihr Bestes geholt haben. Man sieht aus dieser Feststellung sofort, wie es gemeint ist: daß nämlich Thiem nicht irgendeiner Ortsgruppe zugehören kann, sondern daß sein Vaterland größer sein muß. Ganz Deutschland muß es sein. Das ist denn auch die kürzeste Formel, auf die wir das Wesen seiner Kunst bringen können: daß sie vor allem deutsch ist.

Damit ist aber zugleich weiter noch gesagt, daß ihr die schöne Form nicht die Hauptsache sein kann, sondern daß immer auch noch etwas mitsprechen muß, das unter der Oberfläche wie ein heimliches Feuer glüht und wärmt und wirkt. Dieses gewisse Etwas aber ist nichts andres als der vielbefehdete »Inhalt«, von dem die Jüngeren und Jüngsten nichts wissen wollen. Und vielleicht offenbart sich der bedauerliche Mangel an deutschem Empfinden bei einem Teil dieses Geschlechts von heute und morgen in nichts so sehr wie in diesem Kampf



Frühling in Dinkelsbühl

gegen den Bildinhalt; denn der echte Deutsche wird nun einmal in alle Ewigkeit von einem Bilde, das ihm dauernd lieb und wert sein soll, verlangen, daß es ihm über das rein Technische hinaus noch irgend etwas Faßbares gibt. Es ist aber durchaus nicht nötig, daß das immer eine Geschichte oder eine Anekdote oder auch nur etwas Ähnliches sein muß. Im Gegenteil. Über diese Zeit sind wir ja wohl alle mehr oder weniger hinaus. Und jedenfalls begnügen wir uns in dieser Beziehung auch mit bescheidensten Andeutungen. Was wir aber nicht missen wollen, ist der geistige Inhalt, mit andern Worten: das *Seelische*, das *Persönlich-Reflektive*, das in einem guten Bilde mitfliegen und ebenso stark wie die Farbe und die Form wirken muß. Es ist nicht nötig, daß Figuren diese Wirkung ausüben. Eine Landschaft z. B. kann, auch wenn nichts Figürliches in ihr zu entdecken ist, doch in dem hier gemeinten Sinne Inhalt haben; dann nämlich, wenn der Künstler ein Stückchen von seiner Seele hineingelegt, mit hineingemalt hat. Wenn wir in dem Bilde nicht nur das

Auge triumphieren und den Verstand wirken sehen, sondern wenn wir auch den Herzschlag des Künstlers in ihm fühlen. Das ist es, was wir mit dem geistigen Inhalt gemeint haben und was der Deutsche sich niemals auf die Dauer wird ausreden lassen. Und davon finden wir auch bei Thiem in jedem Bilde, und so viel, daß wir schon aus diesem Grunde allein von seiner Kunst das ebenso bestimmte wie starke Gefühl ihres spezifisch deutschen Wesens haben. Im übrigen hat Thiem, was hier gleich vorweggenommen sei, auch viele Figurenbilder gemalt, solche ernsten Inhalts und mehr noch humoristisch-phantastisch-groteske Szenen, in denen sich ein echtes Künstlerfabuliertalent, das mit seinen Einfällen oft nicht aus und ein weiß, auf originelle Weise ausdrückt. Auch für diese Bilder, die fast nur in Freundeskreisen bekannt, in der Öffentlichkeit aber bis jetzt nur selten gezeigt worden sind, wird man kein höheres und besseres Lob finden können, als daß sie deutsch in jedem Betracht und im vollsten Ausmaß dieses eine Welt umspannenden

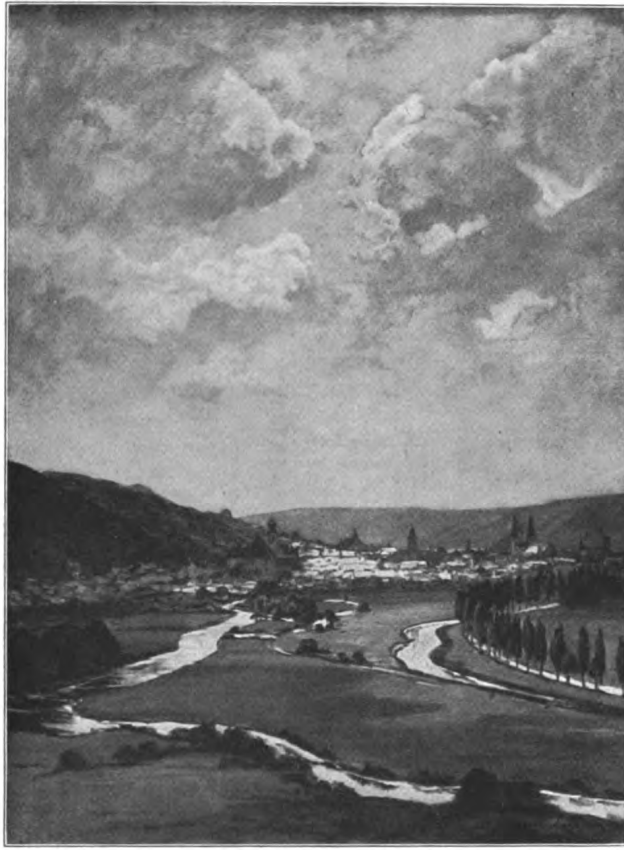
Wortes sind; denn diese Verbindung von Humor und Romantif, von Verbtheit und Zartheit, von Ernst und Echerz ist immer im besondern Sinne deutsch gewesen. Aber Thiem braucht heute alle diese Behelfe längst nicht mehr, um seinen Bildern Inhalt zu geben. Er kann auf jede Art von Beiwerk vollständig verzichten; ja, er hat sogar wiederholt Figuren, mit denen er ursprünglich den Vorder- oder Mittelgrund zu beleben versucht hat, nachträglich wieder übermalt und die Landschaft nur durch sich allein sprechen lassen. Und man konnte stets beobachten, daß sie dann eigentlich reicher an wahren, innerem Inhalt war als vorher.

Dieses starke, aber nicht irgendwie absichtlich betonte Deutschtum Thiems und seine (wenn man so sagen darf) künstlerische Unabhängigkeit sind für den heutigen Betrachter seiner Bilder etwas Selbstverständliches. Jedenfalls hielte man es nicht für möglich, daß es auch anders hätte kommen können. Und doch ist diese Möglichkeit einmal vorhanden gewesen. Hören wir! Thiem ist im Jahre 1858 in Berlin geboren, als Sohn des in Kreisen der Kunstfreunde und Kunsthistoriker weithin bekannten und geschätzten Adolf Thiem, desselben, der ein Freund

Menzels, Knaus' u. a. m. gewesen ist, der mit Wilhelm v. Bode seit langer Zeit fruchtbarsten Gedankenaustausch pflegt und nach dem ein Saal im Berliner Kaiser-Friedrich-Museum benannt ist. Paul Thiem hatte also den Vorzug, von frühester Jugend an beste alte und neue Kunst unmittelbar an der Quelle genießen zu dürfen. Aber nicht nur bildende Kunst allein erschloß sich ihm schon damals. Thiems Mutter war die Tochter eines Komponisten, und so erklärt sich leicht der Ursprung der zweiten Begabung Thiems: für die Musik, die sich aber nicht im verständigen Genießen der Meisterwerke der Musikkultur und im Vortrag ihrer Werke allein, sondern auch selbstschöpferisch äußert. Thiem ist nämlich Komponist, und wenn auch die Welt so gut wie nichts davon weiß, so schätzen ihn gerade um dieser Seite seines Schaffens willen viele Freunde seines Hauses. Man muß ihn seine Phantasiestücke und volksliederartigen Gebilde, in denen immer irgendeine Stimmung eine eigenartige melodisch-harmonisch-rhythmische Form gewonnen hat, selbst am Flügel vortragen hören, und zwar in seinem Atelier, wo der mit notenbefrigeltem Papier bedeckte Flügel mitten zwischen fer-



Springbrunnen in Eichstätt



Blick auf Eichstätt

tigen und angefangenen Bildern steht. Und man wird dann erkennen, daß es sich hier nicht um Dilettantismus handelt, sondern um das elementare Mühen einer aus dem Geist der Musik geborenen Seele, die sich von der Last ihres Reichtums durch Verschwendung zu befreien sucht. Es ist übrigens nicht zu übersehen, daß diese musikalische Natur Thiems sich nicht nur in Notengebildern allein ausdrückt. Wer die Bilder Thiems ein bißchen daraufhin ansieht, wird in der Melodie und im Rhythmus von Zeichnung und Kolorit und im Ausdruck alles dessen, was Stimmung widerpiegelt und erzeugt, das musikalische Element des Schöpfers dieser Werke wiederfinden. Und das ist am Ende nichts Wunderbares, sondern nur der Beweis für das Harmonische des Wesens Thiems, dem die verschiedenen Ausdrucksmittel und -möglichkeiten der Kunst alle nur zu dem einen Zweck dienen, sich selbst zu offenbaren.

Man wird kaum erstaunt sein, wenn man

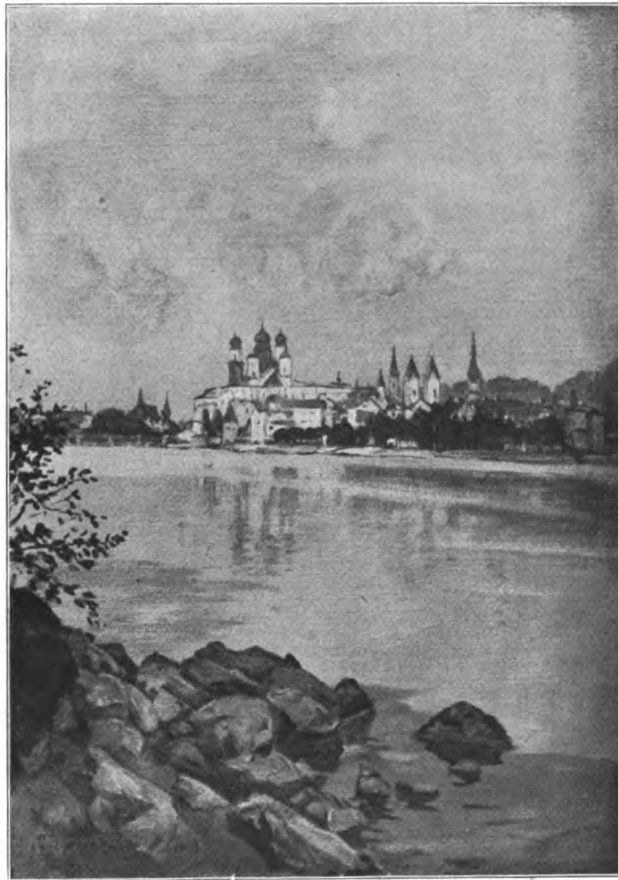
hört, daß diesem Malermusiker auch die Feder willig gehorcht. Er hat Dramen geschrieben, von denen aber hier nicht zu reden ist. Es drängte ihn wiederholt, zu den modernen Kunstfragen Stellung zu nehmen, und er fand stets die ebenso treffende wie gewählte Form dafür. Ein Weltbild im Kleinen mit zahlreichen Ausblicken ins Große und Weite aber gibt er in dem Buch »Der Prinz und sein Onkel. Eine Reise mit Abenteuern.« In diesem satirisch-humoristisch-philosophischen Roman, der ein durch und durch persönliches und eigenartiges Bekenntnisbuch von hohem menschlichem und künstlerischem Wert ist, finden sich u. a. auch Auseinandersetzungen über die Geheimnisse der Bildwirkung, die zu dem Feinsten und Zutreffendsten gehören, was über diese viel erörterte Frage schon geschrieben worden ist. Nur ein Selbstschaffender kann über seine Kunst so Tiefes verraten, weil eben nur ein des Weges Rundiger bis in diese Reiche des Erkennens vorzudringen vermag. Aber freilich: die wenigsten finden für das, was sich ihnen erschlossen hat, auch Worte, die dem Erkannten ebenbürtig sind und es klar zu künden vermögen. Thiem konnte das, und wir dürfen hinzufügen: auch hier haben ihm die Schwesterkünste geholfen. Einträchtig haben sie sich ihm ergeben; sie stehen ihm in seinem Schaffen zur Seite und leihen ihm stets die Ausdrucksmittel, die er gerade braucht: ein seltener Anblick, ebenso selten in seinen Voraussetzungen wie in seinen Wirkungen.

Wenn trotzdem die bildende Kunst die oberste Herrscherin im geistig-künstlerischen Leben Thiems geblieben ist, so sind daran doch wohl die übermächtigen Eindrücke im Hause seines Vaters schuld. Da ist es nun von ganz besonderem Interesse, zu hören, daß dieser, Adolf Thiem, einer von jenen gewesen ist, die als erste die Meisterwerke

der französischen Malerei des 19. Jahrhunderts in ihrem eignen und entwicklungsgeschichtlichen Wert erkannt und sie auch gesammelt haben. Wir hören, daß Paul Thiem schon als Knabe, zu einer Zeit also, da man bei uns in Deutschland kaum angefangen hat, auch außerhalb der engen Gemeinde der Künstler und Historiker für diese Periode der Malerei sich zu interessieren, auserwählte Landschaften der Klassiker von Barbizon, der Rousseau, Diaz, Daubigny, Corot u. a. m. kennen und lieben gelernt hat. Das wurde für ihn, schon bevor er andern Kunstunterricht genoß, die hohe Schule der Landschaftsmalerei. Aber hier lag auch die Gefahr, von der ich sprach, daß nämlich Thiem, durch so starke Versucher verlockt, sich frühzeitig und vielleicht für immer und ausschließlich dem fremdländischen Einfluß ergeben könnte. Beispiele dafür, wohin das führen kann, haben wir ja gerade in der deutschen Kunst

der neueren und neuesten Zeit weit mehr als uns lieb ist. Aber glücklicherweise gehörte Thiem allzeit zu jenen innerlich Gefestigten, die sich fremden Eindrücken nur so weit hingeben, als sie Nutzen davon haben können, sich aber niemals ganz oder auch nur zu einem beträchtlichen Teil daran verlieren. Und so ist auch Thiem gleich Thoma, Leibl, Uhde, Spitzweg u. a. ein Beispiel dafür geworden, wie ein deutscher Künstler von den Franzosen gar vieles, besonders in der Technik, lernen und dabei doch ein echter Deutscher bleiben, ja sein Deutschtum auf diesem Umweg erst recht finden und befestigen kann.

Aber Thiems Jugend und Werdegang ist sonst nicht allzuviel zu berichten. Er absolvierte in Berlin und Potsdam Gymnasium, Universität und Militärdienst, blieb aber dabei einem Zweifachen stets treu: der Natur, die er schon als Kind geliebt hatte, und der Malerei, die immer und immer wieder lockte. Eine Zeitlang schien es zwar, als



Passau von der Innseite

ob Paul Thiem der lebendigen Kunst verlorengelassen sollte. Wohl unter dem Einfluß des elterlichen Hauses und seiner Umgebung studierte er Kunstgeschichte, und auch eine Doktorarbeit über Tiepolo war bereits vollendet. Aber dann hielt es ihn nicht länger. Er lief dem mündlichen Examen davon und ging (1883) nach München, der Stadt der Sehnsucht aller, die sich bereits für Künstler halten oder erst solche werden möchten. Er hörte den Rat Pilotys, studierte einige Jahre an der Akademie bei Vöffy, Raupp und Gysis und versuchte dann, sich allmählich selbst als Künstler auf die Beine zu stellen. Das fiel ihm freilich nicht ganz leicht; denn er hatte, wie wir bereits gesehen haben, von der Natur wohl den künstlerischen Instinkt und Antriebe empfangen, der ihn in allen Fragen der Kunst sicher leitet, aber nicht auch die Fähigkeit, sein eigener Herold zu sein. Und wer die Verhältnisse im Umkreis der Kunst auch nur

einigermaßen kennt, weiß, wie bitter dieser Mangel vor allem in trüben Stunden empfunden wird und wie schwer er auszugleichen ist. Auch Thiem hatte aus diesem Grunde schlimme Zeiten zu bestehen, aber, was die Hauptsache ist: er bestand sie. Was ihn besonders drückte, schrieb er sich von der Seele; im übrigen malte er fleißig, ohne sich um andrer Lob oder Tadel zu kümmern oder nach der Mode oder dem Publikums-geschmack zu fragen, und gewann außerdem in der Idylle seines Starnberger Besitzes

immer freier und seine Beherrschung der Fläche immer meisterlicher wird. Und sie ist immer noch im Anstieg, seine Kunst; denn ihr innerstes Gesetz heißt: Entwicklung.

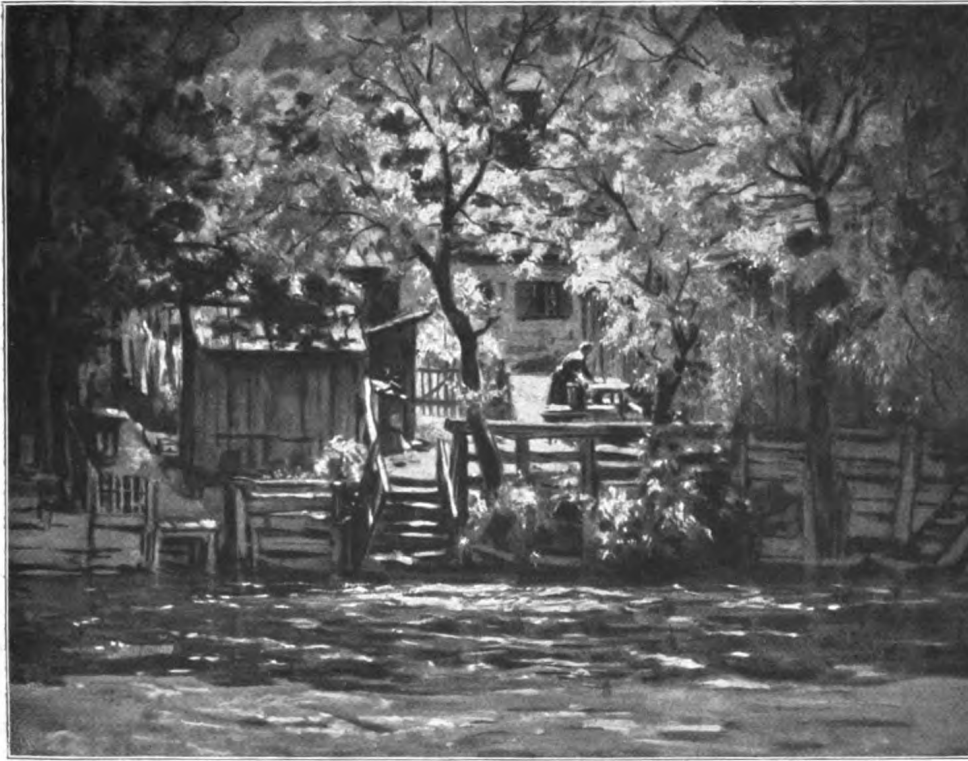
Und nun wollen wir noch ein wenig auf den verschiedenen Stoffgebieten und in den mancherlei Gegenden Umschau halten, die Thiem bereits ausgeschritten und durchwandert hat. Wir haben gesehen, daß sein ureigenstes Feld stets die Landschaft gewesen ist, auch in früheren Zeiten, da er noch gern



Wochenmarkt in Passau

immer wieder die geistige und körperliche Spannkraft, die ein solcher jahrzehntelanger Kampf und ein solches Ganz-auf-sich-selbst-gestellt-sein unbedingt verlangen. Nun, heute kann Thiem mit gutem Gewissen sagen, daß er diesen Kampf, in der Hauptsache wenigstens, gewonnen hat. Unendlich langsam, aber auch unendlich sicher hat er sich seine Stellung innerhalb der deutschen Kunst geschaffen; und wenn irgend etwas für die lebendige Kraft spricht, die in der Kunst dieses Aufrechten und Unbeugsamen wirkt und lebt, so ist es wohl die Tatsache, daß seine frischesten, reifsten und stärksten Bilder aus den letzten Jahren stammen, daß seine Farben immer kräftiger, sein Strich

die Natur mit allerlei bunten Gestalten eigener Erfindung belebte, und konnten beobachten, wie der Landschaftler Thiem allmählich alle die andern »Thiem« aus dem Felde schlug, so daß er heute der tatsächliche Alleinherrscher ist. Jene Figurenbilder aber haben durch den zeitlichen Abstand, den wir zu ihnen gewonnen haben, nichts von ihrem Werte eingebüßt; im Gegenteil. Im übrigen muß es jedem einzelnen überlassen bleiben, ob er die humoristischen oder die phantastischen, die symbolischen oder die schlicht erzählenden Arbeiten höher schätzen will. Man kann z. B. ein Bild wie »Der dritte Mensch« (Adam voll Staunen vor Eva stehend, die neben sich das erste Kindlein im Grase lie-



An der Umpfer



Landschut

gen hat) wegen seiner schlichten Menschlichkeit überaus hochschätzen und trotzdem seine helle Freude an dem auch malerisch sehr feinen »Rehbraus« haben. Wie da die trunkenen Bauern mit Duschschrei und begleitet von letzten Fiedelklängen nach Hause torkeln, von den Hunden angekläfft und vom Monde, der ihnen bereitwillig heimleuchtet, sanft beschienen: das ist mit so viel echtem Humor geschildert, daß man ein rechter Griesgram sein müßte, wenn man etwas dagegen einzuwenden hätte. Immer ihr Publikum werden auch die Bilder haben, in denen irgend etwas Romantisches erzählt wird, etwa wie im »Traum eines Knaben«, in dem ein Ritter eine Prinzessin aus den Händen eines messerschwingenden Anholdes befreit, oder in andern Bildern ähnlicher Herkunft, deren »Requisiten« Ritter und Edelfrauen, Abenteurer, Helden und Narren sind. Auch Gespenster- und Spukgeschichten hat Thiem geliebt und symbolische Darstellungen von Begriffen wie »Mittagschwüle«, »Finsternis« und verwandte Themen. Die Wurzel aller dieser Dinge ist ja die gleiche: die Freude am bunten Spiel des Lebens, am wirklichen

und erdichteten Geschehen, eine Freude, die — ein echt menschlicher Zug — ebenso sehr aus tiefem Mitgefühl wie aus dem harmlos-gutmütigen Vergnügen stammt, das jeder gesunde, starke, für Humor empfängliche Beobachter angesichts der menschlichen Torheit empfindet. Ein Gebiet ganz für sich ist dann die Bildnismalerei, die bekanntlich der gefährlichste Prüfstein wahren Kunstberufes ist. Aber es genügt, die Bildnisse von Thiems Vater oder von seinen Töchtern auf ihre malerischen Werte und auch daraufhin zu untersuchen, inwieweit es dem Künstler gelungen ist, das Wesen des Porträtierten klar und überzeugend zum Ausdruck zu bringen. Und wir werden zu dem Schluß kommen müssen, daß Paul Thiem auch als Bildnismaler jeder Kritik standhält. Er gibt vom Stofflichen das Wesentliche, ohne allzu summarisch zu werden, und ein gewisser großer Zug in formeller und malerischer Hinsicht, der Thiems Bildnissen eigen ist, weist auf die bedeutendsten Vorbilder der Porträtkunst hin, deren genaue Kenntnis Thiem jedoch nicht in der Freiheit der Auffassung und Behandlung des Stoffes behindert hat.



Seitenstraße in Ulm



Schloß in der Neumark

Was nun den Landschaftler Thiem betrifft, so haben wir bereits gehört, daß er sich ausschließlich auf deutsche, genauer noch: süddeutsche Motive beschränkt hat. Italienisches oder anderes konnte ihn nicht reizen; in der engeren und weiteren Umgebung seiner zweiten Heimat aber fand er jederzeit in unerschöpflicher Fülle, was er brauchte. Am meisten haben es ihm die kleinen Städte und Marktflecken angetan, die vielfach, da es auf bayrischem Boden nördlich und südlich der Donau nur vereinzelt Industrie- und Fabrikanlagen gibt, noch ihren alten Charakter fast unverändert bewahrt haben. Man glaubt sich in Orten wie Eichstätt, Passau, Landshut, Burghausen, Ulm, Donauwörth u. a. m. oft um ein- oder zweihundert Jahre, nicht selten aber bis ins Mittelalter zurückversetzt. Ganz besonders ist das in Dinkelsbühl der Fall, das in Mittelfranken, nahe der württembergischen Grenze, zwischen den ihrer Unberührtheit wegen weithin berühmten Orten Nördlingen und Rothenburg liegt. Und man wunderte sich gewiß gar nicht, wenn einem in den spitzgiebligen, engen Straßen und Gäßchen solcher Nester

plötzlich ein Trupp Geharnischter begegnete, der eben von einem Streifzug heimgekehrt ist oder sich ansammelt, die schwerbepackten Wagen von Kaufleuten als Schutzwache bis zur nächsten Stadt zu geleiten. Es ist jedoch keineswegs die Art eines Schwind oder Richter oder Spitzweg, mit der Thiem diese weltabgeschiedenen, stillen Winkel sieht und schildert. Er empfindet ihre Romantik so stark und unmittelbar wie nur irgendeiner; hier aber, in seinen reinen Landschaften und Städtebildern, dichtet er nichts hinzu, sondern er läßt die Dinge durch sich selbst sprechen und erreicht gerade dadurch Wirkungen, die viel stärker sind, als wenn er das Romantische dieser Motive durch Unterstreichen noch besonders betonte. Es zeigt sich eben auch hier wieder einmal, daß das Empfinden für den Endwert eines Kunstwerks mindestens ebenso bedeutungsvoll ist wie das Sehen, und daß erst, wenn beides zusammenwirkt, etwas entstehen kann, das dem Herzen so viel gibt wie dem Auge.

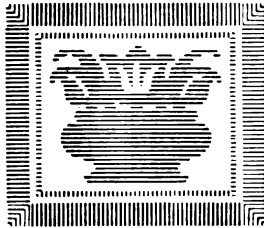
In den letzten Jahren hat sich Thiem mehr und mehr auf die Natur selbst beschränkt. Er verzichtet jetzt vollständig auf



Waldweiber

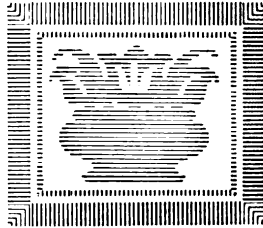
Staffagen jeder Art und läßt am liebsten nur noch Bäume, Flüsse, Hügel, Berge und Wolken reden. Selbst Starnberg, das er schon so oft und in den mannigfaltigsten Stimmungen gemalt hat, dient ihm als Motiv nur noch ausnahmsweise; um so reicher fließen ihm die Quellen in der Umgebung des Würmsees und im Hartal, wo die Natur dieselbe Ursprünglichkeit bewahrt hat wie die Architektur in den genannten bayerischen Städtchen. Kennzeichnend für viele dieser Gegenden ist ihre Einsamkeit und das Fehlen menschlicher Wohnstätten oft auf weite Strecken. So kommt es, daß man z. B. im Hartal, sogar in ganz geringer Entfernung von München, und vor allem südlich des Würmsees, im Gebiet der sogenannten Garten- und Osterseen, noch vielfach Motive findet, die alle Merkmale der absoluten Landschaft, fernab jeder Kultur und irgendwelchen Menschenwerkes tragen. Solche Motive malt Thiem heute mit Vorliebe, und die neueste Reihe von Land- schaf-

ten, die eben, da ich diese Zeilen schreibe, Gestalt zu gewinnen beginnt, schildert das allmähliche Erwachen des Frühlings in jenem Gebiet im Süden des Würmsees, in dessen Hintergrund die gewaltige Mauer der um diese Jahreszeit noch tiefverschneiten Berge aufsteigt. Ganz besonders großartig ist es, wenn nach längerem Regen die Wolkenschleier von unsichtbarer Hand hochgezogen werden und die stille Majestät der ewigen Berge sich dem staunend-ehrfürchtigen Blick enthüllt. In solchen Stunden vergißt man alles, was an Menschen*und Menschenwerk erinnert, und gibt sich hemmungslos dem überwältigenden Eindruck dieses herrlichen Schauspiels hin. Und es spricht mehr für Thiems gereifte und heute des höchsten Ausdrucks fähige Kunst, als es die begeistertsten Worte könnten, daß er es vermocht hat, uns in seinen jüngsten Landschaften die vollkommene Illusion des eben geschilderten Schauspiels zu geben. Eine stärkere Probe kann seine Landschaftskunst kaum mehr bestehen.



Heimatschutz

Von Robert Mielke



Wie der Ränder einer großen Zeit erscheint uns heute der Heimatschutz. Die Wandlung vom Kleinlichen, Engen und Eigenwilligen zu der gewaltigen Sturmflut von Begeisterung, Kraft und weltweiter Klarheit, die wir erleben durften, war zum Teil vorbereitet durch die Heimatschutzbewegung. Überwunden glaubten viele Heimat und Vaterland zu haben, bis der Schleier zerriß und sie draußen vor dem Feinde das Höchste zu verteidigen hatten, das der Mensch besitzt. In dumpfem, blindem Begehren nach Besitz und äußerem Prunk hatten wir in Städten und Dörfern überladene, unbehagliche Wohnstätten entstehen sehen; als fast selbstverständlich nahmen wir es hin, daß weite Naturwälder in Forsten umgewandelt wurden, daß charakteristische Pflanzen wie der schöne Frauenschuh und die stolze Pyramidenpappel aus der Landschaft verschwanden und ein schonungsloser Erwerbsinn den munter hüpfenden Bach in starre, liniengrade Böschungen zwang. Märchen und Sagen flüchteten aus der einförmigen Kulturlandschaft, in die ein ruheloses Nützlichkeitsstreben unsre Fluren umgewandelt hatte; Volkstum und Gemüt drohten zu veröden wie die Felder, deren bunte Blumenwelt mehr und mehr verkümmerte. Schwere Wunden hatte man der deutschen Landschaft geschlagen, bevor der Heimatschutz zu einer vernünftigen und schlichten Bauweise, zur Schonung der verfolgten Tiere und Pflanzen aufforderte und weiterhin die Pflege der Volkspoesie verlangte, die in Lied und Sage unsre Kultur durchtrankte. Die Heimat sollte nicht nur Wohn- und Erwerbsstätte sein, sondern der feste Boden, auf dem unser künstlerisches und geistiges Deutschtum emporenwachsen konnte.

Weitgehend erschien diese Forderung einer Zeit, die fast nur für die Notwendigkeiten des wirtschaftlichen Lebens Verständnis hatte. Wie hat sich jedoch diese Zeit gewandelt! Als Ende der neunziger Jahre Professor Ernst Rudorff in Berlin wiederholt auf den Schaden hinwies, den unser Land und mehr die deutsche Gemütskultur durch die schonungslose wirtschaftliche Ausnutzung erlitt, da hatte man wohl Bedauern für die angeblich unvermeidbaren Eingriffe übrig, ging aber mit Berufung auf die wirtschaftliche Entwicklung schnell darüber hinweg. Doch war immerhin das öffentliche Gewissen gewedt worden. Der Ruf nach Schutz der Landschaft, der auch von den Vertretern der Naturwissenschaft — allen voran dem Professor Conwentz

— aufgenommen wurde, konnte schließlich nicht mehr überhört werden. Hatte doch der Großstädter, der in der freien Natur Frische und Arbeitskraft suchte, den Schaden zunächst zu tragen. Denn Lärm, Unrast und aufdringliche Reklame folgten ihm. Und die Industrie selbst, diese oft mitleidslose Zerstörerin des Schönen, mußte vor dem Übermaß ihrer Arbeit bangen. Der Engländer Ruskin, der die Schredensherrschaft der Industrie wie ein grausames Verhängnis über seinem Lande sah, wies darauf hin, daß die Leistungsfähigkeit der schwer arbeitenden Bevölkerung wachsen würde, wenn sie dauernd freundliche Bilder vor Augen hätte. So weit war es in Deutschland noch nicht, aber diese Gefahr rückte von Jahr zu Jahr näher.

Unter diesen Umständen trat 1904 in Dresden und in Gegenwart zahlreicher Vertreter von Staats- und Gemeindebehörden, der Geistes- und Kunstwelt der Bund für Heimatschutz zusammen. In wenigen Wochen hatte die Bewegung in Deutschland Boden gefaßt; die breite Öffentlichkeit befaßte sich mit ihr; siegreich drang von hier aus der Gedanke über die Erde.

Heute ist der Heimatschutz eine selbstverständliche Pflicht des Staates wie Arbeiterschutz, Körper- und Geistespflege. Die Schule hat ihn in ihrem Lehrplan aufgenommen; Gesetze — das bekannte preußische Verunstaltungsgesetz von 1908 als vorbildlicher Bahnbrecher — sind in vielen Ländern geschaffen worden. Das Wort Heimat hat wieder einen tieferen Inhalt bekommen als vordem; es beseelt unsre Krieger in der Front und leitet die Arbeit der Zurückgebliebenen im Vaterlande.

Ostpreußen ist zum Teil verwüstet; im Elsaß liegen Hunderte von Wohnstätten und Siedlungen in Trümmern. Aber unmittelbar hinter der Feuersbrunst des Krieges geben wir an den Wiederaufbau, der im Sinne des Heimatschutzes freundliche Landschaftsbilder bringen wird.

Was will der Heimatschutz? Sollen wir die wirtschaftliche Entwicklung aufhalten, um künstlich ländliche Idyllen zu schaffen, wie sie die Schäferlaune des 18. Jahrhunderts erstehen ließ? Soll eine versunkene Kunst wieder aufgeweckt und hinter dem Arbeitskittel und der Überlandzentrale eine Theaterwelt von Gebräuchen und Trachten belebt werden? Nichts von alledem. Der Heimatschutz verschließt sich nicht den Forderungen der Gegenwart, die mit dem gleichen Recht auf neue Formen drängt wie die

Zeit der Gotik und der Renaissance. Er sucht aber die Überlieferung, die zwischen dem Schaffen der Vergangenheit und der Gegenwart abgerissen war, wiederherzustellen, um die Achtung vor den Werken unsrer Väter und die Freude an der Natur zu beleben und das werdende Neue in künstlerischer Wahrheit und Schlichtheit zu gestalten.

Dazu bedarf es nicht der Nachahmung älterer Zeitformen oder der Verschließung von Dorf und Landschaft vor neuen Wohn- und Wirtschaftsbauten, auch nicht der Sehnsucht nach der guten alten Zeit, die es in Wirklichkeit nie und nirgends gegeben hat. Dagegen fordert der Heimatschutz Einfügung und Anpassung in die Umgebung; er will weiter eine Erziehung zur Kunst, die nicht von engen Stilformen begrenzt und nicht auf äußeren Schein gerichtet ist. Er strebt mit andern Worten nach einem künstlerischen Takt, der uns so oft in den letzten Jahren verlorengegangen war.

Unsre Voreltern waren gewiß nicht alle gottbegnadete Künstler, waren keineswegs auf bestimmte Stile eingeschworen. Sie wußten vor hundert Jahren kaum etwas davon. Dagegen verstanden sie es, jedes Werk, sei es ein Gartenzaun, eine Bank, ein Park oder ein Haus, ohne Prunk, aber darum schlicht und künstlerisch zu gestalten. Sie hatten künstlerischen Takt, mit dem sie jede Erscheinung dem Ganzen einfügten. Dabei waren sie keineswegs Neuerungen abhold, die der bewegliche Fluß der Zeit täglich an seine Ufer warf; sie nahmen auf, was ihnen aus der Fremde zukam, aber sie prüften es auf seine Verwendbarkeit, verarbeiteten es nach den Erfahrungen von Pragis und Schwed und wurden nicht bedingungslose Knechte jeder Mode.

Das war der Gegenwart oft ebenso verlorengegangen wie der Maßstab. Eine großstädtische Kathedrale in einem kleinen Dorfe zu erbauen oder eine Fabrik in den Formen italienischer Renaissance zu errichten, wäre vor achtzig Jahren noch unmöglich gewesen. Und dazu der unwahre Aufpuß von Zierformen, die schließlich ein Bauwerk völlig überwucherten. Das war freilich künstlerische Überzeugung. Niemand ahnte, daß eines Tags uns diese Kunst wie eine Grimasse anstarren würde, weil ihr der gesunde Boden einer Überlieferung und damit Selbsturteil fehlte. Wie durch solche Unkultur ein schönes Architekturbild zerstört werden kann, sehen wir an Potsdam, dessen kleine, feingestimmte, friderizianische Häuser durch maßlose nüchterne oder plump überladene Mietskasernen in ihrer Stimmung zum Teil vernichtet worden sind; wir sehen es an manchem reizvollen Dorfbilde, das durch unpassende Stadthäuser seinen Reiz verloren hat.

In der Überlieferung erkennen wir ein langjames Wachsen und Wandeln der Formen; ohne

bemerkbare Schroffheit ist die Siedlung ein künstlerischer Organismus geworden, in dem die Werke verschiedener Zeiten ohne Mißklang nebeneinander gelagert sind. Auch wir hatten uns eine Überlieferung eingebildet, indem wir selbst bei ganz modernen Aufgaben ein altes Formengewand darüberwarfen und glaubten, bald griechisch, bald barock oder zopfig zu sprechen. Das führt zu unwahrer Phrase. Fabriken, Verkehrsbauten, Kraftzentralen, diese Kinder unsrer Zeit, brauchen keine architektonische Maske, um ein Schloß vorzutäuschen, oder gar die kümmerliche Dürftigkeit eines rohen Nutzbauwerks. Wenn sie, wie neuere Werke von Professor Franz in Berlin, Fischer in Stuttgart, Gräßel in München u. a., in schlichter Anspruchslosigkeit und Zweckdienlichkeit erbaut werden, dann schließen sie sich stimmungsvoll der älteren Umgebung an, dann haben sie eignes künstlerisches Leben und können Ausgang einer neuen landschaftlichen Kunst werden.

Es ist nicht die Aufgabe des Heimatschutzes, sich jeder Wandlung des Landschaftsbildes zu widersetzen. Große Moore werden jetzt entwässert und zu Äckern umgestaltet. Das soll nicht verhindert werden, wohl aber verlangt der Stimmungswert des Moores, daß wir wenigstens einige für unsre Nachkommen erhalten. Auch schöne Waldgebiete suchen wir vor dem Kahlschlag zu retten. Zudem rechnet die Wissenschaft, die von den 700 Pflanzenarten Deutschlands ungefähr ein Drittel auf Moorboden zählt, auf die Erhaltung einiger. Wenn das nicht überzeugt, dann müßte das Moor wenigstens als Wasserspeicher berücksichtigt werden. Hat man doch in Ungarn durch eine gewaltsame Moorkultivierung große, für die Viehzucht unentbehrliche Steppengebiete wirtschaftlich entwertet!

Kann man es verantworten, unter dem Druck der Zeit sämtliche Moore zu entwässern? Es verschwände eine bemerkenswerte Landschaftsform und mit ihr ein eigenartiges Tierleben. Denn sie ist zugleich der Sammelplatz einer Tierwelt, die der Landwirtschaft nützlich ist. Zahlreiche Arten sind schon verschwunden, und mit ihnen ist das Gleichgewicht in der Natur geändert, das der Übermacht der Schädlingsfliegen steuerte. In Ostpreußen sind in den letzten Jahren weite Forsten durch die Nonnenraupe vernichtet worden, weil mit der Zerstörung der Nistgelegenheiten die natürlichen Feinde dieses gefährlichen Insekts vermindert wurden. Das notwendige Gleichgewicht in der Natur wird durch das gewaltsame Ausrotten einer Tierart keineswegs hergestellt, sondern erst durch die Erhaltung der Lebensbedingungen, die möglichst vielen Tieren günstig sind. Schon müssen wir künstliche Naturschutzgebiete schaffen, um einzelne, dem Aussterben nahe Tiergattungen zu



Paul Thiem: Ein Dorf im Frühling
An dem Kaffee „Paul Thiem“ von Richard Schlegel

retten, während in jeder Siedlung und in jeder Glur durch Begünstigung einer Wildflora die Lebensmöglichkeit vieler Tiere erhöht werden könnte. Freilich muß man darauf verzichten, aus jedem Quadratmeter Boden einen unmittelbaren Nutzen zu erpressen.

Der Heimatschutz sieht aber seine höchste Aufgabe in dem Schutz des Menschen. Seine äußere Entwicklung ist gewährleistet; seine sittlichen und künstlerischen Anlagen in dessen werden einseitig, wenn sie nicht in enger Beziehung zu seiner Umgebung, zur Heimat stehen. Völlig nebensächlich ist es, eine schöne Volkstracht oder einen sinnigen Gebrauch zu erhalten, wenn sie von neuzeitlichen Anschauungen bebrängt werden, eine Hauptsache aber, die unwägbaren Gefühlswerte zu stärken, die jene in ihrer Eigenart geschaffen haben. Volksglaube, Volksfreude, Volkslied und Mundart sind keine Außerlichkeiten, sondern sind einer Umgebung entkeimt, in der sich der Mensch glücklich fühlte, ohne daß sie ihm nur reiche Schätze in den Schoß warf. Die Treue zur Heimat ist das Ziel, das den Halligbewohner an der wassergefährdeten Scholle festhält, oder den Alpler, dem die Lawinen das Haus in jedem Jahre zu verschütten drohen. Auf der einen Seite Arbeit und Gefahren in der Heimat, auf der andern ein oft müheloser rechnerischer Gewinn mit Auf-

opferung aller Schönheiten des Landes. Kann es fraglich sein, auf welcher die Treue und Abhängigkeit größer ist?

Ein solcher Heimatschutz wird zum erstenmal in Ostpreußen großzügige Anwendung finden. Erprobte Verbesserungen werden in Haus und Siedlung zu berücksichtigen sein. Heimstätten sollen entstehen, die weder altertümlich anmuten noch stilrein im Sinne eines Kunsthistorikers sind, die sich aber praktisch der ostpreussischen Landschaft einfügen. Das Grün der Wälder und Wiesen wird sich mit der Pflanzenwelt der Siedlung durch schattenpendende Wege- und Glurbäume verbinden; ein Netz elektrischer Kraftanlagen wird sich über das Land spannen und eine neue, schönere Zukunft einleiten. Naturgemäß sträubt sich noch mancher Land- und Stadtbewohner, der sein Ideal in der Großstadtkunst sieht, gegen diese schlichte heimatlische Kunst; doch werden sie sich wohl befehlen, sobald die ersten Wohnstätten wieder aus den Trümmern erstanden sind. Auch sie werden ein neues Ostpreußen aus den Unbilden des Krieges hervordachsen sehen, das sie lieben und nicht mit den engen Gassen der Großstadt vertauschen wollen. Auf dem Boden Ostpreußens entwickelt sich der Heimatschutz aus einer abwehrenden zu einer schöpferischen Bewegung, zur Heimatpflege.

Das Gesicht des Schülers

(Aus dem Zyklus »Johann Sebastian Bach«)

Der Meister kam; er wählte sich allein,
Sein Blick griff über die leeren Reih'n,
Nur ich saß aufs Gestühl gekauert
Hinter dem letzten Pfeiler eingebuddt,
Ich sehe, wie er an dem Spieltuhl ruht —
Ich sah ihn gut, es war noch ziemlich licht —,
Ich höre, wie der erste Ton zur Kuppel schauert,
Er greift und tritt, der Rumpf bewegt sich nicht,
Wie seit Anfang hingemauert.

Da geschah's,
Da, ich erblickte, ich sah's:
Sommer geht auf ob den ragenden Pfeifen,
Blühen fällt über sie vor lauter Gesang.
Blätter lauben aus, Gezweige greifen,
In strogenden Kronen wölbt sich klingend Gerank.
Die Augen geschlossen, in zeugender Tongewalt,
Hassend und schreitend saß er und spielte den Wald.
Ich sah die singenden Wipfel wehen und wuchten schwer und gelind,
Auf und nieder immer stieg durch die Orgelkronen der Donnerwind.

Ernst Lissauer



Das Herz im Süden

Roman von Carry Brachvogel

IV

Cilly war dem Geliebten dankbar für den Trost, den er ihr in ihren Herzensorgen spendete, und bewunderte ihn im stillen, daß er sich so gut in eine Lage fand, die ihr unerträglich schien. Sie meinte, er spiele aus zärtlicher Rücksicht für sie ein wenig Komödie, gebe sich äußerlich gelassen und vernünftig, während er doch in seinem Herzen ebenso ungeduldig und verzweifelt sein mußte wie sie. Da fühlte sie sich ihm, um dieser rücksichtsvollen Liebe willen, noch stärker verbunden als zuvor und ahnte nicht, daß er über die Wendung, die von außen her gekommen war, keineswegs betrübt, sondern vielmehr erfreut, erleichtert war. Ihm war nämlich der Heiratsplan schon seit einiger Zeit nicht mehr verführerisch erschienen, wenn er auch Cilly gegenüber so tat, als ob es sein sehnlicher Wunsch wäre, sie als Frau heimzuführen. In den ersten Wochen zwar, da er ihr Wesen noch nicht kannte, war er willig auf alles eingegangen, was sie sagte und vorschlug, denn er, der eben stets nur ein Don Juan der untersten Schichten gewesen, dachte damals, daß eine Familientochter nur durch die Heirat zu gewinnen sei. Gelenkt von seinem Verlangen und eingeschüchtert durch die Selbstverständlichkeit, mit der sie von der Heirat sprach, wäre er, sofern sie es gewünscht hätte, ohne Zögern zum alten Schegger gegangen, um ihre Hand zu erbitten. Inzwischen aber war Zeit verflossen, und wenn Cilly auch nach wie vor jeden längeren Ausflug, den er plante, ablehnte, wenn er auch noch nichts von ihr empfangen hatte als Beteuerungen und stürmische Küsse, so meinte sein Instinkt jetzt doch zu spüren, daß auch dieses Mädchen trotz aller Sprödigkeit doch ein Mädchen blieb und daß bald auch für sie die Stunde kommen mußte, da sie ihm willfahrte. Man mußte nur Geduld haben, den Augenblick flug abpassen und die Gelegenheit nicht vorbeigehen lassen!

Camillo lächelte ein eitles Lächeln und wiegte sich selbstbewußt in den Schultern.

Oh, er kannte doch Frauen so genau, und wenn ihm dieses kleine Mädchen durch die Atmosphäre ihrer Abkunft und ihrer guten Erziehung für etliche Tage irregemacht hatte, so wußte er jetzt besser als sie selbst, wie sie war und wie es mit ihr stand. Schon jetzt merkte er an ihrer Ungebuld, an ihrer Verzweiflung über die Verzögerung der Heirat, daß der Tag nicht mehr gar so fern sein konnte, an dem sie ihm willig im Arm liegen würde. Wozu also mit einem Ehering erkaufen, was einem ein süßes Mädchen freigiebig schenkte? Camillo, der in jedem Punkt ein Rechenkünstler war, wäre sich töricht vorgekommen, wenn er ohne zwingenden Grund statt eines Liebhabers ein Gatte geworden wäre, denn wenn er auch zuweilen daran dachte, daß er späterhin einmal heiraten würde, so bedeutete auch diese künftige Heirat mit einer ihm noch Unbekannten die Lösung eines wichtigen Recheneuropels. Er stellte genau die Bilanz zwischen Soll und Haben auf und fand, daß er als Entgelt für seine schöne Persönlichkeit von seiner künftigen Frau ein angenehmes Leben des Müßiggangs fordern könne. Die sentimentale Zärtlichkeit, mit der er damals, bei jener Wagenfahrt mit Mrs. Taylor und Cilly, von Eltern gesprochen hatte, die für sein Alter sorgen sollten, stand nur scheinbar im Widerspruch mit der Geldheirat, denn beide wurzelten in dem gleichen naiv-brutalen Verlangen, andre Menschen auszunützen und für seine Bedürfnisse sorgen zu lassen. Dies also stand fest: seine künftige Frau mußte nicht nur wohlhabend, sondern reich, wenn möglich sehr reich sein. Auch in diesem Punkt dachte er heute kühler über Cilly Schegger als früher. Zuerst war es ihm freilich vorgekommen, als könne sie ihm alles gewähren, was er für seine Zukunft erträumte, aber er war bald zur Besinnung gekommen, hatte sich ziffernmäßig Rechenschaft abgelegt und ausgefunden, daß Cilly zwar keine schlechte, aber auch keineswegs eine glänzende Partie darstellte. Wohl galt der alte

Schegger als sehr vermögend, großer Grundbesitz war vorhanden, das Palasthotel mit Hypotheken kaum belastet, und jeder der Söhne hatte sein Hotel vom Vater fast schuldenfrei geschenkt bekommen. Das war alles wunder schön, aber — Aber bei den Scheggern waren fünf Kinder da! Von allen Liebenschaften würde bei der Erbteilung auf Cilly also im besten Fall ein Fünftel kommen, obgleich anzunehmen war, daß die drei Söhne in Anbetracht ihrer kostspieligen Betriebe zuungunsten der Schwestern im Testament bevorzugt wurden. Auch auf eine große Mitgift war schwerlich zu rechnen, denn Geschäftsleute ziehen nicht für eine Tochter bedeutende Summen aus einem Unternehmen heraus, sondern geben höchstens eine gute Jahresrente her. Wie sah also das Leben aus, das auf Camillo an Cillys Seite gewartet hätte? Entweder sie zog mit ihm hinunter nach Italien, und er blieb zeitlebens im Geschäft seines geizigen Vaters, wozu er sehr wenig Lust spürte, oder aber der alte Schegger nahm ihn »ins Geschäft«, und dann würde er von früh bis spät zur Arbeit eingespannt, und jeder Gedanke an das schöne Herrenleben, von dem er träumte, war für immer dahin. Für sein Ideal des vornehmen Müßiggangs hatten die Scheggers überhaupt kein Verständnis, denn wie hätten sonst die vier Männer immerfort emsig gearbeitet, statt sich einen bezahlten Direktor zu nehmen und ihr Leben zu genießen! Ja, selbst die Frauen in dieser Familie hatten den unbegreiflichen Hang zur Arbeit, denn Marie Schegger ersetzte wirklich eine bezahlte Kraft, und Cilly hatte schon manchmal darüber geklagt, daß ihr jedes hauswirtschaftliche Talent fehle und sie sich darum so nutzlos und überflüssig inmitten ihrer schaffenden Familie vorkäme. Er hatte sie dann wohl erstaunt angesehen: »Aber, Cecilia, welch eine tolle Idee! Sei doch froh, daß du nicht arbeiten mußt! Eine hübsche Frau soll an so etwas gar nicht denken! Sie soll leben wie eine Principessa und ihrem Schöpfer danken, daß sie es kann!«

Sie schüttelte den Kopf. »Zuweilen denke ich das auch, aber es hält nicht vor. Du glaubst nicht, wie ich mitunter Marie um ihre Tätigkeit beneide!«

»Aber das ist Unsinn! Du bist doch viel zu gut, um Wäsche zu fliden oder Bestede

abzuzählen oder in der Speisekammer nachzusehen.«

»Marie ist doch ebenso gut wie ich!«

»Aber sie ist nicht so schön wie du!«

Sie lachte. »Schön sein ist doch keine Beschäftigung!«

»Oh, das ist eure gräßliche deutsche Manier, daß jeder Mensch bei euch immerfort eine Beschäftigung haben muß! Ich verstehe gar nicht, was deinem Vater einfällt, daß er in seinem Alter noch immerfort auf den Beinen ist und sich um alles kümmert!«

»Er wäre unglücklich, wenn er keine Arbeit hätte.«

Camillo judte die Achseln. Das waren Dinge, über die sich nicht streiten ließ, die aber zu schweren Konflikten führen mußten, sobald er mit den Scheggern in verwandtschaftliche Beziehungen trat.

Es kam ihm darum auf solche Beziehungen gar nicht an. Er wollte weder sein Leben lang als eine Art Kommis bei seinem Vater bleiben, noch sich als arbeitssamer Schwiegersohn im Palasthotel herumkommandieren lassen, um schließlich, wenn der alte Schegger einmal die Augen schloß, mit einem Bruchteil des Besitzes abgefunden zu werden. Ja, wenn Cilly die einzige Tochter gewesen wäre, dann hätte man sich vielleicht die Sache noch überlegen können. Mit dem alten Herrn allein wäre er vielleicht fertig geworden, und späterhin wäre er unumschränkter Herr über die Einnahme des Palasthotels geworden. Aber da war noch Marie mit dem absonderlichen Arbeitsbedürfnis, Marie, die er kaum kannte und dennoch nicht leiden konnte, und die er darum bei sich stets »die alte Jungfer« titulierte. Marie würde zunächst zweifelsohne eine Art Schwiegermutter darstellen, die überall die Augen hatte, alles ausspürte, alles kontrollierte und für ein Herrenleben im Klubsessel sicher ebensowenig Verständnis hatte wie ihr Vater. Im Lauf der Jahre, vielleicht schon bald, sicher aber nach dem Tode des alten Schegger würde sie heiraten, einen Mann heiraten, der sich auf das Geschäft verstand und dem Schwager Camillo in jeder Hinsicht gewachsen war. Freilich erzählte Cilly jetzt gelegentlich, daß Marie sich stets geweigert habe, eine Ver nunfttheirat zu machen, aber wenn sie erst noch älter wurde oder gar auf sich ganz

allein gestellt blieb, dann würde sie sicher einsehen, daß nur ein Mann, ein tüchtiger Geschäftsmann, ihre Interessen vertreten konnte, und statt des alten Schegger sah dann eben eines Tags irgendein z-beliebiger jüngerer Herr da, überwachte Arbeit, Einnahmen und Ausgaben. Nein, die Heirat mit Cilly Schegger war weder ein ausichtsreiches noch ein durchaus notwendiges Geschäft, und Camillo hatte darum beschlossen, dieser Angelegenheit nicht näherzutreten.

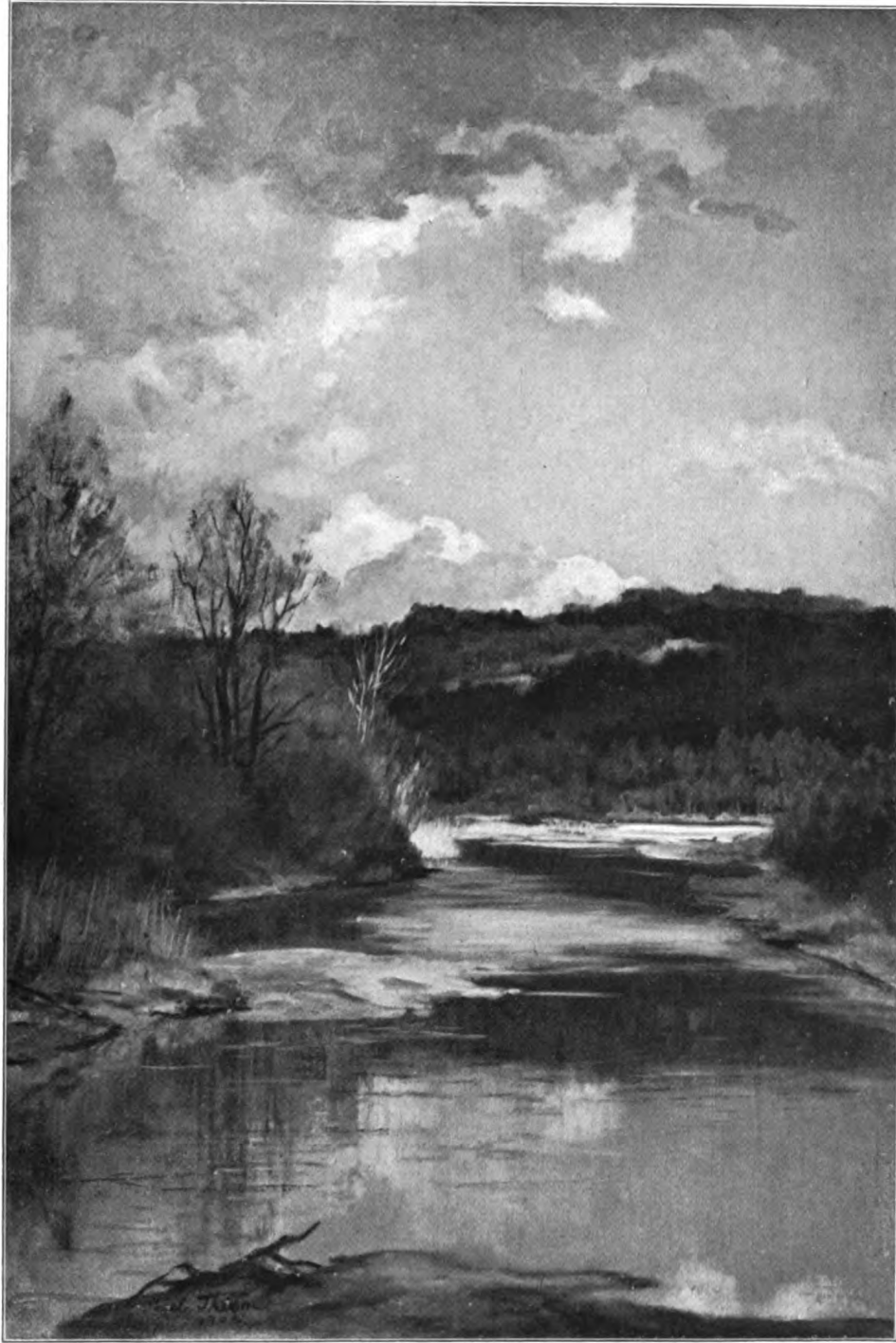
Cilly nahm indessen für Zartgefühl, was nur glatte Berechnung war. Stärker als früher lebte nun in ihr die Überzeugung, daß sie alle Camillo unrecht getan hatten, als sie ihn für einen faulen, leichtsinnigen Schürzenjäger hielten. Hatte nicht ihr Vater selbst seine geschäftliche Begabung gerühmt? Bewarb er sich nicht seit Monaten leidenschaftlich und ausdauernd um sie und verbarg jetzt noch die Enttäuschung, die auch in ihm über die Verzögerung der Heirat sein mußte, hinter Gleichmut und Heiterkeit, nur damit sie sich nicht allzusehr tranken und in Klagen verlieren sollte?

Sicher steckte in ihm ein guter Kern, der eben nur vorübergehend, wie es bei jungen Leuten häufig geschieht, von leichtfertigen Streichen so überwuchert war, daß er nicht mehr vorhanden zu sein schien. Was liegt aber daran, wenn ein junger Mann etliche Jahre lang sein Leben toll und voll genießt, sofern er nur zur rechten Zeit innehält, zur rechten Zeit die rechte Frau findet, die ihm die Hand entgegenstreckt und ihn zu einem neuen Leben der Tüchtigkeit und des Ansehens hinführt! Cilly war ja sonst keine romantische Natur, aber der Gedanke, den Mann zu erlösen, liegt so tief in der Seele der Frau eingeschlossen, daß wohl jede von ihnen, sofern sie nicht eine ganz armselige Spiegbürgerin ist, ihn einmal unter irgendeiner Form gedacht oder empfunden hat. Cilly wäre sicher niemals auf die Idee verfallen, für irgendeinen modernen fliegenden Holländer eine Senta abzugeben; aber gerade weil Camillo so gar keine seelische Verzwicktheit kannte, sondern ganz fest und vergnügt mitten auf der Erde stand, gefiel ihr die Vorstellung, daß es ihr bestimmt sein sollte, aus diesem durchaus realen Menschen herauszuholen, was aus ihm herauszuholen war. Sie dachte bei sich: Wenn ich es nur

endlich fertigbrächte, daß der Vater sein eigensinniges Vorurteil aufgibt und Camillo so sieht, wie er ist und wie ich ihn sehe! Der Vater ahnt ja gar nicht, was für eine Kraft in Camillo brachliegt und wie er sie für das Hotel heranziehen könnte. Wenn Camillo nur ein halbes Jahr im Betrieb stünde, würde er mehr leisten als alle die Herren, die uns der Vater seit Jahren so angelegentlich als Ehemänner empfiehlt.

Nicht einen Augenblick dachte sie daran, daß sie, wie es sonst der Brauch ist, ihrem Gatten in seine Heimat oder gar in das Haus seines Vaters folgen sollte. In diesem Punkt war sie doch ganz fest mit den Anschauungen und auch mit dem Stolz ihres Hauses verwurzelt, und wenn einer ihr zugemutet hätte, daß sie künftighin in dem italienischen Grenzstädtchen, vielleicht gar bei dem geizigen Schwiegervater leben sollte, dann hätte sie nur gelacht. Nein, ihr Traum ging dahin, daß Camillo zuerst Angestellter, dann Teilhaber ihres Vaters werden müsse, was ja nicht ausschloß, daß er nebenbei auch das Geschäft seines Vaters mitbetrieb. Gar mancher der großen Gasthofbesitzer der Umgegend war an industriellen Unternehmungen beteiligt, und es gab Camillo sogar seinem künftigen Schwiegervater gegenüber einen gewissen Rückhalt, wenn er nicht ganz von ihm und von der Arbeit abhing, die ihm ein Schegger zuwies. So lebte denn Cilly in der Überzeugung, daß ihre Hochzeit nicht nur einen Glückstag, sondern auch für Camillo eine bedeutungsvolle Wandlung darstellen müsse, und sie hätte zuweilen laut aufschreien mögen über das unerwartete und unbegreifliche Hindernis, das ihr durch die Ferraris über den Weg gelegt worden war.

Wäre nicht die schreckliche Sache bei den Ferraris geschehen, so hätten Carla und Franz schon Hochzeit gemacht, und in der fröhlichen Stimmung des Mahles oder auf der Heimfahrt hätte Cilly gewiß dem Vater die Einwilligung abschmeicheln oder ihn wenigstens darauf vorbereiten können, daß abermals ein welsches Schwiegersohn, und diesmal ein ganz reinblütiges, in die Familie kommen wollte. Vielleicht wäre sie dann schon im Sommer Frau Povinelli geworden und hätte über all die Damen, die Camillo schöne Augen machten, gelacht, wie sie zuvor über Mrs. Tailor gelacht hatte ...



Paul Thiem:

Altwasser der Isar

Zu dem Aufsatz »Paul Thiem« von Richard Braungart

Ja, im vorigen Jahr hatte sie über die Amerikanerin gelacht, jetzt aber betrachtete sie sie mit einer Empfindung, die teils Ärger und teils eine unbestimmbare Angst war. Sie begriff selbst nicht recht, warum sie unruhig wurde, wenn Camillo den Namen dieser Frau nannte, warum es ihr immer war, als müsse sie sich gegen diese andre zur Wehr setzen und gegen etwas ankämpfen, was die andre insgeheim im Schilde führte. War es nicht töricht, war es nicht absurd, daß sie, mit ihrer Frische und der Schönheit ihres jugendlichen Herzens, überhaupt die Möglichkeit eines Kampfes zuließ mit einer alternden, verwelkten Frau, die kein Tageslicht mehr vertrug, und die innerlich sicher noch viel älter und verwüsteter war, als ihr Gesicht aussah? Sicher gab es keinen Mann, der, zwischen Cilly und die andre gestellt, seine Wahl auch nur einen Augenblick bedenken konnte, und dennoch fürchtete Cilly die geschminkte Unbeweglichkeit jenes Frauengesichts, kam ihr die kühle äußere Haltung der Amerikanerin unheimlich vor, weil sie in so grellem Widerspruch zu der offenkundigen Leidenschaft stand, die Mrs. Tailor so plötzlich in das Palasthotel zurückgeführt hatte. Wäre Cilly einem andern jungen und hübschen Mädchen gegenübergestanden, so wäre sie vielleicht eifersüchtiger gewesen, hätte aber den Kampf kühner und mit klarerem Blick aufgenommen. Hier aber, dieser erfahrenen, wohl allzu erfahrenen Weltbame gegenüber, der nicht nur alle Toilettenkünste, sondern auch alle Verführungen transatlantischen Reichtums zu Gebote standen, versagten ihre Waffen, weil sie sich selbst nicht mehr vertraute, weil sie, die weder die Erfahrungen noch die Lebenskreise der Mrs. Tailor kannte, sich vor diesem Unbekannten fürchtete und vor den Erfolgen, die es erzielen konnte. Es fiel ihr freilich nie ein, ernsthaft zu glauben, daß Camillo ihr um Mrs. Tailors willen untreu werden oder diese überhaupt gefährlich anbliden könne, aber es verdroß sie, daß die andre Frau doch Wege zu ihm fand, die ihr, Cilly, nie eingefallen wären, daß sie ihm tausend Schmeicheleien sagte, ihm wie unversehens immer wieder in den Weg trat, ihn mit allen möglichen kleinen Verwöhnungen umgab, wie sie jedem Mann gefallen, gleichviel ob die Hände, die sie

spenden, jung oder alt sind. Dabei schien Mrs. Tailor Eifersucht nicht zu kennen. Zu Anfang hatte sie zwar Camillo etliche Male allein zu sich zum Tee geladen, schnell aber hatte sie bemerkt, daß der Kellner, der ihn anmeldete und den Tee auftrug, Mr. Povinelli zwar als Mrs. Tailors Besuch, aber dennoch mit einer leisen, mit einer ganz leisen Nuance von Nichtachtung bediente, die er sich keinem andern Hotelgast gegenüber erlaubt haben würde. Von diesem Tag an war Camillo nie mehr unter vier Augen bei ihr, vielmehr fand er jedesmal Cilly vor, die sich zwar immer im stillen versprach, die nächste Einladung der Amerikanerin abzulehnen, und doch niemals der Lockung widerstehen konnte, Camillo ungestört zu treffen und mit ihm vor der andern die lustige Komödie aufzuführen, als wären sie einander fremd. Bei diesen kleinen Tees verriet sich Mrs. Tailor niemals, schien um die beiden jungen Leute nur wie eine ältere Freundin besorgt, sprach niemals in Cillys Gegenwart von Camillos Stimme oder von dem Gesangsmeister, dem sie ihn zuführen wollte. Aber gerade diese Selbstbeherrschung, dies Schweigen über einen Gegenstand, den sie mit Camillo unter vier Augen offenbar eifrig besprach, machte Cilly immer unruhiger, immer mißtrauischer, und wenn sie allein mit Camillo war, konnte sie sich's nicht versagen, ihn wegen Mrs. Tailor zu hänseln und sie zu verkleinern.

»Ich bitte dich, glaube doch den Unsinn nicht, den sie dir wegen deiner Stimme in den Kopf setzen will!«

»Ich glaube ihn ja nicht, aber wenn es ihr Spaß macht, sich's auszumalen, warum soll ich sie da stören?«

»Weil es absurd ist! Und weil schließlich, wenn sie noch lange fortredet, du dir doch noch einbildest, du seiest ein berufener Tenor!«

»Weißt du denn ganz bestimmt, daß ich's nicht bin?« Er fragte es im Scherz, obgleich ihn ihr überlegener Ton verdroß.

Sie entgegnete mit ganz unbegründeter Festigkeit: »Hab ich's nicht gesagt, daß du zuletzt alles glauben wirst, was sie dir einredet?! Es ist doch wirklich wahr, daß ein Mann jede Schmeichelei glaubt, die ihm eine Frau sagt, selbst wenn sie sechzig Jahre alt ist!«

»Mrs. Tailor ist sicher noch keine sechzig!«

»Über weit hat sie nicht mehr bis dahin.«
 »Dann sieht sie für ihre Jahre famos aus!«

»Ist das dein Ernst?«

»Natürlich. Andre Frauen mit sechzig Jahren sind doch uralt.«

»Sie ist es auch, wenn sie nicht geschminkt und nicht hergerichtet ist. Du müßtest sie nur einmal frühmorgens sehen!«

»Hast du sie schon gesehen?«

Cilly besann sich eine Sekunde lang, ob sie lügen sollte, erwiderte aber der Wahrheit gemäß etwas kleinlaut: »Nein. Vor elf Uhr läßt sie sich ja nicht blicken, und dann ist sie bereits mit allen Schikanen verpugt!«

»Nun also, dann kannst du doch gar nicht beurteilen, wie sie morgens aussieht!«

Ihre Eifersucht, die so unverhüllt zutage trat, belustigte ihn sehr, und jedesmal, wenn sie auf Mrs. Taylor zu sprechen kam, nahm er die Amerikanerin in Schutz und lobte an ihr, was Cilly zu tadeln fand.

Mrs. Taylor vermied es, mit ihm von Cilly zu sprechen, nur wenn es unumgänglich nötig war, nannte sie den Namen des Mädchens. Er aber war weder rücksichtsvoll noch scheu, und wenn er ihr auch nicht geradeheraus erzählte, wie er mit Cilly stand, so ließ er es doch nicht ungern erraten, war indiskret nicht in Worten, wohl aber in Betonungen, unterdrücktem Lächeln oder viel-sagenden Blicken. Er gefiel sich gut in diesem Liebespiel zwischen den beiden Frauen.

Bei der Amerikanerin schien seine Taktik freilich keine Wirkung zu üben, wenigstens verriet ihr geschminktes, starres Gesicht niemals die leiseste Bewegung. Sie war viel zu klug, wußte viel zu viel von Dingen der Liebe, als daß sie es versucht hätte, mit Cillys zwanzig Jahren einen offenen Kampf aufzunehmen. Sie begriff, daß sie diesen jungen Mann niemals durch den Reiz ihrer Person an sich fesseln konnte, daß sie für ihn nur vorhanden war, wenn sie seine männliche Eitelkeit nährte und ihn in ein glühendes Spinnennetz von Bewunderung und Schmeichelei einspann. So kam es, daß er, der junge, oberflächliche Durchschnittsitaliener, sich der welterfahrenen, verzogenen Tochter eines mächtigen Volkes gegenüber als den Herrn aufspielen durfte, als den Mann, der von vornherein, weil er eben ein Mann ist, in allem recht

hat, und dem die Frau in allem nachgibt, weil sie niemals und in nichts an ihn heranreichen kann. Er hörte von ihr kaum je Widerspruch, denn sie fand alles, was er tat oder meinte, klug und schön. Sie bewunderte seine Geschäftskennntnis, lobte seinen Unternehmergeist, obwohl er blutwenig davon besaß, staunte, daß er nicht schon unzählige Male von Bildhauern in Marmor oder Bronze gemeißelt worden sei, und bat ihn immer wieder, die Verpflichtung nicht zu vergessen, die ihm seine Stimme auferlege. Beharrlich und zäh webte sie an ihrem glühenden Spinnennetz weiter, und wenn es ihr auch zunächst nicht gelang, ihn mit den feinen Fäden zu umgarnen, so verlernte er doch schnell, sie zu bemitleiden oder zu verhöhnern, und verspürte inmitten der Weibrauchwolken, die sie ständig um ihn herwirbeln ließ, ein Wohlbehagen, wie Cillys übermütige, zu Neckereien und lustigem Spott aufgelegte Art es ihm niemals bereitete ...

Cilly war seit der Rückkehr der Amerikanerin selbstsam verwandelt. Im vorigen Jahr, als ihre Tändelei mit Camillo in ein starkes Gefühl übergegangen war, schien das Sprunghafte, Launenhafte, das sie sonst beherrschte, vollkommen verschwunden, und ein Leuchten ging von ihr aus, wie von einer tiefen, inneren Freude. Damals war etwas Sieghaftes in ihr, und doch umstrahlte sie eine lächelnde Weichheit, denn alles, was je in ihr unharmonisch und dunkel gewesen, war ausgeglichen und hell durch eine große Liebe. Monatelang war sie so geblieben, und wenn nicht jeder im Hause Schegger teils mit seinen eignen An-gelegenheiten und später mit der unglückseligen Verlobung von Franz beschäftigt gewesen wäre, so hätte ihnen auffallen müssen, wie verwandelt die junge Tochter war, und daß es um sie rann wie eine Welle von Seligkeit. Nun aber war wieder alle Helle, alle Harmonie von ihr gewichen; sie war launisch, fafrig, unzufrieden mit sich und allem, was um sie her war. Sie konnte stundenlang in untätigem Dämmern dafitzen und vor sich hinstarren, und ließ dann wieder halbe Tage lang rastlos, wie geheizt, draußen oder auch im Hause umher, betrittelte alles, warf jede Arbeit, die sie anging, schon nach kurzer Zeit unlustig beiseite, klagte bald über Müdigkeit und bald

über garstige Träume, die ihr den Kopf schwer machten und unter deren Bann sie noch am nächsten Tage stand, und schließlich drehte es sich doch Tag und Nacht nur um das eine: um ein Wiedersehen mit Camillo. Mit einer Sehnsucht, wie sie sie nie zuvor gekannt, lief sie zu dem versteckten Platz, an dem er sie erwartete, wollte ihn überschütten mit Zärtlichkeiten, von denen sie daheim in Gedanken geträumt hatte, aber — seltsam! — auch hier in seinen Armen drang, ohne daß sie es wollte, eine jähe Bitterkeit durch, und sie wurde ohne Veranlassung ungeduldig, heftig und ausfallend, daß er sie erstaunt ansah und nicht verstand, weshalb sie so zu ihm sprach. Kaum war sie von ihm fort, überfiel sie dann Reue, daß sie die kurze Stunde des Glücks so töricht vergällt hatte, und sie träumte von einer andern, in der sie nachholen wollte, was sie heute durch eigne, unbegreifliche Schuld versäumt hatte. Doch beim nächsten Mal begann das bizarre Spiel zwischen sehnsüchtiger Liebe und unerklärlicher Unraft aufs neue, und während sie früher sich nur Liebes gesagt und von der Erinnerung an die heimliche Stunde wie von einer köstlichen Wegzehrung genascht hatten, stritten sie jetzt oft über Kleinigkeiten heftig miteinander, und wenn sie zurückdachten, schämten sie sich, daß nichts zwischen ihnen gewesen war als Widerspruch und verlorene Zeit ...

Auch mit Camillo war allmählich eine Veränderung vorgegangen. Heiß wehte es von den beiden Frauen zu ihm her, und heiß ging es von ihm aus, suchte die Schwesterflamme zu seligem Brand. Trotz allen Wortstreitigkeiten und gelegentlichen Ausbrüchen der Heftigkeit war er Cilly immer noch hörig, und vergeblich versuchte er, ein andres Bild an ihre Stelle zu setzen, bei einer andern zu suchen, was sie ihm immer noch weigerte. Er blieb ihr hörig durch sein Blut, das zu ihr und nur zu ihr hindrängte und nicht von ihr lassen wollte, bis es sie erreicht hatte, aber seine Veränderungsucht und seine Herzlosigkeit empörten sich gegen die aufgezwungene Beständigkeit, rüttelten zornig an der Kette, an der eines spröden Mädchens Hand ihn gefesselt hielt. Er begriff sich selbst nicht, daß er nicht von Cilly ließ, war wütend über sie, wütender noch über sich und die eigne

beharrliche Schwäche, die es weder vermochte, den Widerstand dieses Mädchens zu brechen, noch ihm zu entfliehen. Wie ganz anders war es doch bei seinen früheren, zahlreichen Eroberungen gewesen! Da hatte er ein bißchen getändelt, ein bißchen geworben, wenn's hoch kam, einen Sturmangriff mit Beteuerungen und Verzweiflungsgebärden gemacht, und nach kurzer Zeit war er als lächelnder Sieger weitergezogen zu einer neuen Fahrt und einer neuen Frau.

Jetzt dagegen ... Er hätte gern über sich selber gelacht, aber der Zorn auf das Mädchen, das ihn am Narrenseil führte, übermannte ihn. Warum hatte sie ihn angelockt, warum hielt sie ihn fest, wenn sie immer wieder im letzten Augenblick das Blümchen Rührmichnichtan spielen und ihm entgleiten wollte! Er verstand ja nichts von dem, was sie war, nichts von den Traditionen, aus denen sie herkam, und von den Kämpfen, die sie, die behütete Tochter eines guten Hauses, gegen die leidenschaftliche Stimme in ihrem Innern ausfocht. Für ihn war ihr ganzes Gebaren nur der alberne Hochmut, den die tugendhaften Frauen als Barrikade gegen die andern aufrichteten, die sie »gefallen« nennen, und wenn er auch an die Frauen, die er verlassen hatte, nie mehr einen Gedanken verschwendete, so kam es ihm doch jetzt vor, als müsse er ihnen allen Ritter sein gegen die Anmaßung dieses kleinen Mädchens, das nicht sein wollte, wie sie waren. Er wußte jetzt zuweilen nicht, ob er Cilly liebte oder haßte, ob er sie lieber küssen oder peinigen wollte. Dann loberten seine Augen in dunklem Feuer, und sein gezerrter Mund sprach Worte vorbedachter Kränkung. Dann rühmte er wohl irgend einen Vorzug an Mrs. Tailor, der gar nicht vorhanden war, oder er erzählte von seinen früheren Abenteuern und spielte deutlich darauf an, daß ihre Reihe noch lange nicht abgeschlossen sei, ließ vermuten, daß er gestern etwas Süßes erlebt habe oder morgen erleben wollte ...

Manches Mal wurde Cilly zornig, rief ihm zu, daß er sie heute zum letztenmal sehe, und daß sie sich nichts, aber auch gar nichts daraus mache, wenn er wieder wie ehedem andern nachlaufen wollte. Häufiger aber sah ihn ihr blaßes Gesicht mit tränenüberströmten Augen an, und sie fragte in rührender Erschrockenheit wie ein Kind, das

sich ängstigt: »Warum erzählst du mir das alles? Warum quälst du mich jetzt immerfort?«

Dann packte er mit verzweifelter Leidenschaft ihre Hände: »Ich muß dich quälen, verstehst du das nicht?! Aus Liebe muß ich dich quälen, weil du mich quälst! Begreiffst du denn nicht, was ein Mann leidet, der eine Frau so liebt, wie ich dich, und der von ihr immer wieder zurückgestoßen wird?«

»Zurückstoßen? Ich dich? Aber, Camillo, ich liebe dich doch so sehr, wie man einen Mann nur lieben kann!«

»Das ist nicht wahr! Denn wenn du mich liebtest, wenn du mich nur halb so lieb hättest, wie ich dich, dann -- --«

Sie wandte den Kopf zur Seite. Er lachte höhnisch auf.

»Aha, das willst du wieder nicht hören! Aber darum bleibt es doch wahr, Cecilia! Siehst du, ich, ich kann Tag und Nacht nichts andres mehr denken als dich, immerfort nur dich. Du aber, du bleibst immer kühl und klar, und während ich für dich jede Tollheit, jedes Verbrechen begehen würde, überlegst du, was sich schidt und was sich nicht schidt! Und dann wunderst du dich, daß ich dich quäle, und willst nicht einsehen, daß ich dich quälen muß, weil ich dich nicht so lieben kann, wie ich will ...«

Sie saß da, senkte den Kopf tief und immer tiefer und schwieg. Sie wollte nicht, daß er in ihrem Gesicht den Kampf sehen sollte, den sie mit sich führte, und von dem sie fühlte, daß es der vorletzte, wenn nicht gar der letzte sein würde ...

Während Cillys Jugend hart mit sich rang, spann Mrs. Taylor klug und bedacht an ihrem Netz weiter. Sie wußte nicht genau, wie Camillo eigentlich mit Cilly stand, glaubte mitunter aus seinen indiscreten Andeutungen zu entnehmen, daß sein Sieg schon vollständig war, zweifelte aber dann wieder, wenn sie ihn so beflissen und ergeben um Cilly bemüht sah. Sie kannte Naturen wie die seinige und vermutete, daß seine Ergebenheit sich schon in Gleichgültigkeit gewandelt hätte, wenn ihm noch ein Wunsch unerfüllt geblieben wäre. Wie immer aber es sein mochte -- jedenfalls war es für sie Zeit, hier abzuschließen und dem verliebten Spiel mit dem Mädchen ein Ende zu bereiten. Die Zeit des

Wintersports war völlig zu Ende, ja, man saß schon mitten im Regen des Frühlings, der tagelang vom heißen, unheimlichen Schirokko überhaucht war. Das Palasthotel war leer, denn es lüstete niemand, die Zeit der Schneeschmelze hier zu erleben, und Mrs. Taylor sah auf allen Gesichtern rundum ein Lächeln, das mit der Nichtachtung zusammenstimmte, die der Kellner an einem Teenachmittag Mr. Povinelli bewiesen hatte. Sie spürte deutlich, daß sie hier zuerst lächerlich, dann lästig wurde, und daß die Scheggers nur auf den Augenblick warteten, wo die Amerikanerin im Bureau ihre Abreise anmelden würde. Es hätte auch sonst für sie keinen Sinn gehabt, länger zu verweilen, denn sie wahrte stets den Schein, und es wäre ihr nie eingefallen, unter den neugierigen Augen der Hotelbediensteten und zweier Grenzbeobachtungen einer Laune nachzugehen, die zwar aus letzter Leidenschaft herkam, aber auf alle Unbefangenen unnatürlich und abstoßend wirken mußte. Sie hatte nun Camillo immer wieder vorgestellt, wie ihr Plan sein Glück begründen und ihm ein glänzendes Leben sichern sollte, so daß sie wohl hoffen durfte, Einfluß auf seine Entschlüsse gewonnen zu haben. So sagte sie ihm eines Tags: »In vierzehn Tagen reise ich ab. Überlegen Sie sich bis dahin, Mr. Povinelli, ob ich Ihre Zukunft begründen soll, oder ob Sie die große Chance, die sich Ihnen bietet, von sich stoßen! Ich denke, Sie werden vernünftig sein und eine Gelegenheit ergreifen, die sich ihnen gewiß nicht so schnell zum zweitenmal bietet!«

Er war betroffen. In zwei Wochen wollte sie schon reisen? In knappen zwei Wochen sollte er eine Entscheidung über sein ganzes Leben fällen? Einen Augenblick wurde ihm kalt bei dem Gedanken, denn ihre Schmeicheleien, ihre ständige Lobpreisung seiner Stimme hatten auf seine Eitelkeit doch so weit gewirkt, daß er zuweilen mit benommenem Kopf von Mrs. Taylor gegangen war und sich gefragt hatte, ob sie nicht am Ende doch recht habe. Auch jetzt, da sie ihn klipp und klar vor die Entscheidung stellte, schwankte er zwischen seiner eignen nüchternen Selbsterkenntnis und den Phantastereien, die Mrs. Taylor ihm vorgegaukelte, aber Betroffenheit und Zögern waren schnell von seiner leichtern Art über-

wunden, die nur dem Augenblick lebte und der der kommende Tag nichts galt. In zwei Wochen wollte sie reisen? Zwei lange Wochen lagen noch vor ihm, um sich zu bedenken und ins reine zu kommen! Er brühte Mrs. Taylor sehr anschaulich sein Bedauern über ihre plötzliche Abreise aus und erzählte schon wenige Stunden später Cilly, was ihm die andre angeboten und ans Herz gelegt habe.

Cilly erschraf. Bisher hatte sie all diese Pläne nicht recht ernst genommen, weil ihre Ausführung in weiter Ferne zu liegen schien; nun aber, da eine Frist von vierzehn Tagen gesetzt war, zitterte sie vor dem Verlust, der sie bedrohte, als wäre Camillo schon entschlossen, der Amerikanerin zu folgen. Sie fragte unsicher: »Camillo, du hast doch nicht im Ernst die Idee...?«

»Ich weiß es noch nicht, ich habe ja noch Zeit, mir die Sache zu überlegen. Aber mir scheint, daß sie viel für sich hat. Ich wäre mit einem Schlag aus all den kleinen und halben Verhältnissen hier heraus —«

»Und wäre der Geliebte einer alten Frau!« ergänzte Cilly mit scharfer Stimme.

Er lachte. »Was du dir nicht einbildest! Du müßtest doch wissen, daß ich besseren Geschmack habe!«

Sie ließ sich aber nicht irremachen. »Weich mir nicht aus! Du siehst doch, du mußt doch sehen, was sie eigentlich will!«

»Was kümmert's mich, was sie will! Die Hauptsache bleibt doch, was ich will!«

»Und du willst fort?«

»Vielleicht. Ich sage dir ja, ich will mir's erst überlegen.«

Er sah, wie sie sich ängstigte, und das freute ihn so sehr, daß er noch einige Zeit über die Möglichkeit seiner Sängerkarriere sprach und sich immer mehr den Anschein gab, als sei er schon fest entschlossen, durch Mrs. Taylors Vermittlung irgendeinen Gesangsmeister aufzusuchen.

Nun lief Cilly gequält und verheßt durch die Tage hin und meinte, ihr Schicksal läge in der unbarmherzigen Hand der andern Frau. Sie konnte sich nicht mehr denken, wie sie ohne Camillo leben sollte, machte sich Vorwürfe, daß sie ihn nicht genug geliebt habe, dachte, daß es nun zu spät und wohl alles verloren sei, daß er nicht mehr wie früher nur an ihr hing, sondern schon an dem glänzenden Leben, das ihm die andre

geschickt und verführerisch in Aussicht stellte. Vergebens suchte sie sich klarzumachen, daß er, wenn er dahin ging, wo Mrs. Taylor ihn wollte, ein verächtlicher Mensch und ihrer ganz unwert sei, vergebens klammerte sie sich an die Hoffnung, daß er doch bleiben könnte — die Angst in ihr war stärker als Überlegung und Hoffnung, und wenn sie jetzt das unbewegliche, geschminkte Gesicht der Amerikanerin erblickte, dann war ihr, als ob das Schicksal selbst sie hinter einer Tarnkappe höhnisch belächelte. — —

»Mr. Povinelli, in acht Tagen reise ich! Haben Sie sich entschieden?«

Mr. Povinelli lachte und machte Ausflüchte, denn es war ihm noch gar nicht eingefallen, sich ernstlich mit einer Sache zu befassen, die erst in acht Tagen spruchreif war. Mrs. Taylor hielt es daher für angebracht, ihm etliche männliche und weibliche Sangesberühmtheiten zu nennen, die angeblich ihrem Entbedertalent und Mäzenatentum Laufbahn und Ruhm verdankten.

»Und genau so wird es Ihnen gehen, sofern Sie nicht töricht sind und nicht den rechten Augenblick verpassen. Seien Sie kein Kind und glauben Sie mir!«

Er beteuerte, daß er von ihrer Güte gerührt sei, und am Nachmittag erfuhr Cilly alle Namen, die durch Mrs. Taylor emporgekommen waren. Er fügte scheinbar überzeugt hinzu: »Ich glaube, ich wäre wirklich ein Kindsopfer, wenn ich die Sache ganz von der Hand wies!«

Einen Tag, bevor Mrs. Taylor das Palasthotel verlassen wollte, ging Camillo mit Cilly einen einsamen, schmalen Waldweg entlang, der sanft auf und nieder stieg. Unter dem Hauch des Schirokko waren plötzlich etliche sommerlich-warme Tage in den kargen Vorfrühling hineingeweht, die sich fremdartig ausnahmen, weil alles ringsum noch von der Herrschaft des Winters sprach. Der Himmel war tiefblau, von seltsam geformten weißen Wolken überjagt; von den Tannen tropfte unablässig schmelzender Schnee, den die trodene Erde durstig aufzog, als wäre er ein Liebestrank, den ihr der Frühling aus der Ferne zusandte. Noch sproßte kein Halm, und kein Vogel sang, aber das Heulen des heißen Wüstenwindes klang so mächtig, so siegesbrausend, als könne er mit eins die kristallinen Tore des Winters zu-

händen rütteln, als müsse der befreite Frühling schon morgen mit der Hirtenpfeife über sanft beblümete Matten ins Tal schreiten...

»Morgen reißt Mrs. Taylor ab!«

Cilly blieb stumm. Erst nach einer Weile fragte sie leise: »Und du?«

»Ich weiß es noch nicht. Ich würde ja keinesfalls mit ihr zugleich abreißen. Aber ich kann nachkommen, wann ich will.«

»Wann du willst — —« Sie wiederholte es in bitterem Ton, und ihre Lippen bebten.

Er sagte mit plötzlicher Festigkeit: »Ja, es ist sicher das beste, wenn ich fortgehe. Was soll ich denn hier?! Was soll denn hier aus mir werden?!«

»Was aus dir geworden ist, ehe diese Frau kam!«

»Damals sah alles anders aus. Damals glaubte ich noch, daß du mich liebst und daß wir einmal miteinander glücklich werden könnten!«

»Und heute glaubst du das nicht mehr?«

»Sage selbst, Cecilia, ob das eine haltbare Situation ist, in der wir uns befinden. Du hast nicht die Courage, deinem Vater von einer Heirat zu sprechen, du hast überhaupt zu nichts Courage! Sage selbst, können wir etwa Jahre damit zubringen, heimlich im Wald umherzulaufen oder uns im Garten eures Hotels für zwei Minuten zu sprechen? Wirklich, Cecilia, ich bin geduldig und würde diese Halbheit gern ertragen, wenn ich ein Ende absehen könnte. Aber wenn du alles nicht willst, wenn du dich weder deinem Vater eröffnen noch mir vertrauen willst, dann ist's doch besser, wir machen ein Ende! Darum will ich fort, weit fort, um dich zu vergessen und alles, was hier gewesen ist. Wenn ich hierbleibe, könnte ich doch nie von dir lassen, und ich will aus diesem unerträglichen Zustand herauskommen, um jeden Preis heraus! Die Situation, in die du mich hineinstellst, ist absurd und lächerlich, und kein Mann wird sie auf die Dauer ertragen!«

Nicht alles, was er da sagte, war Lüge oder Komödie. Er übertrieb wohl, wenn er behauptete, daß er ernsthaft daran dachte, fortzugehen, um Cilly zu vergessen, aber wenn er die Situation, die sie geschaffen hatte, als unhaltbar bezeichnete, so hatte er damit nicht völlig unrecht. Das kam ihm, während er sprach, erst recht deutlich zum

Bewußtsein, und da war mit einemmal sein Entschluß gefaßt. Wie alle Naturen, die sich nicht von Überlegung, sondern von Trieben beherrschen lassen, schien ihm das gewalttame Mittel das beste, und wäre Mrs. Taylor jetzt zur Stelle gewesen, so hätte sie ihn unschwer zu ihrem Auto und hinaus in die große Welt führen können. Sie war aber nicht da, sondern neben ihm ging das Mädchen, an dem er hing, und vor dem er fliehen wollte, weil er allzu schmerzhaft an es gefesselt war.

Cilly ging langsam dahin, als sehe sie ihn nicht. Sie blickte zu Boden und sagte abwesend: »Ich kann nicht leben ohne dich!«

Er sagte bitter: »Du wirst es sehr gut können. Glaube mir! Du bist so klug und so kühl, daß du alles kannst, was du willst!«

Da kam die alte Festigkeit wieder über sie. Sie rief leidenschaftlich: »Aber ich will nicht! Ich will dich nicht verlieren! Du sollst bleiben, hörst du, du sollst!«

Er ergriff ihre Hand. »Ich bleibe, sobald du es willst! Du brauchst nur ein Wort zu sagen, ein einziges Wort!«

Sie blieb stumm, aber er sah, daß sie zitterte, und daß ihre Augen mit verzweifelterm Blick die seinen suchten. Da nahm er sie in die Arme und küßte ihr das Wort von den Lippen, das sie so lange verweigert hatte. — —

Es war einer der ganz seltenen Augenblicke in Camillo Povinellis Leben, in dem er weder listig noch herzlos noch brutal war, sondern erfüllt von Glück und einer wirklichen Empfindung. Vielleicht war es, weil Cilly ihm den Sieg so lange verzögert hatte; vielleicht empfand er es triumphierend, daß er ein Mädchen wie sie im Arme hielt; vielleicht war ein Funken ihrer großen Liebe auf sein kaltes Herz überggesprungen, daß es für eine Minute glühte, als berge es eine eigne Flamme. Wie immer es sein mochte — er war so glücksberauscht und im Widerstreit seiner ungewohnten Empfindung so hinreißend, daß Cilly dachte, diese Stunde wäre auch mit einem ganzen Leben voll Reue nicht zu teuer bezahlt...

Mrs. Taylor war abgereist. Camillo hatte sich nicht mehr bei ihr sehen lassen, hatte nur ein paar schriftliche Abschiedsworte gekritzelt und etliche Blumen als Reisegeßel geschickt. Sie zerriß seine

Flügel des dritten Stockwerks nach Süden und Osten lag. Sie enthielt ein Schlafzimmer mit weißen Holzmöbeln und Bezügen aus weißem Stoff, auf dem sich ein wildes Rosenmuster rankte; auch das Badezimmer nebenan war mit rosenfarbenen Fliesen belegt und verflacht. Eine Art Herrenzimmer war da, in dunklem Holz mit dunkelrotem Leder, und daneben ein Damensalon in einfachem Empirestil, alles aus Mahagoni und mit blaßblauer Seide bezogen, in die goldfarbene Lorbeerfränze eingewebt waren. An diesen Damensalon schloß sich eine geräumige Loggia, die einen weiten Ausblick über Wiesen und Wälder bis zu dem großen Dolomiten gewährte, der steil und kahl seine rotbesprenkten, fingerigen Zaden zum Himmel erhob. Cilly wurde es nicht müde, auf dieser Loggia zu stehen und den Blick hinauszuweihen zu lassen in die traumhafte Ferne, die hinter dem Berg in Bläue zerfloß. Unbeweglich stand sie, beschattete die Augen mit der Hand und dachte, daß es nichts Schöneres geben könne, als glückseligen Herzens hoch droben über den Menschen zu stehen und ins Angemessene hinauszublicken und hinauszuträumen. Jetzt war immer Ruhe in ihr und tiefes Glück, und wenn Marie ein klein wenig achtsamer gewesen wäre, dann hätte ihr auffallen müssen, daß alles an der Schwester anders war als sonst, vertiefter, reifer, ohne die frühere Sprunghaftigkeit und den jähen Wechsel der Stimmungen. Marie aber war jetzt wirklich tief in der Arbeit, und sie wurde wohl zuweilen ungeduldig, wenn Cilly immer wieder auf die Loggia trat und müßig draußen stand, gleichviel ob es an allen Ecken und Enden für ihre geschickten Hände zu tun gab. Dann rief Marie wohl ärgerlich: »Herrgott, Cilly, hast du denn gar nichts andres zu tun als umherzustehen und den Berg anzustarren, als ob du ihn noch nie gesehen hättest?«

Dann fuhr Cilly zusammen und bemühte sich, der Schwester zu helfen, oder auch entgegenete sie mit einer ganz weichen, verschleierten Stimme: »Marie, leise nicht wie ein bissiger alter Drache! Komm lieber heraus und schau dir den Blick an, ob du je so etwas Schönes gesehen hast! Eigentlich ist's schade, daß Fremde so etwas mieten können, man sollte es wahrhaftig für sich ganz allein behalten können!«

Dann trat Marie vielleicht für einen Augenblick zu ihr, sah in die Tiefe und in die Weite, aber weil man nicht nur mit den Augen, sondern auch mit der Empfindung sieht, wurde ihr von der Schönheit, die die Schwester beglückte, nicht wohl, sondern weh ums Herz. Eng nebeneinander standen sie, daß ihre Kleider sich streiften und die Hände, die sie auf die Steinbrüstung stützten, sich berührten, und doch wußte keine, was in der andern vorging ...

Cilly träumte in dieser Loggia aber nicht nur ins Uferlose, sondern auch gern in die Wirklichkeit, in eine nicht allzu entfernte Zukunft hinein. Sie dachte immer wieder, wie hübsch es sein müßte, wenn diese Zimmer künftighin nicht mehr an Fremde vermietet, sondern als Privatwohnung für ihre junge Ehe bestimmt sein würden. Es mußte himmlisch sein, hier mit einem frischen Glück zu hausen, von der frieblichen Anmut dieses Heims hinunterzugehen zum Tagewerk, um am Abend auf der blumenumkränzten Loggia zu sitzen und den Berg zu sehen, der nachts einem weißen Riesengleich. Schon jetzt umging sie diese Räume mit Zärtlichkeit, weil sie sich fest vornahm, sie vom Vater für sich und Camillo zu erbitten, und wenn er erst die Einwilligung zur Heirat gegeben hatte, dann kam ja die Wohnung von selbst nach. Sie hatte auch Camillo schon von diesem künftigen Heim gesprochen, und wenn sie beide zusammen aus der Ferne das Fenster mit der Loggia hoch droben sahen, dann warf er eine Rußhand hinauf und sagte zärtlich: »Il nostro dorado!«

Ja, ein Dorado würde es werden, das wußten sie gewiß. Jetzt erst empfand sie ja, wie sehr sie Camillo liebte, wie sie zu ihm gehörte und ihn nicht mehr lassen konnte. Brauchte ihn ja auch nie mehr zu lassen, denn alles Zögern und alle Zweifel über das, was sein konnte oder gesprochen werden konnte, schienen ihr jetzt nebensächlich, da sie die Richtlinie ihres Lebens klar vor sich sah. Sie gehörte zu Camillo und er zu ihr, und ob andre die Nase über diese Partie rümpfen würden, ob der Vater vielleicht schalt, sich weigerte und mit Enterbung drohte, galt ihr ganz gleich. Im Gegenteil, es mußte schön sein, um ein Glück zu streiten und es in zähem Widerstand dem Schicksal abzurufen. Sie war fest entschlossen,

es sich durch nichts und durch niemand ent-
reiß zu lassen, und wenn sie nicht heute
und auch noch nicht morgen mit ihrem Vater
sprach, so war es nur, weil sie erst den
Prozeß Ferrari mit seinen unvermeidlichen
Folgen abwarten wollte. War erst das Ur-
teil gesprochen und die Familie aus der
Gegend weggezogen, dann würde wohl die
Erinnerung an diesen Namen und sein Ver-
hängnis allmählich verblassen, und wenn
der Vater ihren unerschütterlichen Willen
sah, würde er wohl auch nachgeben. Wenn
er nicht nachgab, würde sie eben ohne seine
Einwilligung Frau Povinelli, zog mit dem
Gatten in das italienische Grenznest und
wohnte, wenn's sein mußte, sogar im Hause
des geizigen Schwiegervaters. Alles kam
ihr jetzt so einfach, so leicht zu ertragen vor,
und ihre Hand glitt über die weißen Möbel
mit dem Rosenmuster und den roten Ma-
hagoniglanz des Damenzimmers, als wollte
sie sagen: Wartet nur ein wenig, ihr seid ja
doch für mich!

Denn wenn sie auch vor einer Heirat
gegen den Willen des Vaters nicht zurück-
geschreckt wäre, so stellte sie sich doch ihr
künftiges Leben immer wieder in diesem
kleinen abgeschlossenen Heim vor und dachte,
zwar ganz tapfer, aber ohne Enthusiasmus
an das Haus des alten Povinelli, das nach
Camillos Schilderungen von einem Dorado
weit entfernt sein mußte. Sie begriff dar-
um auch gut, daß Camillo nichts von einer
Heirat ohne die Zustimmung des alten
Schegger hören wollte, ja, daß er sogar un-
geduldig wurde, wenn sie beteuerte, daß sie
nicht an dem behäbigen Wohlstand hänge,
mit dem sie von Kindesbeinen an umgeben
war.

»Wirklich, Camillo, ich mache mir nichts
aus alledem! Wenn es nicht anders geht,
leben wir bei deinem Vater ganz einfach,
ganz wie kleine Leute ...«

Er schüttelte den Kopf, und sein Gesicht
sah ein wenig verblüfft und ein wenig ärger-
lich aus. »Aber Cecilia, das sind ja Phan-
tastereien! Das denkst du dir, weil du gar
nicht weißt, wie verwöhnt du bist! Nein,
wir wollen keine romantischen Unmöglich-
keiten machen, sondern trachten, uns so gut
zu placieren wie es irgend geht!«

Da nun sie über den Ausdruck »placieren«
etwas betroffen schien, lachte er, küßte sie
und sagte: »Was sie für erstaunte Augen

macht, die unpraktische Schwärmerin! Mache
dir doch nicht immerfort den Kopf mit sol-
chen Gedanken müde! Das alles eilt ja gar
nicht. Wir haben ja so viel Zeit. Will
dein Vater heute nicht, so will er vielleicht
morgen oder übermorgen oder übers Jahr.
Alles auf der Welt hat doch einmal ein
Ende, vermutlich also auch seine Halsstar-
rigkeit!«

Sie begriff zwar nicht recht, daß es ihm
nicht stärker nach dem eignen Heim und nach
der allgemeinen Billigung ihres jetzt ver-
stohlenen Glücks verlangte, aber sie dachte,
daß sei wohl Männerart, die immerfort
ins Weite schweift, auch wenn sie liebt,
während die Frau ihr Glück immer gleich
in ihre eignen vier Wände bannen und der
Welt ebenso stolz zeigen möchte wie ihren
Wäscheschrank. Darum nahm sie ihm seine
Ergebenheit ins Zuwarten nicht übel, blieb
aber entschlossen, bald nach Beendigung des
Prozesses Ferrari mit ihrem Vater zu spre-
chen. Ein- oder zweimal war ihr schon
oben, in der Loggia, die Versuchung gekom-
men, Marie in ihr Geheimnis einzuweihen,
aber im letzten Augenblick hatte sie's doch
nie vermocht und war hinterher immer froh
gewesen, daß sie Schweigen bewahrt hatte.
Sie brauchte ja keine Mitwisserin, keine Ver-
traute, keine Helferin. Sie hatte Camillo
und das stolze Gefühl ihres Glücks, und
mit diesen beiden wollte sie, wenn es sein
mußte, einer ganzen Welt Trost bieten ...

Man war nun mitten im Frühling, und
der Prozeß Ferrari sollte in der allernäch-
sten Zeit beginnen. Es hieß, daß es ein
richtiger Sensationsprozeß werden würde,
zu dem Hunderte von Zeugen geladen
waren, und von dem man sich seltsame Ent-
hüllungen versprach. Doch wenige Tage vor
seinem Beginn drang aus dem Unter-
suchungsgefängnis eine Kunde, die überall
Aufsehen erregte und den wildesten Mut-
maßungen Tor und Tür öffnete. Doktor Fer-
rari hatte den Urteilspruch nicht abgewartet.
Es war ihm gelungen, sich nachts mit einem
spitzen Gegenstand die Pulsadern zu öffnen,
und als ärztliche Hilfe erschien, begann seine
Leiche bereits zu erkalten. Das große Pu-
blikum war enttäuscht, die Beamtschaft
bestürzt, denn auf sie fiel der Vorwurf, daß
Doktor Ferrari nicht genügend überwacht
worden, ja, daß ihm vielleicht von diesem oder
jenem aus guten Gründen ein Werkzeug in

die Hand gespielt worden war, das seinem Selbstmord diene. Wieder wurde gemurmelt, geflüstert und mit Fingern nach einzelnen Persönlichkeiten gezeigt, aber niemals hat jemand erfahren, wie alles kam und was sich während der letzten Stunden in der Haftzelle oder in der Seele des Angeklagten abgespielt haben mochte. Er hatte bis zum letzten Augenblick seine Unschuld beteuert, hatte am Tage vor seinem Tode gezeichnet und kommuniziert und war dann mit versiegelten Lippen von dannen gegangen. Nur ein Brief an seine Familie lag auf dem Tisch seiner Zelle, ein kurzer Brief, den der Staatsanwalt zunächst in Beschlag nahm, dann aber an die Familie weitergab. Damit war für die Öffentlichkeit die Affäre Ferraris erledigt, und von der großen Sensation, die man vergeblich erwartet hatte, dachte kaum einer flüchtig zu der Witwe und zu den Kindern des Selbstmörders hin.

Etwa vierzehn Tage nach der Beerdigung Doktor Ferraris trat Franz in das Bureau seines Vaters: »Vater, ich möchte dir mitteilen, daß ich mich vorgestern verheiratet habe.«

Der Alte verstand gleich, bekam einen roten Kopf. »Verheiratet mit —?«

»Mit der Carla!«

Der Alte schlug mit der Faust auf den Tisch. »Also doch! Hat's dich nicht ruhen lassen! Hast hinein müssen in die Schand'!«

»Da ist keine Schande mehr. Der Ferrari ist tot!«

»Ist deswegen alles vergessen?«

»Nein, aber mit einem Toten recht' ich nicht. Ich lebe und hab' mit einem Toten nichts zu tun!«

»Aber seine Schand' hat er der Familie hinterlassen!«

»Die Familie hat nur Unglück, kein Mensch kann ihnen was nachsagen. Den Söhnen nicht und den Frauen erst recht nicht. Die sind alle nur arm und geschlagen. Ich habe die Carla aufgegeben, wie ihr Vater gelebt hat, aber wenn ich sie jetzt, wo sie nur im Unglück ist, sitzenließe, läm' ich mir wie ein Hundsfott vor!«

Der Kopf des Alten war dunkelrot. »Das kannst natürlich halten, wie du willst, aber in mein Haus kommt deine Frau nicht. Hast sie geheiratet gegen meinen Willen, so

kannst auch mit ihr leben ohne meinen Willen und brauchst mich weiter nicht!«

»Ich hab' mir gedacht, daß du das sagen wirst. Es kann aber sein, daß wir uns dann lange nicht sehen, denn in ein Haus, wo man meine Frau nicht will, geh' ich natürlich auch nicht. Vielleicht überlegst du dir's also noch und kommst zu besserer Einsicht. Einstweilen behüt' dich Gott!«

Ohne eine Antwort von seinem Vater abzuwarten, verließ er das Bureau und ging zu seinen Schwestern, die ihn ganz anders empfingen als der Alte, ihn beglückwünschten und sich freuten, daß er über alle Schwierigkeiten hinweg sich doch noch die Frau geholt hatte, die er wollte. Er mußte ihnen genau erzählen, wie alles gekommen war, obwohl es gar nicht viel zu erzählen gab. Etwa vier oder fünf Tage nach dem Tod Doktor Ferraris hatte er an Carla geschrieben, ob sie immer noch glaube, daß zwischen ihnen alles zu Ende sein müsse. — »Da hat sie geschrieben, daß ich kommen soll, und da bin ich hingefahren. Noch am selben Nachmittag sind wir getraut worden, und dann sind wir gleich heimgefahren zu mir.«

Sie fragten, wie die Familie den großen Schicksalsschlag ertrage und ob sie vielleicht immer noch an die Unschuld des Toten glaubten.

Er schüttelte den Kopf. »Ich sag' euch, einen solchen Jammer hab' ich in meinem Leben nicht mit angesehen. Ich kann euch nicht sagen, wie sie sind. Das muß man sehen, wenn man's begreifen will. Es ist nicht nur sein Tod, es ist auch das andre, der Lärm — —«

Es waren nur wenige Zeilen, die Doktor Ferraris seiner Familie hinterlassen hatte, und ein Schuldbekenntnis in bürren Worten stand nicht darin. Aber als sie diesen Brief gelesen hatten, wußten sie doch, wenn sie sich auch immer noch sträuben wollten, daß der Prozeß mit einer Verurteilung geendet hätte. »Ich sterbe für euch, denn ich habe erkannt, daß es so am besten ist. Fragt nicht, forscht nicht, richtet nicht und bewahrt mir einen friedlichen Platz in eurer Erinnerung.« Es folgten noch einige leßtwillige Verfügungen, die der älteste Sohn ausführen sollte, und ein kurzer Abschiedsgruß.

Als sie diesen Brief gelesen hatten, war es zwischen ihnen totenstill geworden. Eine Sekunde lang saßen sie sich ratlos an, und

jeder hoffte, daß der andre sagen solle: Das ist nicht wahr, das kann er nur in geistiger Verwirrung geschrieben haben!

Aber keiner sagte das Wort, denn jeder spürte, daß der Tote die Wahrheit sprach. Da kam es über sie wie eine schreckliche Vernichtung, und in ihnen allen zerbrach, was ihr Leben schön und stark gemacht hatte. Sie hatten geglaubt, hatten mit dem Glauben geglaubt, der Berge versetzt, und ihr Glauben war zuschanden geworden. Aber das Urteil einer ganzen Welt hinweg hatten sie sich voll inbrünstiger Treue zu diesem Mann bekannt, und nun erlebten sie, daß er, ihr Abgott, ein Irrlehrer gewesen, daß er neben ihnen ein heimliches Leben geführt hatte, von dem sie nichts wußten, und daß er, für dessen Mafellosigkeit sie über glühende Kohlen gegangen wären, ein Verräter war. Es war ihnen zumute wie in einem furchtbaren Angsttraum, in dem man fällt, immerfort, ohne Aufhalten fällt, ins Bodenlose hinein, und nichts mehr spürt als das Grauen vor der unabsehbaren Tiefe. Ein Angsttraum war es, aber einer, aus dem es kein Erwachen gibt, sondern der Wirklichkeit ist, mit der man sich abfinden muß. Nun saßen sie in ihrem Haus, zerbrochen und verstört, und das ganze Leben schien ihnen sinnlos, weil sie keinen Glauben mehr hatten. Ausgelöscht, schattengleich schlichen sie durch die Tage hin. Die Frauen weinten nicht, die Söhne haberten nicht, aber über ihnen allen lag eine dumpfe, hoffnungslose Ergebenheit, die quälender war als wilde Ausbrüche des Schmerzes.

In dieses graue, trostlose Haus kam Franz Schegger, um sich die Braut zu holen, und mit ihm kam der einzige Freudenstimmer.

Die Hochzeit wurde schnell und in aller Stille gehalten, und unmittelbar nach der Einsegnung reiste das junge Paar ab. Als die Brüder Carlos, die Trauzeugen gewesen waren, unter vier Augen beisammen saßen, sagte der Hauptmann: »Mir ist's wie ein Stein vom Herzen, daß wenigstens die Carla aus dem Unglück heraus ist. Nun wollen wir eine Eingabe machen, daß wir unsern Namen verdeutschten dürfen. Ferrari ist zwar auch alltäglich genug, aber er drückt uns trotzdem, seit —«

Er vollendete nicht. Er brachte es niemals fertig, die Schuld seines Vaters mit Namen zu nennen.

Der kleine Leutnant entgegnete trübsinnig: »Es ist ganz gleichgültig, ob wir Ferrari oder Schmidt heißen! Wir sind und bleiben gescheiterte Existenzen. Es wäre gescheiter gewesen, du hättest mir damals den Revolver nicht aus der Hand geschlagen!«

Der Hauptmann schüttelte zornig den Kopf. In ihm wachte jetzt der trotzigste Wille der Unglücklichen auf, die sich mit zusammengebißnen Zähnen gegen ihr Schicksal wehren und den Augenblick erkämpfen wollen, in dem sie für erlittenes Unrecht triumphieren dürfen.

»Nein, ich bleibe dabei: wer sich still davonmacht, spricht sich selber das Urteil! Wir müssen wieder einmal hochkommen. Ich weiß nicht wie, aber wir müssen ... wir müssen ...«

Er sprach das Wort »müssen« immer und immer wieder mit verzweifelter Kraft, als könne er das Schicksal zwingen, ihm Genugtuung zu geben für die Schande, die er schuldlos ertragen mußte ...

Der Leutnant entgegnete nichts mehr. Er sah nur eine armselige Zukunft vor sich, in der sie irgendwo als Versicherungsagenten von Tür zu Tür liefen und sich vor der Welt, zu der sie früher gehört hatten, verstellen mußten.

Frau Ferrari wurde blaß, als der Hauptmann ihr mitteilte, daß er und sein Bruder um die Namensänderung einkommen wollten. Sie begriff den Sohn, aber er tat ihr dennoch bitter weh, und sie entgegnete: »Ich behalte den Namen, den ich so lange getragen habe! Meinen Namen und meinen Ehre — mit denen müßt ihr mich begraben!«

Ihr war zumute, als ob sie an einem Tag den Mann und ihre drei Kinder verloren hätte, denn die Söhne, die sich vom Vater los sagten, erschienen ihr unbegreiflich, und wenngleich der Schwiegersohn voll Rücksicht und Güte war, so verstand sie doch, daß er zunächst so wenig wie möglich an die Zukunft seiner Frau erinnert sein wollte. So war eine Gemeinsamkeit, die stärker als der Tod geschienen hatte, durch die Schuld eines einzigen zerstört, und als Frau Ferrari nun ihren großen Haushalt auflöste und seine Kostbarkeiten in alle Winde zerstreut wurden, war es anzusehen wie ein trauriges Symbol ihres ganzen Lebens. Das Vermögen, das Doktor Ferrari hinterlassen hatte,

reichte hin, um sie vor Not zu schützen, und da ihre Kinder zugunsten der Mutter auf ihr Erbteil verzichteten, konnte sie, wenn auch nicht üppig, so doch auskömmlich in der kleinen nordtirolischen Stadt leben, in die sie, zu einer seit Jahren verwitweten Schwester, ziehen wollte.

Marie und Cilly waren bewegt von dem Schicksal der Ferraris und versprachen Franz, daß sie demnächst kommen wollten, um Carla zu besuchen und als Schwägerin willkommen zu heißen. Cilly war besonders herzlich und sagte immer wieder: »Du hast ganz recht gehabt, Franz! Du wärst ja ein Narr gewesen, wenn du dein Glück verpaßt hättest!«

Sie lachte, war froh und übermütig und holte im stillen den verspielten Aberglauben wieder vor, daß ihr Weg genau so laufen müßte wie der des Bruders.

Franz verglich im stillen ihr blühendes Gesicht und ihre Fröhlichkeit mit seiner Frau und meinte: »Du kannst lachen, Cilly, dir geht's wahrhaftig gut! Aber die Carla ist nicht mehr zum Erkennen. Sie sieht zum Erbarmen aus, und wenn sie einmal am Tag lacht, dann ist's viel!«

Sie trösteten ihn, daß die junge Frau sich in der neuen Umgebung wohl rasch erholen werde, und er glaubte ihnen gern. Beim Abschied sagte er aber doch noch einmal zu Cilly: »Lach' nur, Cilly, lach' so lange du kannst! Man weiß nie, was hinter einem steht, und du weißt ja gar nicht, wie gut du's hast!«

Sie entgegnete übermütig: »Da irrst du dich! Ich weiß genau und sogar noch besser als alle andern, wie gut ich es habe!«

Weil sich in ihren Worten ein Doppelsinn barg, den nur sie verstand, pridelte es sie in allen Fingerspitzen vor Vergnügen, und nachdem der Bruder gegangen war, sagte sie zu Marie: »Der Franz ist doch wirklich ein famoser Mensch! An dem kann man sich ein Beispiel nehmen!«

Und weil Marie natürlich auch diesen zweiten Doppelsinn nicht ahnte, lachte Cilly hell auf und nahm sich vor, die neue Schwägerin so bald wie möglich zu besuchen.

Enige Wochen waren vergangen. Cilly hatte einige vorsichtige Fühler ausgestreckt, um zu erfahren, wie sich ihr Vater zu ihrem Heiratsplan stellen würde. Sie

hatte lange und reiflich überlegt, ob sie mit einer direkten Erklärung auf ihr Ziel lossteuern oder es zunächst sanft umtasten sollte, und sie meinte gefunden zu haben, daß es besser sei, geschickt auszuhorchen als gerabewegs loszustürmen. Eigentlich begriff sie selbst nicht recht, warum sie so zögernd und versteckt zu Werke ging, während es sonst doch ihre Art war, dem Impuls zu folgen, ja mit einer gewissen Genugtuung gerabeheraus zu sagen, was sie dachte oder wollte. Aber eine Scheu, die sie sich selbst nicht eingestehen wollte oder die ihr vielleicht gar nicht deutlich zum Bewußtsein kam, hielt sie ab. Ob, sie fürchtete sich nicht vor dem Widerstand, nicht vor Zornesausbrüchen des Vaters, der sehr heftig werden konnte, aber sie bebte in einer tiefen, nervösen Angst, daß der Vater und ihre Familie diesen ganzen Heiratsplan gar nicht ernst nehmen würden, daß sie Camillo mit einer geringschätzigen Handbewegung und einem mitleidigen Lächeln ablehnen würden, wie einen Menschen, der in ihren Augen nicht als voll galt ... Wenn sie das bedachte, wurde ihr Gesicht ganz heiß. Nur das nicht! Alles, aber das nicht! Mochten sie ihn schelten oder verdammen — das ließ sich ertragen, ja, es wäre sogar schön, für ihn, den Verkannten, mit dem ganzen Mut ihrer Liebe einzutreten und nicht von ihm zu lassen, bis die andern nachgaben. Aber herabssetzen sollten sie ihn nicht, nicht sagen: Das ist ja eine verrückte Idee! Welches vernünftige Mädchen denkt denn daran, den Camillo Povinelli zu heiraten!

So blieb sie denn auf dem Weg der Vorsicht und suchte nur gelegentlich, etwa beim Mittagessen oder wenn sie einmal, was freilich selten genug vorkam, mit dem Vater und Marie abends spazierenging, das Gespräch auf Camillo zu bringen. Das war nicht besonders schwer, denn nun, da es Sommer war, kam er wieder häufig in Geschäften zum alten Schegger ins Bureau, und die Damen im Palasthotel redten wieder wie in früheren Jahren die Hälse nach ihm, wenn er durch den Garten ging.

Da sagte denn Cilly wohl scheinbar unbefangen: »Heut früh war ja der Povinelli wieder da!«

Der Alte entgegnete: »Ja, er war da. Wegen Prügelholz, für das er das ganze Tal abgelaufen ist, weil er gemeint hat, er

triegt's anderswo um zwei Heller billiger. Schließlich ist er doch wieder'kommen!»

Cilly machte eine kleine Pause und sagte dann wieder: »Es ist doch merkwürdig, wie gut er sich gemacht hat! Kein Mensch von uns hätte je gemeint, daß er was Tüchtiges wird!«

»Ja, ja, der schindet die Laus um den Pelz!«

»Und die ewige Anbetung geht nach wie vor weiter, auch ohne die verrückte Mrs. Tailor!« sagte Marie mit unverhohlener Geringschätzung. »Ich hab' ihm heute früh nachgeschaut, wie er durch den Garten ins Bureau gegangen ist, es war zum Totlachen. Rechts und links hat er die Augen gerollt, wie der richtige Vogelfänger, und kaum daß er den Fuß in den Garten gesetzt hat, sind sie schon in allen Etagen ausgeflogen ... Die eine hat mittendrin im Garten Lust schöpfen müssen, die andre, die sich sonst vor jeder Zugluft in acht nimmt, ist auf dem Balkon erschienen, und ich wette, daß drei oder vier wieder mit allen möglichen Fragen ins Bureau gekommen wären, wenn man sie hineingelassen hätte ...«

Cilly lachte und sah auf ihren Teller nieder. Wenn Marie ahnen könnte, nach welchem Vogel Camillo die Augen rechts und links gerollt hatte!

Sie sagte nach einer Weile, scheinbar wieder ganz nebenhin und doch gespannt: »Ich wundre mich eigentlich, daß sich noch keine von all den Damen so blind in ihn verliebt hat, daß sie ihn geheiratet hat!«

Marie entgegnete: »Aber so dumm ist doch keine!«

Cilly war pikiert. »So dumm? Ich finde das nicht dümmer als andre Liebesheiraten, die schließlich auch kein Mensch begreift!« Und weil sie fürchtete, daß sie sich am Ende schon verraten haben könnte, setzte sie hinzu: »Es werden doch überhaupt ganz unmögliche Heiraten gemacht. In Italien heiraten die Engländerinnen und Amerikanerinnen schöne Portiers oder Kellner.«

Der Alte, den dieses Gespräch schon langweilte, beendete es mit den Worten: »Ja, ja, das stimmt, so ein glattes Affengesicht findet immer einmal eine, die sich vergafft und nicht mehr losläßt!«

Cilly sagte nichts mehr. Das war der Ton, den sie gefürchtet hatte, die wegwerfende Art, die zunächst jedes Weitergehen

abschnitt. Jedes weitere Wort wäre vergebens gewesen, hätte nichts gestruftet und ihr höchstens den Verdacht Mariens auf den Hals geheßt. Da Marie ohnehin Camillo und seine ewige Anbetung beobachtete, mußte man vorsichtig sein, durfte die Schwester gar nicht auf die Vermutung kommen lassen, daß Camillo schon ein Recht auf diesen Garten und dieses Haus hatte.

Sie merkte aber trotzdem deutlich, daß Marie wirklich ein wenig unruhig war, mehr acht auf sie gab als sonst und unversehens austauchte, sobald Camillo den Garten betrat. Cilly lachte innerlich über die Schwester und blieb so brav in ihrem Zimmer, als wäre sie nie mit Camillo hinter einer Hecke gestanden. Es war wirklich nicht schwer, der guten, arglosen Marie eine kleine Komödie vorzuspielen, und auf diese zufälligen Begegnungen im Park konnte man leicht für ein paar Tage verzichten. Sie und Camillo wußten ja so schöne, verschwiegene Wege, daß sie die paar Worte und den Händedruck im Park für kurze Zeit wohl missen konnten. Nach kaum einer Woche war auch Mariens Verdacht wieder zur Ruhe gegangen. Er war ihr selber ganz unwürdig vorgekommen, und sie gab ihn gern wieder auf, als sie nichts bemerkte, was ihn bestärken konnte.

Cilly versuchte noch einige Male ähnliche Austundungsgespräche, die jedesmal den gleichen Verlauf nahmen. Immer merkte sie, daß dem Vater diese Heirat kaum je verständlich zu machen war und daß all diese doppel sinnigen Reden sie nicht dem Ziele näher bringen, dagegen Mariens Argwohn aufs neue erwecken konnten. Da ließ sie es denn und nannte Camillos Namen nicht mehr. Nannte ihn nicht mehr und besann sich doch immerfort, wie sie ihn den Thringen geläufig machen könne, kam sich vor wie in einer Sackgasse, aus der es keinen richtigen Ausweg gab. Gar keinen? O ja, einen hätte es gegeben: die offene Aussprache, aber vor ihr schrak Cilly immer wieder zurück, mußte zurechtreden, weil Camillo nicht von demselben Willen zum Widerstand erfüllt war wie sie, denn er fand es ganz überflüssig, Szenen und peinliche Erörterungen heraufzubeschwören. Gewiß, wenn sie von Hochzeit sprach, sagte er nicht nein, machte mit ihr auch ganz gern Zukunftspläne, wie schön es sein würde,



Hans Olde:

Damenbildnis

wenn sie sich nie mehr zu verlassen brauchen, grüßte, wenn er an dem Neubau vorüberging, immer noch »nostro dorado« mit der Hand, aber er verstand durchaus nicht, warum ihr die gegenwärtige Situation nicht genügte, warum sie es so eilig hatte, Frau Povinelli zu heißen. Da sagte er wohl lachend: »Darin seid ihr Frauen doch alle gleich! Kaum daß eine geküßt hat, will sie auch schon heiraten!«

»Wundert dich das?«

»Natürlich wundert's mich, das heißt, es wundert mich nicht von irgendeiner kleinen dummen Gans bei mir daheim, deren einziger Zweck es ja überhaupt ist, daß sie geheiratet wird. Aber von dir...? Glaubst du wirklich, daß ich dich lieber haben werde, wenn's dein Vater erlaubt hat, oder daß ich dir treuer bin, wenn ich feierlich in der Kirche geschworen habe?«

Sie legte zärtlich und fest die Arme um ihn: »Das glaub' ich nicht, aber du sollst mir gehören, ganz und gar, vor aller Welt, unentrinnbar... mir ganz allein!«

Es lag eine tiefe Leidenschaftlichkeit in ihren Worten und in der Gebärde, mit der sie ihn an sich drückte, und er gab sich für einen Augenblick völlig ihrem Gefühl hin. Gab sich aber doch nicht mehr so, wie er es vor ein paar Monaten getan hatte, denn langsam, kaum merklich, glitt seine Hörigkeit von ihm ab. Das Wort »unentrinnbar«, in dem er noch vor wenigen Wochen wie in ein süßes, rätselvolles Fatum versunken war, rüttelte jetzt an seinem eingeschlaferten, selbstsüchtigen Willen, und wenn der auch noch nicht auffrang und brutal sein Recht forderte, so blinzelte er doch schon hervor wie ein Schlaftrunkener, dem die Strahlen der Frühsonne auf die Lider fallen...

Cilly konnte ihm natürlich nichts von den Gesprächen erzählen, die sie daheim um feinetwillen führte. Unmöglich hätte sie ihm sagen können, daß niemand von den Scheggens ihn als Freier ernst nahm, und daß ihr Vater von ihm gesagt hatte: »Das glatte Affengesicht.« Wie die Dinge nun einmal lagen, konnte sie ihn auch wirklich nicht ermuntern, als Brautwerber aufzutreten, und ebenso wenig hätte es Sinn gehabt, gewaltsam eine Entscheidung herbeizuführen, etwa mit Camillo durchzugehen und so dem Vater die Einwilligung abzuwingen.

Camillo wäre solch romantischen Ideen

auch ganz abgeneigt gewesen. Er sagte immer wieder: »Warten wir's doch ruhig ab, lieber, ungedulbiger Schatz! Es ist doch jetzt so schön, warum willst du es denn durchaus anders haben?«

»Weil es noch schöner werden soll!«

Er zerpupfte mutwillig ihr Haar und sagte: »Oh, die kleine Pedantin. Schön ist eine Sache erst, wenn sie ordentlich gebucht und gebilligt ist, nicht wahr?«

»Schön ist sie, wenn man weiß, daß sie dauert —«

Es lag wieder das starke, ernste Gefühl in ihren Worten, das jetzt ihr ganzes Wesen erfüllte und das Camillos leichter Art so unverstänlich blieb. Er zog auch jetzt das Gespräch ins Scherzhafte, und ebenso wenig wie an früheren oder späteren Tagen, verstanden sie sich heute an diesem einen, besonderen Punkt. Denn immer noch wollte Camillo wie ein vom Frühlingsduft Berauschter ohne Ziel und Gedanken seiner Liebe leben, während Cilly zitterte für die schwere, goldene Ernte ihres Glücks und erst ruhig sein wollte, wenn sie sie in der sicheren Hüt des eignen Hauses geborgen hatte. —

Das Palasthotel war nun schon voll besetzt, obgleich erst Juni im Kalender stand, und auch im Tochterbau war für Juli und August fast alles vorausbestellt. Von der Loggia, die Cilly so sehr liebte, hingen jetzt rosenfarbene und rote Geranien herab; tiefblaue Gloxinien standen neben violett-roten Fuchsien und purpurnen, süßduftenden Alpenveilchen unter dem bunten Zeltbach. Ein altes Ehepaar aus Hamburg hatte das Quartier für etliche Wochen gemietet, bestellte jeden zweiten Tag »Ente im Hemd«, saß einsilbig halbe Tage lang in der Loggia oder fuhr nachmittags mit einem der Autos des Hotels umher und nahm im übrigen von den Menschen nur so viel Notiz, wie nötig war, um nicht als unhöflich zu gelten. Cilly empfand es zuerst fast wie eine persönliche Kränkung, daß ihre Wohnung überhaupt vermietet worden war, aber weil es einmal sein mußte, war sie zufrieden, daß nur ein paar alte Leute darin wohnten. Es hätte sie zu sehr gekränkt, wenn ein andres junges Paar dort alles genossen hätte, was sie erst erleben wollte, wenn nicht ihr Sonigmond der erste und einzige geblieben wäre, dessen zartes Licht über diesen weißen,

mit Rosen bestreuten Möbeln aufgegangen wäre und den Blumen auf der Loggia verkündet hätte, daß sie nun für ein Reich der Liebe blühten ...

Aber im nächsten Jahr dürfen mir keine alten Hamburger mehr kommen, da will ich droben wohnen, und wenn es Camillo freut, dann mag er sich jeden zweiten Tag »Ente im Semo« bestellen! dachte sie vergnügt und sagte zu Camillo, daß die zwei alten, steifleinenen Leute sich doch in der toletten Pracht ihrer Wohnung selbst ausnehmen mußten.

Camillo lachte mit ihr und grüßte wieder, schon ein bißchen gewohnheitsmäßig, das »Dorado«, aber er verstand nicht recht, warum die Hamburger nicht in die Wohnung hineinpaffen sollten. Mein Gott, reiche Leute paßten überall hin! Wer zahlen konnte, zahlte und nahm, was er wollte, und ihm gehörte von Rechts wegen und nach allen Seiten hin, wofür er sein blankes Geld auf den Tisch gelegt hatte. Er überschlug im Kopf, was der Aufenthalt der Hamburger dem Schegger wohl einbringen mochte, berechnete auch noch beiläufig die übrigen Einnahmen der beiden Häuser, und von der stillen Rechnung wurden seine Augen glänzend, als erblickten sie ein Wunder. Donnerwetter noch einmal, bei solchem Betrieb verlohnte die Arbeit! Das war etwas andres als das jämmerliche Hin- und Herfeilschen um ein paar Hölzer und ein paar hundert Lire Profit, wie er's für seinen Vater trieb! Selbst wenn man vom Grundbesitz des alten Schegger ablah, waren die zwei Häuser allein eine Goldgrube. Und wenn Cilly die Erbin, die alleinige Erbin gewesen wäre, ja, dann ...

Der Gedanke ließ Camillo für eine Weile nicht mehr los, obgleich er sich sagte, daß es Torheit war, Dingen nachzuhängen, die nimmer sein würden. — —

Im nächsten Sommer wollte Cilly als glückliche junge Frau oben auf der Loggia stehen, aber noch ehe der gegenwärtige abgelassen war, hatte die ganze Welt ihr Gesicht verändert. Der Krieg brach aus. Alle Sommerfrischen und Erholungsstätten verödeten. Die ersten, die aus dem Palasthotel abreißen, war das Ehepaar aus Hamburg, und die andern folgten ihnen so schnell, daß die beiden Häuser, die noch in den

letzten Julitagen bis unter das Dach besetzt gewesen waren, jetzt nur etwa dreißig bis vierzig Gäste beherbergten, fast ausschließlich Frauen mit ihren Kindern, die nur den ersten Ansturm auf die Bahnzüge vorübergehen lassen wollten. Vierzig Gäste, in früheren Zeiten wäre es eine Bagatelle gewesen, in diesem Sommer aber kostete es wahrhaftig Mühe, ausreichend für ihre leiblichen Bedürfnisse und insbesondere für ihre Bedienung zu sorgen, denn der weitest aus größte Teil der männlichen Bedienten und Lieferanten wurde eingezogen, während Mr. Roubéle sich als vorsichtiger Mann noch vor dem ersten August nacht aus dem Staube gemacht hatte. Ein schweres, schweres Jahr für die Scheggerts! Schwer wäre es schon gewesen durch die ungeheure Geldeinbuße, die der jäh abgebrochene Sommer bedeutete, aber wer dachte jetzt an Geld oder Geldeswert! Der alte Schegger gewiß nicht, so gern er sonst auch verdiente und so viel Freude es ihm auch machte, Erspartem immer wieder Erspartes zuzuführen. Ihm zogen drei Söhne ins Feld, die junge Frauen, kleine Kinder, Haus und Geschäft hinter sich ließen, und neben diesen dreien, die der Krieg ihm abforderte, schien es ihm sehr gleichgültig, daß er in diesem Jahr eine Unterbilanz buchen mußte. Wenn die andern im Dorf rundum jammern wollten, daß der Krieg ihnen die Einnahmen strich, sagte er kurz: »Wir haben die glänzenden Jahre gehabt, da müssen wir halt auch schauen, daß wir ein paar schlechte ertragen!«

Die drei jungen Scheggerts kamen in Uniform, um dem Vater und den Schwestern Lebewohl zu sagen. Sie kamen ohne ihre Frauen und Kinder, denn in der ganzen Familie waren tränenreiche Abschiede und rührende Szenen unbeliebt, und die Söhne fanden, daß ihre Frauen schon daheim genug jammerten und weinten. Überflüssig, sie zum Vater mitzubringen, wo sie dann an Cilly und Marie noch Gesellschaft zum Weinen gefunden hätten! Dem alten Schegger zitterte das Herz, als er sie alle drei als Soldaten vor sich sah, aber er ließ sich nichts merken und sagte nur immer wieder: »Verhaut's es nur ordentlich, die Sakramenter!«

Die beiden älteren Scheggerts waren von Natur ernst und schwerfällig, und weil sie seit Jahren nichts andres mehr gekostet hat-

ten als das behagliche Familienleben und das gute Geschäft, waren sie allmählich zu einer gewissen phlegmatischen Spießbürgerlichkeit geblieben und hatten gemeint, daß es für sie auf der Welt nichts mehr geben könne, als immer wieder eine Kindstaupe und einen schönen Jahresüberschuß. So wie aber der Kriegslärm losging, merkten sie und ihre Frauen zu ihrem eignen Staunen, daß die alte tirolische Lust am Schießen und Rausen in ihnen immer noch lebendig geblieben war. So konnten sie vor Ungeduld kaum den Tag erwarten, an dem sie dem Feind zeigen durften, was ein Tiroler ist, und wie er sich gegen den aufrichtet, der sich erschreckt, die Hände nach Österreichs Gut auszustrecken. Ordentlich verjüngt sahen die zwei aus und waren von einer aufgeregten, fast übermütigen Freudigkeit, die sonst niemand an ihnen gekannt hatte. An Gefahr und Tod schienen sie auch nicht einen einzigen Gedanken zu wenden, und wenn die Schwestern seufzten oder Tränen in den Augen hatten, dann sagten sie halb ungeduldig, halb zuversichtlich: »Stellt's euch nicht so an, wir kommen schon wieder!«

Aber Franz dagegen lag ein tiefer Ernst und eine weiche Nachdenklichkeit, so, als ob er ein Schauspiel erlebt hätte, dem er immer noch nachhing. Dem war auch so, denn am Tage vorher waren seine beiden Schwäger bei ihm gewesen, um sich von der Schwester zu verabschieden. Sie waren natürlich so gleich wieder eingezogen worden, und niemals hatte Franz zwei Menschen so erschüttert, so überwältigt von Glück gesehen, wie diese Söhne eines Verräters. Was ihnen dieser Krieg brachte, war ja ein Gnadengeschenk, auf das sie niemals zu hoffen gewagt hätten, war die Gelegenheit, vor der ganzen Armee zu zeigen, welcherart sie waren, bot die Möglichkeit, nein, bot tausend Möglichkeiten, durch außergewöhnliche Taten oder auch einen heldenhaften Tod den entehrten Namen wieder zu reinigen, ihn neben die zu stellen, auf die ein Volk mit Dankbarkeit und Stolz blickt.

Der kleine Leutnant war wie im Rausch. Er begriff gar nicht, daß seine Schwester sich um ihn und den Bruder härmte, denn wenn man ihn hörte, war er bereits auf einem Siegeszug begriffen, wie ihn die Welt noch nicht gesehen hatte. Er eroberte Belgrad, bombardierte Kronstadt, vernichtete

mit einer Handbewegung jeden Balkanstaat, der aufmucken wollte, und erklärte, daß von Frieden erst gesprochen werden könne, wenn sämtliche Feinde, bis auf den letzten Mann vernichtet, die verbündeten Kaiserreiche kniefällig um Pardon anflehten. Seine Worte überstürzten sich, sein Gesicht glühte, und er lachte dazwischen immer wieder das kindliche, ergreifende Lachen derer, über die ein unsägliches Glück gleich einem Frühlingssturm hereingebrochen ist.

Sein Bruder war natürlich verständiger und stiller, sah den Jungen nur zuweilen kopfschüttelnd an, sagte wohl auch wie in komischer Verzweiflung: »Aber, aber!«, man merkte ihm jedoch an, daß er auf die kindlichen Aufschneidereien kaum hinhörte, und daß er sich wohl überhaupt in der veränderten Gegenwart noch gar nicht zurecht fand. Er machte keine Zukunftspläne, träumte nicht von Heldentaten, die bis an die Sterne reichen, aber um ihn war eine seltsame, verklärte Feierlichkeit, schwebte es wie die Ahnung eines fernen, dunklen Schicksals, dem er wie ein Erwählter entgegenging ...

Unablässig mußte Franz an diese beiden denken, und darum konnte er nicht in die Fröhlichkeit seiner Brüder mit einstimmen. Die Schwestern meinten, daß der Abschied von Carla ihm so schwer fiel, aber er schüttelte verneinend den Kopf. »Die Carla ist sehr tapfer, ihr hättet sie sehen sollen, wie sie den Brüdern Lebewohl gesagt hat! Ganz ruhig war sie, ohne Tränen, und hat sich beinahe zum Lachen gezwungen. Hinterher ist's dann freilich nachgekommen. Sie wird's auch mir nicht schwer machen, das weiß ich. Aber wenn man die zwei andern gesehen hat, dann vergißt man sie so leicht nicht und kann auch nicht so geschwind wieder lustig sein, obwohl der junge Kerl sich angestellt hat, als wollte er die Welt auf den Kopf stellen.«

Niemand wunderte sich, daß Franz ganz so wie seine Brüder zum Abschied gekommen war, obgleich in der letzten Zeit zwischen ihm und dem Vater jeder Verkehr aufgehört hatte. Der Krieg führte wie selbstverständlich wieder zusammen, was entzweit gewesen, und Marie meinte, daß der Vater nun auch ein paar besonders gütige Worte für Carla finden würde, die den alten Haber begraben mußten. Sie täuschte sich aber, denn der Alte sagte zu

seinen drei Söhnen nur: »Ich werd' schon nach dem Rechten schauen, da braucht ihr euch keine Sorge zu machen!«

Es war nicht sicher, ob Carla in diese Fürsorge mit eingeschlossen war oder nicht, und Franz schien auch alles vorbedacht und geregelt zu haben, denn wie als Antwort auf die Versicherung seines Vaters sagte er zu den Schwestern: »Wenn die Carla daheim alles in Ordnung gebracht hat, schließt sie wahrscheinlich das Haus zu und geht bis auf weiteres zu ihrer Mutter.«

Der Alte hörte es und sagte kein Wort. Der Krieg änderte ja vieles, aber alle harten Schläge macht er doch nicht weich.

In den letzten Tagen des Juli und in den ersten des August trug Cilly neben allem Abschiedsschmerz ein großes, wartendes Glücksgefühl in sich. Nun mußte sich ja, so meinte sie, der Widerstand ihres Vaters oder vielmehr seine Geringschätzung für Camillo von selbst brechen, nun durfte er ihm die Hand der Tochter nicht weigern, nicht mehr über die Welschen die Achseln zucken. Dieser große Krieg, der so tief in das Leben jedes einzelnen einschritt, würde ihrem Dasein plötzlich die ersehnte Wendung bringen: Camillo folgte dem Gebot seines Königs, kam als Waffenbruder in das Haus der Scheggers, um sich die Braut zu holen, wurde in Eile mit Cilly kriegsgeliebt und zog mit ihren Brüdern als Kamerad ins Feld. Freilich zitterte sie bei dem Gedanken, daß ihr ganzes Eheglück vielleicht nur etliche Tage, ja etliche Stunden währen konnte, daß er dann fort mußte, ins Ungewisse hinein, und sie allein zurückblieb. Aber sie war von Haus aus nicht feige, und sie wollte auch nicht kleiner und ärmer sein als ihre Schwägerinnen. Sie wollte nicht mehr unbeschwert und mit lachendem Munde zu heimlichen Stellbildeins laufen, sie wollte jetzt das Frauenlos ihrer Zeit haben und forderte ihr Teil an all der Sorge und der zitternden Liebe, die jetzt auf den Stirnen blasser Frauen lag ...

Von Tag zu Tag erwartete sie mit steigender Ungebulb die italienische Mobilmachung, lief atemlos dem Postboten entgegen, um schnell als erste die Zeitung einzusehen, stand immer wieder vor jeder an-

geschlagenen Depesche, als müsse sie herauslesen, daß der König von Italien endlich sein Volk zu den Waffen rief.

Nach etwa einer Woche war auch dieser Traum zu Ende. Camillo zog nicht ins Feld, und das farblose Wort »Neutral« sank wie ein Schlagbaum vor all das erregte Glück, das Cilly nur mehr auf Armeslänge entfernt geglaubt hatte. Sie brach, als sie Camillo wieder sah, in Tränen aus.

Er mißverstand sie völlig und begann zu trösten: »Cecilia, sei doch kein Kind, ich bleibe ja da! Wir tun nicht mit. Jetzt nicht, und ich glaube, später auch nicht!«

Sie sah ihn überrascht an. »Das ist's ja eben, ihr tut nicht mit! Und ich war so froh bei dem Gedanken, daß nun alles gut wäre, daß der Vater hätte ja' sagen müssen, weil ihr eben zu uns haltet, und weil du mit ins Feld ziehst wie meine Brüder —«

Er lachte und nannte ihre Ideen Kindererei. »Wäre das so schön gewesen, wenn ich als Krüppel heimgekommen wäre? Oder auch gar nicht? Nein, Schatz, mir ist's recht, wie es ist. Natürlich wäre ich mit fort, wenn's hätte sein müssen, aber da es nicht ist, kann ich's doch nicht ändern.«

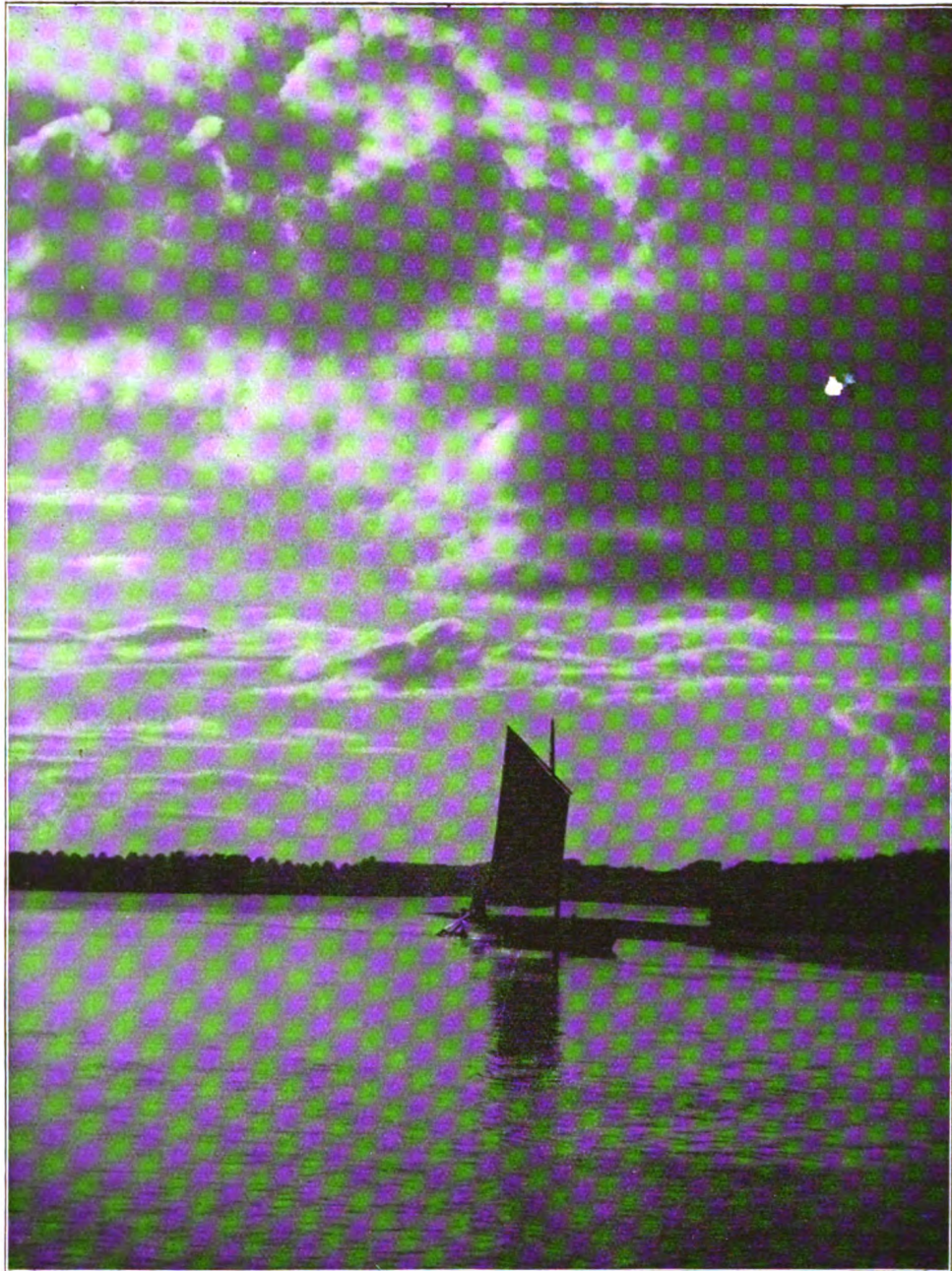
»Freilich, wir können es nicht ändern!« Es klang ein wenig härter, als sie sonst zu ihm sprach.

Er war auch gleich gekränkt. »Wie du das sagst! Gerade als ob es meine persönliche Schuld wäre, daß ich nicht in den Krieg ziehen muß! Du bist wirklich sonderbar! Andre Frauen danken ihrem Schöpfer auf den Knien, wenn der Geliebte dableiben kann, und du bist ordentlich unglücklich!«

»Laß das, da verstehen wir uns nicht!«

Sie sprach jetzt nicht mehr hart, sondern ruhig und ein wenig trübe, wie man wohl tut, wenn man merkt, daß man mit einem geliebten Menschen auf einem toten Punkt angelangt ist. Er aber nahm sie in die Arme und küßte sie, denn sie hatten sich lange nicht mehr gesehen, und seine Sehnsucht war groß. Alles war wieder wie sonst. — Wirklich ganz wie sonst? Nein, leise, ganz leise war etwas Fremdes zwischen sie getreten und wich nicht mehr, wenn sie auch taten, als fühlten sie es nicht, wenn sie auch die Augen wegwandten, um es nicht zu sehen ...

(Schluß folgt.)



Mondnacht im Moor

Naturaufnahme von Carl Strohmeier in Bremen



Das Rathaus in Warschau, jetzt Sitz des deutschen Polizeipräsidiums und des Bürgerkomitees

Warschauer Stimmungen

Von Erich Röhrer (Warschau)

Zwei Großstädte im europäischen Sinne weist das Land Polen auf, über dem im Weltkriege deutsche Mannheit die schwarzweißroten Siegerfahnen gehißt hat: Warschau und Lodz.

Lodz — die Halbmillionenstadt, das war die Stadt der unermüdblichen, unersättlichen Arbeit, die Stadt, in der alle andern Interessen, persönliche wie allgemeine, hinter dem einen Streben nach Gelderwerb zurücktraten. Warschau, die Stadt der anderthalb Millionen, die offizielle Hauptstadt des Landes, das war die Stadt des Lurus, des Lebensgenusses, die Stadt, in der der Gewerbetreibende und der Großgrundbesitzer das Geld lachend zum Fenster hinauswarfen, das sie im Lande ringsum verbienten. Kein Wunder also, daß der Krieg in beiden Städten ganz verschieden in die Erscheinung tritt. Lodz hater von Grund

aus verändert, die Stätten der Arbeit stehen still, und schweigend trägt jeder einzelne die Bürde, die das blutige Ringen ihm auferlegt. Für Warschau ist er nur ein Sturm, der ein paar Tage oder Wochen heftig um die Kuppeln der Kirchen geweht hat, jetzt aber verbraust ist, ohne beträchtliche Spuren zu hinterlassen. Denn selbst an die Polizeistunde um 1 Uhr gewöhnt man sich

schließlich, und auch bis zu ihrem Eintritt hat man Zeit und — Gelegenheit genug, das Leben zu genießen.

Ich habe mich in den letzten Monaten, die ich zu einem großen Teil in Warschau verbracht habe, manchen Abend gefragt: Ist denn hier überhaupt Krieg? Lebt hier ein Volk unter der Herrschaft der »Barbaren«, die es nur zornig und mit innerer Empörungsträgt? So heiter, so ungestört, so quetschilbrig fließen die Tage in Warschau dahin! Drei Monate, nachdem die Deutschen die

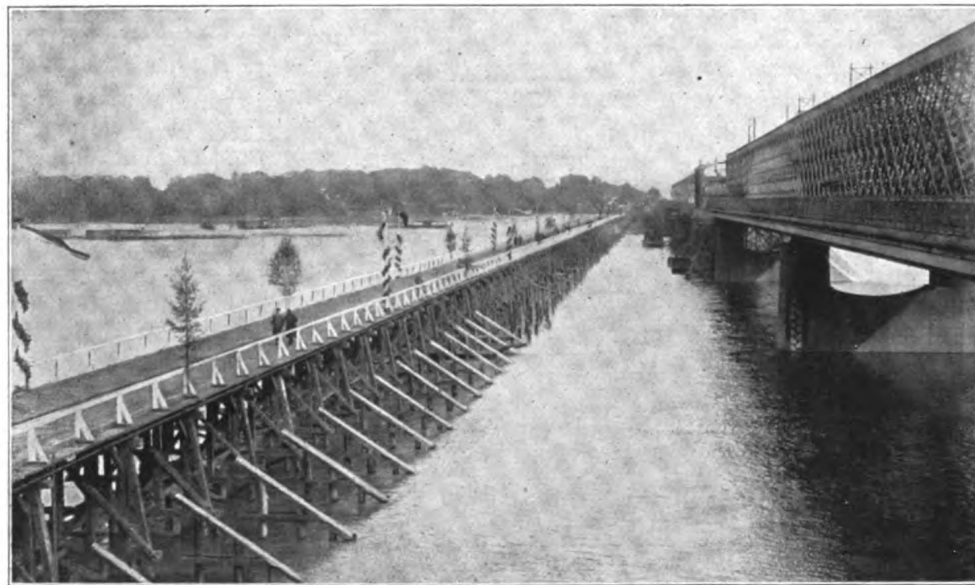


Denkmal des Dichters Adam Mickiewicz

Westermanns Monatshefte, Band 120, II; Heft 719



Der Verkehr über die Weichsel nach dem Einzug der Deutschen, als die Brücken gesprengt waren. Stadt besetzt hatten, war es nicht möglich, eine Schließung auch für einige Tage im Monat sie schwer schädigen würde. Ich habe Lodz und Warschau europäische Großstädte genannt. Aber wenn man aus Lodz nach Warschau kommt, wird man



Die erste deutsche Brücke über die Weichsel (Beselerbrücke) neben der gesprengten Kerledz-Brücke



Die russische Kirche auf dem Sachsenplatz

gründlich daran erinnert, daß Lodz in der Tat von dem europäischen Begriff der Großstadt außer der Einwohnerzahl nichts, aber auch gar nichts hat. Was will die Zahl besagen, wenn Straßenpflaster, Kanalisation, Verkehrsverbindungen fehlen! Es liegt natürlich Absicht in dem System. Man wollte die Stadt, die mehr deutsch als rus-

ſiſch oder polniſch war, nicht zu einem angenehmen Aufenthalt für ihre Bewohner werden laſſen.

Um so prächtiger durfte sich Warschau entwickeln. Ich habe den Eindruck gewonnen, daß die Russen auch zu dieser Entwicklung nicht viel beigetragen haben, aber der polnische Adel ließ es sich angelegen



Die große Synagoge

sein, die Hauptstadt seiner Heimat zu einer Stadt von wirklicher und schöner Eigenart zu entwickeln. Allenthalben freilich begegnet der Deutsche den Erinnerungen an die Zeit, in der Fürsten deutschen Geblüts im Polenlande das Zepter führten. Der schönste Platz der Stadt heißt heute noch »Sachsenplatz«, der größte Park »Sächsischer Garten«, und wenn während des Krieges deutsche Herrscher in Warschau weilten, hat ihnen der Palaß Brühl stets ein Obdach gewährt, das an die Heimat erinnerte. Freilich haben die Russen auf den Sachsenplatz ein prunkendes Zeichen ihrer Herrschaft gesetzt, die russische Kathedrale, deren Prunkbau für die katholischen Teile der deutschen Besatzungstruppen dienstbar gemacht worden ist. Jetzt sinken dort neben schmutzigen Bettlern, neben demütigen Polenfrauen deutsche Feldgräue betend in die Knie, und vor den mächtigen Granitsäulen, die die Riesenkuppel tragen, stehen bewundernd die Eroberer. Die Kirche ist ein Meisterwerk

russischer Baukunst. Auf dem weiten Platz reckt sie gewaltig ihre höchste Goldkuppel in den Himmel empor, die rings von vier kleineren Kuppeln gegürtet ist, während über dem in reichster byzantinischer Arbeit gegliederten Portal eine ganz kleine Kuppel leuchtend emporsteigt. Schlank und frei steht der Glockenturm daneben, aus dem die Russen vor dem Abzug das kostbare Glockenmetall noch schnell gerettet haben. Über dem Portal ist in den Halbkreis ein Mosaikbild eingefügt, das den Erlöser zeigt. Wenn hinter dem Sächsischen Garten die Sonne zur Reige geht, strahlt die Krone um sein Haupt in einem überirdischen Goldglanz. Das Gold auf den Kuppeln freilich ist nicht ganz echt, und die Eroberer der Stadt haben sehr gern darauf verzichtet, es ihren Zwecken dienstbar zu machen. Auch das Gold, das in verschwenderischer Fülle über das Innere der Kathedrale gestreut ist, hat man nicht berührt. In schier unerreichbarer Höhe funkelt und gleißt es auf den Besucher hinab. Während unsre deutschen Dome meist ein vielfältig gegliedertes Säulennetz zeigen, das das Mittelschiff trägt, wird hier der ganze riesenhafte Kuppelbau von vier Säulen gestützt, die freilich in ungeheuren Ausmaßen gehalten sind. Den tiefsten Eindruck machen zwei Altarbilder, deren eins, Maria mit dem Kinde, über dem Hauptaltar prangt, während das andre, Maria an der Leiche des Sohnes, im rechten Seitenflügel zu sehen ist. Hier ist eine solche Plastik der Wirkung erreicht, daß die Gestalten Leben zu gewinnen scheinen.

Die Kunst des Kirchenbaues hat in Warschau eine ganze Reihe schöner Blüten getrieben. Nicht weit vom Sachsenplatz steht der vornehme Kuppelbau der evangelischen Kirche, dessen Bestimmung nur durch das Kreuz auf dem Dache kundgetan wird. Auch die große Synagoge, deren Oberkantor Gierota unter den polnischen Juden als Sänger höch-



Die evangelische Kirche

sten Künstlerruhm genießt, ist von außen kaum als Gotteshaus zu erkennen.

Es ist selbstverständlich, daß eine Stadt, die stets den gesamten Adel und die reichsten Männer eines ganzen Volkes zu ihren ständigen oder vorübergehenden Bürgern gezählt hat, eine Fülle hervorragender Bauten aufweist. Man kann fast sagen, daß es von Palästen wimmelt, über denen die Wappen der Besitzer prangen und die zu einem großen Teil, da die Besitzer so töricht waren, zu fliehen, den Zwecken der deutschen Behörden dienstbar gemacht worden sind. Auch eine Reihe öffentlicher Gebäude, wie das Rathaus, das Schloß, der Komplex der Oper, erfreuen das Auge des westeuropäischen Besuchers. Dafür steht er dann um so verdußter vor dem seltsamen Bilde, das viele Straßen, auch die belebtesten Geschäftsstraßen, wie die Nowy Swiat (Neue Welt), bieten. Man hat sich vielleicht in der Heimat manchmal über die Baupolizei geärgert. Hier in Polen, und nicht zuletzt in Lodz und Warschau, lernt man ihr Wirken richtig schätzen. Hier stehen neben prächtigen Bankpalästen verfallene Hütten, neben fünf- bis siebenstöckigen Riesenhäusern einstöckige Baracken, hier wird das architektonische Bild der Straße zu einer Buntheit durcheinandergewirbelt, die einfach betäubt. Wo einer einmal ein schönes Haus in Wien oder Berlin oder Breslau gesehen hat, baut er es einfach nach, unbekümmert darum, ob es in die Umgebung hineinpaßt, und es stört den vielfachen Millionär, der sich einen fürstlichen Palast baut, durchaus nicht, wenn neben ihm eine halb eingestürzte Hütte mit Pappfenstern und einem Ofenrohr als Schornstein sich bläht.

So bunt, so ungeordnet ist auch das Bild der Schaufenster. Neben dem Schund aus allen Fabrikstädten, besonders Deutschlands, stehen die elegantesten und geschmackvollsten Erzeugnisse, und nicht bloß im Ghetto sieht



Sigismundssäule

man Brot und Schokolade und andre Esswaren auf Kohlen und Kartoffeln zum Verkauf ausgelegt. Vergeblich späht auch der Deutsche nach Preisangaben aus. Die würden den Verkäufer doch immerhin ein wenig festlegen. Hier gilt aber das Wort, daß man möglichst den Preis bestimmt, »wie der Hammer das Ponim hat«, d. h. nach dem Eindruck, den man von dem Käufer gewinnt. Es wäre freilich verfehlt, aus dem jüdischen Ausdruck den Schluß zu ziehen, daß nur die jüdischen Kaufleute so handeln. Die Polen stehen ihnen an — sagen wir höflich: Gerissenheit nicht nach.

Die beiden Völker sind auch sonst vielfach schwer zu unterscheiden. Freilich, den Kaschanjuden, der freiwillig in einem selbstgeschaffenen Ghetto lebt, leben würde, auch wenn ihn der Russe nicht hineingetrieben hätte, den erkennt man schon äußerlich. Hier hat sich die konservative Gesinnung des Juden in Reinkultur erhalten. Er arbeitet und schafft mit den andern, er nimmt Teil, und wahrlich nicht den geringsten, an ihrer Bildung und ihrer Kultur, aber sein Leben richtet er sich auch heute noch so ein,

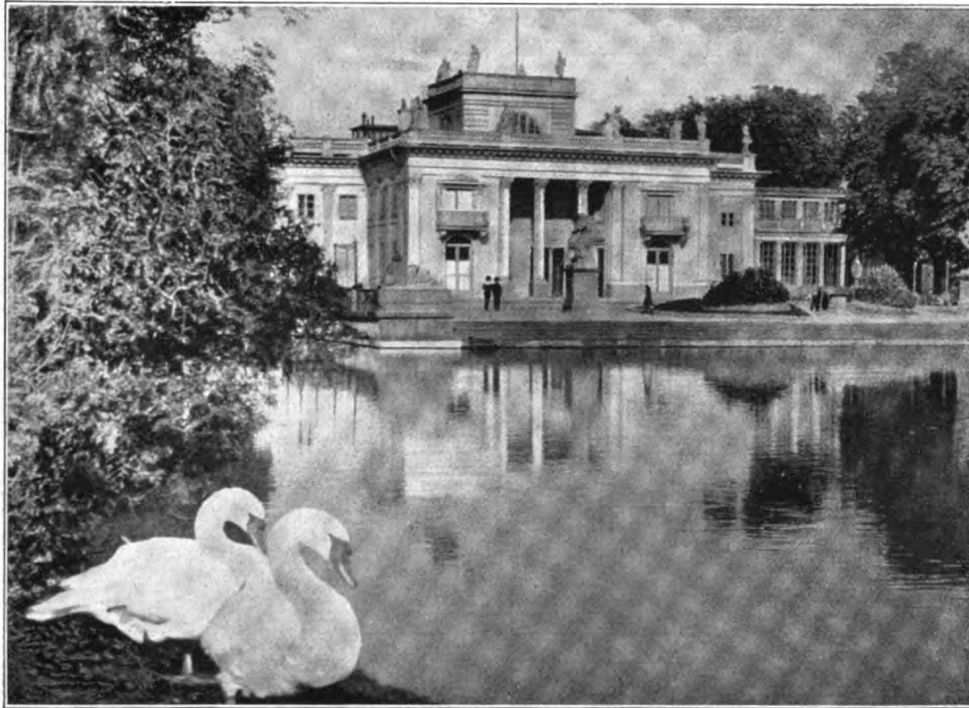


Das Sobieski-Denkmal am Eingang von Łazienki

wie seine Väter es getan haben. Er hängt mit unveränderlicher Treue an den Geboten seines Glaubens, wie sie ihm überliefert wurden, innerlich ebenso wie äußerlich. Seltsam ist mir immer ein Bild geblieben, sooft ich es nun gesehen habe: ein Raftanträger, mit Peijes und Käppchen, und an seinem Arm eine elegante, oft überelegante, nach neuestem pariserischem Geschmack gekleidete Frau, seine Frau. Der Frau Leben und Arbeit zu widmen, ihr allen Ertrag zu Füßen zu legen, sie zu einer Königin zu machen, das ist das höchste Streben dieser bescheiden aussehenden Raftanträger.

Darin wetteifern die Polen mit ihnen, so sehr sie sonst an Mühsigkeit, Fleiß und Tatkraft hinter ihnen zurückstehen. Am Nachmittag bei Course, der Konditorei des Europäischen Hofes, sieht man sie mit ihren Frauen. Sie sehen mit nicht ganz begeisterten Blicken auf die deutschen Offiziere, die von der Arbeit eine halbe Stunde herüberstürzen aus dem nahen Gouvernement oder Besatzungskommando, obwohl nicht zu leugnen ist, daß die Blicke der weiblichen Polen oft weniger Mißvergnügen verraten. Es ist nicht hier der Rahmen

und es ist auch noch nicht die Zeit gekommen, das polnische Problem zu erörtern, aber ich darf doch sagen, es ist ein Problem, und keins von den leichten. Die Polen haben sich nicht ungestraft allzu lange gegen den Westen abgeschlossen, allzu lange sich nach Osten gerichtet oder ganz westlich, westlich noch von der deutschen Kultur. Zwischen ihrer Art und deutschem Wesen klappt noch ein tiefer Abgrund, den nur liebevollste Hingabe, opferfreudigste Arbeit von beiden Seiten ausfüllen kann. Noch fühlen sie sich wohl innerlich nicht ganz frei von dem schweren Druck, mit dem das Regiment des weißen Zaren lange Zeit auf ihnen gelastet hat; noch sind sie von dem Rebel befangen, den Knechtschaft immer um den Gefnechteten legt; noch sind sie nicht frei genug, um eine bargereichte Hand zu ergreifen, ohne den Mörderstahl dahinter zu fürchten. Ihre Blicke sind mehr in die Vergangenheit als in die Zukunft gerichtet. Sie feiern mit ängstlicher Sorgfalt jeden Tag, an dem einmal ein temperamentvoller Pole die Fahne des Aufstandes gegen die russischen Unterdrücker erhoben hat, und sie können es noch nicht recht begreifen, daß die deutschen Machthaber es einem Volke ruhig



Schloß Łazienki

lächelnd gestatten, Erinnerungen zu pflegen, die vor dem Donnerruf einer brandenden Gegenwart, der Sonnenglut einer aufsteigenden Zukunft eigentlich ein wenig an Bedeutung verloren haben sollten.

Ich gebe allerdings zu, daß Warschau dazu lodd, in die Vergangenheit hinabzutauchen. Wo das seltsame Standbild des Königs Siegmund steht, der sich hoch oben auf seiner Säule nach einem Berliner Ausspruch »Eisbeine holt«, schließt sich hart an die breiten Straßen des modernen Warschau die Altstadt. Sie paßt zu dem Schloß, das massig und breit, aber wenig gegliedert an der Weichsel aufsteigt. Unvergesslich der Blick, den ich aus den Zimmern des Oberquartiermeisters über den Fluß tun durfte! In der Tiefe wälzte er schweigend seine breite Flut dahin, über seinen Wellen tanzten Lichter, die den deutschen Brückenbauern leuchteten, und in der Ferne bildeten die Türme der Russenkirche von Praga einen stolzen Abschluß. Es war wahrhaft ein Königssitz, und die sächsischen Herrscher, die hier ihre Standarte aufpflanzten, haben gut gewählt.

Die Erinnerung an ihre Herrschaft wird noch stärker wach, wenn man gegenüber vom

Schloß, hinter der Sigismund-Säule, in
 das Gewirr der Gäßchen taucht. Plötzlich
 glaubt man in einer mittelalterlichen deut-
 schen Kleinstadt zu sein. Die Gewerke sind
 eng vereinigt: hier reiht sich Sattlerladen
 an Sattler, dort Bäder an Bäder, hier
 Schloßer an Schloßer, dort Schlachter an
 Schlachter. Und doch sind wir mitten im
 Judenviertel, dem russische Willkür mitten
 zwischen die kleinen winkligen Häuser, die
 engen Gassen eine Kirche gequetscht hat,
 wie in allen Ghettos Polens, die ich kennen-
 gelernt habe. In dichtem Gewimmel laufen
 die Gäßchen alle auf den Starzyński, den
 Alten Markt, in dessen Mitte Warschaus
 Wahr- und Wappenzeichen, die Schwert-
 schwingende Sirene, steht. Hier aber weht
 erst recht deutsche Luft. Hier prangen an
 den Häusern Handelszeichen deutscher Kauf-
 herren, hier leuchtet über einem Weinhandel
 der Name »Fukier«. Schon vor dreihun-
 dert Jahren bestand also hierzulande die
 Neigung, die Namen der Fremden zu polo-
 nisieren. Denn Fukier, das ist Fugger, und
 die zierliche Fregatte, die im Hausflur schau-
 felt, mag wohl ein Abbild eines der stolzen
 Schiffe sein, die den Namen der Fugger
 über den Erdball trugen. Der Weinteller,



Die Nowy-Swiat (Neue Welt): Hauptgeschäftsstraße

aus dem sich der Gast jetzt verstaubte Glasfenster in das alttümliche, leider aber renovierte Gemach mit den hübschen Stichen an den Wänden holen läßt, reicht freilich nicht bis zu Lebzeiten der Begründer zurück, aber ein Zeitgenosse des großen Napoleon, der auch einmal dem russischen Koloß auf den Leib rücken wollte, ist der Ungarwein doch, bis zu dem man sich mit jauchzender Zunge rückwärts durch die Jahrzehnte durchprobieren kann.

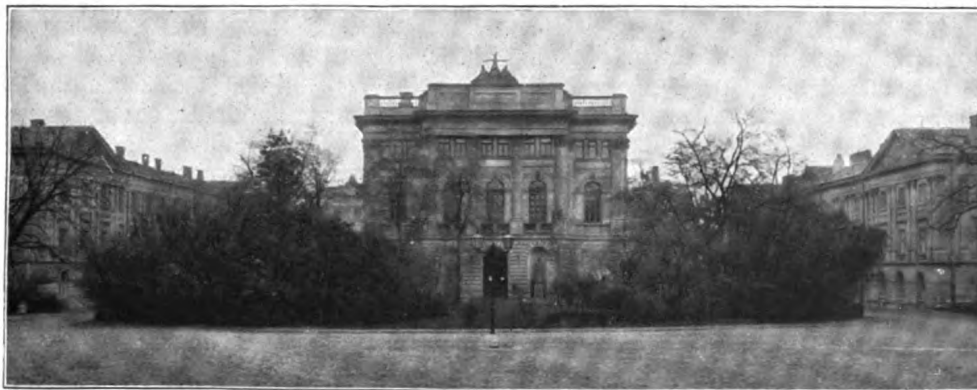
Trotz allen Spuren, die das Deutschtum in Warschau hinterlassen hat, wäre doch die Annahme irrig, daß sie der Stadt irgendwelches Gepräge geben. Warschau ist eine durchaus polnische Stadt gewesen, und ist es geblieben auch in diesem Kriege. Diesem Charakter der Stadt entsprach die Eröffnung einer polnischen Universität, die einen lang gehegten Wunsch der Polen erfüllte. Der Erfolg hat die Erwartungen übertroffen: die Vorlesungen, die in polnischer Sprache gehalten werden, sind stark besucht, und das germanistische Seminar, das dem Professor Paszkowski untersteht, trägt zweifellos beträchtlich dazu bei, die polnischen Hörer in das Verständnis deutschen Wesens durch die Kenntnis der Sprache und deutscher Dichter

einzuführen. Noch umfassender verspricht in dieser Hinsicht die Wirkung der Lehrerkurse zu werden, an denen am Schluß des Wintersemesters etwa 1600 Lehrer teilnahmen. Daß davon über Zweidrittel Juden waren, beweist den Heißhunger, mit dem die Juden Polens nach deutscher Bildung streben. Diesem Bildungseifer kommen ja auch die deutschen Theatervorstellungen entgegen, die das Lodzer Deutsche Theater (Direktor Walter Wassermann) auf Wunsch der deutschen Behörden in Warschau und weiterhin in zahlreichen polnischen Städten veranstaltet. Ich habe die besondere Ehre und Freude gehabt, diese Aufführungen ins Leben rufen und organisieren zu dürfen, und weiß aus eigener Beobachtung, wie begeistert nicht nur die deutsche Mannheit im Felde, sondern gerade auch die einheimische Bevölkerung diese Vorstellungen als eine Gelegenheit zur Stärkung ihrer Sprachkenntnisse begrüßt hat. Die polnischen Theater in Warschau sind meist nicht auf der Höhe großer deutscher Bühnen. Das Teatr Polski (Polnisches Theater) ist allerdings ein sehr schöner Bau, der Ähnlichkeit mit der Berliner Volksbühne hat und in dem oft künstlerische, geschmackvolle und phantasiebelebte Szenenbilder das

Auge erfreuen, aber der Spielplan schwankt unsicher zwischen reinster Literatur, polnischem Historienschauder und Schwänken Pariser Herkunft. Der Spielplan ist auch das schwächste beim Teatr Rosmaitoski (Schauspielhaus), in dem man manche starke darstellerische Leistung bewundern kann. Der Pole bewertet mit aller Entschlossenheit jedes Bühnenwerk ebenso nur unter nationalistischen Gesichtspunkten wie alle Vorgänge des Lebens, und ein schlechtes Rührstück, das irgendeinen polnischen Märtyrer verherrlicht, schätzt er viel höher als die schönste Dichtung. Das Schauspielhaus befindet sich im gleichen Hause wie das Teatr Wielki, die Große Oper, der Stolz der Polen. Die ersten Vorstellungen, die ich hörte, überragten nicht die Durchschnittshöhe mittlerer deutscher Stadttheater; die Mitwirkung einer sehr bedeutenden polnischen Sängerin, die sonst nur im Ausland singt, durch den Krieg aber in der Heimat festgehalten ist, hat später den Eindruck wesentlich verbessert. Von dem halben Duzend anderer Bühnen ist nicht viel Aufhebens zu machen.

Ein Theater gibt es freilich noch in Warschau, in dem ich manche Stunde in stiller Verzückung verbracht habe, ein Theater, in dem jetzt Schweigen herrscht und in das höchstens hier und da deutsche Riesenadler von oben hineinspähen, die von dem nahen Flugplatz aufsteigen: das Naturtheater im Park von Łazienki. Łazienki — das heißt: Bäder, und nichts anderes als ein Badehaus für eine seiner Freundinnen war der Bau, den August der Starke nahe bei seinem Lustschloß Belvedere in den Park stellte. Delfter Porzellan in zartem Blau bedeckt heute noch unverfehrt die beiden Zimmer,

in denen die Hulbin badete. August Poniatowski fand dann wohl, daß die Lage des Badehäuschens zu längerem Aufenthalt lockte, und baute einen prunkenden Ballsaal an. Andre Herrscher folgten seinem Beispiel, und so entstand allmählich ein reizendes Lustschloßchen, das in den entzückendsten Formen prangt, wenn auch leider das Material unecht ist. Die stattlichsten Marmorsäulen, die schönsten Goldornamente — alles Stud! Was an Werten vorhanden war, die Gemälde, die die Damastwände der Bilderräume schmückten, kostbare Rokoko-uhren, selbst die kupferne Badewanne, die bei seinem letzten Aufenthalt vor einigen Jahren noch der Zar benützt hat, haben die Russen mitgenommen. Die vereinsamten Räume werden von den deutschen Herren unter treuer Obhut gehalten, und keine Einquartierung hat je die Ruhe der polnischen Könige gestört, deren Standbilder stumm in einem Rondell stehen. Auch das Sommertheater, von dem ich sprach, ist unverfehrt. Ein geschickter Baumeister hat die Bühne auf eine Insel gebaut, ein Graben trennt sie von den Zuschauern. Die saßen im steinernen Halbrund, das so trefflich angelegt ist, daß man den Steg zur Insel nicht sieht. Bäume umschließen schützend die Bühne, deren Kulissenhalter heute noch stehen. Leicht wendet sich der Geist auf den Steinstufen des Amphitheaters in die Vergangenheit zurück und bevölkert die anmutige Szenerie mit den heiteren Gästen eines freigebigen Fürsten. Die Vergangenheit Warschaus wird nirgendwo so lebendig wie hier — diese große, abwechslungsreiche Vergangenheit, der deutsche Arbeit nun hoffentlich eine große Zukunft anschließen wird.



Die neuen polnischen Universitätsbauten in Warschau mit dem Bibliotheksgebäude in der Mitte



Graf Arthur Gobineau

Ein Gedenkblatt zu seinem hundertsten Geburtstag (16. Juli 1916)

Von Dr. Gustav Manz



Zum drittenmal in diesem Jahre feiert Deutschland den Gedenktag eines Großen, dessen Wiege nicht auf deutschem Boden gestanden hat, den wir uns aber innerlichst zu eigen gemacht haben. Im Frühjahr galt diese Erinnerung dem Briten und dem Spanier, deren dreihundertster Todestag auf den 23. April fiel; nach Shakespeares und Cervantes, nach dem Schöpfer des »Hamlet« und des »Don Quijote« ist es nun der Franzose Graf Arthur Gobineau, den wir, gestützt auf unser Recht dankbaren Verständnisses, lebendig vor uns erstehen lassen, um bei diesem im Grunde äußerlichen Anlaß unser Anrecht an ihn vor aller Welt zu bestätigen. Denn ebenso wie durch die Eindeutschung Shakespeares dieser größte Genius der britischen Insel aus seiner inselhaften Beschränkung hinaufgehoben worden ist auf die Höhe des Welt Ruhms, ebenso wie die Unsterblichkeit der Gestalten des tapferen Ritters und seines Knappen vor allem in Deutschland wurzelt, ebenso darf der Schöpfer der »Renaissance« als einer derjenigen geistigen Führer betrachtet werden, denen erst die Aufstellung in der Walhalla des deutschen Geistes die Beachtung der Kultuwelt verschafft hat.

Ähnlich wie im Fall Shakespeares und der Schlegel-Tiedckschen Übersetzung, so können wir auch in unsern Tagen feststellen, daß die zunächst durch Richard Wagner und seinen Kreis geförderte Kenntnis des Gobineauschen Lebenswerkes in weiteste Volksschichten erst durch die Lebensarbeit eines deutschen Gelehrten hineinbrang, der mit dem wundervollen »parteiischen Enthusiasmus« für seinen Helden eintrat. Es ist dies Professor Ludwig Schemann, dem wir fast alles verdanken, was uns in Deutschland von und über den Grafen Gobineau bekannt und geläufig geworden ist. Er hat in geradezu beschämender Weise Gobineaus eignen Landsleuten die Pflichten der Pietät abgenommen; er hat nicht nur eine monumentale Lebensbeschreibung, nicht nur musterhafte deutsche Übertragungen der Hauptwerke, sondern auch erste oder neue

Ausgaben verschiedener Arbeiten Gobineaus in französischer Sprache herausgebracht. Wenn wir uns heute, genau ein Lebensalter nach dem ersten wirklichen Bekanntwerden Gobineaus in Deutschland, einen Begriff vom Lebensgang und von der Schaffenshöhe, von der gesamten Weltanschauung des großen Franzosen machen können, so ist dies fast ausschließlich der unablässigen Werbearbeit Schemanns zu verdanken.

Die Frage liegt nahe, wie es wohl gekommen sein mag, daß auch hier wieder einmal der Prophet nichts in seinem Vaterlande galt. Ihre Beantwortung bedeutet zugleich den Versuch einer Umrißzeichnung der gewaltigen und vielseitigen Persönlichkeit dieses Franzosen, der nicht nur einer der größten Deutschenfreunde seines Landes war, sondern seine Hinneigung zum Germanentum bis zu der von ihm selbst ernst genommenen, uns freilich nur liebenswürdig dünkenden Spielerei ausdehnte, seine Herkunft von den alten Wikingern herzuleiten und schließlich gar auf einer kleinen Felseninsel bei Stodholm den Sitz der Stammburg seines Vordaters Ottar Jarl anzunehmen.

Graf Gobineau hat das merkwürdige Mißgeschick gehabt, als Abkömmling einer royalistisch gesinnten Adelsfamilie sein Leben verflochten zu sehen mit der Entwicklung seines Landes ins Spießbürgerlich-Bourgeoisie und in das Progentum des zweiten Kaiserreichs. Aristokrat nicht nur der Herkunft, sondern vor allem der Gesinnung nach, innerlich frei und unabhängig, mußte er von Haus aus ein Gegner der geschwägigen und ehrgeizigen Demokratie und all jenes Strebertums sein, das in unverhüllter Ichsucht sich an die Staatsstippe drängt, um dort seinen reichlichen Bissen zu erhaschen und ihn dem Nachbar wegzufnapen. Und gerade dieses Mannes Lebensgang führte ihn als langjährigen Gesandten seines Landes durch die Salons der europäischen und außereuropäischen Diplomatie. Graf Gobineau, der innerlich so wenig zu

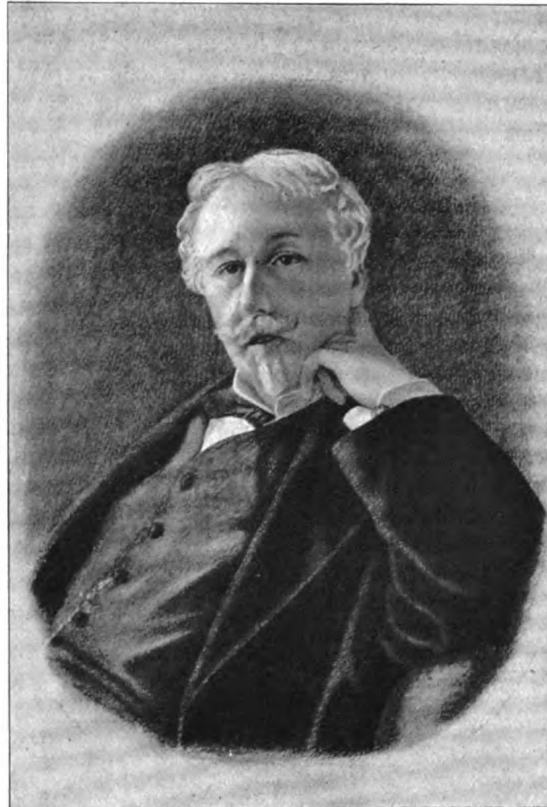
tun hatte mit dem Wesen der damaligen Machthaber Frankreichs, galt der Außenwelt vielfach nur als Diplomat, und die wenigsten im In- und Ausland hatten wirklich eine Ahnung davon, daß dieser lebenswürdige Plauderer und in den feinsten Formen weltmännischen Umgangs erfahrene Staatsmann zugleich ein Dichter und Philosoph, ein Gelehrter und Bildhauer war. Die Frage, ob es für ihn ein Glück oder ein Unglück war, seinerzeit durch die Berufung des ihn hochschätzenden Alexis von Tocqueville in das Ministerium des Auswärtigen berufen und damit in die staatsmännische Laufbahn hineingetrieben zu sein, ist eigentlich müßig. Gräfin La Tour, viele Jahre seine verständnisvollste Freundin, hat gewiß recht, wenn sie meint: »Die äußeren Umstände konnten diese mächtige Persönlichkeit nur sehr wenig wandeln: sie ward, was sie werden mußte.« Der Staat, dem Gobineau jahrzehntelang im In- und Ausland treu

hättnisse dahin, und nur seine mit fast jugendlichem Eifer aufgenommene bildnerische Tätigkeit, der er zuletzt in Rom oblag, vermochte ihn ebenso wie die Freundschaft einiger weniger verständnisvoller Seelen über jene Tüden des Schicksals zu trösten, hinter denen oft die Kleinlichkeit und das Übelwollen der Zeitgenossen steht. Es ist eine tragische Besiegelung dieses Helben- und Kämpferdaseins geworden, daß Graf

Gobineau schließlich auf einer Reise in völliger Einsamkeit in einem italienischen Gasthofszimmer gestorben ist.

Die royalistische Gesinnung des Grafen, der aus seiner inneren Verachtung des ihn umgebenden Getriebes schon in seinen Jugend- und Lehrjahren zu Paris kein Hehl machte, hat ihre Wirkungen auch auf die literarische Würdigung seines Schaffens innerhalb seiner Heimat ausgeübt. Den

»Unsterblichen« der Akademie erschien er sowieso als ein unzulänglicher Außenseiter. Sein staunenswerter Universal-



Graf Gobineau

Nach einem Gemälde von Mahaut; gestochen von J. A. Brockhaus

und erfolgreich diente — er war als Gesandter des Kaiserreichs und der Republik, um nur die Hauptstätten seiner Tätigkeit herauszugreifen, zweimal in Persien, ferner in Griechenland, Brasilien und Schweden tätig — hat ihm seine Hingabe wenig gelohnt: man setzte dem unbequemen Manne eigener Prägung schließlich recht ungerne den Stuhl vor die Tür und ließ ihn deutlich merken, daß man seiner Dienste nicht mehr bedürfe. So gingen die letzten Lebensjahre des Grafen in einer gewissen Verbitterung und unwürdigen Beschränkung seiner äußeren Ver-

hältnisse dahin, und nur seine mit fast jugendlichem Eifer aufgenommenen bildnerischen Tätigkeit, der er zuletzt in Rom oblag, vermochte ihn ebenso wie die Freundschaft einiger weniger verständnisvoller Seelen über jene Tüden des Schicksals zu trösten, hinter denen oft die Kleinlichkeit und das Übelwollen der Zeitgenossen steht. Es ist eine tragische Besiegelung dieses Helben- und Kämpferdaseins geworden, daß Graf Gobineau schließlich auf einer Reise in völliger Einsamkeit in einem italienischen Gasthofszimmer gestorben ist.

Die royalistische Gesinnung des Grafen, der aus seiner inneren Verachtung des ihn umgebenden Getriebes schon in seinen Jugend- und Lehrjahren zu Paris kein Hehl machte, hat ihre Wirkungen auch auf die literarische Würdigung seines Schaffens innerhalb seiner Heimat ausgeübt. Den »Unsterblichen« der Akademie erschien er sowieso als ein unzulänglicher Außenseiter. Sein staunenswerter Universal-

ismus machte es den Registratoren des geistigen Lebens schier unmöglich, ihn irgendwo unterzubringen. Und es war gewiß kein Zufall, daß er auch in dem geheiligten Literaturtempel der »Revue des deux mondes« kaum mehr als einmal auftaucht. Dazu kam als entscheidend, daß seine kulturpolitischen Anschauungen und seine in dem berühmten Essay über die Ungleichheit der Menscherrassen niedergelegte Theorie von der geistigen Vorherrschaft der weißen, d. h. arischen oder germanischen Rasse ihn von seinen Landsleuten auf immer trennen mußten.

Denn deren Nationalismus war, soweit er in den Herrschenden zum Ausdruck kam, fast immer gleichbedeutend mit engherziger Kirchturmpolitik und jenem Chauvinismus, der den Mangel an geschichtlicher Bildung und wirklicher Weltkenntnis durch eine polternde Selbstverherrlichung zu verdecken pflegt. Wie weit dieses Totschweigen Gobineaus in der französischen Öffentlichkeit ging, beweist unter anderem die Tatsache, daß man ihm selbst seinen überaus gesunden Gedanken einer Dezentralisierung Frankreichs, dem er sogar vorübergehend eine eigne Zeitschrift widmete, entwunden hat. Die späteren Vertreter dieses sogenannten »Regionalismus«, d. h. der Wiederauffrischung des provinziellen Eigendaseins, haben es stets wohlweislich verschwiegen, daß eigentlich Gobineau der Vater dieses Gedankens war.

Verbleiben wir zunächst noch auf französischem Boden, so fügt sich unschwer die Frage an, ob denn Gobineau nicht wenigstens in der eignen Familie den Rückhalt gefunden habe, den ihm die französische Öffentlichkeit nicht zu geben vermochte. Auch hier muß die Antwort im großen und ganzen mit einer Verneinung enden. Die Frau, die einst Gobineau in ihrem Schoße getragen hatte, war eine haltlose Carmenatur, deren Leben von Stufe zu Stufe hinabglitt und sich schließlich in einem Dunkel verlor, das zu lüften niemand in Gegenwart des Sohnes hätte versuchen dürfen. Was Gobineau an bestimmenden Eigenschaften mit auf den Lebensweg bekommen hatte, das war im wesentlichen Vaterererbteil. Einen entscheidenden Einfluß, allerdings nur auf sein äußeres Leben, hatte in seinen Kampfesjahren, als der verarmte Adlige zunächst noch mit kleinen Privatstellungen sein Leben zu fristen versuchte, ein alter Hagestolz von Onkel, ein ewig tollender, naiv egoistischer Haubegen, den Gobineau mit der ihm eignen inneren Heiterkeit schließlich zu nehmen und zu seinen Gunsten zu stimmen wußte. Wirklich innige Beziehungen verbanden ihn eigentlich nur mit seiner Schwester. Aus dem Briefwechsel der beiden ist zu erkennen, daß sie ihm an Geist und Gesinnung ebenbürtig war. Aber auch ihre Gestalt entschwand schließlich seinen Lebensbezirken; denn sie endete ihr Dasein in einem Kloster. Freilich gab sie ihm, wie

Cosima Wagner in ihrem dem Grafen Gobineau gewidmeten Lebensbild sehr schön sagt, »die unvergleichliche moralische Stütze eines höchsten weiblichen Beispiels aus seiner nächsten Nähe, und ihres Verständnisses stets sicher und bewußt, hat seine durchgeistigte Natur gewiß mit stolzer Genugtuung das zeitliche Zusammenleben der idealen Vereinigung mit ihr geopfert«.

Forschen wir so den örtlichen und zeitlichen Vorbedingungen nach, aus denen sich Gobineaus Dasein aufbaute, so mag schließlich noch des Verhältnisses zur katholischen Kirche gedacht werden, der er entstammte. Auch hier darf man dem eben erwähnten Erinnerungsbild aus Wahnfried wohl beipflichten, wenn es dort heißt: »Der Geburt wie der ganzen Überzeugung nach Konservativer, sah er alles, womit die Seinigen im Zusammenhang gewesen waren, erschüttert, mehr noch — verschüttet. Inmitten dieser Verwüstung erblickte er in der katholischen Kirche die einzige eine lebendige Kraft des ordnenden Bestehens vorstellende Macht. Diese Kraft aber galt ihm als die vorzüglichste kulturberufene germanische Eigenschaft. So kommt es, daß in seinem Hauptwerk die Äußerungen über die Keger einen bei einem so großen Verstande uns befremdenden Charakter von Beschränktheit und beinahe von Fanatismus an sich tragen. Doch mit den Jahren hatten die Bande sich gelockert; ohne Unwillen ließ er seine stets mit triftigen Argumenten und überlegenem Geist vertretenen Ansichten durch andre, wenn er sie dessen würdig erachtete, angreifen, teilte sogar witzig und freimütig die traurigen Eindrücke mit, welche er von dem heutigen Stand der Dinge auch nach dieser Seite hin empfangen; und wenn Richard Wagner darauf, ihm die kräftigende Einwirkung des »Einbeders« auf den großen Reformator rühmend, ihn zu einem Glase Weihenstephan einlud, erwiderte er mit unvergleichlicher Anmut und Heiterkeit eines nach innen von allen Fesseln entbundenen Wesens: »Wohlan, trinken wir das Bier des Doktor Martin Luther!«

Überblickt man die große Reihe der wissenschaftlichen und dichterischen Schöpfungen, die uns Gobineau, der Forscher und der Dichter, hinterlassen hat, so sieht man sich einem Lebenswerk von erstaunlichem

Wenden wir uns zunächst dem Forscher Gobineau zu. Wie ein Riesendenkmal erhebt sich innerhalb aller übrigen Werke sein Rassenbuch. Es zählt zu jener kleinen Gruppe kulturgeschichtlicher Schöpfungen ersten Grades, die in doppeltem Sinne Werte des »Anstoßes« gewesen sind: etwa so wie Herbers »Ideen«, wie Schopenhauers »Welt als Wille und Vorstellung«, wie Darwins »Natürliche Zuchtwahl«, wie einzelne Geschichtswerke von Renan und Taine fiel es wie ein Stein in den stillen Teich. Es erregte Anstoß, aber es gab auch Anstoß, d. h. Anregung, neue Bahnen zu betreten und der von einem Genies fühn aufgeworfenen Fragestellung bedachtsam nachzuspüren. Erinnern wir uns nur der

Es bedarf keiner Worte, um anzudeuten,

warum in diese trostlose Welt eines Untergangsdogmas auch der Freund Gobineaus ihm nicht zu folgen vermag. Er muß der Überschätzung des Rassenmäßigen gegenüber die Wichtigkeit der Einzelauslese, der sieghaften Persönlichkeitsbildung hervorheben und aus ihr gegenüber dieser Verelendungstheorie die Hoffnungen für einen Menschheitsaufstieg und für die bleibende Vormachtstellung der weißen Rasse schöpfen. Unter den mancherlei Betrachtungen dieser Art erscheinen mir, um nur eins zu erwähnen, diejenigen, die Friedrich Lienhard im fünften Bande seiner »Wege nach Weimar« gegeben hat, in unserm Sinne, d. h. für jeden, der auf dem Boden des deutschen Kant-Schiller'schen Idealismus steht, ganz besonders beachtenswert, und ich kann nur allen denen, die einer sachlich-kritischen Würdigung der Gobineauschen Grundanschauungen zugeneigt sind, jene Darlegungen warm empfehlen.

Die Doppelanschauung der weißen Vorrangsrasse, ihres Aufstiegs und ihres Niedergangs zieht sich durch das ganze Schaffen Gobineaus hindurch. Mit Recht hat man bei einem Versuch der inneren Ordnung seiner Werke darauf hingewiesen, daß er seinen Lieblingsgedanken von der Rasse durch das Volk und die Familie bis zur Einzelpersonlichkeit hindurch verfolgt hat. So gliedert sich seinem Hauptwerk die 1869 erschienene zweibändige »Geschichte der Perser« an, in welcher er die Schicksale der den Germanen eng verschwisterten iranischen Rasse schildert; so zeigt er in seiner »Geschichte von Ottar Jarl«, wie sich wiederum aus der Rasse und dem Volk das einzelne Geschlecht herauslöst und wie sich in ihm die Grundeigenschaften in siegreichem Kampfe gegen alle zeitlichen und örtlichen Einflüsse erhalten. Und schließlich ist es dann die Geschichte des Individuums, welches die Schicksale von Rasse und Geschlecht in sich persönlich erlebt, wenn er uns als seinen Schwanenfang das Heldenepos des »Amadis« hinterläßt.

Doch halten wir uns zunächst noch an die rein wissenschaftliche Tätigkeit Gobineaus. Sein Werk über die Perser ist gleichsam umgeben von einer ganzen Reihe verwandter Schriften, die ebenfalls seinem langjährigen asiatischen Aufenthalt und seinen schon von frühester Jugend an betriebenen orientali-

schen Studien ihre Entstehung verdanken. Hier heißt es zunächst seines 1865 zuerst erschienenen, 1900 von Schemann wieder herausgegebenen Wertes zu gedenken: »Les religions et les philosophies dans l'Asie centrale«, dem als Ergänzung die »Trois ans en Asie« zur Seite zu stellen sind. In diesen Werken ist eine Fülle religiöser, philosophischer, kultur- und kunstgeschichtlicher Aufschlüsse über Parsismus und Islam gegeben; namentlich darf das Buch über Zentralasien in seiner Durchbringung von Inhalt und Form als ein klassisches Meisterstück der Geschichtsschreibung angesehen werden. Jahre hindurch hat sich Gobineau außerdem noch mit einer wissenschaftlichen Liebhaberei, nämlich mit den sogenannten Keilschriften beschäftigt und diese Studien unter anderm in einem 1864 erschienenen zweibändigen Werke (»Traité des écritures cunéiformes«) niedergelegt. Freilich haben seine Theorien auf diesem Gebiete berechnete Einwände anderer Fachgelehrten erfahren.

Auf der Grenzscheide zwischen Wissenschaft und Kunst stehen die zahlreichen Reiseschriften Gobineaus. So hat er unter anderm in der »Reise nach der neuen Welt« seine Fahrt nach Neufundland beschrieben, zu der er im amtlichen Auftrage gekommen war. Die »Reisefrüchte« und die »Asiatischen Novellen« führen uns bereits in rein dichterisches Schaffensgebiet. Namentlich die »Asiatischen Novellen« mit ihrer farbenfatten Schilderung orientalischen Lebens, mit ihrer Mischung ergreifendster Gemüts-töne und köstlichsten Humors sind vorzüglich dazu geeignet, einem deutschen Leser den Dichter Gobineau nahezuführen. Seine Kraft bildhafter Veranschaulichung der orientalischen Gedanken- und Gefühlswelt ist um so bewundernswerter, als diese Novellen erst in späten Jahren in Stockholm, also fern von dem Schauplatz ihrer Begebenheiten, entstanden sind.

Nicht in demselben Maße haben bisher die übrigen dichterischen Werke Gobineaus Beachtung gefunden. Es handelt sich dabei entweder um Jugendarbeiten epischer und dramatischer Art oder um Romane und Novellen, deren innerer Wert ziemlich verschieden ist. Die allgemeine Werthschätzung hat den Dramen gegenüber insofern das Richtige getroffen, als sie gegenüber seinem echt

romanischen und echt romantischen Werke »Don Juans Abschied« seiner Tragödie »Alexander der Macedonier« den Vorzug gibt. Trotz manchen Mängeln, die Gobineau selbst nicht verkannte, ist dieses Bühnenwerk, in dessen Mittelpunkt Alexander als Verkörperung eines Helden-genies steht, mit Recht unser Schullektüre zugänglich gemacht, auch durch den Auffüh-rungsversuch der Weimarer Hofbühne einer praktischen, mit Ehren bestandenen Feuerprobe unterzogen worden. Von den vier großen geschichtlichen Romanen wird »Die Abtei Trphaines«, ein farbensattes Kulturbild aus Gobineaus Lieblingsepoche, dem 12. Jahrhundert, von einem der wenigen wirklichen Kenner, wie es Professor Schemann ist, als ein Werk von so großer künstlerischer Gestaltungskraft bezeichnet, daß man der versprochenen deutschen Ausgabe mit Spannung entgegensehen darf. Daß man es im Vaterlande des Dichters seit 1866 nicht mehr für nötig gehalten hat, einen Neubruck in französischer Sprache herauszugeben, ist einer der vielen Einzelbeweise für die allgemeine Gleichgültigkeit der Fran-zosen gegen ihren großen Landsmann.

Alles, was der Künstler Gobineau geschaffen hat, verblaßt freilich neben seiner dichterischen Hauptschöpfung, der Szenenfolge der »Renaissance«. Im Jahre 1877 ist dieses Meisterwerk erschienen, das nunmehr nach etwas mehr als einem Menschenalter bereits in den eisernen Bestand der Schätze unsrer Weltliteratur aufgenommen worden ist. In fünf gewaltigen Abteilungen, bezeichnet nach den Hauptträgern der Handlung, entrollt sich uns dieses Riesengemälde des Zeitalters der Renaissance, dem Gobineau ebenso befeiden wie klug den Untertitel »Historische Szenen« gegeben hat. Denn nichts lag ihm ferner, als etwa eine Folge von wirklichen geschichtlichen Bühnenbramen zu schaffen. Ihm diente die dialogisch-dramatische Form nur zur schärferen Heraushebung der Einzelmomente, und alle etwa an theaternmäßige Vorgänge erinnernde Szenen, besonders die Massenbilder der Volksaufstände und Fehlschlachten, sind eigentlich nur die malerische Umrahmung der dichterischen Höhepunkte. Diese haben jedesmal die Form eines wundervoll aufgebauten, gedanklich wie gefühlsmäßig den Sinn der betreffenden Persönlichkeit

des Menschengeschlechts berufen fühlt; aber gleichzeitig steht er der eiteln Überheblichkeit aller derjenigen, denen die Kunst nur Mittel des Luxus und des Lebensgenusses ist, so fern, daß er gegenüber der Vergötterung des Künstlertums in entschiedenster Weise für die Gleichwertigkeit jeder andern in ihrem Kreise liebevoll wirkenden Persönlichkeit eintritt. Das ist ja der erhabene Schlußgedanke seines Gesprächs mit der Seelenfreundin Vittoria Colonna, und in diesem Worte tiefster Weisheit und Gerechtigkeit, über dem der friedliche Schimmer eines ruhigen Feierabends liegt, gewinnt die ungeheure Tragik des ganzen Renaissancewerkes einen beruhigenden und tröstenden Ausklang. Denn in allen übrigen vorangehenden Teilen erlebte man fast immer ein Ende mit Schrecken: Tod auf dem Scheiterhaufen, Tod durch den Giftbecher, Tod in der Feldschlacht. Hier erst im Abgesang des ganzen Riesenwerkes klingt die tröstliche Gewißheit auf, daß die dem Erdenkerker entflohene Seele dem Lande der Freiheit und des ewigen Lichtes entgegenschwebt.

Genau dasselbe ist schließlich der Grundgedanke des »Amadis«. Dieses erst nach Gobineaus Tode erschienene, nicht ganz vollendete Heldengedicht ist der deutschen Leserschaft erst neuerdings durch die bei E. Matthes in Leipzig erschienene, in allem wesentlichen, namentlich im Versmaß wohlgelungener Übertragung von Martin Otto Johannes genauer bekannt geworden. Im »Amadis« handelt es sich um die Wiederbelebung eines alten Sagenhelden, der bei aller Beibehaltung überlieferter Vorgänge und Schicksale zum Träger neuer Weltanschauungs-ideen wird und auf diese Weise in wiedergeborener Gestalt frisch in das Volksbewußtsein hineintritt. So reiht er sich in diesem Sinne Gestalten wie Hamlet, Faust oder Parsifal würdig an. Mit der Wunderwelt der Ritterzeit, so hat Schemann einmal den Grundgedanken des Werkes zusammengefaßt, verquickt sich der Grundgedanke von Gobineaus Menschheitsbetrachtung, der der Entartung. »Den immer wilder, immer massiger anstürmenden Entarteten müssen Amadis und die Seinen, als die Typen einer reineren, edleren, höheren Menschheit, um die es für immer geschehen ist, am Ende erliegen, aber wie alle echten Helden siegen

sie im Erliegen.« Aus der Erdenchwüle auf den Parnas entrückt, leben sie ein Dasein entkörperter Idealgestalten weiter und sind so das lichte Gegenbild einer von niedrigsten Trieben zerfressenen Menschheit.

Der Amadis war, wie wir aus verschiedenen Äußerungen wissen, unter allen Gestalten seiner Phantasie Gobineaus ausgesprochener Liebling. Er hat ihn mit besonderer Hingabe in den letzten Jahren seiner bildhauerischen Tätigkeit in einem Standbild verewigt, der Verkörperung eines raffigen Edelmannes, wie er ihm zeitlebens als Ideal vorschwebte.

Gerade im Amadis macht sich nach der herzerreißenden Trostlosigkeit seines wissenschaftlichen Hauptwerkes, nach der schweren Tragik seiner Renaissance auch der eine wiederaufrichtende Gedanke deutlich bemerkbar: Wenn nun schon das Leben und das Wirken des Einzelnen wie der ganzen Menschheit dem Tode geweiht ist, so bleibt es höchste Menschenpflicht, diesem Sterben dadurch Würde und Größe zu verleihen, daß ihm ein Leben voll wirkender Taten, voll kraftvoller Kämpfe vorangegangen ist.

Philipp Fürst zu Eulenburg-Hertefeld hat uns vor einigen Jahren eine wertvolle Erinnerungsschrift an den Grafen Gobineau geschenkt (Stuttgart, Fromann, 1906). Aus dem mit Wärme geschriebenen Büchlein, das uns das Innerste der liebenswerten Persönlichkeit des Grafen erschließt, verdient ein Wort herausgegriffen zu werden, das Gobineau in einem Briefe vom 20. August 1878 niedergeschrieben hat. In ihm verkörpert sich die ganze tiefste und doch unbeugsame Lebensanschauung des Künstlers und Philosophen, des Forschers und Weltmannes, und mit ihm sei darum auch dieser Gedankenaussatz geschlossen:

»Die modernen Doktrinen und die modernen Raffinements haben die Schwäche mit einer Art von Heiligenschein umgeben. Man ist geneigt, anzunehmen, daß die Schmerzen, die nicht die unsren sind, oder solche, die nicht wenigstens ein Herz gebrochen haben, keine Schmerzen waren. Ich denke, wir stimmen dieser Auffassung nicht bei. Jeder leidet, hat gelitten und wird leiden bis an die äußerste Grenze seiner Kraft, aber es ist der Grundgedanke großer Seelen: nicht zu zerbrechen!«



Karl Leopold Voss:

Junges Mädchen

Die Tiroler Landesverteidigung

Von Hofrat Josef Erler

Die Tiroler sind ein eigenartiges Völklein: ruppig und schwer zugänglich wie die zackigen Felsflosse und eisgekrönten Gletschersirnen, zwischen denen sie haufen, aber die rauhe Schale birgt einen guten Kern. So schwerfällig und mißtrauisch sich der Tiroler den Fremden — und dies sind für ihn alle, die nicht seine Landsleute sind — gegenüber zeigt, so bieder und ehrlich schlägt doch sein Herz für jeden, der zu ihm den Weg zu finden versteht. Vaterlandsliebe und Kaisertreue sind die ihm angeborenen Grundzüge seines Charakters. Fraglos ist er auch ein guter Österreicher, aber in erster Linie ist und bleibt er Tiroler. Seine Heimat geht ihm über alles, für seinen Kaiser, der sein Landesherr ist, opfert er ohne Zaudern Gut und Blut.

In dieser Tatsache, die von den Habsburgern auch stets richtig erkannt und gewürdigt wurde, liegt die Erklärung, daß das Land Tirol in der österreichischen Monarchie von jeher eine gewisse Ausnahmestellung eingenommen hat. Ganz besonders tritt das auf dem Gebiet des Landesverteidigungswesens zutage, das in den letzten Jahrhunderten eine ebenso eigenartige wie merkwürdige Entwicklung genommen hat.

Der ritterliche, von der Sage verklärte Kaiser Maximilian I. war es, der als erster der Tiroler Landesherren zu Beginn des sechzehnten Jahrhunderts der Tiroler Landesverteidigung sein besonderes Augenmerk zuwendete, nachdem er die Grafschaft durch das ihm nach Erlöschen des Hauses Görz erblich zugefallene Pustertal sowie durch die im bayerischen Erbfolgekriege eroberten Schlösser und Bezirke von Rattenberg, Rißbüchel, Ruffstein und die der Republik Venedig abgenommenen vier Viskariate des Lagarinatals mit den Städten Rovereto und Riva und dem Bezirk Impezzo ganz erheblich vergrößert hatte. Im Einvernehmen mit den Städten erließ er das berühmte »eifßjährige Libell«, das für alle folgenden Zeiten bis in das neunzehnte Jahrhundert die Verteidigung des Landes regelte und durch Maximilian den Deutschmeister, einen Bruder Kaiser Rudolfs II., im sechzehnten Jahrhundert durch kräftige Mitwirkung der Landesstände noch weiter ausgestaltet wurde.

Ein ständiges Landbataillon wurde erst im achtzehnten Jahrhundert errichtet und unter der Regierung der Kaiserin Maria Theresia auf ein Landesregiment erhöht. Die Werbung dafür sollte im Lande besorgt werden, zu welchem Zwecke alle wehrfähige Mannschaft im Lande beschrieben wurde. Die Tiroler

wollten aber von militärischem Zwange nichts wissen und brachten lieber bedeutende Geldopfer, mit denen die Landesregimenter durch auswärtige Soldaten zusammengestellt und ergänzt werden konnten. Als dann gar vom fortschrittlichen Kaiser Josef II. mit vielen andern den konservativen Bergbewohnern recht unangenehme Reformen auch die Konfiskation im Lande eingeführt wurde, fühlte sich das Tiroler Volk in seinem Selbst- und Freiheitsgefühl so stark verletzt, daß viele Burken trotz ihrem Mut und ihrer Untertanentreue die Flucht in entlegene Gebirgswinkel und über die Grenze, ja sogar die Selbstverstümmelung dem verhassten Zwange des Uniformrodes vorzogen. Wenige Jahre später sah sich Josefs Nachfolger Kaiser Leopold I., um sich die Tiroler nicht ganz zu verfeinden, gezwungen, die Militärkonfiskation wieder aufzuheben.

Nun kam unter Kaiser Franz II. die ruhmreiche Zeit der Tiroler Freiheitskriege, das Selbstenzeitalter des Tiroler Volkes, das selbstverständlich auf die Ausgestaltung des Landesverteidigungswesens ausschlaggebend wirken mußte.

Schon während der Koalitionskriege hatten sich im Lande zahlreiche freiwillige Schützenkompagnien gebildet, die an der Seite des regulären österreichischen Militärs, sooft Tirol in den Kriegsschauplatz einbezogen wurde, erfolgreich in Tätigkeit traten. So geschah dies bereits im Juni 1796 auf den Ruf der beiden landchaftlichen Schutzdeputationen und des Hofkommissärs Grafen Lehrbach zur Unterstützung des Feldmarschalls Wurms und 1797 des neuen Führers Feldmarschalleutnant von Kerpen, dem die Schutzdeputationen bereits 94 Kompagnien zur Verfügung stellen konnten, die besonders in den Kämpfen gegen die Franzosen bei Vintell und auf den Höhen von Spingess im Pustertal unter der Führung des Landeschützenmajors Philipp von Wörndle Wunder der Tapferkeit verrichteten.

Ein neuer Geist schien das Tiroler Landesverteidigungswesen zu durchdringen, als im Jahre 1805 der Oberkommandant der österreichischen Nordarmee, Erzherzog Johann, persönlich dessen Oberleitung übernahm, wurde aber bereits im Reime durch die im selben Jahre erfolgte Abtretung Tirols an Bayern erstickt.

Zwar versuchte der neue Landes Herr König Max Josef von Bayern die Tiroler durch verschiedene Gunstbezeugungen, wie die Aufhebung der empfindlichen, von Napoleon auferlegten

und von Bayern übernommenen Kontribution sowie durch Versprechungen, daß an der Verfassung des Landes nichts geändert werden würde, für sich zu gewinnen. Aber die Alpenländer zeigten sich all diesen Versuchen gegenüber zugeknöpft und kopfscheu. Und nur zu bald erwies sich, daß ihr Mißtrauen nicht ungerechtfertigt war. Die großen Umwälzungen, die ganz Europa erschütterten, konnten auch das kleine Alpenland nicht unberührt lassen. Die wenigen Jahre der bayrischen Regierung brachten den Tirolern mehr unwillkommene Neuerungen und Veränderungen als die letzten Jahrhunderte der österreichischen Herrschaft. Durch die im Jahre 1808 erlassene Konstitution sollte mit allem Alten gründlich aufgeräumt und ein den geänderten Zeitverhältnissen entsprechendes ganz neues Staatswesen aufgebaut werden. Die Grafschaft Tirol wurde aus der Welt geschafft, das alte Stammschloß bei Meran verkauft, das Land in drei Kreise, den Inn-, Eisack- und Etschkreis, mit Kreiskommissariaten als obersten Verwaltungsbehörden, Landgerichten und Rentämtern eingeteilt und den Zentralbehörden in München unmittelbar unterstellt. Im Mai 1808 wurde dann die alte Landesvertretung mit ihren beiden Aktivitäten in Innsbruck und Bozen aufgelöst. Das bisherige Papiergeld und minderwertige Münzsorten wurden mit strengen Verboten belegt, neue, drückende Steuern und schließlich die allgemeine Kontribution eingeführt. Weiter wurde die geistliche Gewalt eingeschränkt, der Klerus gleich den wohlhabenden Bürger- und Bauernklassen von einer wegen ihrer unerbittlichen Strenge äußerst unbeliebten Beamtenschaft drangsaliiert und selbst das im Auge der Tiroler unantastbare Kirchengut vielfach eingezogen. Mehr hätte es nicht bedurft, um die allgemeine Unzufriedenheit zu erregen.

Feimlich begann es im Lande überall zu gären. Mit der größten Spannung verfolgte man die Rüstungen Österreichs zu einem neuen Kriege. Geheime Abgesandte reisten im ganzen Lande in verschiedenen Verkleidungen als Händler und Mönche herum und begannen den Boden für einen Volksaufstand in so geschickter Weise vorzubereiten, daß die sonst so mißtrauische bayrische Beamtenschaft von der drohenden Gefahr keine Ahnung hatte.

Ein Tiroler, dessen Name sich im ganzen Lande eines guten Klanges erfreute, Andreas Hofer, der Wirt vom Sand in Passeier, hatte die Sache in seine wettergebräunte starke Hand genommen und sich mit dem den Tirolern unvergeßlichen Erzherzog Johann persönlich in Verbindung gesetzt. Von ihm wurde das Lösungswort »Es ist Zeit!« ausgegeben, und als Anfang April 1809 Erzherzog Karl an das deutsche Volk, Erzherzog Johann an die Ti-

roler den flammenden Aufruf erließ, stand das ganze Land in Waffen. Ohne die Ankunft der Österreicher abzuwarten, vertrieben die Tiroler Landesverteidiger die Bayern und Franzosen aus ganz Mittel- und Nordtirol und machten dabei 6000 Feinde, darunter 2 Generale und 140 Offiziere, zu Gefangenen.

Dann kamen die ebenso heißen wie wechselvollen Kämpfe des Frühjahrs und Sommers 1809, die beinahe ausschließlich von den Landesverteidigern unter dem Kommando Hofers, Josef Spedbachers, Vater Haspingers, Josef Straubs, Peter Maters und vieler anderer Tiroler Helden geführt wurden und in der denkwürdigen Schlacht am Berge Isel am 13. August ihren Höhepunkt fanden. Dort kämpften 20 000 Tiroler Landesverteidiger gegen eine weit überlegene Zahl von Franzosen und Bayern unter dem Kommando des Marschalls Lesebvre und warfen sie nach einem vielstündigen ungemein erbitterten Ringen, oft mit dem Feinde Brust an Brust kämpfend, aus der Landeshauptstadt und weiter aus ganz Tirol.

Andreas Hofer zog als Sieger in die Innsbrucker Hofburg ein, nahm die Zivil- und Militärverwaltung in die Hand und wurde auch vom Kaiser als Landesverteidigungsoberkommandant durch eine goldene Medaille und Kette, die ihm am 4. Oktober feierlich überreicht wurde, anerkannt.

Zehn Tage später wurde durch den Schönbrunner Friedensschluß Tirol wieder seinem Schicksal überlassen. Den Tagen des Glanzes der ruhmreichen Landesverteidigung folgte mit unheimlicher Schnelligkeit der Zusammenbruch. Umsonst waren die Versuche des übelberatenen Oberkommandanten Andreas Hofer, das Land zu neuem Widerstand zu bewegen, der lückenhaften militärischen Organisation der Landesverteidigung, der Uneinigkeit der verschiedenen Führer und der mangelnden Disziplin unter den Landstürmern selbst gegenüber erwiesen sich alle seine reblichen Bemühungen erfolglos und fanden im Kastellgraben von Mantua, wo der Tiroler Held auf Drängen Napoleons als Rebell erschossen wurde, ihren tragischen Abschluß.

Die Tiroler Landesverteidigung aber hatte sich im Jahre 1809 mit ihrem ersten Oberkommandanten ins Buch der Weltgeschichte eingezeichnet. Kein Wunder daher, daß diese Ruhmeszeit für ihre ganze spätere Ausgestaltung, als das Land wieder, nach dem nahezu vierjährigen Drud einer dreifachen Fremdherrschaft durch die Konvention des Kaisers Franz I. mit Bayern, am 3. Juni 1814 an sein Stammland Österreich fiel, entscheidend wurde. Die Zeit des Friedens, die nun folgte, blieb nicht ungenützt. Das Land hatte es erprobt, welche Wehrkraft in seinen Bergen wohnte, und die

Stutzen, mit denen die Tiroler so oft ihre heimatliche Scholle von den verhassten Feinden gesäubert hatten, durften nicht hinter den Ofen gestellt werden. Hatte doch der Kaiser selbst den Tirolern mit einem eignen Patent das Vorrecht erteilt, ihre Waffen ohne den sonst in ganz Österreich streng vorgeschriebenen behördlichen Erlaubnisschein tragen zu dürfen.

Aberall, nicht nur in den Städten und größeren Ortschaften, sondern selbst in den kleinsten Gemeinden der entlegensten Täler wurden Schützenkompagnien in den verschiedenen maleitischen Nationaltrachten gebildet. Jede dieser Kompagnien hatte ihre eigne geweihte Fahne, einen selbstgewählten Hauptmann mit seinen Unteroffizieren, ihren Feldkaplan, zwei Zimmerleute, ein festes Dirndl als Marketenberin, Trommler und Schwägelpfeifer und oft sogar auch eine eigne Musikkapelle. An hohen Festtagen, der Patroziniumsfeier der Ortskirche, am Fronleichnamstage usw. rückten sie mit den ortsüblichen Projektionen aus — zum Stolz ihrer Heimatgemeinde.

Diese Schützenkompagnien waren es auch, die, über fünfzig an der Zahl, im April 1848, als Allemandis Freischaren nach der Revolution der Lombarden und Venezianer in drei Kolonnen in Welschtirol einzubringen und mit den dortigen aufrührerischen Elementen vereint das Land zu erobern versuchten, an die Grenze eilten und mit dem kleinen von Feldmarschalleutnant Welben geführten österreichischen Truppentorps nach den erfolgreichen Gefechten bei Primolano, San Vito und Dobrone hinaustrieben. »Ihr habt dabei Ehre, Ruhm, die Bewunderung der Welt und die Achtung des großen Feldmarschalls verdient«, bezeugte ihnen der Oberkommandant in seinem öffentlichen Danke.

In diesem Jahre ward aber auch den Tiroler Landesverteidigern die Ehre zuteil, ihren geliebten Kaiser Ferdinand, der sich nach Innsbruck geflüchtet und dort seine Residenz aufgeschlagen hatte, zu schützen. Die städtische Nationalgarde bildete in der Hofburg die ständige Leibgarde, und zahlreiche Schützenkompagnien zogen eigens nach Innsbruck, um durch ihren prächtigen Anblick das Auge des vom Schicksal schwer heimgesuchten Herrschers zu erfreuen.

Als in Österreich wieder Ruhe eintrat, konnte sich das Landesverteidigungswesen unter der zielbewußten Regierung des jungen Kaisers Franz Josef I. noch kräftiger entwickeln.

Zu diesem Zwecke wurde besonders das Schießstandswesen ausgestaltet. In Innsbruck wurde ein Landeschießstand, in den übrigen Städten und Märkten wurden Bezirks-, in den kleineren Ortschaften Gemeindefchießstände errichtet und vom Lande und der Regierung unter-

stützt. Der Landeshauptmann von Tirol wurde Landesoberstschützenmeister, der jeweilige Statthalter Präsident der Landesverteidigungs-Oberbehörde, der das Schießstandswesen im Lande unterstand.

Erzherzog Karl Ludwig, des Kaisers Bruder, der durch eine Reihe von Jahren Statthalter war und sich allgemeiner Beliebtheit erfreute, schenkte dem Schießwesen seine besondere Fürsorge und zeigte sich überhaupt als trefflicher Organisator des Landesverteidigungswesens, das sich unter ihm im Juni des Jahres 1859 im Abwehrkampfe gegen den alten Erbfeind Italien wieder ausgezeichnet erprobte.

Bei der großen Landesfeier der 500 jährigen Vereinigung Tirols mit Österreich am 29. September 1863 konnte sich der ganze Heerban der tirolischen Landesverteidigung in einem großen historischen Fest- und Fuldigungszuge vor den Augen seines Kaisers, der den Festtag in der Mitte seiner treuen Tiroler beging, in Innsbruck glänzend entfalten. Und kaum drei Jahre später marschierten die Teilnehmer an diesem Festzuge wieder in zahlreichen Scharfschützenkompagnien nach Welschtirol und schützten dort im Verein mit einem kleinen, unter dem Feldmarschalleutnant Baron Ruhn stehenden Truppentorps von kaum 10 000 Mann nicht nur die Landesgrenzen vor dem zehnfach überlegenen Feinde mit den 35 000 Rothemden Giuseppe Garibaldis, sondern warfen ihn auch, wo er eingebrungen war, in zahlreichen siegreichen Gefechten, wie bei Bezzeca, Caffaro und Pieve di Lebro, mit großen Verlusten zurück.

Wieder hatten die Tiroler der Welt gezeigt, wie sie mit eigner Kraft ihre Felsenburg zu verteidigen verstanden, und die Söhne folgten dem Beispiel ihrer Väter und übten sich mit unermüdblichem Fleiß in der Kunst des treffsicheren Schießens. Bald erwarben sich die Tiroler »Brettelbohrer« einen Weltruf als Meister-schützen und brachten von den deutschen Bundes-schießen so manchen silbernen Ehrenbecher in die Heimat. In Innsbruck wurde eine eigne »Tiroler Schützenzeitung« herausgegeben und vom kaiserlichen Rat David Schönherr trefflich geleitet, während der Referent der Landesverteidigungs-Oberbehörde, Ministerialrat Freiherr von Anderlan, lange Jahre hindurch seine ganze Tätigkeit dem Schießstandswesen widmete und es auf eine bisher ungekannte Höhe brachte.

Die Einführung der allgemeinen Wehrpflicht und die Neugestaltung der österreichischen Wehrmacht konnte selbstverständlich nicht ohne Rückwirkung auf die Tiroler Landesverteidigung bleiben. Immerhin wurde aber in den Durchführungsbestimmungen auf deren geistliche Eigenart besondere Rücksicht ge-

nommen. So wurde sowohl dem Tiroler Kaiserjäger-Regiment, das sich aus dem Tiroler Fennert-Jägerregiment des Feldmarschallleutnants Franz Philipp Freiherr von Fennert herausgebildet und den Ehrennamen seines Kaisers erhalten hatte, als auch den regulären Landesjägertruppen das Vorrecht eingeräumt, nur zum Zwecke der Tiroler Grenzverteidigung herangezogen und nur ausnahmsweise auf ausdrücklichen Befehl des Kaisers als des obersten Kriegsherrn auch außerhalb der Landesgrenzen verwendet werden zu können. Ein Vorrecht, das durch Jahrzehnte den besonderen Stolz der Tiroler bildete. War ihnen doch damit die Gewähr geboten, auch in Zukunft ihren Vätern gleich das geliebte Vaterland selbst verteidigen zu können. Dadurch wurde, auch ihre angeborene Abneigung gegen jedweden militärischen Zwang überwunden. Mit Lust und Liebe trug man des Kaisers Rod, und wem dies nicht vergönnt war, der ging hin und ließ sich in die Verzeichnisse der Standschützen, die bei jedem Schießstand geführt wurden, eintragen. Sollten doch diese »immatriculierten Standschützen« es sein, denen an Stelle der einstigen Scharschützenkompagnien im Ernstfall die Landesverteidigung anvertraut werden sollte.

Und als dieser Ernstfall tatsächlich Ende Mai 1915 durch den unerhörten Treubruch Italiens eintrat, waren es die Standschützen, die von ihrem Kaiser in erster Linie zur Verteidigung

der bedrohten Tiroler Landesgrenzen aufgebieten wurden. Begeistert folgten sie dem Rufe ihres Landesherren und kamen in starken Bataillonen aus allen Tälern, junge Burschen und ergraute Männer bunt gemischt, unter Führung der von ihnen selbst gewählten Offiziere, ihre trefflicheren Gewehre auf den Schultern und die Siegeszuversicht in den bligenden Augen — bis zum Tode treu ihrem alten Wahlspruch: »Für Gott, Kaiser und Vaterland!«

Das Ruhmesjahr 1809 schien in Tirol neu erwacht zu sein. Man erblickte wieder die markigen Gestalten aus Defreggers weltbekanntem Bilde »Das letzte Aufgebot« und aus dem erschütternden Gemälde »Landstürmer mit dem Kreuze« von Egger-Lienz. In der Stärke von über 30 000 Mann besetzten sie die Landesgrenzen und hielten mit bewunderungswürdiger Kaltblütigkeit den ersten wütenden Ansturm des an Zahl und militärischer Ausbildung weit überlegenen Feindes aus. Sie haben damit ihre Feuerprobe glänzend bestanden und der denkwürdigen Geschichte der Tiroler Landesverteidigung ein neues Ruhmesblatt eingefügt. Nicht umsonst klingt es im alten Liede vom lorbeerumkränzten Tiroler Nar, den die Standschützen als Wahrzeichen auf ihren Uniformröden tragen:

Vom gleichen Holze sind wir noch,
Die Jungen wie die Alten;
Tiroler Adler, lebe hoch!
Du sollst den Kranz behalten.

Pfingsten

Ströme, heiliger Geist, nieder ins Tal der Welt!
Pfingsten nabet. Es blühn weiße Springen auf,
Über knospenden Wäldern
Steht ein Himmel von Bergtristall.

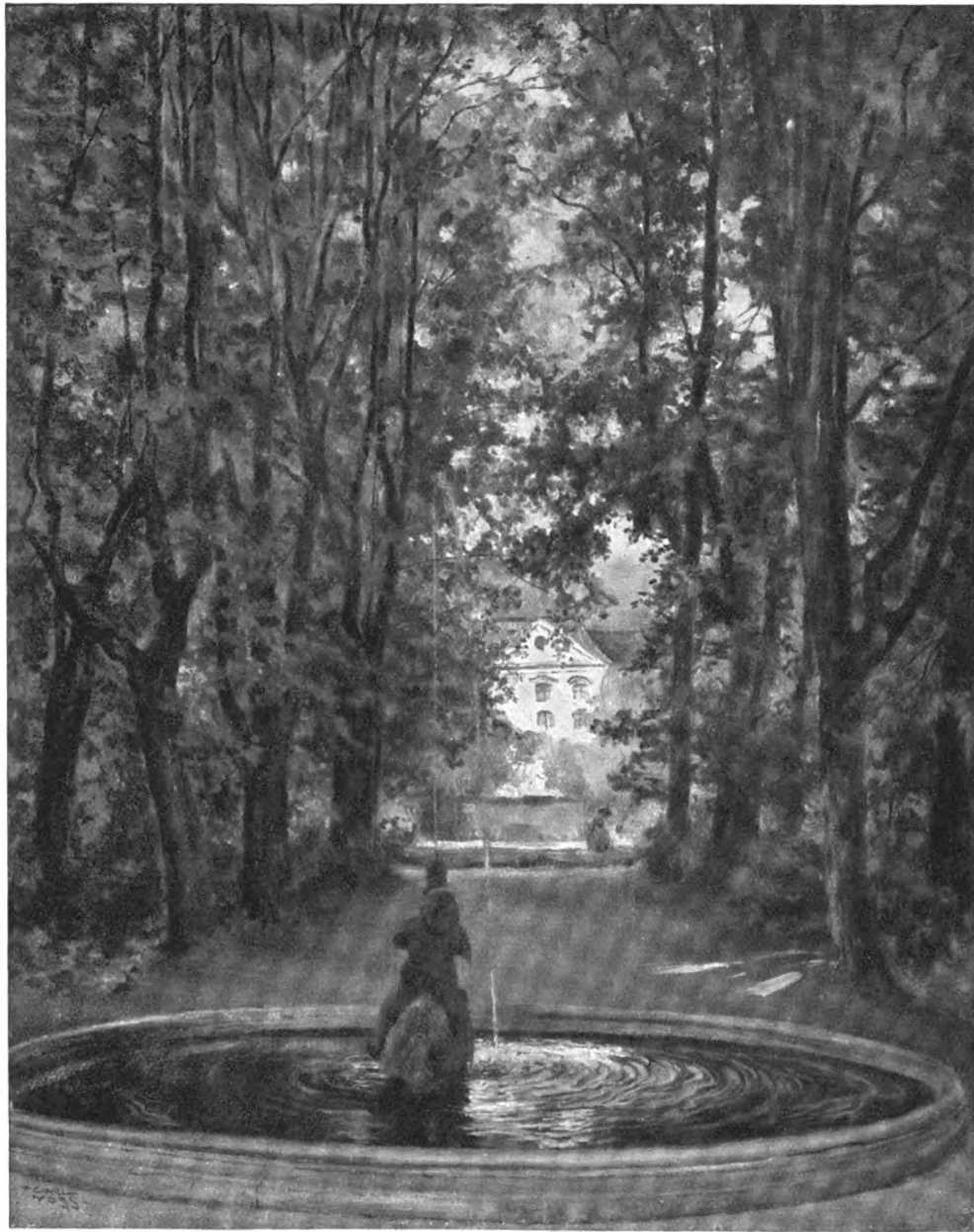
Ströme, heiliger Geist, nieder voll Lindigkeit!
Lösch' lobernden Haß ringender Völker aus!
Gib, daß eines des andern
Geist und Sprache verstehend liebt!

Ah, wir gaben dahin, was unser Liebstes war,
Tragen zwiefaches Leid, Tötende selbst zu sein;
Denn in jedem Betroffenen
Sinkt ein Ebenbild Gottes hin.

Ströme, heiliger Geist, nieder! Da rauscht es fern,
Rauscht wie stürmendes Meer, rauscht wie zur Nacht der Wald,
Und es klingt aus den Tiefen
Eine Stimme, die sieghaft ruft:

»Unter Schmerzen gebeibt heiligen Geistes Sinn,
Quilt aus zehrendem Gram, wächst in der Todesnot,
Flutet opferbelastet
Reinheitbergenden Seelen zu.«

Martha Martius



Karl Leopold Voss:

Hofgarten in Eichstätt

Uwe Ohlen

Die Geschichte eines Ratenjungen

Von Minna von Heide

Rein Mensch wußte, wo Uwe Ohlen hergekommen war. Seine Mutter war ein hübsches Mädchen gewesen, aber sie war nur einundzwanzig Jahre alt geworden, und Uwe hatte ihr das Leben gekostet. Grete Ohlens Stand war kein leichter gewesen, als sie damals in Scham und Verjörrenheit aus dem Dienst in der Großstadt in die elterliche Rate kam und den Vater des Kindes um seinen Preis der Welt angeben wollte. Ihre Mutter setzte ihr gehörig zu mit ihrem Drängen und brachte die Wöchnerin an dem Tage ihrer Niederkunft so in Not, daß sich ein hohes Fieber einstellte und das junge Leben hinraffte.

Aber das Kind blieb am Leben. Und wenn man auch sagen mag, daß neugeborene Kinder eins wie das andre aussehen, hätte ein gutes Augenmaß doch sofort herausgefunden, daß die Natur sich hier auf keinen Fall etwas vergeben hatte. Allein selbst als der Junge sich zu einem kleinen Wunderwerk von Fleisch und Knochen auswuchs, blieb kein Auge an ihm hängen. Nur die Sonne lachte, wenn er sommers neben dem Ziegenstall auf dem Rücken im Sande lag und sich spielend über die nackten Beine und Füße griff. Großmutter Wietjen war zwar auf ihre Art nicht gut und nicht schlecht zu ihm, sie ließ ihn eben einfach liegen und wachsen. Und sein Großvater, der auch Uwe hieß, kümmerte sich überhaupt nicht um ihn. Höchstens, daß sein schwerfälliges Auge zufällig einmal auf den Jungen traf, und dann sah es beinahe verwundert aus.

Gewiß, was sollte das Menschlein an dem Platz, der so unpassend wie möglich war! Die alte Holzwiege, in der auch klein Uwes Mutter schon gelegen hatte, sah aus, als ob sie nur so aus der Hand gesetzt sei und gleich wieder aus dem Wege geräumt werden müsse. Wenn sie auch noch in der Stube stand, als Uwe die Beinchen schon recht krummziehen mußte, um nicht gegen die untere Wand zu stoßen, und als er längst auf eigne Faust heraus- und hineinkam. Der arme Kerl mußte es ja von Anfang an halten

wie das junge Getier, er mußte sich selber helfen. Und er tat es mit einem wunderbar altverständigen Vorbedacht und mit einer erstaunlichen Geschicklichkeit. So lief er zum Beispiel mit zehn Monaten vollständig sicher und hatte in dem gleichen Alter eine Art, Vogel- und Tierlaute nachzuahmen, die gar köstlich war.

Die Alten gewöhnten sich denn auch mehr und mehr an den Jungen. Und wenn sie bei seinem Anblick auch nie einen Tropfen ihres eignen Blutes schneller und freudiger über den andern huschen fühlten, konnten sie doch nicht umhin, zu sehen, wie prächtig er sich aus sich selbst entwickelte und wie »handgrifflich« alles an ihm saß.

Eine wirkliche Freude hatte später erst der Lehrer an dem Jungen. Wenn der ihm in seine blanken blauen Augen sah, aus denen es so tief und so voll Verlangen heraufkam, griff der schlichte Mann sich zuweilen verlegen der Reihe nach an die Knöpfe seines Rockes und fühlte, daß da ein junger Mensch etwas von ihm wollte, das er liebend gern gegeben hätte, wenn es ihm nur vergönnt gewesen wäre. Er hatte leider zeit seines Lebens in einem Widerstreit gelegen mit einem ganz vorzüglichen Willen und einem etwas widerspenstigen Können. Wenn zwischen diesem ehrlichen Kampf dennoch manche brauchbare Tat reifte, lag das vornehmlich an einem großen Schatz Herzensgüte. Was er zu geben hatte, der gute Klaus Stüven, das gab er mit so viel Bereitwilligkeit und Wärme, daß seine Jungens danach schnappten wie nach Brot und Kuchen. Auch verstand er eine feine Kunst: er ließ bei andern gern hochkommen, was ihm selbst fremd geblieben war, und hatte eine weiche, achtsame Hand dafür. So war er im Grunde ein guter und brauchbarer Lehrer. Er hegte und pflegte wie ein Gärtner und schnitt erst dazwischen, wenn er klaren Auges sah, daß es Unkraut werden wollte.

Und Uwe wurde immer mehr sein ganz besonderer Liebling. Ohne daß er dem Jungen im Unterricht Profit aus seiner Zunei-

gung schnitt. Dazu war Klaus zu gerecht. Aber sein Auge wurde tiefer und suchend, wenn es auf Uwe lag.

Abigens hatte Klaus Stüven schon Monate lang ein etwas gebrücktes Wesen. Ja, lehtin hatte es sogar zuweilen den Anschein, als ob er Angst habe, den Kopf aufzuheben und ruhig um die nächste Ede zu sehen. Ob schon nichts Schlimmeres dahinter zu erwarten stand, als daß man ihm mit einem breiten Schmunzeln die Hand entgegenstreckte und ihm mit etwas Nachdruck Glück zu seinem kleinen Spätling wünschte.

Klaus hatte vier erwachsene Töchter und zwei Söhne, die auch schon aus der Schule heraus waren, und nun lag Frau Anne mit ihrem schmalen, dulbsamen Gesicht nach sechzehn Jahren noch einmal mit einem Siebenten in dem breiten Ehebett. Eben saß ihre Schwester Doris bei ihr, die einen Bauern zum Manne hatte, und die hier und da einmal eine farge Spende vom Schlachten gab. Sie hatte auch jetzt allerlei in einem Dedelforb mitgebracht, wobei sie freilich noch einmal — wie in den letzten Monaten bei jeder Begegnung — ihr Verwundern aussprach. Sie selbst hätte doch nur zwei Kinder gehabt. Obschon sie mehr hätten sattmachen können. Anne und Klaus dagegen hätten weiß Gott doch schon ihre Not mit den Sechsen gehabt! Und jetzt nach sechzehn Jahren noch einmal so einen strammen Jungen, da höre ja alles auf!

Anne blieb still liegen und gab der älteren Schwester in allem recht. Aber als die Tür sich hinter Doris schloß, rieb sie sich mit dem Handrücken die nassen Augen und zog tief und vorsichtig den Atem ein. Allein das Kleine neben ihr rührte sich doch und schob die suchenden Lippen gegen die weiße Brust. Und die Mutter gab ihrem Kinde zu trinken und schloß die Augen und vergaß die langen, langen Jahre mit allem, was sie an Freud' und Leid gebracht hatten, als sei es das erste junge Leben, das aus dem ihren und wieder um und in das ihre sich rannte.

So traf sie Klaus. Er war so leise eingetreten, daß sie ihn nicht gehört hatte. Oder vielleicht hatte sie ihn auch nicht hören wollen. Aber als sie fertig war mit dem Nähen, streckte sie ihm die Hand entgegen, und er hielt sie eine ganze Weile fest, ohne ein Wort dazu zu sagen. Schließlich setzte er sich von dem Stuhl auf die Bettkante und

erzählte ihr, daß selbst der Pastor gemeint habe, er hätte sie doch lieber schonen sollen.

Da sah Anne ihren Klaus an, und dann trückte sie ihr Kind noch fester an die Brust. Er aber nahm es zart in seinen Windeln auf und legte es sich auf den Schoß und ließ eine Träne auf den kleinen Klaus Christian fallen.

Als Elisabeth eintrat, ihre Zweitälteste, die sonst in eignum Lohn und Brot stand, jetzt aber zu Mutters Pflege nach Haus gekommen war, schrafen sie ordentlich ein bißchen zusammen, so weit hatten sie sich mit ihren Gedanken in das Kind verloren. Und der bald Zwanzigjährigen schlug es ins Blut und in die Seele, was sie hier im stillen Wochenzimmer an trauester und treuester Zweisamkeit sah. Unwillkürlich trat sie mit ihrem schönen, starken, gesunden Körper noch behutsamer auf und nahm dem Vater den kleinen Bruder zärtlich vom Schoß. »Uwe Ohlen ist da, und du hättest ihn herbestellt,« sagte sie. Und dabei trat sie sacht von dem eiren Fuß auf den andern und hielt das Kind in leisem Gewiege. Und setzte sich zu der Mutter, als der Vater gegangen war, und freute sich innig an dem dankbaren Blic aus den gütigen Augen.

Draußen auf der Sandsteindiele stand Uwe mit abgezogener Mütze und sagte dem Herrn Lehrer, daß er nun da sei.

Gewiß, nun war Uwe da, aber Klaus Stüven war eigentlich noch hinter der Tür, durch die er soeben herausgetreten war. Er kam nur scheinbar zu sich, griff dem Jungen aber freundlich auf die Schulter und nannte grüßend seinen Namen. Und Uwe, in den es eigen tief und warm aus Klaus' verlorenen Augen hineingegangen war, hätte beinahe ein »Ich gratulier auch, Herr Lehrer!« herausgebracht. Erst im letzten Augenblick besann er sich. Da war früh viel Plumpes und Hartes durch seine Ohren gefallen, das mit seinem eignen Leben zusammenhing und sich an einer arg empfindlichen Stelle aufgetaut hatte. So schlich er beinahe verlegen gedrückt neben Klaus her, und es war nur gut, daß der es in der Fülle seiner eignen kleinen Welt, aus der er noch immer nicht ganz wieder heraus war, gar nicht gewahr wurde. Er hätte Uwes Verlegenheit so leicht schmerzlich anders deuten können.

Als sie vor der Kirchentür standen und hörten, wie der Schlüssel sich im Schloß

drehte, waren sie erst richtig wieder bei sich und wußten nun auch, was sie eigentlich wollten. Das heißt, wenigstens Klaus wußte es, denn Uwe wollte es noch immer nicht glaubhaft erscheinen, daß Klaus Stüven unter all den Stimmen aus seiner plötzlich etwas ganz Besonderes herausgehört haben wollte. Und als Klaus Stüven nun vor ihm stehen blieb und zu ihm sagte: »Du mußt nun mal keine Angst haben, Uwe!«, da pochte ihm erst recht der Schlag seines Herzens gegen die Brust, daß er es von draußen zu hören vermeinte und nicht anders dachte, als daß ein anderer aus ihm herauswollte und laut darum rief.

Klaus sagte noch mancherlei zu ihm und sagte es mit dem Ratschlag nicht ganz richtig an, aber als er erst oben bei seiner Orgel war und ein Lied heruntergespielt hatte, fand er von selbst das Richtige, indem er feierlich an die Brüstung trat und zu Uwe sagte: »Nun spiel' ich, und ihr seid ganz allein, der Herrgott und du.«

Uwe hatte sehr zaghaft eingesetzt. Zitternd und kaum hörbar tasteten sich die Laute durch den stillen, widerhallenden Raum. »Ach bleib mit deiner Gnade bei uns, Herr Jesu Christ ...« Krampfhaft hingen seine Augen an dem gekreuzigten Heiland, dem einige Tropfen Blut unter der hölzernen Dornenkrone hervorsickerten. Es schien Uwe, als drücke sie seinen eignen Kopf, und als hänge auch er an einem Kreuz, von dem er sich nicht zu rühren vermochte. Immer tiefer zog er den Atem ein, und immer höher versuchte er die Brust aufzuheben. Und schließlich gewahrte er nicht, daß die Orgel leiser und leiser wurde, bis ein heftiger Schreck durch ihn hinfuhr, als sie ganz aussetzte, wogegen seine eignen letzten Worte »Hilf uns aus aller Not!« noch laut und flehend, nein beinahe anklagend durch die stille Kirche hallten.

Mit beiden Händen hielt sich Uwe an der Lehne der Bank fest, die vor ihm stand, und sah an sich hernieder und schämte sich glühend. Nicht zuletzt deshalb, daß solche Klänge aus seinem armseligen Menschen hervorgequollen waren.

Ja, und Klaus sah auch beinahe aus, als ob er sich schäme. Er kam nur ganz langsam von seiner Orgel herunter und wußte es erst gar nicht anzufangen mit dem Jungen. »Nein, wahrhaftig, Uwe, nun weiß ich

nicht, wo die sechs Strophen geblieben sind,« sagte er schließlich. »Da bin ich nun all die Jahre daran vorbeigegangen. Ja, Uwe, so geht es denn im Leben, wir gehen an so vielem vorbei, wir Menschen, und hinterher, wenn es zu spät ist, greifen wir mit den Händen in die leere Luft. Aber nun ist es wohl noch nicht zu spät. Oder was meinst du?«

Uwe meinte nichts. Er konnte es nicht begreifen, daß der Herr Lehrer ihn auf die Kirchenbank niedergezogen hatte, als ob es Sonntag sei und Zeit, da zu sitzen. Und daß Klaus Stüven sich gar neben ihn setzte und sprach und sprach, als ob sie hier beide in Eignem seien und nicht im Hause des Herrn. Klaus aber meinte zum Schluß, daß sie ja noch weiter darüber sprechen könnten, und Gott der Herr würde es schon nicht übel auffassen, daß sie gerade in seinem Hause zuerst darüber verhandelt hätten.

Nein, Gott der Herr hatte es nicht übel aufgefaßt. Er ließ die Sonne freundlich durch die Wolken blicken, auf daß sie sich lichteten, und sandte einige warme, glänzende Strahlen durch die kleinen unbeholfenen Bogenfenster, um die Dornenkrone des Heilands weniger drückend erscheinen zu lassen. Gleich als wolle der gütige Vater den ehrlichen Willen zur Tat segnen.

Nun, Stüven?« fragte der Pastor. Er hatte eine große Wachstuchhülle über dem Kopf, in der zwei runde Löcher saßen, mit kunstvoll angebrachten Stückchen Fensterglas. Und über den Händen saßen dicke alte Lederhandschuhe, die es dem Herrn Pastor schwer machten, den Knoten der grauen Leinenbänder zu lösen, mit denen er die Hülle von hinten her über der Brust zusammengebunden hatte.

»Es war ein vorzüglicher Schwarm,« fuhr Pastor Friedrich Thomsen fort. »Ein ganz vorzüglicher Schwarm. Ich habe die Biene ihres Fleißes wegen als Symbol immer hochgehalten und liebe auch ihren Honig.« Und bis Klaus Stüven einmal mit seinem Anliegen herausgekommen war, hätte ein unbeteiligter Zuhörer von Grund auf die Imlerei kennenlernen können.

»Was sagen Sie da, mein lieber Stüven, von Gesang und Klang und Uwe Ohlen? Da hätten Sie einmal wie ich auf der Universität sein müssen, dann würden Sie die Welt

von einer andern Seite auffassen und sich solche Gedanken nicht in den Kopf setzen. Sie sind hier eben kaum aus unsern Kögen herausgekommen. Ich als Pastor, nun denken Sie sich das doch einmal, sollte die Hand dazu bieten, daß der haltloseste und gottloseste Menschenschlag einen Zuwachs erhält?! Wissen Sie denn auch, mein lieber Stüven, was ein Sängler eigentlich ist? Ein Bühnenmensch, ein Schauspieler, ein Fagte! Ein Mensch, der mit Vorliebe die heiligsten Dinge lächerlich zu machen pflegt! Und überhaupt Uwe Ohlen! Als ob es mit dem so nicht schon gerade genug wäre! Mit seinem bloßen Dasein! Gewiß, der Junge kann nichts dafür, das will ich gern zugeben, aber mehr Argernis braucht er doch schließlich nicht zu erregen. Wenn Sie, wie Sie sagen, etwas von dem Jungen halten, dann sollten Sie froh sein, daß Gott der Herr ihn hier in unsre abgeschiedene reine Luft schickte und sollten ihn ruhig seiner Wege gehen lassen. In dem mag Gott weiß was für Blut sitzen; wir wollen es nicht rebellisch machen.«

Dem guten Klaus wurde es auf die Dauer allemal angst und bange, wenn er bei dem Herrn Pastor an unrechter Stelle angelopft hatte. Er selbst war immer so wenig fliehend in seiner Rede gewesen, daß er allzu bald mundtot war, wenn es sich aus einem unerschöpflichen Wortreichtum über ihn ergoß. Außerdem mußte er sich in diesem besonderen Fall eingestehen, daß er Uwe zwar liebend gern geholfen hätte, etwas aus seiner schönen kraftstrotzenden Stimme zu machen, daß ihm aber wirklich in seinem ersten großen heiligen Eifer das Was und Wieso gar nicht in den Sinn gekommen war. Dennoch blieb ein heimliches Grübeln und Überlegen in ihm zurück, als er trübselig durch den blühenden Pfarrgarten den Rückzug antrat.

An der Pforte stand die Pastorin und gab ihm ein schlichtes freundliches Wort mit für Frau Anne.

»Was hast du denn mit dem armen Klaus Stüven gehabt, Friß?« fragte die schlank stille Frau, als ihr unter der Hoftür ihr Mann entgegentrat.

»Ja, nun denke dir mal,« sagte Friedrich Thomsen und wiederholte ihr im Gehen durch den Garten alles, was er mit Klaus Stüven besprochen hatte, und fügte noch manches hinzu, das Klaus und Uwe bitter weh getan hätte.

Seine Frau hörte ihn ruhig und geduldig bis zu Ende an, aber dann sagte sie fest und bestimmt: »Es ist schade um den Jungen.«

»Schade?!« brauste der Pastor auf. »Dann möchte ich wahrhaftig wissen, wie du das nun eigentlich meinst!«

»Ich meine das in jeder Beziehung,« sagte die Pastorin in der gleichen Ruhe. »Hast du schon einmal gesehen, was der Junge für feingliedrige Hände hat? Der gehört hier nicht her, Friß, in die raube Arbeit und bei den beiden alten harten Ohlen. Er dauert mich, der arme Kerl, wie mich auch schon seine Mutter damals gebauert hat, die Grete. Sie war so proper und schmod. Und was hat sie für Augen gehabt und was für Haar! Nun hat sie so jung sterben müssen, und Gott allein weiß, was für ein schmerzliches Geheimnis sie mit sich ins Grab genommen hat.«

Friedrich Thomsen sah seine Frau an und schüttelte langsam und umständlich mit dem Kopf. »Manchmal sollte man wirklich Angst haben, Sophie, daß jemand deine Reden hören könnte. Wenn du doch nicht immer wieder vergessen wolltest, was du der Würde meines Amtes schuldig bist.«

Frau Sophie vergaß es in der Tat nicht selten. Aber sie war weichmütig und friedfertig, und sie wußte zur rechten Zeit zu reden, aber auch zur rechten Zeit stillzuschweigen. Und jetzt schwieg sie still.

In Uwe Ohlen begann sich der Tag in der Kirche festzufressen. Um so tiefer, als auch Klaus Stüven noch nicht wieder daran gerührt hatte. Ganz knapp hinter der Kante seines Bewußtseins versuchte der Junge sich aufzubiegen und mit blutigem Hunger über den haushohen Zaun zu lugen, der sich um den Garten zu seinem eignen Leben zog.

Da war es vielleicht gar ein Segen, daß er jeden Abend so müde vom Felde kam, daß die Knochen sich untereinander um die Schicht stritten. Und daß es Großmutter selbst dann noch nicht allemal genug war. »Binn de Zieg los«, sagte sie eben zu ihm, als er mit der leeren Blechflasche in der Hand und mit feucht und flach am Kopf liegendem Haar über den Fahrweg auf die Kate zukam, »un bring err no'n Stall!« Und als Uwe das getan hatte, setzte sie den irdenen Napf vom Schoß und sagte: »An nu fanns du datt Dörrp noch mol langbol lopen

bett no't Scholmeisterhus un kanns bi mol umhöörn. Denn Scholmeister sin Fru schall in't Starwen ligg'n.«

Allein Uwe blieb unbeweglich auf derselben Stelle stehen, als ob er keinen Fuß rühren könne, und dabei sah er seine Großmutter an, daß selbst der harten alten Frau ein bißchen Ungewohntes den Rücken entlang kroch. Sie sagte aber ärgerlich: »Röhr bi doch!«

Uwe rührte sich. Er fühlte nicht einmal, wie schwer ihm die Füße waren und wie er eigentlich die Dorfstraße entlang gekommen war. Und als er bei den drei hohen Pappeln stand, von denen aus er über den Weg in Klaus Stüdens Garten sehen konnte, da hätte er keinerlei Umhören mehr nötig gehabt. In des Lehrers Haus brannte die kleine Schirm Lampe zwar wie sonst auf dem Flur, wenn es zu dämmern anfang. Und wie sonst sah es aus, als halte der üppig rankende Efeu das schon etwas baufällig gewordene Mauerwerk zärtlich und schützend umfassen. Auch Miesche saß schon beim Schüsselred und leckte sich Fell und Pfoten. Aber Uwe hatte die Hände ineinander genommen und kniff sie immer fester gegeneinander. Aus allem, was da verborgen und verschlossen in ihm lag, rührte es sich aus ihm, und mitten dazwischen war ihm eine Gewißheit gefallen, wie es uns mitunter direkt wie vom Himmel her ansieht und uns mehr und Bestimmteres sagt, als Menschen uns sagen können.

Als er sich durch die Zaunpforte wieder ins Häuschen schleichen wollte, stand der Alte in der Klapptür und gab ihm einen Knuff wegen seines langen Ausbleibens. Und Großmutter rief ihn barsch an, wo er sich denn so lange umhergetrieben habe, und ob er denn nun wenigstens wisse, wie es um Anne Stüden stände. Aber Uwe wußte nicht einmal, daß er lange ausgeblieben war, und hatte auch Großvaters Knuff nicht gefühlt. »Id heff keen Minschen sehn,« sagte er, ohne sich dieser Worte recht bewußt zu werden, und troch fröstelnd in seinen Bettdecken.

»Döskopp!« sagte Wietjen.

Uwe aber hatte sich die Decke über die Ohren gezogen und sah nichts als die freundliche blaßfarbige Frau, der er manchmal so brennend gern nach der Hand gefaßt hätte, um sich eine kleine Weile daran

festzuhalten. Nur ein einziges Mal hätte er untertauchen mögen, der arme verwaiste, mütterhungrige Junge, in all die weiche, reiche, warme Mütterlichkeit, die Frau Anne, wo sie ging und stand, umgeben hatte, solange sie noch einen Atemzug tat. —

Es war eigentlich alles ganz gut abgegangen mit dem Erscheinen des kleinen Klaus Christian. Erst ganz zuletzt, als Frau Anne schon meinte, am nächsten Tage aufstehen zu können, griff sie unbegreiflicherweise noch das Fieber an.

Doktor Dose aus Marne, der mit am Sterbelager geessen hatte, fuhr nachher noch bei Pastors vor, mit denen er sich seit Jahren kannte, und sagte zu der Pastorin, die er allein traf: »Man ist ja härter geworden in all den Jahren, aber bei solchem Sterben verachtet man das bißchen menschliche Können und setzt Zweifel in die Güte einer allmächtigen Hand.«

Sophie hatte die Hände im Schoß liegen und weinte still vor sich hin.

»Immer haben mich die Kinder am meisten gebauert, wenn eine Mutter von ihnen genommen wurde,« fuhr der stark ergraute Arzt nach einer Weile fort, »hier ist es trotz dem Säugling beinah der Mann. So was von Jammer ist mir in meiner langen, langen Praxis noch nicht vorgekommen. Er sitzt bei ihr auf der Bettkante und hält ihre kalte Hand fest und weiß von sich selbst und von der ganzen Welt nichts mehr.«

Nein, das wußte Klaus wirklich nicht. Von sich selbst nichts mehr und von der ganzen Welt. Die Kinder hatten ihn mit der toten Mutter allein gelassen. Auch Elsbeth hatte es aufgegeben, von Zeit zu Zeit saß ihren Arm um seinen Hals zu legen und ihr Gesicht gegen seine raubhärtige Wade zu schmiegen. Er fühlte es ja gar nicht. Es sah aus, als sei sein Auge mit dem Auge seiner Frau gebrochen.

Sogar Friedrich Thomsen hatte alle wichtigtuersche Feierlichkeit vergessen. Er, der in der Rede stets aus der Fülle schöpfte, konnte die paar letzten Worte für Frau Anne nicht zusammenfinden. Es war ihm ergangen, wie es uns allen ergeht, wenn wir mitten aus dem trügerischen Gewoge all unsers Drumherums plötzlich an einer Stelle stehen, wo aller Schein aufgehört hat. Es sterben alle Tage Menschen, und man weint um sie und vergißt nicht das Kleinste, das

zu ihrer letzten Ehre notwendig erscheint, aber es macht nicht jeden Tag ein Mensch die Augen zu, der noch mit allen Ausläufern seines dahingeschiedenen Wesens so sehr in den ihm Zugehörigen wurzelt, daß man das Blut der Seele in Strömen fließen fühlt.

So kamen sie denn auch alle mit, alle, als man Frau Anne vom Schulhaus in die kleine Kapelle trug. Und wohl kaum einer war dabei, der nicht an dem düsteren schwarzen Kasten gestanden hätte, als sei ein Eignes hineingelegt.

Friedrich Thomsen hatte sich völlig festgesprochen. Obschon er durchaus noch nicht weit gekommen war mit seiner heutigen Rede. »Die Saat, die Saat —« wiederholte er schon ein paarmal, und dann ging er plötzlich mit wenigen kurzen Worten zum Schluß über und sprach den Segen.

Und die Bauern und Rätner, die selten einmal hinter einen richtigen Sinn von ihres Herrn Pastors Rede kamen, sich kaum auch noch die Mühe gaben, sondern allemal froh waren, wenn sie sich die Beine nicht weiter in den Leib zu stehen brauchten, hatten plötzlich hin- und aufgehört nach den paar mühseligen Worten. Und die letzten, »die Saat, die Saat —«, bewegten sie in sich und dachten: Was mag Friedrich Thomsen wohl damit gemeint haben, und was hat er wohl weiter sagen wollen? Denn sie waren hier alle mit Saat und Ernte aufgewachsen, und jeder mochte sich blüßschnell ein Samentorn dünken mit dem tastenden Verlangen, demaleinst gut und geraten aufzugehen in ein neues, besseres, unbekanntes Leben.

Uwe Ohlen hatte nur darauf gewartet, daß es dunkel werden sollte und nichts sich mehr rührte und regte. Dann erst war die Reihe an ihm. Und von dem frisch aufgeworfenen Hügel schlich er sich zitternd und suchend bis an ein kleines, unscheinbares Holzkreuz, auf dem in längst verwischter Schrift »Margaretha Ohlen« zu lesen stand.

Der Hügel war verfallen, aber das grüne Gras wucherte so üppig darüber hin, als wüßte es, daß es barmherzig etwas zu verbergen habe. Und Uwe, der erst stumpf und still gestanden hatte, warf sich hinein und wühlte sich immer tiefer mit seinen ausgestreckten Händen und auch mit dem Kopf,

bis nichts an seinem ganzen Körper war, das nicht mit geschluchzt und gebebt hätte.

Aber die Nacht war gut zu dem Jungen. So gut wie eine Mainacht nur sein kann. Mit ihrer Lindheit löschte sie alles harte Wissen bis auf den letzten Rest aus und wob und spann weit darüber hinaus bis in den tiefsten Frieden des Schlafes hinein.

Und doch glaubte Uwe der Natur nächsten Tags wenig von der Echtheit ihres grünenden und blühenden Gescheides. Trotzdem es Pfingsten war und der kleine Kirchturm sich in der lachenden Sonne unter dem feierlichen Geläut wie ein lebendiges Ausrufzeichen zum Himmel aufredte.

Nicht einmal Großvater fehlte mit dem biden Gesangbuch unterm Arm, sondern suchte wie die andern festtäglichen Schritt zu halten, und pilgerte langsam den schmalen Fußsteig entlang. Uwe allein wandte sich ab und wählte die entgegengesetzte Richtung. Immer weiter wanderte er, immer, immer weiter. Oben auf dem Deich entlang. Bis an die leere, morschengewordene Schäferhütte.

Dort blieb er sitzen, in der Hude, die Beine bis unters Kinn heraufgezogen. Stundenlang, bis langsam Wasser hervorsiderte und sich zur Flut vorbereitete.

An nichts dachte Uwe, soviel ihm bewußt war. Einzig und allein laufte er dem leisen, einstweilen noch kaum vernehmbaren Gegrurre und Geriesel des kommenden Wassers. Sah der spielerischen, lachten Art zu, mit der eine Welle die andre schob, und wie sie sich untereinander das Ansehen gaben, als ob es mit dem Kommen des Wassers ein zeitvertreibendes Getändel sei.

Es war eine tiefe Stille. Nichts als Wasser und Watten und Himmel. Denn wenn ab und an ein Vogel durch die Luft jubelte, paßte das so ins Ganze, daß es nicht anders war, als wenn ein Gänseblümchen das Köpfchen redt.

Ach, Uwe hatte so früh die Einsamkeit lieben gelernt! Das große, stille Zusammensein mit dem All und dem Nichts. Von dem so viel gefaselt wird, um das man so viel wichtiges Getue zu machen versteht, und das in seiner ungeheuren Schlichtheit und gewaltigen Größe die allerwenigsten in Wahrheit kennen.

Uwe kannte es. Er kannte es so gut, daß er es selbst nicht wußte. Er lag darin

wie ein schlafendes Kind in den Armen der Mutter.

Denn Träume waren es wohl nur, die hier aufstanden. Träume? Ja, was sind Träume? Etwas, das man wünscht und das man will, oder etwas, das man weiß, noch außerhalb seines Seins?

So mußte es bei Uwe wohl sein. Wie hätte er sonst ganz und gar vergessen können, daß er Uwe Ohlen war! Daß er bei Wietjen und bei Uwe-Großvater in die kleine Kate gehörte und neben dem Ziegenstall schlief. Beinahe mit der Ziege auf demselben Stroh!

Um zu wissen, daß man ist, genügt es, sich einmal in die Nase zu kneifen oder auch nur ins Bein. Um aber außerdem zu wissen, daß man nicht ist, sondern vielleicht einmal sein wird, braucht man allerbingen einen geheimnisvolleren Weg. Der Schlüssel durch die Pforte dazu liegt in der dreitausendsten Kammer unsers Wesens in einem ebensovielmals verschlossenen Schubfach und ist nur dann zu erfassen, wenn man seinen Schlupfwinkel bereits so gut kennt, daß man mit geschlossenen Augen nur hingreifen braucht.

Uwe griff hin. Fest und sicher. Und kuschelte sich hinein und hindurch mitten durch die dicke Wollendecke, mit der der Herrgott selbst ihn bis über die Augen zugebedt hatte. Und wenn nur noch ein Strippchen Uwe Ohlen an ihm gewesen wäre, ein lächerliches bißchen Fleisch und Bein, dann hätte es ihm sicherlich wehmütig um die Lippen gequält bei dem Gedanken an den gekreuzigten Seiland, dem unter der hölzernen Dornenthrone das Blut hervorsickernde in der kleinen Kirche. Denn in der kleinen Kirche war Uwe. Er hörte ganz deutlich Klaus Stübens Orgelspiel, und so unwahrscheinlich es klingen mag — mitten aus dem brausenden Chor der himmlischen Heerscharen hörte man klar und gewiß seine, Uwes eigne Stimme. Nicht gerade als ob der Herrgott an ihr nun ganz besonderes Wohlgefallen habe, sondern als sei er zufällig einmal aus der Reihe gerufen.

Das Wasser spülte Uwe schon gegen die Füße an, als er sich langsam und schwer aus seiner Versunkenheit aufhob, um einen Fuß vor den andern zu setzen. Und dann machte er den Mund auf und fing an ein

Lied zu singen, und hatte noch keine Ahnung, was alles der gutherzige Klaus Stüben in ihm angerührt hatte. Weil es durchaus nicht nur von Gottes Gnaden ist, was uns Menschen über dem Durchschnitt in die Brust gelegt wird. Es ist auch etwas von einem Fluch dabei. Etwas von einem dritten Auge und einem dritten Ohr, mit denen man Dinge sieht und hört, die auf die schmerzhafteste Weise einen Kampf hervorrufen zwischen dem, was ist, und dem, was sein könnte. —

Gleich als er aus der Schule heraus war, mußte Uwe selbstverständlich einen Dienst antreten.

Ob das nun bei Jakob Grahm war oder bei irgendeinem andern Bauern, das konnte auch für Uwe kaum eine Rolle spielen. Er hätte sich bei diesem neuen Schritt ins Leben weiter nichts zu denken brauchen, als was er sich dachte, wenn er Speck und Klöße aß.

Ein Unterschied stellte sich aber dennoch bald heraus. Denn wenn die Sonne durch das kleine gußeiserne Klappfenster lugte, das neben dem Pferdestall in den roten Ziegelsteinen saß, brauchte sie einmal nicht erst durch einen Ziegenstall zu kriechen, ehe sie zu Uwe kam, und dann war sie überhaupt eine andre Sonne. Man glaubte ihr schon mehr. Sie schien nicht so stillschweigend an einem vorbei, sondern zeigte ab und an heimlich und blitschnell, wie ihre Strahlen mit lauter wunderlichen schimmernden Möglichkeiten spielten.

Nur allzufrüh fing sie an aufzustehen. Uwe war arg im Wachen und hatte Rot mit seinen Gliedern. Mitunter mußte er sie noch einzeln wachrufen, wenn der alte Hinnerk Drees, der stoppelbärtige Großknecht, schon um vier Uhr früh vor ihm auf dem Posten war. »Nu man to!« sagte Hinnerk dann. Mehr als drei Worte gab er nicht gern auf einmal aus.

Gaul war Uwe sonst nicht. Eher saß ein beständiges Drängen und Treiben in ihm, und er war froh, die Hände rühren und sich beschwichtigen zu können. Nur Sonntags strich er wie früher durch die Röge und die Deiche entlang und ging sinnend und mit der Sicherheit eines Wanders in das Land, wo Milch und Honig fließt.

Häufig kam er auf dem Rückweg an seines Lehrers Haus vorbei. Dann stockte

ihm der Fuß. Und einmal kam es über ihn, daß er sich nicht zu helfen wußte. Da faßte er sich ein Herz.

Erst als er bei Stüvens auf der freundlichen Vordiele stand, griff er ratlos rund um den Rand seiner Mütze, und die Zunge wurde ihm vor Verlegenheit so schwer, daß er stotterte.

Elsbeth jedoch tat, als merke sie nichts, und brachte ihn unbefangen in die Stube. Sie sagte, daß Vater freilich im Augenblick nicht da sei; wenn Uwe aber ein Weilchen bei ihr und dem kleinen Klaus Christian bleiben wolle — lange könne es auf keinen Fall dauern.

Uwe wäre nun zwar sehr viel lieber gegangen, denn er konnte die Hände doch nicht in Stillschweigen auseinander- und ineinandernehmen. Aber Elsbeth wußte es ihm leicht zu machen. Sie verstand es meisterhaft, Rücken zu füllen und schwierigen Dingen eine Selbstverständlichkeit zu geben, daß gar keine Not mehr herauskonnte. Schließlich hob sie ihm den kleinen Klaus Christian sogar auf den Schoß, der schon anfang, allein in der Stube umherzulaufen, und der zwei Händchen hatte, so weich und so zart, daß es Uwe über lauter unbekannte Stellen rieselte, als der Kleine sie ihm ins Gesicht legte. War zu gern hätte er seine Arme um den kleinen Menschen gerundet und ihn fester an sich gedrückt, aber er mußte plötzlich mit einem Wehgefühl und mit so viel Ehrfurcht an Frau Anne denken, daß ihm seine Hände viel zu grob und unheilig schienen.

Elsbeth, die seine Scheu gewährte und richtig erkannte, ermunterte das Brüberlein: »Zeig' mal, Klaus Christel, wie lieb du haben kannst!« Da legten sich die feinen jungen Kinderhände so fest um Uwes Hals, daß er vor Wohlgefühl alle Scheu vergaß und seine Augen frei und voll Dankbarkeit in Elsbeths Augen tauchte.

Dann kam Klaus. Er freute sich ehrlich und von Herzen, daß Uwe an seinem Haus nicht vorbeigekannt hatte, ging noch eine halbe Stunde Wegs mit und ließ Uwe sogar einen Einblick in seine stille Trauer tun, die nicht wanken und weichen wollte.

Trotzdem aber sprach Klaus gut vom Leben und vom Denken des Herrn. Man müsse nur immer hinnehmen, was einem be-schieden sei, und sich nicht erst aufzulehnen

versuchen. Hindurch müsse man doch allemal, und das Beste würde es ja auch wohl sein so, wie der Herr es wolle. Nein, das wäre es sogar gewiß!

Uwe blieb noch einmal stehen und sah seinem geliebten Lehrer nach, wie er dahinschritt, die Hände auf den Rücken gelegt, den Kopf tief auf die Brust gesenkt, als höre er nicht einmal die Drossel, die er sonst so liebte.

Da ging auch Uwe weiter und machte sich viele frühreife Gedanken, daß selbst einer, der gut vom Leben sprach, den Kopf so tief hängen ließ.

Das ging noch lange in ihm um, so daß er den Schlaf nicht fassen konnte. Er warf sich hin und her und von dem Rücken auf den Bauch, bis ihm Wasser auf der Stirn stand und er sich aufrichtete von seinem Lager.

Der Mond schaute freundlich zu ihm in seine kleine, enge Kammer und sah ihn so still an, daß er unvermittelt an Elsbeth denken mußte und sich beschämt über den glühenden Kopf strich.

Klaus Stüven saß noch bei seiner Tochter und sagte zu ihr: »Man meint immer, man müßte dem Jungen zum Guten sprechen, trotzdem er niemals über etwas klagt. Immer dauert er mich, wenn ich ihn sehe, und weiß doch nicht, warum.«

Elsbeth war selbst in Gedanken über Uwe. Sie sagte: »Es ist ein merkwürdiger Junge. Ich hab' ihn immer gern gehabt und mein', es müßt' was drinstehen. Ein Wort kriegt man nur selten aus ihm heraus, aber mit den Augen spricht er um so verständlicher. Er kann sich an einem festhalten damit, als könnte ihm die Seele aus dem Leib rutschen. Du solltest mal was für ihn tun, Vater.«

»Ach,« sagte Klaus müde, »wo sollte ich das wohl anfassen? Schließlich hat Gott der Herr selbst ihn hier an diesen Platz gebracht.«

Elsbeth stand auf: »Ach, Vater, Gott der Herr! Was sollte der alles zu tun haben, wenn wir ihm nicht helfen wollten!«

»Kind, Kind!« warnte Klaus. »Ihr junges Kraut räumt mit aller Ehrfurcht auf. Ich habe doch auch stillschweigend eure Mutter hergegeben.«

Elsbeth sagte nichts mehr, sondern



Karl Hapke: Alte Häuser an der Schelde in Audenarde (Flandern)

schmiegte ihren Kopf nur zärtlich an des Vaters Schulter. Erst als er sich hingelegt hatte, Annes Klaus — denn das war er noch immer —, sagte sie zu sich selber: Stillschweigend, ach ja, gewiß. Aber so ein Stillschweigen schreit lauter zum Himmel als die leidenschaftlichsten Klagen.

Viel lauter. Es übertönt alles. Sogar alles Eigenste. Wie wäre es da zu verlangen gewesen, daß Klaus sich an Uwes Stimme erinnern sollte! —

Der junge Mensch selbst warf ja Tag um Tag schaufelweise den Alltag darüber. Was war denn wohl viel gelegen an so einem hergelaufenen Katenjungen, wo doch die Welt voller Menschen war! Wo der Segen Gottes aus der Erde schoß wie das Gras! Wahrhaftig, höher, voller und majestätischer hatte sich das Korn kaum je aufgeredet. Die Halme waren stark, die Ähren schwer, und die Felder wie ein lebendig gewordener Segen.

Friedrich Thomsen sprach viel von der Güte und der Größe des Herrn, und seit lange schon hatte man ihm nicht mehr so geduldig zugehört. Denn die Bauern glauben gern, was sie greifen können. Und außerdem sind sie in dieser Hinsicht bequem, weil sie in andrer um so fester zupacken müssen.

Jakob Graham konnte auch zufrieden sein. Die Fuhrer wollten kaum durch das hohe Scheunentor. Alle Hände regten sich um ihn, daß es eine Lust war, es zu sehen. Aber von allen am hildesten hatte es Carsten Riegel. Bei dem sah es aus, als ob er sechs Beine und ebenso viele Hände hätte, und es war doch nur, daß er sich so schnell zu drehen verstand.

Carsten hatte es freilich nötig, sich zu drehen. Er arbeitete eigentlich nur während der Ernte und höchstens bis kurz vor Weihnachten. Alle übrige Zeit des Jahres diente er »seinem eignen Leib«, wie er sich auszudrücken liebte. Ober Gott dem Herrn, was im Prinzip für ihn daselbe besagte.

Jakob nahm sonst keinen mehr von der Walze, weil er lauter schlechte Erfahrungen mit »Monarchen« gemacht hatte. Nur Carsten durfte immer wiederkommen. Jakob hatte sogar schon alles aufgeboten, ihn dauernd bei sich festzuhalten. Aber da war nichts zu machen. Carstens Blut war nicht nur längst Wanderblut geworden, sondern

da war noch ein kleiner weitbauchiger Gegenstand, der vor allen Dingen bei Carsten Riegel auf dem Thron saß, und das war die Schnapsflasche.

Uwe sah Carsten zuerst in sinnlos betrunkenem Zustand. Gerd God von der kleinen Pachtstelle gegenüber war mit einer Fuhrer Rüben nach Marne gewesen und hatte Carsten auf der Rückfahrt von der Chaussee aufgelesen, weil er quer über dem Weg lag und nicht Platz machen wollte oder konnte. Gerd war friedlicher Natur, brachte Carsten mit vieler Mühe auf seinen leeren Wagen und lud ihn stillschweigend seitwärts neben Jakob Grahms Tor ab.

Uwe stand gerade in der Stalltür — es war Feierabend — und kam langsam näher.

»Mahlzeit, Herr von und zu!« lallte Carsten. »Sie sehen, ich bin soeben zweispännig angekommen. Wenn Erzellenz also die große Güte haben wollten, mich geruhigst dem hohen Herrn dieses Hauses zu melden — Carsten Riegel, Ökonomierat.«

Uwe hatte kaum ein Wort verstanden, aber eingeschüchtert war er auch nicht durch die absonderliche Rede, die in ihrer souveränen Wurstigkeit einer gewissen Würde nicht entbehrte. Er trat noch dichter an Carsten heran, um ihm besser ins Gesicht sehen zu können. Aber da richtete Carsten sich halb auf und ballte drohend die Faust: »Zum Donnerwetter, etwas Respekt, wenn ich bitten darf! Ein Bund Stroh, 'ne Knadwurst und 'ne Flasche Champus! Verstanden? Oder soll ich dir mal Beine machen, du Grünschnabel?!«

Carsten hatte so laut geschrien, daß Jakob Graham es in der Stube gehört hatte. Er kam angelaufen, gab Uwe einen Wink, daß er Carstens Füße packen solle, griff dem Betrunkenen selbst unter beide Arme und trug ihn mit seinem Dienstjungen gemeinsam in den Pferdestall. Dort bettete er ihn in der leeren Füllenecke auf einige Bund Stroh, schob sich die Mühe in den Nacken, wischte sich den Schweiß ab und ging wieder ins Haus, ohne es für nötig zu halten, Uwe ein erklärendes Wort zu sagen.

Es war ein schöner, stiller Sommerabend. Draußen riefen die Frösche, und von einem der entfernteren Höfe klang ein gutgeblasenes Horn herüber. Ganz langsam wanderte Uwe unter den etwas schwermütigen Weisen noch einmal die Chaussee entlang,

mit einer Wehmut im Herzen, die zu seinen Jahren stand wie zu einem hohen Alter eine übergroße Lustigkeit.

Als er später leise durch den Stall in seine Kammer schlich, sah er, daß Carsten sich von dem Rücken auf den Bauch geworfen hatte.

Den nächsten Morgen saßen sie zu dritt vor der Grütze. Aber keiner von ihnen sagte ein Wort. Hinnerk tat den Mund überhaupt nur auf, wenn er mußte; Carsten aß und tat nichts als essen, und Uwe warf keinen einzigen neugierigen Blick auf den neuen Gefährten, der sich sehr bald als ein Späsmacher und ein äußerst duldsamer Mensch entpuppte, den jeder gern hatte und an dessen Unermüdblichkeit man sich ein Beispiel nehmen konnte. Nur so etwa jeden vierten bis fünften Tag trock Carsten gleich nach Feierabend über die Tennenleiter auf den Scheunenboden ins Heu und opferte »seinem Herrn und Meister«, wie er sich zu Uwe ausdrückte.

Uwe schien ihm überhaupt zu gefallen, und er sah ihn in jeder Weise für voll an. Feierabends legte er sich häufig mit ihm ins Gras, und da sagte er einmal: »Meinst du, ich hätte es nicht bemerkt, daß du am ersten Morgen bei der Grütze nicht einen einzigen schnattrigen Blick nach mir geworfen hast? Da hab' ich mir gesagt, den nimmst du dir mal aufs Korn, vielleicht hast du wahrhaftigen Gotts einen Menschen gefunden.«

Uwe machte große Augen.

»So ist es richtig,« sagte Carsten, »mach' die Blendblenden nur ordentlich auf, daß man dir durch die blankgeputzten Fenster bis in die Bestetubenede gucken kann! Oder meinst du, ich wär' keiner?«

Uwe konnte nicht dahinterkommen.

»Das ist keine Dummheit, daß du mich noch nicht verstehst,« sagte Carsten. »Bei dir müssen die besten Räder erst geschmiert werden. Das heißt, das Ding hat seine zwei Seiten. Manchmal lohnt es das El nicht. Es ist eine verzeufelt verzwickte Geschichte um das Wohlgefallen am Leben. Schließlich ist es dasselbe, ob man Auto- oder Beenemobil fährt, denn was man mitkriegt, ist und bleibt man selbst. Verstehst du?«

»Nein,« sagte Uwe treuherzig.

Carsten lachte aus vollem Halse. »Wenn

ich mir so denke, was mir da an dir für ein Material in die abgegriffenen Hände und in die versoffene Seele fällt, muß ich unwillkürlich an eine höhere Vorsehung denken.« Aber dann wurde Carsten plötzlich ernst und still, und es schien, als ob er nachdenklich mit sich selber spräche, denn er sagte zum Schluß leise vor sich hin: »Frei-lich, ein Lump bleibe ich trotz alledem. Schon wegen dem Schnaps.«

»Sie sind kein Lump,« sagte Uwe mit ruhiger Überzeugung.

»Du kannst du zu mir sagen.«

»Du bist kein Lump,« wiederholte Uwe.

»Ein Lump für alle Welt, nein. Wer es mir sagen wollte, den schlage ich nieder. Aber ein Lump vor mir selbst bin ich, Uwe, und das ist das Schlimmste, siehst du.«

Dann blieb Carsten still, und Uwe wagte auch nichts dazu zu sagen. Und um beide legte sich der warme Sommerabend wie eine schmeichelnde Daunendecke.

Schließlich hub Carsten wieder an: »Ich bin aus Sonderburg gebürtig. Meine Mutter war eine Dänin. Wo sie geblieben ist, habe ich nie erfahren. Sie ist meinem Vater mit einem andern davongelaufen. Wo bist du eigentlich her, Uwe?«

Uwe gab keine Antwort. Er sah Carsten nur an, mit einem Blick, in dem so viel stumme Anklage und bitteres Weh lag, daß es sich in dem borstigen Carsten gehörig zu rühren begann. »Ach so,« sagte er mit-leidig, »aus der Ede bist du! Ja, Uwe Ohlen, das Leben speit uns aus und fragt nicht erst lange.«

Uwe schwieg eine Weile, dann sagte er jaghaft: »Und doch mein' ich —«

»Was meinst du, Uwe?« ermunterte ihn Carsten.

»Ich habe mal ein Bild von ihr in der Tischschublade gefunden, da bin ich ganz still weggegangen.«

»Und hast es dir später öfters angesehen?«

»Nein,« sagte Uwe traurig, »niemals wieder.«

»Und wenn du an deinen Vater denkst?«

Uwe ballte beide Hände, und seine Augen funkelten.

Aber Carsten hob beschwichtigend die Hand. »Immer sachte, mein Lieber. Wenn ich dich so besch', scheinst du mir ganz gut geraten. Das Standesamt ist auch nur eine Plafatmalerei, die ich mir in den mei-

sten Fällen lieber von der andern Seite befeh'.

Aber so leicht war Uwe nicht zu beruhigen; er sah Carsten böse an.

Carsten jedoch lächelte fein und griff Uwe in seine hellen krausen, aufstrebenden Haare: »Komm,« sagte er, »der Tag hat sich geneiget; Herr, bleibe bei uns, denn es will Abend werden.« —

Als Carsten am nächsten Abend über die bekannte Leiter ins Heu wollte, stand Uwe bereits an Ort und Stelle und sah ihm mit einem heißen, flehenden Blick in die Augen. Und ahnte nicht, wie bitterlich er sich verrechnet hatte.

»Du Knirps!« lachte Carsten breit, und diesmal lag Hohn und Geringschätzung in seiner Stimme. »Was denkst du denn, wer du bist und wer ich bin! Um einen abgebrochenen Besenstiel wandert man nicht aus nach Amerika!«

Aber in Uwe schlugen die heilig jungen gläubigen Flammen nur höher empor; er hielt sich an Carstens Rodende fest und ließ sich die Leiter mit hinauffschleifen.

Da schlug Carsten um sich, daß Uwe jäh von ihm abließ und auf den Tennenboden stürzte, mit dem Kopf auf ein Lattenstück. Und gleichzeitig klirrte eine Flasche, und ein durchdringender Geruch stieg Uwe in die Nase.

Er hielt sich mit beiden Händen den brennenden und schmerzenden Kopf fest, wischte sich das Blut von der Stirn und sah, daß Carsten, ohne sich um ihn zu kümmern, an ihm vorbei durchs Scheunentor ging.

Da richtete er sich auf und lehrte beedrückt und mit einem Schwindelgefühl die Scherben auf eine Schaufel, während Carsten, die Mühe weit in den Nacken geschoben, mit einer neuen Flasche über die Leiter kletterte.

Keiner von beiden sah den andern an.

Uwe, der in seine Kammer gegangen war, kam bald wieder heraus und ging planlos in den Abend. Bis er zum zweitenmal in dem Gras lag, das über dem Grabe seiner Mutter wucherte. So festgewühlt und so nach Tröstung suchend und nach ein bißchen Linderung, daß er schwerlich schon an den Heimweg gedacht hätte, wenn eine Hand ihn nicht sanft angefaßt und mitleidig zweimal hintereinander »Uwe, Uwe!« gerufen hätte.

Merkwürdigerweise war kein bißchen Scham in ihm, als er sich umdrehete und Elsbeth vor sich stehen sah.

»Ich bin auch bei Mutter gewesen,« sagte sie. So recht mit Tröstung und ohne ihr Erschrecken zu zeigen über Uwes Aussehen und die frische Wunde auf seiner Stirn.

Uwe war aufgestanden. »Das ist doch wohl was andres,« sagte er, »so eine Mutter.«

»Ja, Mutter war gut. Wir werden ihr noch lange hart in Trauer nachgehen. Vater erst, der kommt gar nicht wieder obenauf. Aber sonst, Uwe, Mutter bleibt Mutter, und du darfst nicht gering denken von der deinen.«

»Wenn ich nur gut denken könnte von ihr,« sagte Uwe, und Elsbeth fühlte, was er in seinen freudlosen Kinderjahren gelitten haben mußte.

»Ich denke gut von ihr,« sagte sie. »Dahmals war ich ja noch ein kleines dummes Mädchen, aber Vater hat mir oft erzählt, daß ich ihr allemal am Rodschuß hing, wenn ich sie zu Gesicht bekam. Alle Kinder aus der Nachbarschaft hätten sich um sie herumgehängt.«

Uwe sah das große blonde Mädchen dankbar an, und Elsbeth fuhr fort: »Daß du ein bißchen bitter geworden bist, wundert mich ja nicht, Uwe. Sie hat dich so allein gelassen, deine arme Gutmutter. Gegen den Tod ist aber kein Kraut gewachsen. Selbst hat sie ihr Leben ja nicht von sich geworfen, hat das Wochenfieber gehabt wie unsre gute Mutter selig.« Sie hielt ihm die Hand hin: »Nun ist es aber spät, Uwe, und wird für uns beide hohe Zeit sein. — Darf ich denn auch noch weiter Uwe und du sagen? Oder muß ich Ohlen sagen und Sie?«

Aber diese letzte, halb scherzhafte Frage hatte Uwe gar nicht mehr gehört oder wenigstens nicht mehr verstanden. »Ja,« sagte er, »spät genug mag es wohl sein. Gute Nacht, Fräulein Elsbeth, und ich dank' auch.«

Sie waren im Sprechen bis ans Tor gekommen, Elsbeth hatte schon aufgeklirrt.

»Guten Weg, Uwe!« rief sie ihm noch nach.

»Danke!« sagte er und war so weit in Gedanken, daß er die Mühe auf dem Kopf behielt.

Uwe liebte die Vögel, das Wasser, den Himmel und das Gras, ja selbst den Sand, und doch wollte die Zeit auch nicht ein bißchen Weichheit für ihn haben. Hart strich sie an ihm her und zeigte eigentlich nur Erbarmen mit ihm, wenn Carsten kam und solange der dann blieb.

Freilich, der Schnaps blieb immer zwischen ihnen stehen, aber Uwe rührte seit jenem einen Abend nie mehr an den schlimmen Kameraden seines Freundes. Im Gegenteil kniff er die Lippen fester aufeinander, als Carsten eines Tags selbst davon begann. Es war an einem Sonntag und wieder einmal ein Abschied zwischen ihnen. Sie waren vom Kronprinzengraben bis über den Friedrichsgraben hinausgelaufen und hatten sich die Backen von einem harten, reinen Frost rotbeizen lassen. »Ja,« sagte Carsten da, »sprechen will ich nun doch noch einmal mit dir davon; man kann es nicht wissen, Uwe. Der Schnaps, siehst du — er ist wie eine Geliebte. Nur treuer.« Und als Uwe schwieg: »Daß du nichts sagst dazu, ist besser, als wenn du unnütz aufbegehrest. Charakter muß der Mensch haben. Was weißt du vom Leben!« Er richtete seine Augen ins Weite. »Wie ich auf die Landstraße geraten bin, das brauchst auch du nicht zu wissen, Uwe. Das ist eine bängliche Geschichte. Ich will dir nur so viel sagen, daß in den leichten Sinn meiner Mutter doch wohl ein paar arg schwere Tropfen von dem Blut meines Vaters geraten sein müssen. Du hast auch schweres Blut, Uwe. Und wenn ich den Finger nun doch einmal in eine Schwäre legte, die ich nicht wieder zu berühren hoffte, geschah es deinetwegen. Das sage ich dir nämlich: nimm dich in acht! Die Geschichte von dem Paradiese und dem Apfel konnte nur erfunden werden, weil schon gar zu viele Paradiese um einen Apfel verloren gingen. Und dann hat der Teufel das Recht.«

Der Himmel war so hoch und so blau, und Uwes Blut so heiß und so rasch, er hätte so gern etwas Gutes gehört und geglaubt. Aber Carsten wußte nichts Gutes und glaubte auch nichts Gutes, und er redete sich in eine Maßlosigkeit hinein, die in keiner Weise mehr zu ihm paßte, und die Uwe einen Schauer durch alle Knochen trieb.

Ihre Schritte waren immer schneller und

erregter geworden, und endlich, kurz vor dem Gehöft ihres Herrn, warfen sie sich auf einer Koppel hinter einem Schutzwall auf den hartgefrorenen Boden.

Es war aber viel zu kalt, und dämmerig war es auch schon geworden, und so kletterten sie auf einem nahen Schaber ins Heu und blieben dort schwer in ihren eignen Gedanken nebeneinander liegen.

Einer konnte den andern fühlen, aber sehen konnten sie sich nicht. Da faßte Uwe sich ein Herz und erzählte alles, was er wußte und so viel er davon verstand, von Klaus Stüben und seiner Anne.

Aber Carsten schien nichts darauf zu wissen als ein noch bedrückteres Schweigen. Erst nach einer langen, langen Pause sagte er mit einer Stimme, die Uwe ganz fremd ans Ohr klang: »Du sprichst von weißen Raben, Uwe.«

Kein bißchen Hohn und nicht ein bißchen Schärfe war mehr in dem Klang gewesen, aber etwas, das noch tausendmal weher tat, etwas, das die Angst aus der Seele ins Blut trieb und an dem Gluch zerrte, mit dem der Herrgott dem Menschen Flügel an zwei Beine band.

»Carsten —« sagte Uwe, und vor Aufgewühltheit verschlug ihm der Atem.

»Ach, Junge!« Und Carsten faßte dem jungen Freunde, völlig aus sich selbst gerissen, wie mit Klammern auf beide Schultern. »Mein ganzes verlorenes Leben möchte ich drum geben, wenn ich dir deinen Glauben damit erhalten könnte!«

Das waren dann böse Wochen, die darauf folgten. Gerade das, daß Carsten sich einmal in einem runden Stück an Uwe ausgegeben hatte, ließ den jahrelangen Hunger nach einem An- und Festklammern haushoch über dem jungen Menschen zusammenschlagen, so daß alles Bewußte an ihm von seiner eignen unbekannten Hälfte beinahe aufgefressen wurde. Erst ganz allmählich tat die raube Faustarbeit wieder ihr Werk. Zog und riß an den Muskeln und trieb durch das Fleisch den Schweiß hoch.

Bis an einem Sonntag, gewissermaßen in Stulpenstiefeln, der Herrgott offenkundig die Wendung schickte.

Uwe hatte eben an der Pumpe die Tracht über und wollte mit zwei schweren Eimern in den Pferdestall, als der Glachs-

bengel aus dem nahen Krug — von dem aus die Post Sonn- und Feiertags aus gutem Willen besorgt wurde — geradeswegs auf ihn zugesteuert kam, um ihm einen Brief zu übergeben, auf dem sein eigener Name zu lesen stand.

Der Brief kam aus einem kleinen Ort in Medlenburg und war von Carsten. Wer hätte auch sonst an Uwe schreiben sollen! Aber Uwe stand und stand und achtete nicht auf den sperrmauligen Jungen. Raum daß er die Pferde fertigtränken konnte, er mußte sich an ihren Hälsen festhalten dabei. Und als er zu der schweren braunen Stute kam, der er das letzte Füllen abgenommen hatte und die ein ganz besonderer Liebling von Carsten war, legte er eine ganze Weile seinen Kopf gegen sie, bevor er sich mit seinem kostbaren Gut möglichst ungelesen in seine Kammer stahl.

Carsten aber schrieb:

»Das hab' ich mir so ausgerechnet, Uwe, daß es Sonntag sein sollte, damit Du Zeit zum Lesen und Nachdenken hast.

Also ich habe jetzt vier Wochen eine ausgezeichnete Verpflegung und eine Bettwärme gehabt, wie sie sich gleichmäßiger nicht denken läßt. Ein Menschenfreund ist mir hier in dem gesegneten Medlenburg über beide Beine gefahren und hat es sich nicht beibringen lassen, daß ein besoffenes Schwein bei Nacht und Nebel in seinen Stall gehört und nicht auf einen offenen Fahrweg. Der Mann ist wie von neuem geboren, daß noch alles sitzt bei mir, und wollte mir ein Pflaster nach dem andern auflegen, bis ich ernstlich grob wurde. Was brauche ich seinen schρόben Mammon, wo ich doch meine Beine wieberhabe! Ach, Uwe, um das bißchen Sonne! Man läuft ihr ja so gern nach, und ich habe so wenig von einer Maulwurfsnatur.

Das heißt, Du mußt nun nicht denken, daß ich mir die Mühe des Schreibens um diesen Quark gemacht habe. Aber als ich so immer nur auf dem Rücken lag, trocken mir die Gedanken aus dem Kopf wie die Ameisen aus ihrem Berg und liefen mir hin und her vor der Nase vorbei, daß ich mich nicht retten konnte.

Lieber Uwe, was meinst Du wohl, was das Schicksal eines Menschen ist? Das, was ihm höheren Orts zubisrtiert wird, oder

etwas, das sich aus lauter schρόbigen kleinen Zufälligkeiten zusammensetzt? Meine, was Du willst, die Wagenräder jedenfalls, die mir über die Beine gegangen sind, gehören mit in Dein Schicksal. Und lächerlicherweise mehr in das Deine als in meins. Was könnte es mir wohl verschlagen, daß da mal manches wieder an meinem sogenannten Geiste vorbeispaziert, an dem sich so und so längst nichts mehr ändern läßt! Bei Dir dagegen, mein lieber Uwe, schicksalt es sich noch ganz nett, da macht es noch Spaß, mitzutun, besonders, wenn man denkt, es könnte schließlich doch noch einmal etwas dabei herauskommen.

Nun paß nur mal auf! Es mögen wohl so ungefähr sechs bis acht Wochen her sein, da traf ich einen alten Schulkameraden, der mich trotz meiner äußeren Aufmachung und seinem eignen ausgezeichneten Wische auf den ersten Blick wiedererkannte. Er befand sich auf dem Wege ins Theater, um einen großen Sänger zu hören, der als Gast anwesend war und viel Sprechens von sich machte. Und der gute Junge kam auf den spaßhaften Einfall, mich unbedingt mitnehmen zu wollen. Na, und ich — ein komischer Kerl war ich immer. Ich brauche bloß in die richtigen Hände zu fallen, dann lasse ich unter Umständen Butter aus mir machen, ohne mich zu mühen.

Es kostete natürlich Mühe, bis ich irgendwo verstaubt war, aber das ist nun Nebensache. Was ich gehört habe, Uwe, weiß ich nicht, und Du würdest es noch viel weniger wissen, wenn ich es Dir sagen wollte. Darauf kommt es auch gar nicht an. Der Kerl hatte eine Stimme in seinem Halsloch, daß man hätte mitten hineingreifen mögen, um ein paar Töne festzuhalten. Und ich mußte mit aller Gewalt an den einen Tag denken, wo Du oben auf dem Scheunenboden zupacktest und der Meinung zu sein schienst, daß Dich bei dem Rabau der Dampfmaschine kein Mensch hören könne. Sieh mal einer den Uwe! sagte ich mir und lag von da ab öfters mit dem Ohr auf der Lauer. Aber Du warst larg, Uwe, und hütetest Deinen Schatz wie ein alter Geiztragen seine Goldstücke. Und ich dachte, es ist besser, er singt als Bauernknecht den Pferden und Ochsen was vor, aus purer Lust an der Sache, als daß sie ihm die Nase mit Weihrauch

verstärken. Aber sieh, lieber Uwe, außer andern rühmenswürdigen Eigenschaften zeichnet uns Menschen vor allen andern Tieren ein veränderlicher Sinn aus. Wir denken heute so und morgen so und übermorgen vermutlich anders. Kurz und gut, ich dachte damals, ich müßte meine schützenden Hände über Dich halten, und meine heute, daß Du wohl sowieso von irgendeiner Seite einmal angebissen wirst. Zumal etwas in Dir steckt, das weder zu Deinen Jahren paßt noch in die Haut eines jungen Dienstknechts. Es wird wohl eher von Deinem Vater sein und könnte auch ohne weiteres eines Tags ins Rollen kommen wie die Beine ins Laufen. —

Wie Du es nun freilich anzufassen hast, da könnte ich Dir weder raten noch helfen. Rein Mensch weiß besser als Du, daß meine Leiter nur auf Heu führt. Ich konnte nur den guten Willen zeigen. Aber in Gedanken wird Dir die Sache nun schon nachgehen, und mit unsern Gedanken ist es wie mit einer Brutmaschine. Legt man sich immer wieder damit auf dieselbe Sache, kommt selbst aus den hartnäckigsten Eiern bei der nötigen Ausdauer eine Art Leben heraus. —

Mehr habe ich nicht zu sagen, Uwe. Es war auch schon reichlich. Was?! Oder wenn Du noch einen Paden Grüße dazusteden kannst, dann nimm sie! Auf der flachen Kante haben sie nicht gelegen. Wer weiß es, Uwe, wie weit jetzt unsre Wege auseinandergehen! Carsten Riegel.

Ach, das gab eine Wehmut in dem Jungen! Da hatten Freude und Hoffnung noch etwas zu tun, um sich durchzubeißen. Immer noch einmal las er den Brief und knöpfte sich sein hellgestreiftes Baumwollhemd am Halse auf. Aber das gab ihm wenig Nutzen. Das kam, als wenn die Glut kommt und als sei der Deich mitten in die Watten gebaut.

Schließlich faltete Uwe den Brief mit Ehrfurcht zusammen und schob ihn sich, wo der Leibriemen saß, zwischen das Hemd und die bloße Haut. Tat seine Arbeit bis ans Ende und wollte über den Deich bis an den Außendeich.

Aber oben auf dem Deich lag Elsbeth und hatte die Hände im Schoß liegen.

»Guten Tag, Uwe,« sagte sie auf seinen

Gruß und richtete sich halb auf. »Vater und Klaus Christian halten ihren sonntäglichen Mittagschlaf.«

Die beiden hatten einander seit dem Abend auf dem Kirchhof manches zutrauliche Wort gesagt, aber hier draußen in der Stille hatten sie sich noch niemals getroffen.

Ohne sich weiter zu besinnen, war Uwe sich gleich schlüssig. »Ich hätte Ihnen wohl etwas zu zeigen, Fräulein Elsbeth,« sagte er und zog sich, halb zur Seite gewandt, Carstens Brief unter dem Rock aus dem Leibriemen.

Dann nahm er Elsbeths Aufforderung, sich neben sie zu setzen, ohne Umstände an und sah mit gespanntester Aufmerksamkeit zu, was wohl beim Lesen des Briefes in ihrem Gesicht stehen mochte.

Aber Elsbeth las lange an dem Brief, und aus ihrer Miene konnte Uwe nicht flug werden. Auch sagte sie, als sie endlich fertig war, ganz etwas andres, als Uwe erwartet hatte: »Das also ist dein Carsten Riegel, Uwe?«

»Ja,« sagte Uwe enttäuscht. Fügte aber sogleich fest hinzu: »Ich werde nie einen besseren Freund haben.«

»Mir tut er leid,« sagte Elsbeth.

»Carsten mag nicht bedauert werden und hat es auch nicht nötig. Aber was meinen Sie dazu, Fräulein Elsbeth, was Carsten mit dem Brief will, wegen mir?«

Elsbeth sah überrascht auf. Da war etwas Fremdes in Uwes Stimme. Beinahe etwas Hartes und Forderndes. Sie sagte, indem sie ihn verwundert und prüfend ansah: »Ich glaube, du hast meinen Rat sowenig nötig wie dein Carsten mein Mitleid. Singen habe ich dich nie hören. Vater hat es mir freilich damals erzählt, als er mit dir in der Kirche war. Der war ja allerdings ganz in Begeisterung, das muß ich wohl sagen. Aber Mutter hat er es gewiß vergessen.«

Uwe dachte sofort mit dem alten brennenden Wehgefühl an Frau Anne und sagte mit schwerer Zunge: »Ja, das wird er wohl.« Erst nach einer Weile fügte er nachdenklich hinzu: »Das ist richtig, Fräulein Elsbeth, Sie wissen nicht, wie sich mein Singen anhört. Damals in der Kirche habe ich einen großen Schreden getriegt, und hinterher bin ich immer verschwiegen

damit geblieben, als wenn ich wunder was zu verwahren hätte.«

»Sieh mal an!« sagte Elsbeth, sah ihn ungewiß an und dachte eine Fehlbitte zu tun, als sie hinzufügte: »Sing doch mal hier draußen!«

Uwe jedoch, auf den der Tag in der Kirche zugekommen war, als ob er Arme hätte und ihn greifen und schützend gegen sich drücken könne, hob plötzlich ohne alle Scheu vor ihr seine weithinschallende Stimme auf und sang das geistliche Lied in einem Zuge bis ans Ende. Die Augen weit über die flachen Watten, mit einem Ausdruck, als könne er sie nach Belieben auf der abwesenden Flut schaukeln und mit ihnen darin untertauchen.

Und Elsbeth hatte sich mit ihm verloren. Sie geriet nicht, wie einstmal ihr Vater, in offenkundige Verwunderung, sondern ganz in Stille. Ihre Hände lagen gefaltet im Schoß. Sie mußte weinen und blieb sitzen, als Uwe schon zu Ende war. Dabei fühlte sie gar nicht, daß dessen Augen frei und hilflos in ihrem Gesicht umherirrten. Und ehe Uwe noch selbst wieder zu sich kam oder Elsbeth sich irgendwie dagegen hätte rühren können, hatte der junge Mensch sie plötzlich so fest umfaßt und mit solchem Angestüm seinen Kopf gegen ihre Brust gepreßt, daß sie meinte, das Herz müsse ihr vor dem schmerzhaften Druck stillstehen.

Das dauerte aber nur einige Sekunden. Dann schüttelte Elsbeth den am ganzen Leibe bebenden Uwe von sich ab und flammte in einer grellen Empörung gegen ihn auf: »Ich hätte noch eher gedacht, daß der Himmel auf die Erde gefallen wäre, als daß du mich einmal so beschimpfen und deine Jahre an mir auslassen könntest! Das weiß Gott, daß ich dir Besseres zugetraut habe, sonst würde ich dir mit meinem Erbarmen niemals nahegekommen sein!«

Uwe sah im Gras und hatte seinen Kopf in den Händen liegen. »Ich habe Ihnen nichts Böses tun wollen, Fräulein Elsbeth. Ich sah Sie an und mußte denken, daß Sie aussehen wie Ihre Mutter.«

Es hörte sich ergreifend an in seiner Schlichtheit und Treuherzigkeit. Elsbeth ließen die Tränen über die Backen, und sie nahm den Kopf des Jungen und streichelte ihn, wie eine Mutter ihr Kind streichelt.

Klaus Stüven stand schon mit dem Kleinen auf dem Arm an der Pforte, als Elsbeth kam, und sagte zu seiner Tochter: »Der Kessel steht schon auf dem Feuer.«

Elsbeth hatte einen heißen Kopf. »Wie konnte ich auch so weit die Zeit vergessen!« sagte sie. »Nachher beim Kaffee spreche ich noch mit dir.«

Und Elsbeth sagte ihrem Vater alles. Und sagte es ihm so, daß Klaus einsehen mußte, es war seiner Tochter ernst mit ihrem Eingreifen.

»So ein Dienstknecht, das ist ja eine Schande!« empörte sich Elsbeth. »Ich weiß ja nicht, wer und was Uwes Vater war, aber mir scheint, so was muß im Blut sitzen. Von Kunst verstehe ich nichts, und es mag meinerwegen viel leichter Sinn damit zusammenhängen — so viel verstehe ich aber, daß so ein Singen wie Uwe Ohlens Singen nicht bloß das Ohr trifft. Das trifft bis auf den Grund und Boden. Und so wahr es in mir alles von unten nach oben gelehrt hat, so wahr soll der Junge hier heraus! Einerlei, wie ich es anzufangen habe. Wo ein Wille, ist allemal ein Weg.«

Klaus staunte. Elsbeth hatte zwar immer fest zugegriffen bei allem, was ihr zur Hand war. Aber war ihr denn dieses zur Hand? Wie mochte sie es anfassen wollen?

Ja, das wußte Elsbeth nun vorläufig selbst nicht. Und die ganze Nacht kam kein Schlaf in ihre Augen. Aber schon am andern Morgen sagte sie zu ihrem Vater, ihr sei nun ein Gedanke gekommen, er möge sie einmal ganz ruhig gewähren lassen. Und Klaus ließ sie nach Marne gehen.

Da klopfte Elsbeth bei Doktor Dose an. »Herr Sanitätsrat,« begann sie, »ich weiß auf der ganzen Welt keinen Menschen, an den ich mich mit meinem Anliegen wenden könnte. Um einen Kranken handelt es sich nicht. Aber durch einen Zufall weiß ich, daß Sie einmal einem armen Musiker geholfen und überhaupt viel Sinn und Liebe zur Musik haben.«

Und dann erzählte sie auf die freundliche Ermunterung des alten Herrn alles, was sie von Uwe Ohlen wußte.

Der alte Mediziner, dessen eignes Leben in seinen jüngeren und mittleren Jahren ein wunderliches und vielverworrenes Schicksal war, und der sich später als Mensch und

als Arzt in der ganzen Gegend einer großen Beliebtheit erfreute, hörte aufmerksam zu und fing deutlich den schönen reinen Klang einer offenen und ehrlichen Begeisterung aus Elsbeths schlichten und anschaulichen Worten heraus.

»Das wäre ja ein hübsches Stück Freude für mich,« sagte er, als das hochatmende Mädchen schloß. »Etwas Besseres könnte einem einsamen alten Manne gar nicht geboten werden.« Und er sah dem frischen Mädchen mit dem federnden Gang durch das Fenster nach, als Elsbeth ging, und nickte dazu vor sich hin: »Gesund bis in die Knochen. Und im Gehäuse gesund.« Und dann wischte und putzte er an seiner Brille und ging mit den schon unsicher werdenden Händen über die Tasten seines alten Klügels, seines Weggefährten durch viele Jahre. »Guter alter Kerl, was hast mir alles schon herausgeholt aus der engen Brust! Und nun kommt vielleicht noch ein junger Mensch hinein!«

Ja, das kam Uwe. Viel, viel tiefer, als Heinrich August Dose das jemals erwarten und berechnen konnte. Wenn es zu Anfang auch Mühe genug kostete. Wie ein Klotz stand die hochaufgewachsene blonde Lust unter den so gütigen und behutsam zutastenden Augen. Und sobald Dose eine Taste anschlug, stockte Uwe das Blut in allen Adern, und ein Schlag seines Herzens hastete hinter dem andern her bis in den Hals.

Die Erfüllung war allzu plötzlich gekommen. Und das Wunder, das ihm nicht von außen kommen sollte, sondern im Grunde tief in ihm selbst drinsah, das wollte nun nicht durch die angestauten bitterharten Jahre.

Ganz, ganz allmählich erst setzte Uwe Fuß vor Fuß aus sich heraus und wurde schließlich gerade durch dieses Hinhören und Aufpassen nach innen die Freude seiner Meister.

Sogar unter den Kollegen war Uwe wegen seiner Art beliebt. Da war kaum einer, der den stillen und zugleich stürmischen Menschen nicht wenigstens gernhätte. Dem es nicht imponiert hätte, wie er sich mit seiner ungewöhnlichen und gar nicht mehr zu bezweifelnden Begabung in einer so naiven und zugleich innigen Weise an sein Studium hängte, wie ein Kind sich an die Brust der Mutter legt. Voll instinktiven

Hungers, manchmal voll Bier. Ohne nach rechts oder links zu sehen, ohne sich überhaupt noch irgend etwas kümmern zu lassen.

Wirklich? Gewiß, da war nun noch sein Blut. Sein schweres und doch so heißes und gesundes Blut, das sich zuweilen zu einem einzigen breitfließenden Strom zusammenzutun drohte, um über ihn hinwegzuströmen.

Nur ein einziges Mal hatte er Elsbeth wiedergesehen. Dose und er hatten Carsten auf dem Marner Kirchhof begraben. Der arme Carsten war mit seiner Flasche im Arm im Schnee erfroren. Und Uwe, der gar nicht wieder zu einer inneren Ruhe kommen konnte, war vom Kirchhof langsam die Chaussee entlang nach Kronprinzenkoog gewandert. Ganz von selbst und als sei es das Natürlichste von der Welt, bis vor Klaus Stübens Tür.

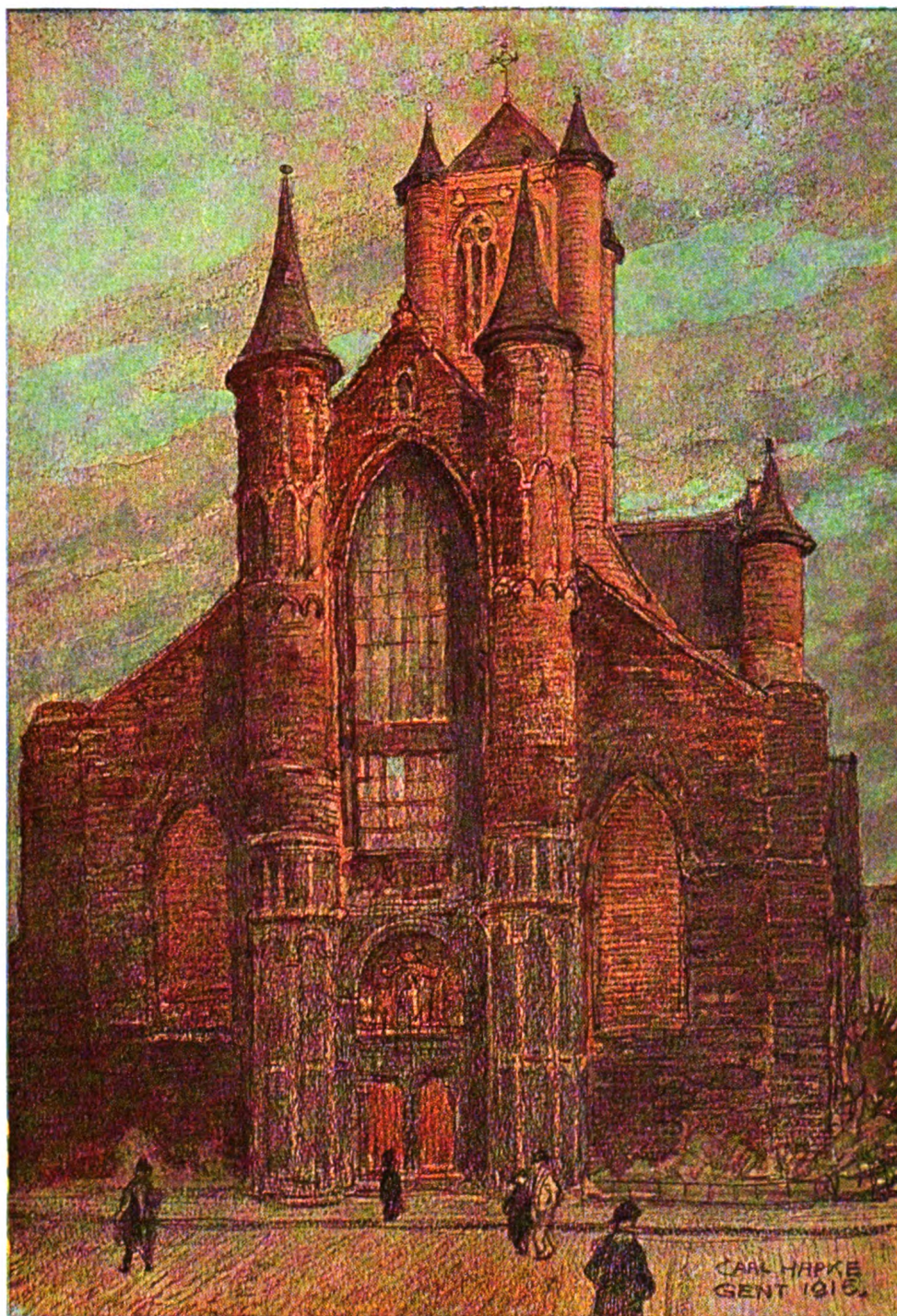
Elsbeth hatte gerade hochaufgeschürzt am Schlüsselreiß gestanden und hatte ihn nicht wiedererkannt. Und als seine Stimme ihn verriet, hatte sie glotzt die Schürzenbänder aufgezo-gen, daß ihr die Röde auf die Füße fielen.

Nachher war sie dann ganz munter mit ihm gewesen, und sie hatten beide lachen müssen über das grenzenlose Erstaunen von Klaus Stüben, der sich gar nicht über die große Veränderung beruhigen konnte, die mit Uwe vorgegangen war.

Erst später war sie wieder still und wortkarg geworden, nachdem Uwe ihnen ein Lied in der lieben alten Kirche gesungen hatte. Und Klaus hatte sich mit seinem Rüsterläppi gegen die Orgel gelehnt und hatte verhalten in sich hineingeschluchzt.

Darüber konnten noch so viele Jahre hingehen, das würde Uwe tagfrisch bleiben in der Erinnerung. Und kein noch so großer Erfolg würde ihm etwas dagegen bedeuten können. Im Gegenteil würden die ihn nur tiefer in sein Erinnern treiben.

Dose erlebte denn auch nach Jahr und Tag einmal einen solch großen Erfolg mit, und als er hinterher zu Uwe meinte: »Nun müßtest du doch die Arme zum Himmel aufreden und dich nicht mehr zu lassen wissen!«, da ließ Uwe beinahe traurig den Kopf hängen und sagte: »Vielleicht wenn ich von vornherein damit aufgewachsen wäre und der Hunger darauf mit mir großgezogen.



Karl Hapke: Kirche St. Nicola in Gent

Ich habe viel zu lange im Gras vor Himmel und Wasser gelegen. — Oder wenn sie mich still weggehen ließen und weiter nichts sagten und keinen Lärm machten.»

Sie wollten Uwe nach dem Rod fassen, wollten ihm die Hände küssen und sich an ihn hängen. Dann raufchte das brandende Blut zurück in ein stilles Bett.

Und je mehr sie den einstigen armseligen kleinen Katenjungen umstürmten und umtosten, desto häufiger und inniger dachte Uwe an die ruhame Elsbeth. Und die blasse, schmalbrüstige Frau Anne stand vor ihm auf mit ihrer zu reinsten Mütterlichkeit gewordenen Herzengüte.

Bis er die Rettung vor sich selbst verlor und alles, was er war und wußte, in das allergeringste Wortmaß band.

Er schickte den Brief an Elsbeth und fügte in einem kurzen Begleitschreiben hinzu, sie möge ihm doch die Liebe tun, den einliegenden Brief Sonntag am Deich zu lesen. An der Stelle, an der er ihr damals Carstens Brief gegeben habe. Und wenn es ihr möglich sei, auch etwa um dieselbe Zeit. Er bäte sie herzlich darum.

Vor Klaus Stüvens Tür blühte der Glieber, und zu beiden Seiten des Hauses hing eine schwere Pracht Schneeballen um die Ede.

Aber Elsbeth, die aus dem Mittelsteig des Gartens kam, stahl sich an dem Geblühe vorbei und tauchte tief in sich selbst unter.

Sogar das leichte Knarren der schon

etwas müde gewordenen Treppe erschreckte sie heftig, und in ihrer Kammer vor dem Spiegel wagte sie ihr eignes Bild nicht zu betrachten, als sie ihre biden blonden Flechten zu dem gewohnten schlichten Kranz über dem Kopf ineinanderband.

Auf dem Wege nach dem Deich sprach sie dann vor Verlegenheit die Vögel an. Und als sie an der Stelle, an der sie jeden Sonntag saß, hinter dem verschlossenen Umschlag nichts fand als die paar Worte »Liebe, liebe Elsbeth!«, da brüdete sie sich fassungslos mit ihrem bebenden und wogenden Herzen gegen die Erde. Sie schämte sich zum Sterben vor dem töricht großen Jubel, der doch sicher gar zu schlecht zu ihren reifen Jahren stand.

Und doch fand Uwe jetzt so ganz für sie das Rechte. Wie früher sie für ihn. Er sagte erst gar nichts zu ihr, als er langsam vom Fahrweg aus gegen den Deich angestiegen war, und fiel ihr gewiß mit den paar Jahren jünger nicht lästig. Wie er damals neben ihr gesessen hatte, setzte er sich jetzt wieder neben sie ins Gras und zog ihr nur die Hände, die sie unwillkürlich über die Augen gelegt hatte, herunter, um seine eignen hineinzuverwerfen. »Elsbeth!« sagte er dann nur immer wieder und nichts als »Elsbeth —« Bis sie ganz leise und voll Inbrunst »Uwe« zu ihm sagte.

Da hielten sie sich aneinander fest und schlangen die Arme umeinander und suchten nach einer letzten Scheuheit eines des andern Seele mit den Lippen zu trinken.

Mein Königskind

Von Hans Heinrich von Twardowski

Sage mir, sage mir, wandernder Wind,
Der die grünen Blätter umschmeichelt,
Hast du meinem weinenden Königskind,
Die goldenen Locken gestreichelt?

Sagtest du ihm, daß die dunkelste Nacht
Und die längste zu Ende muß gehen,
Und daß das leuchtende Leben lacht
Hinter den düsteren Höfen?

Und frei sind wir dann wie der wehende Wind
Und leben das Leben, das holde — —
Küsse, küsse mein Königskind
Mit den Locken von blondem Golde.

Sagtest du ihm, daß es warten soll still
Und vom Söller die Ferne schauen,
Und daß ich auf Lichtrossen nahen will
Über die blühenden Auen?

Denn der Frühling ist kommen, und jung sind wir,
Und die Welt ist voll Tauchzen und Singen!
Ich schütte die Pfabe voll Rosen ihr,
Daß von selbst ihre Ketten zerspringen,

Liebe

Eine Gedichtfolge von Hans Böhm

Jungfrauen

Die Häupter in Kränzen,
Die Wangen in Blust,
Die Augen voll Glänzen,
Auf Lippen ein Lengen
Ewig'er Lust:

Wir singen im Reigen
Wie süße Geigen,
Und jede singt eigen
Und senkt dir die sehrende,
Dehnende Brust.

Jüngling

Wie ihr mir das Herz zerwühlt,
Habt ihr Heitern das Gefühl?
Du, wie schlantes Wild enteilend,
Du, in süßem Traume weilend,
Du, mich nedend mit led'nen Bliden,

Du, mich schredend mit kühlem Niden —
Oh, die Lust und Wahl und Qual!
Aber nun aus der blühenden Zahl
Rühr' und raff' ich mir eine
Als meine.

Frau

Nahmest mich von meinen Schwestern,
Oh, wie glücklich war ich gestern.
Und nun bin ich so allein,
Und nun bin ich dein!

Ach, so armühl' ich mich heute!
Weiß nicht, was ich dir bedeute.
Liegstest all die andern zurück:
Ach, bin ich dein Glück?

Mann

Nun gib mir deine Hand und sei getrost!
Wir haben uns ein gutes Glück erlost.
Aus jäher Lust wächst Liebe, stille, scheue;
Aus Hoffnung und Geduld erwächst die Treue.
So leid' es, daß dich Hand und Lippe kost,
Und gib mir Herz um Herz, du lieber Trost!

Jungfrauen

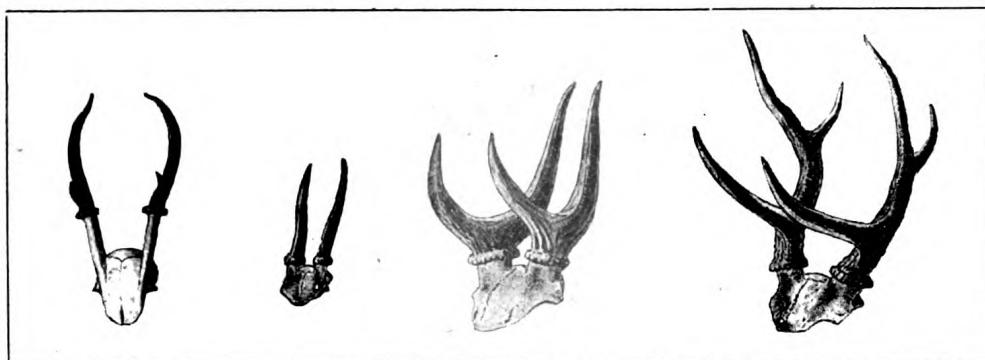
Aus buntestem Schwarme, so blühend verschlungen,
Ergriffest du eine — gewelkt wie gepflückt!
Doch wir sind ewig die Schönen und Jungen,
Und ist ein Ton dir im Ohre verklungen,
Sind tausend neue ans Herz dir gedrungen,
Noch zünden die Zauber, noch steht du entzünd.
Wir singen im Reigen
Wie süße Geigen
Und jede singt eigen,
Bis du an die drängende Brust sie gedrückt.

Mann

Wohl bewegt ihr mir das Herz,
Und zuweilen ist es Schmerz.
Wunderpfade, nie gegönnte,
Wer euch alle wandern könnte!
Reich, wie reich ist unser Herz!

Aber all aus Gott empor
Rauscht der tausend Quellen Chor.
Die so bunt in Lichtern spielen,
Nur im Einen sind die vielen,
Ebbend, flutend durch sein Tor.

Lieb, so bist auch du so reich,
Schöpfst' ich hundert Jahre gleich.
Und ich lieb' dich täglich besser,
Wilde Flut ward tief Gewässer;
Unser Sein ist überreich.



Abbild. 1.
Muntjak

Abbild. 2.
Spieghirsch

Abbild. 3. Caruga
(Sabelhirsch)

Abbild. 4. Amerikanischer
Pampashirsch

Die Rätsel des Hirschgeweihs

Von Julius R. Haarhaus

Mit dreißig Abbildungen nach Zeichnungen des Verfassers

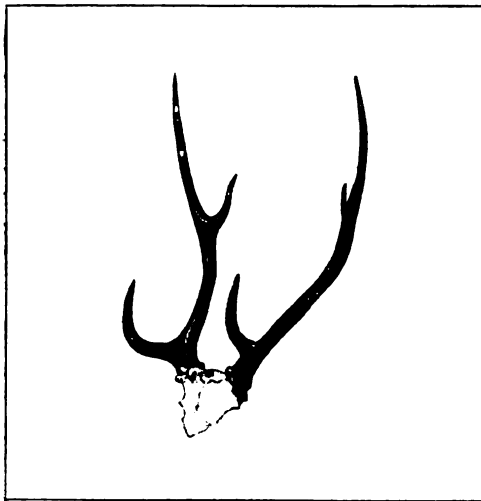


Es gibt wenig Dinge im Reiche der organischen Natur, die der flüchtige Betrachter so genau zu kennen glaubt, und die doch dem denkenden Naturfreunde und dem strengwissenschaftlichen Forscher so viele Rätsel aufgeben wie das Hirschgeweih. Unter den nicht gerade zoologisch oder weidmännisch geschulten Besuchern der zoologischen Gärten werden nicht allzu viele sein, denen der Unterschied zwischen dem Kopfschmuck der Hirsche und dem der übrigen Wiederkauer, also der Antilopen, Ziegen, Schafe und Rinder, geläufig ist, und die sich über die Gestalt der Geweihe und ihre biologische Bedeutung jemals Gedanken gemacht haben. Und doch läßt ein gut entwickeltes Geweih, sei es am lebenden Hirsch, sei es in einer Sammlung, auch den Laien nicht gleichgültig; er kann sich dem starken ästhetischen Reiz, der davon ausgeht, nicht entziehen und ahnt wenigstens, welchen Wert ein solches Erzeugnis verschwenderisch schaffender Naturkräfte für den glücklichen Erleger des edlen Wildes als Trophäe haben muß. Kein Wunder, daß das Hirschgeweih im Volksglauben wie in der Heraldik jederzeit eine besondere Rolle gespielt hat, daß sich sogar die christliche Legende seiner bedient, um das höchste Wunder des Glaubens zu symbolisieren. Denn was sind die Geweihstangen des den Heiligen Eustachius und Hubertus erschienenen Hirsches, der von der älteren Kunst ja immer nur als Zehrender dargestellt wird, anders als die erhobenen Arme des Priesters, in dessen Hän-

den sich die Wandlung der Hostie in den Leib des Gekreuzigten vollzieht?

Der Naturfreund wird, auch ohne in das Reich des Übersinnlichen hinüberzuschweifen, am Hirschgeweih Wunder über Wunder wahrnehmen, und gerade die verwirrende Fülle der Erscheinungen, die dieses Gebilde mit seinen Abweichungen bei den verschiedenen Arten der lebenden und der fossilen Hirsche aufweist, wird ihn anregen, das Gesetzmäßige des Geweiaufbaues zu ergründen. Ehe wir den sich hier ergebenden Fragen näbertreten, müssen wir uns den Unterschied zwischen dem Kopfschmuck der Geweihträger und dem ihrer entfernteren Verwandten, der Hornträger (Antilopen, Ziegen, Schafe, Rinder) klarmachen. Beiden gemeinsam, wenn auch in ihrem Knochenbau verschieden, sind die zapfenartigen Auswüchse des Stirnbeins, die das äußerlich sichtbare Horn oder die Geweihstange tragen. Diese Zapfen sind feste Bestandteile des Schädels, die bei den Hornträgern bis zu einem gewissen Lebensalter des Tieres länger und stärker werden, bei den Geweihträgern dagegen nur an Umfang zunehmen und sich dafür durch periodische Abstoßung der oberen Knorpelschicht — beim Geweihwechsel — merklich verkürzen. Bei den Hornträgern ist der Zapfen mit einer bleibenden Scheide aus Horn- oder Haarmasse umkleidet, die sich als glatte Hülse oder in mehr oder minder regelmäßigen Wülsten über den Knochenzapfen stülpt und von der Oberhaut aus ernährt wird; bei den Geweihträgern ist er mit Haut umkleidet

und dient lediglich als Basis für die alljährlich erneute Geweihstange, die sich, von Blutgefäßen reichlich gespeist, als weiches, knorpelartiges Gebilde aufbaut, in diesem Zustande mit einer filzartigen Haut, dem »Bast«, überzogen ist und sich erst bei Vollendung des Wachstums unter Ablagerung von Kaltsalzen in Knochenmasse verwandelt. Ist dies geschehen, d. h. sind die Stangen vollständig erhärtet, so befreit der Hirsch sein Geweih durch »Schlagen« oder »Fegen« an Baumstämmen und Gesträuch von dem nun vertrockneten Bast und trägt jetzt seinen Kopfschmuck mit unverkennbarem Stolz, bis sich eines Tags, scheinbar ohne jede Ursache,



Abbild. 5. Axis

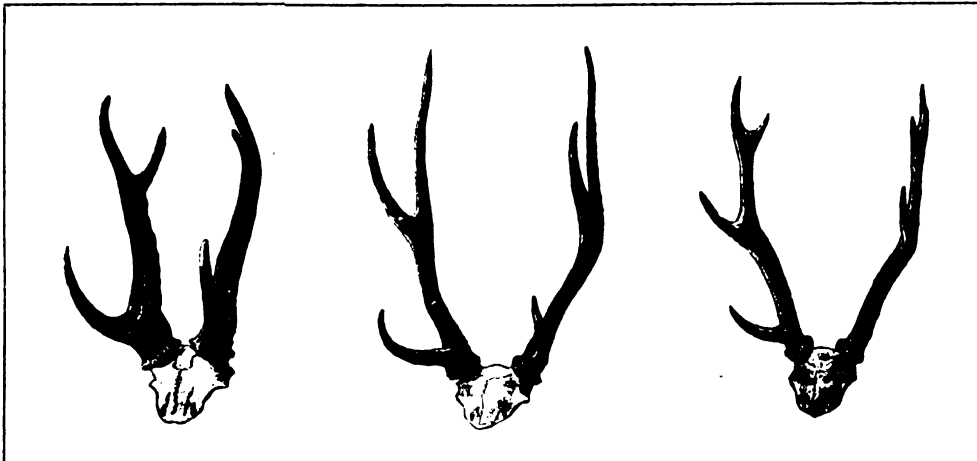
die Verbindung der Stangen mit den Knochenzapfen (»Rosenstöcken«) plötzlich löst. Der Hirsch hat »abgeworfen«; aber schon bald darauf überwallt die Haut die entblößten Scheitelflächen der Rosenstöcke, und das Wachstum des neuen Geweihs beginnt.

An jedem Geweih ist dreierlei zu unterscheiden: die »Rosen«, d. h. die auf den Rosenstöcken aufsitzenartigen und am Rande meist stark gefurchten Verbreiterungen der Geweihstangen, die Stangen selbst und die von diesen ausgehenden Sprossen oder Enden, deren Zahl bei vielen Hirschen unter normalen Verhältnissen, d. h. vor allem bei ausreichender Ernährung, wenn auch durchaus sprunghaft, bis zu einer gewissen Altersstufe zu-, dann aber, wie auch bei kranken (»kümmernden«) Tieren, gewöhnlich wieder abnimmt (der Hirsch »setzt

zurück«). Bei manchen Hirscharten, vor allem beim Reh, zeigen die Stangen und sogar die Enden unregelmäßige Erhöhungen, die man »Perlen« nennt. Sie sind in geraden oder gewundenen Linien angeordnet und lassen in den dazwischenliegenden tiefen Furchen den Verlauf der Blutgefäße erkennen, die das Geweih bei seinem Aufbau ernährten. Dieses zeigt, wenn man es künstlich vom Bast befreit, die gelbliche Farbe jedes andern Knochengebildes; das schöne, mehr oder weniger dunkle Braun des gefegten Geweihs beruht lediglich auf der Einwirkung des in der Baumrinde enthaltenen Gerbstoffes und wird an den der Reibung ausgesetzten Stellen, also an den Spitzen der Sprossen und an den Perlen, abgeschwächt oder ganz beseitigt.

Aus dem allem geht wohl schon deutlich hervor, daß das Geweih der Hirsche ein völlig andres Gebilde ist als das Gehörn der Antilopen, Ziegen usw. Merkwürdigerweise gibt es zwischen diesen und den Geweihträgern aber eine Zwischenform, die amerikanische Gabelantilope, bei der die Hornscheibe des Knochenzapfens abgeworfen wird und mit zunehmendem Alter des Tieres eine Veränderung erfährt, indem jede der beiden »Stangen« zuerst ein nach vorn und dann auch ein nach hinten gerichtetes Ende »schiebt«.

Wenn man nach der Bedeutung des Hirschgeweihs fragt, so liegt die Antwort nahe, daß es eine Waffe sei. Aber, so muß man dann weiterfragen, warum trägt der Hirsch diese Waffe in gebrauchsfähigem Zustande nur einen Teil des Jahres? Warum sucht er auch dann regelmäßig sein Heil in der Flucht, anstatt sich seinen Verfolgern, z. B. dem Menschen, dem Bären oder dem Wolfe, entgegenzustellen? Warum erhält er sein Geweih nicht gleich in fertigem Zustande und vervollkommt es im Laufe seines Lebens durch »Schieben« neuer Enden? Und warum endlich sind gewöhnlich die weiblichen Exemplare bei allen Hirscharten mit alleiniger Ausnahme des Rehs geweihlos? Wäre nicht gerade ihnen, die sich mit der Aufzucht und der Betreuung ihrer durch allerlei Raubwild gefährdeten Kälber befassen müssen, eine Waffe besonders nützlich? Der Umstand, daß gelegentlich weibliche Stüde des Rehwildes und einiger amerikanischer Hirscharten, und zwar



Abbild. 6. Pferdewirsch

Abbild. 7. Celebeswirsch

Abbild. 8. Sika

keineswegs nur unfruchtbare, sondern auch fortpflanzungsfähige Geweihe tragen, scheint mir atavistisch und darauf hinzuweisen, daß das Geweih ursprünglich beiden Geschlechtern gemeinsam war, wie es ja mit dem Gehörn der entwicklungsgeschichtlich schon höchstehenden Antilopen usw. noch heute der Fall ist. Die Hirsche haben sich jedoch in einer besonderen Weise weiterentwickelt, und erst im Laufe dieser Entwicklung hat das Geweih die Bestimmung erhalten, der es heute entspricht. Wenn Fritz Blep in seiner schönen Schilderung des Rens (Meerwarth und Soffel, Lebensbilder aus der Tierwelt, Säugetiere, III. Bd.) bei der Besprechung der Kasanrasse dieses Hirsches sagt: »Es ist bezeichnend für die zurückgebliebene Artentwicklung dieser am meisten südlich stehenden Rener, daß die weiblichen Tiere noch kein Geweih haben«, so möchte ich im Gegenteil behaupten: es ist ein Zeichen dafür, daß sich diese südliche Rasse dem der schöpferischen Natur vorschwebenden Ideal des neuzeitlichen Hirsches schon um ein beträchtliches Stück genähert hat.

Bedenken wir ferner, daß sich viele Hirsche, vor allem die weiblichen Stüde, aber auch der mit einem gewaltigen Schaufelgeweih ausgerüstete männliche Elch, zur Abwehr der Raubtiere hauptsächlich der Vorderläufe bedienen, mit denen sie furchtbare Schläge auszuheilen wissen, so müssen wir in unserer Annahme, daß das Geweih zunächst als Waffe zu betrachten sei, irren werden.

Wir suchen nach einer ähnlichen Erscheinung in der Tierwelt und stoßen dabei auf

die Eckzähne der Schweine, die »Gewehre« des Reilers, die ja zunächst als Handwerkszeug bei der Wühlarbeit im Waldboden gebraucht werden, von deren gelegentlicher Verwendung als Waffe aber mancher Weidmann und mancher scharfe Saupader ein Liedchen singen können. Daß bei alten Reilern die unteren Eckzähne, denen die kürzeren, aufwärtsgebogenen oberen nur als Schleifstein dienen, häufig in starker Krümmung so weit nach hinten wachsen, daß sie ihre Bedeutung als Waffe verlieren, gibt schon zu denken. Nun kennen wir aber eine Schweineart, den Hirscheber oder Babirussa von Celebes, bei der die oberen Eckzähne der Männchen nicht aus der Mundspalte, sondern durch Fleisch und Haut des Gesichts wachsen und sich wie ein Paar Gemstrifel auf die Stirn hinab-



Abbild. 9. Sumpfwirsch



Abbild. 10. Schomburgkshirsch

Abbild. 11. Wapiti

krümmer, also weder als Werkzeug noch als Waffe zu gebrauchen sind. Sie können lediglich als ein Schmudstück gelten und weisen, da sie eben nur beim Männchen vorkommen, auf ihren Zusammenhang mit dem Geschlechtsleben des Tieres hin. Wir sehen uns nun unter den Schweinen etwas weiter um und entdecken mit Erstaunen, welche seltsamen »Verzierungs«-Versuche sich die Natur gerade bei ihnen geleistet hat. Das Pinselschwein mit der abenteuerlichen Färbung seines Borstenhaars können wir hier außer Betracht lassen, aber das Warzenschwein, bei dem zu den gewaltigen Hauern noch die sonderbarsten zapfenartigen Auswüchse der Badenpartie und des Rüssels als schmückendes Beiwerk kommen, dürfen wir nicht übergehen. Bei ihm zeigt sich das unverkennbare, wenn auch für unser ästhetisches Gefühl nicht gerade ansprechende Bestreben der Natur, das Äußere eines Geschöpfes um jeden Preis zu »heben«.

Auf den ersten Blick scheinen nun freilich Hirsch und Schwein nichts miteinander zu tun zu haben. Vertiefen wir uns jedoch in die Entwicklungsgeschichte beider Tiergruppen, so stoßen wir auf so viele übereinstimmende Erscheinungen, daß wir schließlich das Schwein als eine Art Vorstufe des Hirsches zu betrachten lernen und uns nicht mehr darüber wundern, daß Wilhelm Bölsche in seinem überaus anregend geschriebenen Buche »Der Hirsch und seine Geschichte« (Berlin 1911) den Schweinen und ihren Beziehungen zu den Hirschen eine so ausführliche Darstellung widmet.

Die erste, auch dem Laien einleuchtende Annäherung des Schweins an den Hirsch sehen wir im Pefari, dem zierlichen Wildschwein Südamerikas, das in Gebiß, Magen und Fußskelett schon eine gewisse Übereinstimmung mit den Wiederkäuern aufweist. Die nächste Übergangsstufe bilden die Hirschferkel, winzige Tierchen, bei denen die Mittelhandknochen wie bei den Schweinen noch nicht zu dem sogenannten Kanonenbein verschmolzen sind, bei denen die Backenzähne aber schon denen der Hirsche entsprechen. Dann folgen zwei echte, aber noch geweihlose Hirsche: das Moschustier Innerasiens und das chinesische Wasserreh. Bei beiden trägt wie bei den Hirschferkeln das Männchen noch ganz »schweinemäßig« verlängerte und nach unten und hinten gekrümmte Eckzähne im Oberkiefer, dessen Schneidezähne wie bei allen übrigen Wiederkäuern verschwunden sind. Praktische Bedeutung haben diese Zähne nicht; sie müssen lediglich als Geschlechtsschmuck aufgefaßt werden.

Sobald nun die Natur, die bei den Wiederkäuern ja ohnehin auf eine Vereinfachung des Gebisses hinarbeitet, dem Hirsch als neues Schmudstück das Geweih gab, wurden die hauerartigen Eckzähne überflüssig, und in der Tat sind sie bei den meisten Hirscharten, wie z. B. beim Damhirsch, ganz verschwunden, bei andern, wie beim Edelhirsch, nur noch verkümmert erhalten (»Hirschhaken«, »Granen«). Das Reh mit seiner Neigung zu atavistischen Rückschlägen hat sie nur gelegentlich, keineswegs aber so



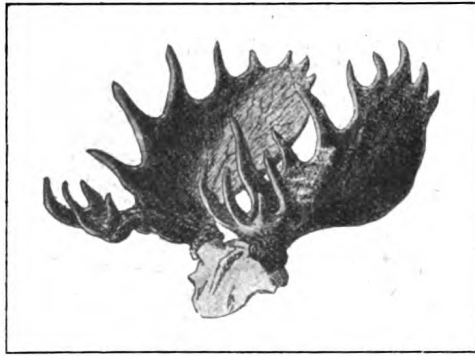
Abbild. 12. Edelhirsch, Kronengewei

Abbild. 13. Damhirsch

selten, wie man früher annahm. Der Gedanke liegt nahe, nach einer Übergangsform zu suchen, die neben dem alten Schweinehorn schon das neue Stirnornament der Hirsche aufweist. Und in der Tat besitzen wir eine solche Übergangsstufe in den primitivsten aller Geweihträger, den Muntjaks des indisch-chinesischen Festlandes. Bei diesen tragen die Männchen, obwohl bei ihnen der lange gekrümmte Eckzahn erhalten geblieben ist, ein höchstens bis zur Gabelform entwickeltes Geweih (Abbild. 1), dessen Stangen auf unverhältnismäßig langen Rosenstöcken sitzen und, wie Prof. Ludwig Heß, der verdienstvolle Leiter des Zoologischen Gartens in Berlin, im zweiten Bande des »Tierreichs« (J. Neumann, Neubamm 1897) mitteilt, wie bei den »schwachen« (jungen) Tieren der höher entwickelten Hirscharten gar nicht oder nur mangelhaft gefegt werden, gewissermaßen ein Zeichen dafür, daß der Muntjak mit seiner Stirnzier noch nichts Rechtes anzufangen weiß.

Jetzt, wo wir bei den geweihtragenden Hirschen angelangt sind, drängt sich uns die Frage auf: Weshalb wechselt der Hirsch das Geweih? Wenn man bedenkt, welche gewaltige Nahrungsmenge aufgenommen und im Körper des Tieres verarbeitet werden muß, um aus den mineralischen Bestandteilen der Pflanzen ein Gebilde von so bedeutendem Gewicht — beim Edel- oder Rothirsch wiegt es bis zu 10 kg! — aufzubauen, so kommen wir in Versuchung, der Natur eine geradezu sträfliche

Stoffvergeubung vorzuwerfen. Aber sie wird ihre Gründe gehabt haben, so und nicht anders zu verfahren, und sie überläßt es, wie bei so vielen ihrer Anordnungen, dem Scharfsinn des Menschen, den Ursachen des Geweihwechsels nachzuspüren. Man hat denn auch die verschiedensten Behauptungen und Vermutungen aufgestellt, ohne jedoch bisher eine völlig befriedigende Erklärung gefunden zu haben. Am nächsten scheint der Lösung des Rätsels der Tharandter Forstzoologe Nitsche zu kommen. Er hält das Abwerfen des Geweihs »für einen ursprünglich pathologischen, später phylogenetisch fixierten Prozeß, d. h. auf deutsch: für einen ursprünglich krankhaften, im Laufe der Stammesgeschichte dann aber zur Regel gewordenen Vorgang«. Er geht davon aus, daß das Geweih als Knochengebilde nicht mit der Luft in unmittelbare Berührung kommen könne, ohne früher oder später dem Untergange anheimzufallen. »Ebenso«, schließt Nitsche, »wie das Röhrenknochenende, das bei einem Bruch sichtbar zutage tritt, an der Stelle allmählich abfällt und abfällt, wo es die Haut durchspießt hat, ebenso muß auch das Geweih, sobald es gefegt wird, nach einiger Zeit an der Stelle abfallen, wo es aus der Haut hervortritt, d. h. an der Rose.« Diese Deutung hat auf den ersten Blick viel Bestechendes, aber ich muß bekennen, daß sie mich doch nicht voll befriedigt. Unterliegt das Geweih als Gebilde des Mesoderms (des mittleren Keimblatts) dem Einfluß der Luft, wie kommt es dann, so muß ich fragen, daß ein Hirsch,



Abbild. 14. Elch

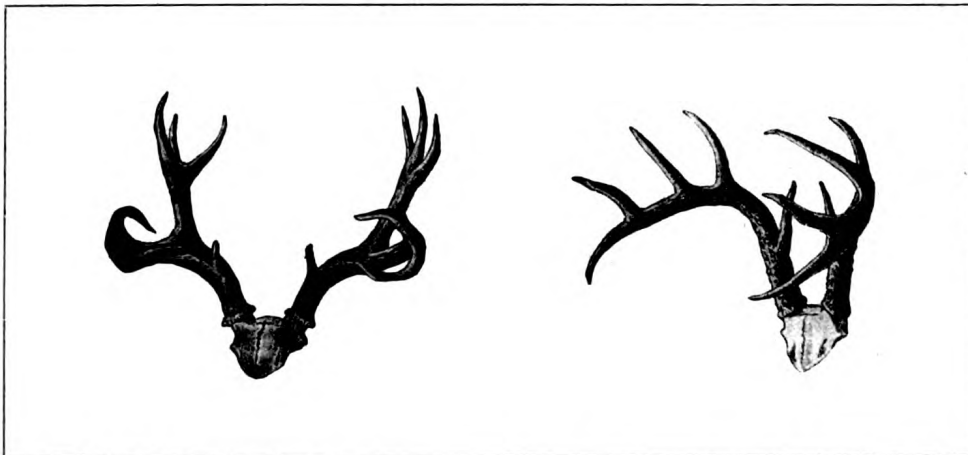
der, während er ein völlig ausgebildetes Geweih trägt, durch Kastrierung oder zufällige Verletzung seine Zeugungsfähigkeit verliert, nie mehr abwirft, sondern den Kopfschmuck, der durch Stoß und Reibung im Laufe der Jahre allerdings abgenutzt wird, bis an sein Lebensende behält?

Die Sache ist also nicht so einfach, und man muß dem Rätsel des Geweihwechsels auf anderm Wege beizukommen suchen. Tun wir es, indem wir den in meiner letzten Frage berührten Kernpunkt der ganzen Erscheinung, die Wechselwirkungen zwischen Geweih und Geschlechtsleben, im Auge behalten und zugleich das biogenetische Grundgesetz, demzufolge jedes Tier in seinem eignen Lebensgange die Entwicklungsgeschichte seiner Art wiederholt, zur Anwendung bringen. Wir wollen hierbei die fossilen Hirsche, deren Einordnung in die Systematik noch keineswegs als abgeschlossen betrachtet werden kann, nach Möglichkeit außer Betracht

lassen und uns hauptsächlich an die lebenden halten.

Wir wissen, daß die Grundbedingung zu jeder Geweihbildung die Protuberanzen des Stirnbeins sind, die wir Rosenstöcke nennen, und die beim jungen Edelhirsch schon im ersten Jahre seines Lebens erscheinen. Da liegt die Annahme nahe, es müsse in der grauesten Vergangenheit der Familie Hirsche gegeben haben, die zeitlebens nicht über das Stadium des einfachen, mit Haut und Haaren bekleideten Rosenstockes hinausgekommen seien, und in der Tat sind uns aus dem Oligozän Nordamerikas die Reste eines Wiederkäuers, des *Protoceras*, erhalten, dessen ganzer oberer Schädel mit Knochenzapfen besetzt war, über deren dauernde Bekleidung mit Haut wir nicht im Zweifel sein können. Wir sehen etwas Ähnliches heute noch bei der Giraffe und beim Napi. Bei der Giraffe, die nach Bölsche schon der Schweizer Anatom Ludwig Rüttimeyer als einen »verkappten Hirsch« bezeichnete, kommen je nach der geographischen Rasse zwei, drei oder fünf Stirnzapfen vor, die zur Zeit der Geschlechtsreife erscheinen und bei den männlichen Exemplaren immer stärker ausgebildet sind als bei den weiblichen. Daß sie als reine Ornamente zu gelten haben, bedarf keiner Erörterung.

Wie aber ist der mit Haut überzogene Rosenstock dazu gelangt, der Träger eines neuen organischen Gebildes, der Geweihstange, und zwar zunächst in der einfachen Form eines kurzen Spießchens, wie es die Spießhirsche Südamerikas zeitlebens tragen

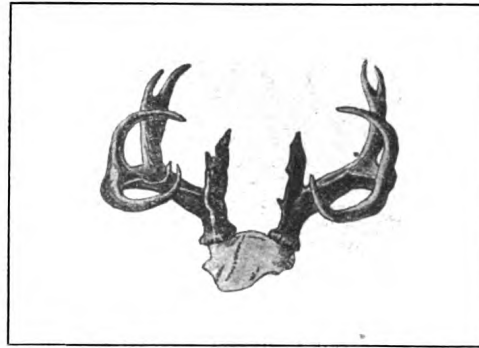


Abbild. 15. Rangobthirsch

Abbild. 16. Virginischer Hirsch

(Abbild. 2), zu werden? Nach Bölsches Vermutung hat die Natur bei gewissen, besonders entwicklungsfähigen Tieren das Wachstum der Rosenstöcke schon in die erste Jugend verlegt, so daß beim Eintritt der Geschlechtsreife oder in jeder der periodisch eintretenden Fortpflanzungsperioden (»Brunstzeit«) ein Energieüberschuß vorhanden war, der sich in einer Verlängerung der Rosenstöcke äußerte. Aber »schon das erste kleine Stangenstückchen, das sich auf den Rosenstock gesetzt hatte, mußte in der Praxis des Lebens in einen hartnäckigen Konflikt eingetreten sein mit seiner dauernden Zellumhüllung. Als ungeschützter Vorsprung mußte es sich abzuschleuern beginnen — ja, im Verlauf mußte es sich mehr oder minder durch Zerreißung, Zerfetzung der Deckhaut ganz entblößen«. Der Hirsch als Waldbewohner war dieser Gefahr natürlich in viel höherem Maße ausgesetzt als die in der Grassteppe und in Mimosengehölzen lebende Giraffe, deren Kopf dank dem ins Riesenhafte verlängerten Hals über alle Hindernisse hinausragt.

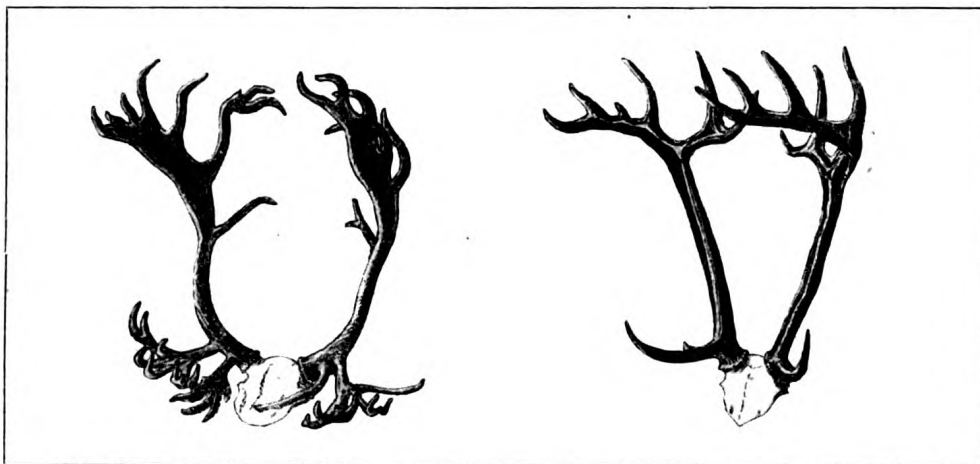
Mit dem Erscheinen der »Stangen« trat zugleich die Notwendigkeit des Geweihwechsels ein, sei es, weil das entblößte Knochengebilde in der Tat abstarb, sei es, weil der Energieüberschuß einer neuen Brunstperiode zur Bildung einer neuen Stange führte, die — etwa wie die treibende Pflanzentknope das darüberstehende Blatt — die erste Stange lockerte und abstieß, womit dann auch, nebenbei bemerkt, das »Dauergeweihe« des kastrierten Hirsches erklärt wäre, bei dem mit



Abbild. 17. Mexikanischer Hirsch

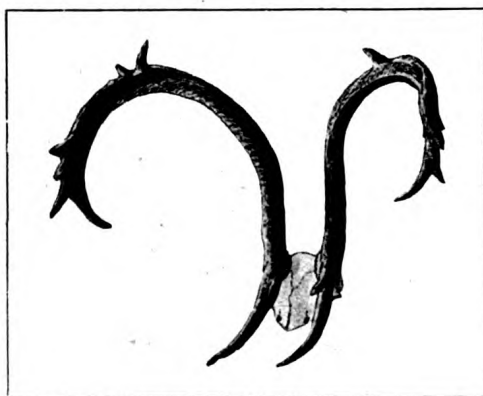
dem Verlust der Zeugungsfähigkeit natürlich auch der Trieb zur Bildung des Sexualschmucks erlischt. Da dieser Energieüberschuß aber mit zunehmendem Alter des Tieres immer stärker wurde und sich, wenn die übrigen Organe ihre vollständige Ausbildung erhalten hatten, mehr und mehr auf die Weiterentwicklung des Sexualschmucks beschränken mußte, so scheint es erklärlich, daß bei einer besonders kräftigen Geschlechterfolge eine Vervollkommenung des Schmucks durch eine Gabelung des Spießes eintrat. Diese Entwicklungsstufe zeigt sich uns in den südamerikanischen Gabelhirschen, dem Taruga (Abbild. 3) und dem Huámul.

Mit der Gabelstufe hat das Geweihe dann erst eine höhere Bedeutung als Waffe im Kampfe mit dem Nebenbuhler erlangt, eine Bedeutung, auf die wir hier näher eingehen müssen. Ohne Frage diente das Geweihe in seiner einfachsten Form, den kurzen schwachen Spießchen, genau so gut nur als



Abbild. 18. Ren

Abbild. 19. Barasinga



Abbild. 20. Eldshirsch

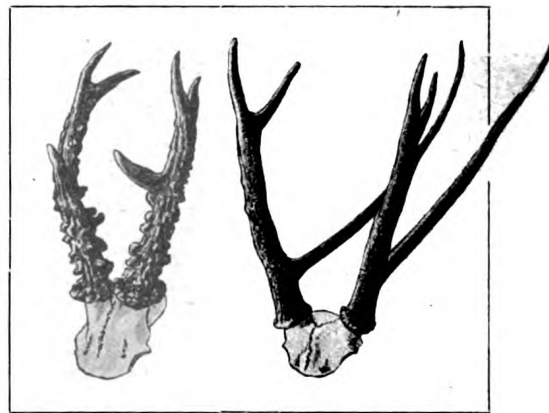
sexuelles Erregungsmittel, wie der Eckzahn des männlichen Moschustieres und Wasserrehs, die ja mit diesem Wahrzeichen ihrer Mannheit den umworbenen Weibchen recht derbe Schläge zu versetzen pflegen. Aus dem Erregungsmittel mag dann allmählich ein Schreckmittel für schwächere Geschlechtsgegnossen, die sich dem begehrten Weibchen ebenfalls näherten, und endlich eine richtige Waffe geworden sein. Zugegeben, daß sich ein Paar einfacher Spießchen schon zum Angriff gebrauchen läßt: eine zum Angriff und zur Verteidigung gleich tüchtige Waffe entstand erst mit der Gabel, die es dem Kämpfer erlaubt, den Stoß des Gegners aufzufangen, ihn durch das Eingreifen in sein Geweih zu fesseln und zurückzudrängen. Beim Taruga erkennen wir in dem nach vorn gerichteten Ende der Gabel schon deutlich die Augensprosse, die als wesentlicher Bestandteil des Geweihs bei allen Hirschen, vielleicht mit alleiniger Ausnahme des Rehs, wiederkehrt und bei vielen dem Kopfschmuck erst seinen wahren Charakter als Waffe verleiht.

War mit der Entstehung eines zweiten Stangenendes einmal der Anfang zur Verästelung der Stange gemacht, so stand einer weiteren Entwicklung des Ornaments in der eingeschlagenen Richtung nichts mehr im Wege. So tritt uns das Sechsendergeweih bei einer ganzen Anzahl von Hirschen entgegen, und zwar durch das Hinzukommen einer »Hintersprosse« gebildet beim amerikanischen Pampashirsch (Abbild. 4) und den meisten Hirschen Indiens und des hinterindisch-malaiischen Archipels — Aris (Abbildung 5), Alfreidshirsch, Schweinshirsch, Sambur, Pferdehirsch (Abbild. 6) usw. —

oder aber durch das Schieben einer zweiten »Vordersprosse, die der »Mittelsprosse« unsers Edelhirsches entspricht, wie bei den Rusahirschen des Malaiischen Archipels, z. B. dem Celebeshirsch (Abbild. 7), dem Java-, dem Molukken- und dem Timorhirsch. Die Achter- und Zehnerstufe erreichen der japanische Sikahirsch (Abbild. 8) und seine Verwandten, indem sie zwischen Augensprosse und Stangenende eine (die Mittelsprosse!) oder zwei Sprossen einschieben, während es der südamerikanische Sumpfhirsch (Abbild. 9) durch Gabelung oder Verästelung der Enden eines dem des Pampashirsches entsprechenden Sechsendergeweihs auf zehn, zwölf und mehr Enden bringt. Vielleicht ist auch das seltsame Geweih des indischen Schomburgkshirsches (Abbild. 10) in gleicher Weise zu deuten.

Vom Sikahirsch führt der Weg über die mittelasiatischen Rothirsche zu unserm Edelhirsch und seinem, jedenfalls ursprünglich auch in Asien beheimatet gewesenen und von dort über die alte Landbrücke der jetzigen Beringstraße nach Nordamerika ausgewanderten Vetter, dem Wapiti. Beiden ist die zwischen Augensprosse und Mittelsprosse eingeschobene »Eissprosse« gemeinsam; aber während der Wapiti (Abbild. 11) an dem über der Mittelsprosse gelegenen Stangenteil nur eine Reihe einfacher Enden schiebt, zeigt der Edelhirsch in seiner höchsten Ausbildung (Abbild. 12) die charakteristische Vereinigung dieser gleichsam überzähligen Enden zu einem becher- oder tulpenförmigen Gebilde, der »Krone«.

An dieser Krone erkennen wir schon das Bestreben der Natur, dicht zusammenstehende



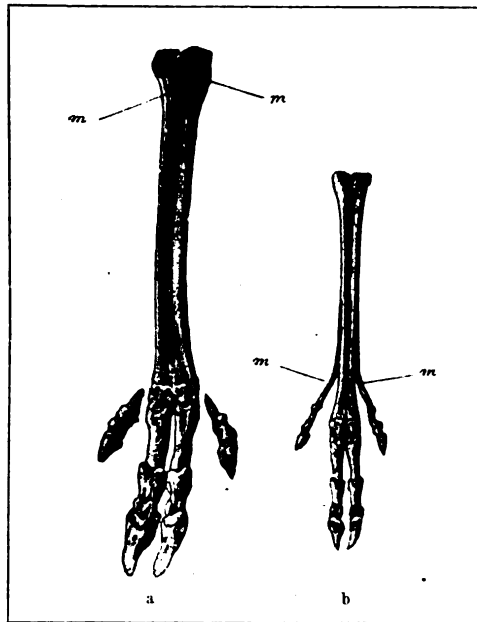
Abbild. 21. Reh

Abbild. 22. Milu

Enden untereinander und mit der Stange durch flache Wucherungen der Geweihmasse, die man am besten mit den Schwimmhäuten des Entenfußes vergleicht, zu verbinden, eine Tendenz, die beim Damhirsch (Abbild. 13) und Elch (Abbild. 14) wie bei deren ausgestorbenen Verwandten, dem Irifchen und dem Ruffifchen Riefenhirsch, zur Schaufelbildung geführt hat. Sowohl beim Damhirsch wie beim Elch zeigt das Geweih der jungen Tiere und der »Kümmerer« durchaus noch den reinen Stangencharakter und bildet sich erst mit zunehmender Endenzahl zur Schaufel um. Beim Elch wird hierbei sogar die Hauptstange bis zum völligen Verschwinden verkürzt, während Augen- und Mittel sprosse zu einer »Vorderschaukel« verschmelzen.

Einen andern Weg zur Vervollkommenung des Geweihs hat die Natur bei einer Gruppe amerikanischer Hirsche eingeschlagen, zu der außer dem Langohrhirsch (Abbild. 15) die Mazamahirsche: Virginischer Hirsch (Abbildung 16), Mexikanischer Hirsch (Abbild. 17) und andre gehören. Bei ihnen ist die Augensprosse an die Innenseite der Stange verlegt und hat dadurch natürlich ihre Bedeutung als Waffe eingebüßt. Zum Ausgleich ist die Hauptstange, als deren Ende wir das untere Ende der vorderen Gabel zu betrachten haben, scharf nach vorn gebogen, ein Vorgang, der uns durchaus verständlich und zweckmäßig erscheint. Aber weshalb, so müssen wir fragen, finden wir dieselbe Erscheinung auch beim Ren (Abbild. 18), beim Barasinga (Abbild. 19) und beim Elshirsch (Abbild. 20), bei denen doch die übrigens zur Verästelung neigende Augensprosse ihre alte Stellung behalten hat? Beim Ren könnte man sich bei der Erklärung beruhigen, daß Augen- und Eis sprossen zu Schneeschaukeln umgestaltet seien, mit denen dieser Hirsch beim Alfen der kargen Flechtenvegetation seiner Heimat die Schneedecke beseitigt, wenn man nicht wüßte, daß die weiblichen Stücke sich ohne solche »Schneeschaukeln« behelfen müssen, und wenn man nicht von zuverlässigen Beobachtern erführe, daß auch die männlichen den Schnee einfach mit den Vorderläufen beiseitescharren.

Die hier aufgeworfene Frage fällt mit einer andern, kaum weniger wichtigen zusammen: Wie kommen überhaupt Sprossen an die Hinterseite der



Abbild. 23. Mittelhand- und Fingerknochen beim Edelhirsch (a) und beim Reh (b); m: verkümmerte Metakarpalknochen des zweiten und fünften Fingers

Stangen, wo sie doch als Bestandteile der Waffe wertlos sind? Eine Beantwortung beider Fragen gibt uns ein Praktiker der Naturkunde, der Forstmeister C. Hoffmann, in seiner von der Wissenschaft bisher leider noch nicht gebührend gewürdigten »Morphologie der Geweihe der regenten Hirsche« (P. Schettlers Erben, G. m. b. H., Göttingen), worin er zur Erklärung des Geweihaufbaues verwandte Erscheinungen aus der Pflanzenwelt heranzieht und mit Hilfe der an jedem Geweih deutlich erkennbaren Gefäßfurchen den Nachweis führt, daß bei allen Geweihen mit »Hintersprossen« eine Drehung der Stangen stattgefunden hat. Da nun beim Reh (Abbild. 21) genau wie beim Edelhirsch die Gefäßfurchen gerade und nicht spiralig verlaufen, spricht Hoffmann logischerweise die sogenannte Hintersprosse der Rehstange als das eigentliche Stangenende an, eine Auffassung, über die man anderer Ansicht sein kann, da gerade die Geweihbildung beim Reh aller Gesetzmäßigkeit hohnzusprechen scheint. Fehlt hier die Augensprosse wirklich und wird sie, wie Georg Rörig meint, durch die zum Teil endenartigen Perlen ersetzt, oder ist sie nur in die Höhe gerückt und in der sogenannten Vordersprosse doch noch erhalten?

Wenden wir Hoffmanns Vermutung auch auf den Sonderling unter den Hirschen, den nur noch in wenigen Exemplaren im kaiserlichen Jagdpark bei Peking lebenden Milu oder Davidshirsch (Abbild. 22) an, dessen jährlich zweimal stattfindender Geweihwechsel durch Ljebekker, Hed und Zutowsty einwandfrei festgestellt worden ist, so findet unsre bisher nur im Scherz geäußerte Vermutung, die überlangen Sprossen müßten nach hinten gerichtete Augensprossen sein, eine unerwartete Bestätigung. —

Ich habe mich darauf beschränken müssen, eine kleine Anzahl der Fragen zu beleuchten, die sich uns beim Betrachten eines Hirschgeweihs und ganz besonders bei vergleichenden Studien an einer größeren Sammlung aufdrängen. Der Leser wird aus meinen kurzen Ausführungen erkannt haben, ein wie großes Forschungsgebiet sich der Wissenschaft hier noch eröffnet und welche Schwierigkeiten die Einreihung der Hirsche verursachen muß. Glücklicherweise sind wir dabei nicht lediglich auf das Geweih angewiesen; die Natur stellt uns vielmehr noch mehrere andre Unterscheidungsmerkmale zur Verfügung, deren wichtigstes ich hier zum Schluß

nach mit einigen Worten streifen will. Während wir bei den Schweinen die vier Mittelfuß- oder richtiger Mittelhandknochen des Vorderfußes noch vollständig erhalten finden, sind die beiden mittleren bei den Hirschen zu einem einzigen Knochengebilde, dem Kanonenbein, verschmolzen, indessen die Mittelhandknochen des zweiten und des fünften Fingers (»Asterklauen«) als kümmerliche Reste fortbestehen. Je nachdem diese Überbleibsel nun unten oder oben am Kanonenbein sitzen, bezeichnet man die betreffenden Hirsche als telemetarpale oder plesio-metarpale, wobei, stammesgeschichtlich betrachtet, die ersteren als die niederen, die letzteren als die höher entwickelten zu gelten haben (Abbild. 23). Zur ersten Gruppe gehören mit Ausnahme des Wapitis alle amerikanischen Hirsche, die zirkumpolaren Formen Elch und Ren, endlich das chinesische Wasserreh und selbstamerweise unser Reh, zu der zweiten die rein altweltlichen Hirsche nebst ihrem offenbar nach Amerika ausgewanderten Vetter.

Wie man sieht, tauchen hier schon wieder neue Fragen auf, deren Erörterung wir einstweilen beiseitelassen müssen.

Lebensmitte

Was gleicht dem Schmerz von Kindern und von Greisen?
Ist er nicht silbern wie aprilne Schauer?
Er fällt, um lockres Erdreich zu durchkreisen,
Er währt als eines Wolkenhattens Dauer.
Er spiegelt sich in einem Regenbogen,
Er schluchzt der Hoffnung in die sanften Hände —
O Hoffnung auf ein Morgen, unbetrogen,
O schlummerfel'ge Hoffnung auf das Endel

Was gleicht dem Schmerz der armen großen Leute?
Wer tröstet uns in unsers Lebens Mitten?
Uns auf der Insel, aller Stürme Beute,
Schiffbrüchig, von der Heimat abgeschnitten —
Uns, gleich entfernt von Gestern und von Morgen,
Raubtiere, aufeinander angewiesen,
Im Kreis gepeitscht vom Giftgezücht der Sorgen,
Verloren an den starren Schicksalsriesen —?

Ina Seidel



Marie von Ebner-Eschenbach
an ihrem Schreibtisch in Zdislawitz

Erinnerungen an Marie von Ebner-Eschenbach

Von Hedda Sauer (Prag)

Genau erinnere ich mich des Augenblicks, da ich Marie von Ebner-Eschenbach zum erstenmal sah. Es war im Jahre 1898, an einem blendend schönen Sommerabend, in St. Gilgen.

St. Gilgen, St. Wolfgang, St. Lorenz, wie sie alle unter dem Schutz ihrer Heiligen am Ufer der lächelnden Seen stehen — nein, zu schwimmen scheinen, wenn man sie vom Schiff aus betrachtet! St. Wolfgang »ein Schwan auf blauem Wasser«, St. Gilgen ein schwimmender Garten. Denn in der blaugrünen Bucht von Brunnwinkel wachsen die Schwertlilien und die Rosen in den Gärten der Wiener Professoren so nah am Wasser, daß jede Blume aussieht, zweifach aussieht wie eine Nebenbuhlerin der Venus, schön und schaumgeboren. Es ist eine zärtliche, gesäumte Landschaft: die Ufer Berge, rosig aneinander gereiht, sind eine Girlande.

Aber diese Landschaft schien mir kein Rahmen für meine Marie Ebner aus Zdislawitz. Wie ich sie zum erstenmal auf der Straße am See erblickte, hat mein Herz sie gegrüßt; nicht allein von mir, sondern von allen, die

ich liebte und die sie liebten. Sie ging neben dem rotsamten Fahrstuhl der Frau Ida von Fleischl, ihrer Getreuen, aus der Freundschaftstrias mit der dahingeshiedenen Paoli noch ihr Verbliebenen. Und sie sah aus, wie ich sie mir nach Bildern und Erzählungen vorgestellt hatte. Das Leben gab kein Kolort zu diesen Stichen und Radierungen, denn das Gesicht war weiß wie Elfenbein, das Haar unter dem schwarzen Glodenhut auch weiß wie Elfenbein oder alte Spitzen, und ihre Kleidung schwarz. Ich hörte ihre Stimme: wie gütig, wie ruhig, wie harmonisch! Ist eine Hand eine Offenbarung, so ist's eine Stimme noch viel mehr. Und diese hier war mir auch noch heimlich vertraut, in der Herbheit der Konsonanten die in Mähren oder Böhmen großgewordenen Österreicher kennzeichnend. Heimatlich vertraut war mir auch der eine große Stoffkreis ihrer Erzählungen, ihr Schauplatz. Und die Pflanzen- und Tierwelt der nordösterreichischen Kronländer, wie genau kannten wir die! Und die Menschen »bei uns zuhause auf dem Lande«.

Mein Bruder hat einmal das ganze Land der Ebner-Eschenbach nachgeschaffen; nicht in Worten, nicht mit dem Pinsel, sondern in Ton und Wachs und allerlei anderm formbaren Material: eine Miniatur-Kulisse für die Dorf- und Schloßgeschichten. Auf einem großen Tisch wurde die »Gegend« zusammengestellt. Diese braune feine Erde, schokoladefarben und weich, war sie nicht der Boden von Wlastowitz, dem Gut der Freiherren von Gemperlein? Stand da nicht in der Tür des Pfarrhauses der Herr Pfarrer Vitalis, der dicke, rosige, brave? Und die bunten Figürchen bei der Dreschmaschine, deren Räder Lotti die Uhrmacherin entzückt hätten, waren es nicht der Herr Rentmeister und der Adjunkt und wahrscheinlich auch der gute, treue, der Don Quichote im Gewand eines Knonen, Dörsberg? Mit Apfelrot, Hellgelb und Pfaublau sind die Obstbäumchen beladen, wie kleine Majoliken sehen sie aus, und vor dem Hoftor steht ein Gefährt, sonderbar gebaut, erinnert an den Obstgarten, denn es erinnert an einen Apfel, wenn auch nur an einen halben, und ist gewiß der bekannte, der eigentümliche, der apfelfältenförmige Wagen des Herrn Barons Ramnigk.

Die geliebte Dichterin unsrer Jugendjahre hatte ich nun gesehen. Bald darauf durfte ich sie besuchen, und da, in ihrem Haus, war ich mitten in ihrem Werk. Denn es berührte sonderbar: ein paar Schritte nur entfernt war der Landungsplatz der Dampfschiffe, der Tennisplatz, der Mittelpunkt der lebhaften Sommerfrische. Bei ihr sah man wie unter einer Glasglocke, oder zum mindesten: das Haus erschien wie eine Vitrine, voll von schönen alten Dingen, von Ruhe, von grünlichem Licht. Und darin, zart und fein wie eine Wachsfigur, die ehrwürdige Gestalt, die immer Bild war und jetzt lebendig geworden.

An einen Teenachmittag erinnere ich mich, an die herbe, ernste Frau von Gleisch, die schon die Gebrechen des Alters quälten — »wenn ich so gut hören und sehen könnte wie du« sagte sie zur Baronin Ebner —, Frau von Gleisch, die eminente, erzellente, intelligente, wie sie Josefine Knorr in einem Brief an mich einmal nannte. Und Hermine Villinger! Die Vorstellung der Vitrine verschwindet, und die Erinnerung an Sommerstunden, Schwarzwaldstunden, ans Pödenzl

und Pödenzl, den Schloßplaghund und die milde gütige Frau in der Posttutsche kommt. Die liebe Hermine Villinger! An Getreide und Kornblumen mußte man denken, wenn man sie sah; an Gesundes, Deutsches, Treues. Daß die ästhetischen Werte ihrer Erzählungen in den ethischen wurzelten, machte sie dem Geist der Ebner verwandt. Diese, »ein Teebrett in den Händen« wie Alma von Goethe, führte das Gespräch, ohne es zu entführen. Die Schilderung ihrer Hände hat sie selbst vorweggenommen, freilich nicht die der ihren, sondern die der Baronin Karoline Reich in der Novelle »Wieder die Alte«: »schlanke Finger, deren jeder einen Verstand für sich zu haben schien«. Das war der Geist — und die Körperlichkeit dieser Hände? Unkörperlich fast, Elfenbein, Wachs. Und noch eine Vision. Grüne Glashaushämmerung, Schutz und Bedingung für das Entfalten der edelsten Blüte. Sie, die Große, Kluge, hat das unterschätzt. Sie hat gesagt: »Ich habe gehungert nach Hunger und gedurstet nach Durst.«

Fast um ein halbes Jahrhundert war sie älter als ich, und doch gütig und nachsichtig. Zusammen mit einer Freundin war ich bei ihr; sieben Jahre, die biblische Werbezeit Jakobs, hatten wir einander nicht gesehen und erzählten es ihr. Ach, wie sie lächelte: »Das kommt euch wohl wie eine Ewigkeit vor; was sind sieben Jahre!« Aber wie hat sie die Brücke zur Jugend hinübergeschlagen, als sie zehnmal sieben Jahre erlebt hatte, als zu ihrem siebzigsten Geburtstag die Münchner »Jugend« sie feierte. »Hoch die Jugend!« schrieb sie, »hoch die kampflustige, übermütige, vielgeliebte Jugend! Armselig das Alter, das ohne Verständnis für deine brausende Lebenslust, deine strotzende, äußerungsbedürftige Kraft. Traurig das Alter, wenn ihm nicht — im stillen freilich! — das Herz lacht bei deinen tollen Streichen ...«

Die St. Gilgener Sommertage waren wie die berühmte, schwer zu ertragende Reihe — einer so schön wie der andre. Doch dankbar genossen wir sie; die gute Ebner scherzte: »Wie macht Ihnen das Wetter den Hof!«

Aber als wir von ihr Abschied nahmen, war alles wie von einer schweren, schrecklichen Wolke verbüstert, war unser freundliches St. Gilgen in tiefe Trauer gehüllt. Am 10. September hatte der Anarchist Luc-

cheni in Genf unsre Kaiserin ermordet. Entsetzen und Empörung erfüllten uns alle. Frau von Ebner-Eschenbach kam uns tief-ergriffen entgegen: »Was hat sich ereignet, seit wir uns zuletzt gesehen haben! ...« Unter diesem furchtbaren Eindruck schieden wir.

Um Jahre später traf ich mit der Freundin der Baronin Ebner, Josefine von Anorr, in Salzburg zusammen. Gegenüber vom Bahnhofe, knapp an den Schienen der Reichsgadner Bahn, sah ich das schöne Denkmal der Kaiserin. Es ist ein seltsamer Platz für ein Standbild, dieser unruhige, fortwährend vom Erzittern der Schienen gestreifte Fleck Erde, aber kein besserer konnte für den Gedanken, in dem es errichtet ist, gewählt werden. Denn hier hat die Kaiserin zum ersten- und zum letztenmal österreichischen Boden betreten. Marie von Ebner-Eschenbach durfte die Stimme sein, die für alle zu ihr sprach; ihre Verse stehen auf dem Sockel eingegraben:

Dein Österreich, du hast es hier betreten
Als Kaiserbraut in holder Majestät,
Und alle Herzen flogen dir entgegen,
Ihr Jubelruf war Sehnen, war Gebet!
Dein Österreich, du hast es hier betreten
Im Scheiden auch, geliebte Majestät,
Und wieder folgt dir nach des Volkes Segen,
Und seine Tränen werden zum Gebet.

Die Baronin Anorr, mit der ich diesen Tag verlebte, war in manchem ihrer Freundin ähnlich. Auch sie war geistreich, nicht nur gescheit. Einer ihrer Aphorismen erinnerte mich besonders an die Aussprüche der Ebner-Eschenbach. »Manche Frau«, sagte sie, »ist zu gescheit für ihren Mann, allein keine kann zu gescheit sein für die Ehe.« Aber dennoch waren die beiden wie Nacht und Tag. Die eine ganz Ruhe und Harmonie, die andre mit einem schmerzlichen Rest von Ungeklärtheit, von fast jugendlichem Erwarten bis ins hohe Alter. Rührend anmutig war das. »Ach, ich bin wenig philosophisch,« schrieb sie mir einmal nach ihrem Geburtstag, »alt seit langer Zeit, habe ich mich nicht damit abzufinden vermocht. Die Jahrhundertfeiern wie die für Schiller (der Brief war aus dem Jahre 1905) sind gut für die Unsterblichen; die Jahrestage der Alten, ob man sie feiert oder nicht, sind immer traurig, denn sie erinnern an das Ende.« In ihren »Abend-

gedanken« steht auch zu lesen: »Die schmerzlichsten Enttäuschungen nach jenen der Liebe mögen die der Kunst sein.«

Durch sie hatte die Ebner Grillparzer kennengelernt; Ferdinand von Saar war ihr ein treuer Freund gewesen. Sie, in der nächsten Nachbarschaft der besten österreichischen Literatur, blieb eine Ringende, während Frau von Ebners Dasein, wie in der Mythe, allmählich ganz in Lorbeer verwandelt wurde. Im Jahre 1897 erschien bei Cotta ein kleiner Band Gedichte; seine Deckel umschlossen die beiden Namen der Freundinnen: Marie von Ebner-Eschenbach hatte der Sammlung »Aus späten Tagen« von Josefine von Anorr folgende Einleitung gewidmet: »Meine teure Sephine! Lange schon hege ich den Wunsch, einer ausgewählten Sammlung deiner Gedichte das Geleit geben zu dürfen. Du bestehst aber darauf, dein Bändchen 'Aus späten Tagen' zu veröffentlichen, noch ehe du uns die Auswahl spendest, auf die ich hoffe. So heiße ich es denn willkommen und nicht nur als einen Vorboten. Wenn auch manche Stimme in diesen Liedern schweigt, die in deinen früheren erklang, finde ich dich in ihnen wieder; deine mir so liebe Eigenart, die Schwermut und den Schwung deiner Jugend, den Zauber der Empfindung, der die Herzen rührt ...«

So wußte Marie Ebner Freundschaft zu halten; rührend sind diese von der Patina der Jahre noch veredelten Geister, wie sie einander zuwinkten, Blumen, Lorbeer, Dank, Liebe geben. Ich denke da an einen (längst veröffentlichten) Brief zum achtzigsten Geburtstag der Gräfin Luise Schönfeld-Neumann: »Gott segne, beschütze, erhalte dich, du hast mir durch deine edle Kunst meine Jugend verschönt, du verschönst mein Alter durch deine Freundschaft, ich war und bin deine Schulbnerin und bleibe es mit Entzücken.« Ein Brief aus früheren Jahren, an eine andre verehrte Luise, an Luise von François, war auch die Knospe einer Freundschaft, aber diese Knospe hatte zu schöne Blätter: Marie Ebner erzählt, wie sie sich ihres zu eleganten Briefpapiers halber vor der gestrengen Redenburgerin schämte. Liebes und Freunbliches kam auch uns zu, geschrieben in Wien, Löschna, Rom. Dorthin hatte ich ihr einen Gruß Ellen Reys gesandt; »Freude und Ehre ist es mir,

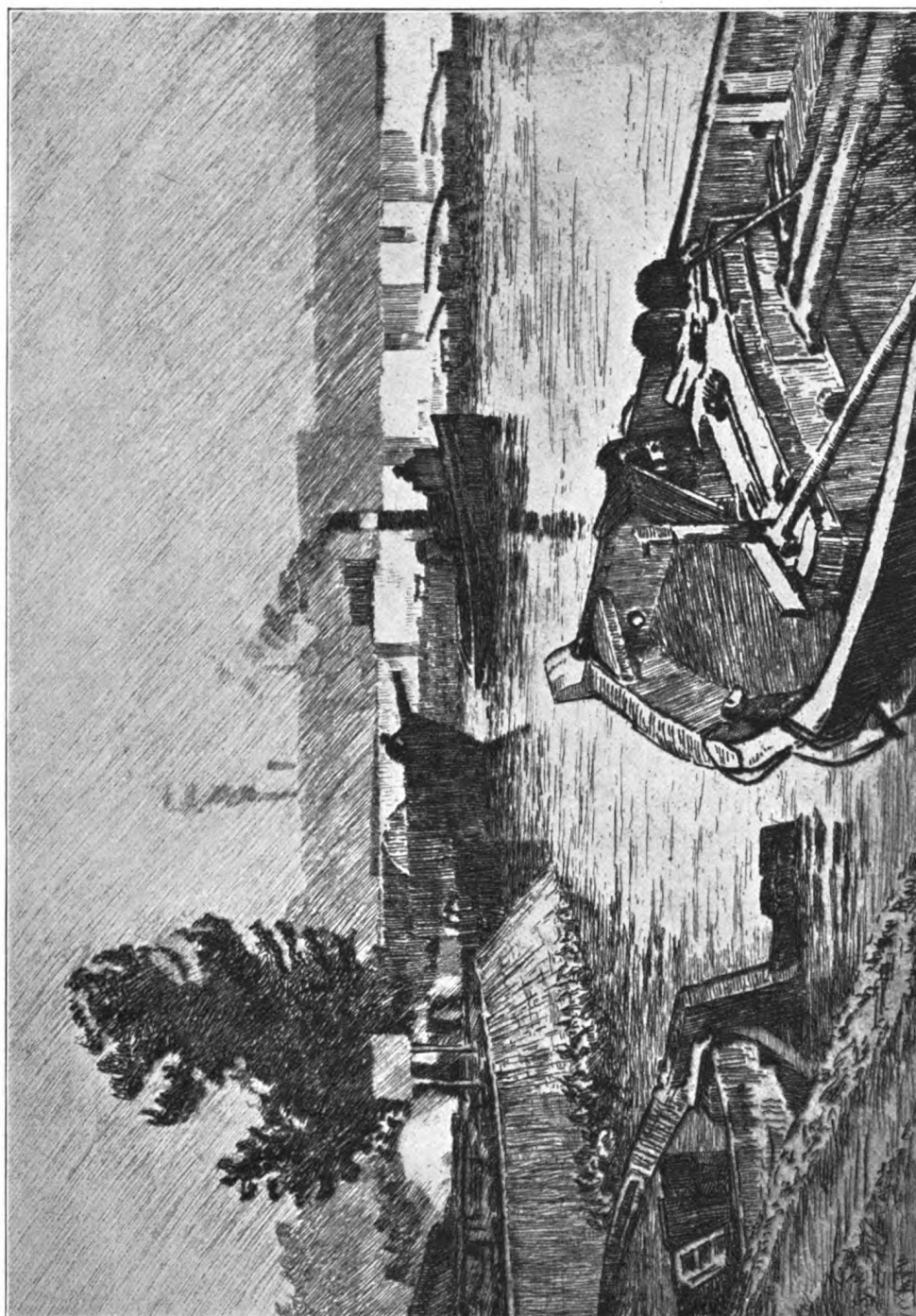
daß Ellen Rep mich grüßen läßt,« antwortete sie. Gewohnt, schwere, ja gelehrte Werke zu lesen, nahm sie Rom, das erst im Alter erschauete, vor wie ein Buch von Mommßen. Oft denke ich, vielleicht wäre sie, in einer andern Zeit, selbst eine Gelehrte geworden. Die Schillerbiographie, die sie schreiben wollte — ihr jugendliches Verslustspiel »Doktor Ritter« könnte man den Reim dazu nennen —, ist nicht geschrieben worden. Oh, welche Freude wäre es ihr gewesen! Ich sehe sie mit ihrer feurigen, ihrer heißen und doch so gewissenhaften Künstlerschaft. Zug an Zug hätte sie gefügt, Farbe an Farbe, Licht an Licht. Schade, Schade! Das Genie hätte das Genie geschildert, kraft seiner Erkenntnis und kraft seiner Intuition.

»Auch Frauen können Selbstenblut haben,« sagte sie einmal. Sie hatte es gewiß. Selbstenblut und Siegerblut, das sie ihren Gestalten mitteilte, wie der Baronin Karoline in der Novelle »Wieder die Alte«, die sagt: »Die Natur, die uns betrügt, die jeden einzelnen von uns an den glühenden Ketten der Leidenschaften hinschleift zu ihren Zielen, um uns dort elend verkommen zu lassen ... die Natur, ein schlafender Dämon, der die Welten zusammenträumt, ein rätselhaftes Ungeheuer, unergründlich schlau, grenzenlos grausam, manchmal unsäglich blöb ... Ja, die Natur — der Natur muß man folgen! — Man muß nicht.« Was sie da eine alte gescheite Frau, die herbste ihrer Gestalten, sagen läßt, ist rot wie das Blut in Schillers jungen Adern. Ein paar Seiten sind im Werk der Ebner-Eschenbach, die ihr Wesen vielleicht am vollkommensten ausdrücken; ich meine die Beschreibung ihres Jugenddramas, das, treu dem heroischen Stil, auf dem Scheiterhaufen endete. Sie hat es verbrannt, aber den Gedanken an diesen Stoff aus der Geschichte der Anna von Österreich, den sie einem Werk der Frau von Motteville verbannte, nicht in sich erlöset. Mit welcher lebenswürdiger Ironie spricht, ich glaube, es war doch ihr liebstes. Und darum: wie hätte sie mit ihrem Sinn für den großen Stil, und doch ganz unter uns lebend, uns von Schillers Dramen erzählt! Geradewegs von Aranjuez wäre sie zu uns gekommen, oder vom Rütli. Schade, Schade!

Aber wie gut und schön, daß sie uns noch,

mit ihrer letzten Kraft, von unserm österreichischen Schiller erzählt, durch persönliche Erinnerungen ihn uns nahegebracht hat. Lange hörten wir nichts Unmittelbares von ihr, da kamen Westermanns Monatshefte und brachten ihre Erinnerungen an Grillparzer. Und sie schrieb an meinen Mann, Grillparzers Biographen, schrieb in ihrer übergroßen Bescheidenheit: »Sie haben ihm einen Tempel errichtet, ich habe ihm nur ein Marterl gesetzt.« Und an mich: »Wie gern würde ich meine kleinen Aufsätze überarbeiten, noch einige Lichter anbringen auf diesem Miniaturbildchen unsers großen, vielgeliebten Grillparzers. Aber ich bin sehr leidend. Der Kopf gäbe noch manchmal etwas her, die Hand ist müd und ungeschickt geworden, die Augen sagen: Wir haben dir lang gebient, nun gönn' uns Ruhe. Das Ende ist, daß ich ihnen den Willen tun muß.« — Als Weihnachtsgruß sandte sie mir ihr letztes Buch »Stille Welt«, im Januar schrieb sie wieder, dankte für den ihr gesandten Band von Grillparzers Werken (seine amtlichen Arbeiten enthaltend): »... in dem ich oft schon mit den gemischtesten Gefühlen gelesen habe. Bedauern, beinahe Mitleid kämpfen mit der Ehrfurcht vor dieser treuesten Pflichterfüllung. Das Bild Bancbans steigt vor mir auf.«

Ihr letzter Brief ist vom 12. Februar datiert; das war vier Wochen vor ihrem Hinscheiden. Müde und gequält von Leiden nennt sie sich und hofft doch zuversichtlich auf die Freude, zu Ostern die Erinnerungen an Grillparzer in Buchform senden zu können. Als Ostern kam, war ihr Mund schon wochenlang verstummt, und sie hatte die Reise, die sie so oft geschildert hat, zum letztenmal angetreten. Vom Herzen Wiens diesmal, aus dem Stefansdom, hinaus in das mährische Land. Noch in einem meiner letzten Briefe hatte ich angefragt, ob sie wohl genug sei, um einen ihr fremden Besuch empfangen zu können: Jella von Zednitz, die, selbst Schriftstellerin, seit kurzem in Wien lebte. Marie Ebner schloß ihren Antwortbrief — es war ihr letzter an mich — mit den Worten: »Noch muß ich hinzufügen, daß ich jetzt Besuche, wenn sie mir zu jeder andern Zeit noch so lieb und willkommen gewesen wären, nicht annehmen kann. Leider, leider!« Es war ihr letztes Wort an mich, dies gütige, höfliche »leider«.



Friedrich Stichling: Ranal

Zwei Tage nach dem Tode der lieben Nichten schrieb mir Tella von Zebnit: »Nun habe ich den Besuch bei der Ebner-Eschenbach doch nachgetragen. Ich ließ mir ein Frühlingssträußchen binden und ging ganz einfach in die Wohnung. Die bewährte Dienerin, die ich aus so vielen Erzählungen zu kennen glaubte, öffnete mir und ließ mich unbeanstandet hinein. Ein langer Korridor mit vielen Schränken, ein kleines, schmales, einfenstriges Zimmer mit einer fleißig weitertidenden alten Uhr (so alt sind wohl auch die Hände, die sie aufziehen pfliegen), mit einem bequemen Lehnstuhl am Fenster, von dem sie, nicht lachend, aber lächelnd wohl auf uns niederschaute. Dann das Trauergemach, ganz enteignet, in tiefes Schwarz gehüllt, und alle Besonderheit untergegangen in Pomp und Prunk des Todes. Viele Kränze mit stolzen Schleifen, hohe Rande-laber und das »Schaubett« erhöht, erhöht wie nie ein wirkliches. Und in dem engen Bett die leblose, furchtbar, entsetzlich weiße Gestalt, wie ich nie einen Toten sah. Ich schaute sie lange an, der mein Geist viel-tausendmal, mein sterblich Auge nimmer-mehr begegnet. Sie ruhte feierlich und see-lenstill, das Gesicht von tausend und aber-tausend Gedankennarben durchfurcht, der

Mund mit dem so überaus kräftig entwik-elten Oberkiefer schmerzlos und ausdrucks-voll geschlossen. Die Gestalt in ein würdiges, schwarzes Gewand gehüllt, ein Spizentuch, fein wie ein Spinnngewebe, über die Füße gebreitet. Und viele kleine und größere Sträuße auf die Falten verstreut. Ich legte den meinen ihr dankbar zu Füßen und ging hinaus, unbehelligt und unangefochten, wie ich gekommen. Die sonst die Tür ihr sorg-sam gehütet, merkten wohl, daß sie nun nicht mehr ihnen, daß sie der Welt ge-höre.« —

»Ihr eignes Gesicht erhellte sich im Wi-derschein des Friedens,« hat Marie Ebner einmal, eine solche Szene schildernd, ge-schrieben. Von diesem Frieden leuchtet auch ihre Nanie auf Grillparzer, ihre Erzählung von dem Besuch in der, ach, so stillen Fröh-lich'schen Wohnung. Und auch dies sind ihre Worte: »Warten wir in Geduld, bis sie kommt, die große Stunde, vielleicht tritt sie uns auch so freundlich an.« Ich glaube, ihre Stunde ist nicht wie ein häßliches Ge-rippe gekommen. Auch nicht wie ein fadel-sentender Genius, sondern schlicht und ein-fach, vom starken Zeiger der Notwendigkeit bezeichnet. Und ich glaube, sie kam freund-lich, kam als Freundin.

Abend

Oh, könnt' ich im goldenen Rauch, der lag
Auf dem Wasserpfegel, auf Wiesen schön,
Niederslutend über die Abendhöh'n,
Wiederfinden einen Tag!

Es dampft der See, ein Geläut fängt an,
Schwellend, glühend in Lüften ein Chor,
Unterirdisches rauscht empor,
Himmel, Himmel ist aufgetan!

Schlafen sie, schlafen die Schmerzen? —
Winde weich um die Wangen wehn.
Liebes Mädel, willst schlafen gehn?
Hörst du unsere Herzen?

Näher und näher tropft es im Rund —
Spiegelnde, silberne, mondene Stund'!
Klingend in die empfangende, sacht
Kühler flügelnde, duftende Nacht
Schlagen, schlagen zwei Herzen.

Walther Eidlitz



Denkmal Gustav Freytags von Prof. Fritz Schaper im Kurgarten von Wiesbaden (enthüllt 1905)

Vom Humor in Gustav Freytags »Ahnen«

Ein Gedenkblatt zu Freytags hundertstem Geburtstag (13. Juli 1916)

Von Otto Walter

Schon Freytags erste Lustspiele: »Die Brautfahrt oder Kunz von Rosen« und »Die Valentine«, von denen die »Brautfahrt« bei einem Lustspielwettbewerb preisgekrönt wurde, lassen den Humoristen in ihm erkennen; und »Die Journalisten« gelten vielen Literaturhistorikern sogar noch heute als das beste deutsche Lustspiel nach »Minna von Barnhelm«.

Nach den »Journalisten« wandte sich Freytag dem Roman zu und schuf in »Soll und Haben« und der »Verlorenen Handschrift« zwei Werke, in deren Mittelpunkt die deutsche Arbeit, der deutsche Kaufmann, der deutsche Gelehrte stehen. Zu dem großen Erfolg beider Bücher hat gewiß nicht das wenigste der lebenswürdige Humor beigetragen. Erinnert sei nur an die köstliche Schilderung des kaufmännischen Lebens, die prächtigen Tanzstunden- szenen bei Frau von Baldered mit der Eifersucht zwischen den »Braunen« und den »Grünen«, den braven alten Sturm, der sich fest einbildet, daß er mit fünfzig Jahren sterben müsse, und nur durch einen frommen Betrug von diesem Wahn geheilt wird, und schließlich an die ergötzliche

Feindschaft zwischen Specht und Pix, die in der »Verlorenen Handschrift« ein schon fast bis zur Karikatur gesteigertes, burleskes Gegenstück in Gestalt der beiden sich befehdenen Hutmacher Hummel und Hahn erhalten hat.

Dieser »lachende Humor« tritt nun freilich in Freytags bedeutendstem Werke, der Romanreihe »Die Ahnen«, nicht so offen hervor wie in den beiden Romanen, er fehlt aber auch hier keineswegs und äußert sich in den einzelnen Bänden in außerordentlich charakteristischer Weise. Hat man »Die Ahnen« selbst nicht unzutreffend »Illustrationen« zu Freytags einzig dastehenden Kulturstudien »Bilder aus der deutschen Vergangenheit« genannt, so könnte man in der Art und Weise, wie der Humor in den einzelnen Zeitabschnitten und bei den verschiedensten Persönlichkeiten zur Darstellung gelangt, beinahe eine Entwicklungsgeschichte des deutschen Humors erblicken.

Freilich müssen wir hier den Begriff des Humors im allerweitesten Sinne fassen und nicht nur komische Lagen, drollige Einfälle, Scherz und Witz, sondern auch satirische und ironische Bemerkungen, Spott und Hohn darunter be-

greifen, dürfen dabei aber nie vergessen, daß jeder wahre und echte Humor dem Innersten des Gemüts entspringt und daher sich auch erst allmählich entwickeln kann, wenn mit fortschreitender Kultur das Gemütsleben bewußt gepflegt wird.

In jenen ältesten Zeiten, in die uns »Ingos« versetzt, ist das Gemütsleben bei unsern Vorfahren noch nicht sonderlich entwickelt, und demzufolge fehlt das, was wir heute im allgemeinen unter Humor verstehen, jenen Kraftnaturen, die anscheinend nur an Kampf und Jagd, reichlich Essen und Trinken ihr Gefallen finden. Aber sie wissen daneben doch auch gar trefflich ihre Zunge zu gebrauchen, und dem schweren Waffengange Ingos gegen seinen Todfeind Theobulf gehen zahlreiche Redebuelle voraus, in denen sich beide Gegner in Spott und Hohn zu überbieten suchen.

Harmloser und doch nicht weniger witzig sind die Stichelreden zwischen Wolf und der herbkeuschen Friba, die es darauf abgesehen hat, ihre innige Zuneigung hinter ständigem Spott dem Geliebten zu verbergen. Wie belustigend zum Beispiel ist gleich ihre erste Begrüßung, bei der die rotwangige Friba ihren Verehrer schließlich bis zu hellem Zorn reizt und beide am Ende sich sogar zu Grobheiten hinreißen lassen, obwohl auch diese nicht des Witzes entbehren. Denn auf das Spottwort Fribas: »Wenn der Wolf tanzt, fliegen die Gänse auf den Baum und lachen«, entgegnet Wolf zornig: »Winde dir ein Kränzchen aus Haferstroh, Jungfer Gans!«

Derartige geistreiche Wechselreden, denen wir in der älteren deutschen Literatur häufig begegnen — ich erinnere nur an das berühmte Rätselspiel im »Salomon und Morolf« —, finden wir auch in »Ingo und Ingraban« recht zahlreich, und es ist ein wahrer Genuß, diesen Redeschlachten zu folgen. Die witzigste dieser Art bieten wohl der Trinkkampf und die ihn begleitenden Hohn- und Stichelreden zwischen Ingraban und dem Sorbenhäuptling Ratiz. Denn auch in dem fast vierhundert Jahre später spielenden »Ingraban« sind Hohn, Spott und heißender Witz noch die häufigsten Erscheinungsformen des Humors, wenngleich sich hier schon einige Ansätze zu jenem Humor zeigen, der einem tieferen Gemütsleben entspringt. Ich denke dabei in erster Linie an den wilden Bärenfänger Bubbo, der anfangs nur Namen- und Geschäftsschrift, am Ende als frommer Einsiedlermann sein Leben beschließt. Seine Herzensseinfalt in Glaubenssachen ist köstlich, und seine Rückfälle in das Heidentum sind durchaus erflärlich; ist doch selbst Meginhard, der unter den Heiden wohnende christliche Priester, »den sie Memmo nannten«, durchaus keine Säule der neuen Lehre, und höchst ergötzlich schildert uns der Dichter sein Zusammenleben mit der un-

wirschen Magd Godelind, bis Bonifazius diesem Dhyll ein rasches Ende bereitet und den schwachen Priester auf den verlassenen Pfad der Tugend so gründlich zurückführt, daß er mehrere Jahrhunderte später bereits als »der selige Memmo zu Ordorf einen Zulauf als Wundertäter erhält« und der konkurrenzneidische Tutilo sogar die Befürchtung ausspricht, daß er »am Ende gar zu Rom als Heiliger aufgenommen wird«. Die ehrliche Reue des armen Sünders wirkt in ihrer Aufrichtigkeit und fast kindlichen Naivität geradezu rührend, und wir begegnen hier zum erstenmal jenem Humor, der unter Tränen lächelt.

Die Herzensseinfalt, die uns Bubbo und Memmo menschlich so nahebringt, läßt uns auch die Häuptlinge der Thüringer lieb werden. Wie kindlich naiv und rührend komisch ist beispielsweise jene Frage des Thüringer Häuptlings an Winfried, unter welchen Bedingungen ihnen der Genuß von Roßfleisch gestattet sei, denn er »esse nie von dem Roßfleisch, wenn er nicht vorher ein Kreuz über den Teller geschlagen habe, damit die Heidenpeiße dem Christengott nicht widerwärtig sei«.

Wir sehen also bei diesen Thüringern schon eine Vertiefung der Gemüter und damit einen reineren Humor als bei ihren Vorfahren vor vierhundert Jahren, auf deren Kulturstufe hier etwa jetzt die slawischen Sorben stehen, denen der Dichter in dem »Sprecher« sowie dem Häuptling Ratiz zwei Vertreter gegeben hat, deren Witz sich vornehmlich in ihren Listen und ihrer Verschlagenheit äußert.

Im zweiten Bande aber, dem »Nest der Zaunkönige«, dessen Begebenheiten um das Jahr 1003 spielen, tritt uns der Humor bereits in erheblich verfeinerter Form entgegen. Wie anders wirkt hier der Spott im Vergleich zu den groben Hohnreden eines Berthar, des Getreuen Ingos! Und wie zierlich und fein nimmt sich der Wortstreit zwischen Immo und Hildegard aus gegenüber den Zungenschlachten zwischen Wolf und Friba oder Ingraban und Walburg!

Hier begegnet uns auch zum erstenmal wirkliche Situationskomik, besonders bei den Schilderungen des Klosterlebens. Der Mächthunger und Neid der Mönche untereinander und gegen andre Klöster, so der Wigbertleute gegen die Bewohner des Klosters zu Fulda, ihre Eifersüchteleien, dies alles würde an sich abstoßend wirken, wenn es nicht von Humor verklärt würde, so daß man, anstatt sich über das unchristliche Treiben zu entrüsten, darüber lächeln muß. Wie lustig nimmt sich zum Beispiel die Mönchsrevolte unter dem ehrgeizigen Tutilo gegen den weltlichgesinnten, kriegerischen, trink- und jagdsfrohen Abt Bernheri, »das gute Weinsatz«, aus, der aus seiner üblen Lage durch die

Klosterküler unter Immos Führung befreit wird und gegen die aufrührerischen Mönche dann jene prächtige, ganz den Geist des rebegewaltigen Abraham a Santa Clara atmende, donnernde Philippika hält! Dieser im Grunde seines Herzens so gütige Abt nimmt, einmal in Zorn geraten, kein Blatt vor den Mund und liest auch dem losen Immo, den er aufrichtig liebt, nicht minder kräftig die Leviten. Beide Reden sind Musterbeispiele derbkomischen und treffsicherer Humors.

Und doch kann man Immo ob seiner Eulenspiegeleien nicht gram sein, selbst wenn sie sich gegen den fleißigen und braven Schriftkünstler Vater Hozbert richten, dem er einen Jungbäsen in den Wasserbedeltrug setzt, so daß der Vater das Tierchen für den leibhaftigen Teufel hält, und dem er die Fenster Scheibe seiner Zelle mit Lehm und Kienruß verschmiert, so daß der Alte im Glauben, draußen herrsche ein dunkler Nebel, sich trotz dem Sonnenschein mit einer brennenden Lampe die Zelle erhellt, um seine Vergamentblätter kunstvoll auszumalen.

Und nicht minder ergötzlich wirkt sein erstes Zusammensein mit der sittsamen Hildegard auf der Burg des Grafen Gerhard. Wüßig und nedisch folgen sich hier Rede und Gegenrede; und höchst launig ist auch das Liebesidyll beider auf der Höhe der Bisburg unter der Sommerlinde, das inhaltlich so drollig an die erwähnte Tischunterhaltung mit dem Grosch anknüpft, ein Scherz, der sich dann später wiederholt und dem Königsgericht eine entscheidende, für den Helden günstige Wendung gibt. Dieses »Gericht des Königs«, dem das zwölfte Kapitel des Bandes gewidmet ist, muß überhaupt als eine Perle des Humors angesehen werden, und es bereitet dem Leser ein wahres Vergnügen, wenn er sieht, mit welcher Überlegenheit der König die Lage beherrscht, wie Schlag auf Schlag die Falschheit des Grafen Gerhard durchschaut wird, bis der alte Fuchs sich im eignen Eisen gefangen sieht, mit welchem Scharfblick König Heinrich die fein angelegten Pläne der machtlüsternden Kleriker erkennt und mit welchem staatsmännischen Geschick er sie alle zu durchkreuzen weiß.

Im dritten Buche, den »Brüdern des deutschen Hauses«, finden wir verhältnismäßig wenige humoristische Stellen. Es erklärt sich dies daraus, daß vorwiegend die Zeit der Kreuzzüge mit den mannigfachen aus ihnen sich ergebenden religiösen Fragen den Gegenstand der Dichtung bildet und somit dem Humor nur ein sehr beschränktes Feld eingeräumt werden kann. Um so größer ist dies im ersten Drittel der Erzählung, die uns in die Zeit des Minnesangs und der ritterlichen Turniere versetzt. Beide Erscheinungen sind bekanntlich nicht deutschen Ursprungs, sondern vom

Westen übernommen worden, und es ist ein überaus feiner Zug des Dichters, wenn er uns in dem bieberen Marschall Penner den Vertreter der Außerlichkeiten jener Einrichtungen in ironischer Färbung vorführt, während Ivo mit deutscher Gründlichkeit das Oberflächliche zu vermeiden weiß und den berechtigten inneren Kern der Sache ergreift. Jener wirkt daher trotz seinem Ernst, mit dem er die Etikettenfragen behandelt, komisch, dieser trotz dem für uns lächerlichen »Ritt nach dem Mantel« durchaus ernst, um so mehr, als der Dichter dieser Turniersfahrt ein wirksames parodistisches Gegenstück geschaffen hat. Ich meine die Stelle, da Herr Konz von Ingersleben Ivo einen Poffen zu spielen sucht, indem er von dem boshaften Vaganten Nikolaus Farben und Zeichen seines Veters in Erfahrung bringt, aber seinerseits von Nikolaus gesoppt wird.

Auch sonst ist der Vagant naturgemäß der Hauptträger des Humors nach der rein komischen Seite, stets zu lustigen Streichen aufgelegt und bedenkenlos in der Wahl seiner Mittel, so daß der ehrliche Penner ihn einen »Schadenfroh« nennt, kurz ein würdiger Bruder der zahllosen uns sonst aus der Literatur des Mittelalters bekannten Vertreter dieser frohen, sorglos dahinlebenden Vorläufer unserer heutigen Studenten, denen man ja auch gern manche Tollheit nachsieht, wenn sie nur wüßig ist. Und an attischem Salz fehlt es Nikolaus wahrlich nicht! Wie gewandt ist er im Rätseln, wie schlagfertig im Zungenkampf mit Adelhun und Konz beim Maientanz unter der Dorflinde! Wie köstlich sind seine Renommistereien und seine schalkhaften Ratschläge, so wenn er z. B. der ehrbaren Frau Dutte als Mittel gegen Zahnschmerzen rät, neunerlei Kräuter auf eine Kohlenpfanne zu legen, »Tür und Fenster zu schließen und so lange rings um die Pfanne zu wandeln, als sie es irgends vertragen würden«. Und als dies Heilmittel gänzlich versagt, da weiß der Schalk den Vorwürfen dadurch zu begegnen, daß er sich treuherzig entschuldigt: »Warum ging Sie links im Kreise statt rechts, das hat die gute Wirkung völlig verborben, und ich hatte Sie doch bringend gebeten. Immer trägt der Arzt die Schuld, wenn der Kranke etwas versieht.«

Und doch ist Nikolaus ein unglücklicher Mensch, denn seine Liebe zu Fridesun bleibt unerwidert, so daß er ihr entsagen muß und nur noch zuweilen im fernen Osten, wo er das ansehnliche Amt eines »wohlhabigen« Stadtschreibers gewonnen hat, lateinische Verse macht, »in denen die Anfangsbuchstaben, ohne daß es jemand merkte, zu dem Namen Fridesun zusammenstimmen«.

Neben ihm sind es die beiden getreuen Mannen Ivos, die der Dichter mit humorvollen Zügen ausgestattet hat, der brave Naturbursche

Luß und sein trefflicher Lehrmeister, der prächtige Marschall Penner, der es sich so sehr angelegen sein läßt, dem jungen Luß höfliche Sitten beizubringen, ihn väterlich ermahnt, sich »courtois« zu halten, wenig zu sprechen und seine Rede zuweilen mit einem neuen Wort zu »florieren«. Und doch ist trotz diesen Außerlichkeiten Penner ein prächtiger Mensch, der sich nicht nur von Doo im Speerbrechen besiegen läßt, um dessen Selbstvertrauen zu heben, sondern auch für seinen Herrn in den Tod geht und die klagende Friederun tröstet: »Gehabt euch nicht pleurant, liebe Magd; ich tat euch Willkommenes und eurem Bruder Widerwärtiges, welches in meinem Amte ... Zu den lieben Engeln nehme ich den Ruhm, daß ich mit dem abligten Herrn in Thüringen geritten bin. Keinem war er untreu, und keiner hat ihn jemals vom Pferde gestochen, ich aber war sein Marschall. Speere her! Luß, mein Gefelle, halt auf Kernholz!«

Diese Gesinnung hat sich noch auf Kind und Kindeskind vererbt, denn einer seiner Nachkommen stirbt dreihundert Jahre später fast mit denselben Worten.

»Gehab dich nicht weinerlich,« sagt in »Marcus König« der zu Tode getroffene Penner von Ingersleben, dieser stark heruntergekommene Abtige, »ich habe dir meine Treue bewiesen als ein deutscher Edelmann.«

In diesem vierten Bande hat im übrigen der Humor einen Gipfelpunkt erreicht, und sein Träger ist der feingebildete Humanist und Magister Fabricius, der wie eine Schöpfung Raabes anmutet. Wie köstlich ist gleich seine Leidenschaft für Bücher geschilbert, als er »den fürsichtigen Hannus Buchführer« kennenlernt und trotz seinem schwachen Geldbeutel nicht der Versuchung widerstehen kann, Luthers »Sermon von Ablass und Gnade« zu erwerben! Wie komisch ist sein schulmeisterliches Entsetzen, als er den Schnitzer Georgs vernimmt, der ut mit dem Inditativ verbindet und damit eine Sünde wider den Geist der lateinischen Sprache begeht, die ihm der Magister lange nicht vergessen kann und noch später wieder zur Warnung in das Gedächtnis zurüdruft. Trotz manchen Schrullen wirkt das kleine Männchen nie lächerlich, denn es ist ein durch und durch guter Mensch, der mit Recht auf sein Wissen und seinen Lehrberuf stolz ist, der, obwohl nicht reich an irdischen Schätzen, nur ungern erwachsene Jünglinge in die Lehre nimmt und noch unlieber ihnen besondere Stunden erteilt, »denn selten lernt etwas Ordentliches, wer gewöhnt ist, mit der Laute durch die Gassen zu ziehen und auf das Frauenvolk an den Türen zu bliden.«

Auch an persönlichem Mut fehlt es ihm nicht. So wird er der Vorkämpfer des neuen Glaubens, und als er deswegen Thoren verlassen

muß, tröstet er sich damit, daß er zwar auf öder Flut, zwischen Scylla und Charybdis, dahintreibt, aber doch besser daran sei als der alte Grieche Ulysses, denn er habe sein liebes Kind bei sich und denke doch, daß sie im gelben Wasser der Weichsel nicht auf Menschenfresser stoßen würden.

Ist auch dies nicht der Fall, so ergeht es ihm doch schlimm genug, denn die Reisenden fallen in die Hände von Landsknechten, und der alte Gelehrte wird bei dieser Gelegenheit von seiner innigstgeliebten Tochter für lange Zeit getrennt. Als er sie wieder sieht, ist sie das Weib zwar seines Lieblingschülers geworden, aber der wadere Vater leidet schwer darunter, daß der Ehe nicht nur der kirchliche Segen fehlt, sondern daß auch der alte Marcus König sich halsstarrig weigert, die Ehe seines Sohnes anzuerkennen. Und als er alle seine Bemühungen gescheitert sieht, da äußern sich sein Schmerz und seine Bitternis in dem Ausruf: »Der lateinische Ehrenname Fabricius ist von heute ab verloren; der Mann, welcher unrühmlich und verborgen zu leben hat, heißt fortan mit gemeinem deutschem Namen Schmieder!« — bis endlich der kleine Enkel Romulus das Herz des alten König rührt, dieser dem Paare seinen Segen gibt und der Magister unter Freudentränen aufatmen kann: »Wieder Fabricius!«

Neben ihm ist sein Schwiegersohn Georg reich mit humorvollen Zügen ausgestattet.

Wie lustig wirkt er bei dem Faschingsstreiben als Anführer der Teufel! Wie liebenswürdig spielt er die Vorsehung, als er der alten Mutter des unvorsichtigen Bäuerleins, das den Stadtsrieden gebrochen hat und dafür die Hand verlieren soll, in der Dominikanerkirche das goldene Patengeseht des Oheims und Bürgermeisters Hutfeld zuwendet und von ihr für einen Engel gehalten wird! Wie rührend ist seine aufrichtige Liebe zu der sittsamen Anna, und wie schwer wird es ihm gemacht, ihre Gegenliebe zu erringen! Vergeblich singt er sie schmachtend an, vergeblich bringt er ihr mit seinen trauten Gefährten mit Laute, Pfeife und Bassettel nächtliche Ständchen! Erst als er ihr das Wachtelhündlein, den »canis pusillus« schenkt, in welchem die abergläubische Ratsdienerfrau Lischke erst ein Geschenk des Teufels wittert, schmilzt die Eiserinde ihres Herzens, wenngleich sie sich auch noch dagegen sträubt, daß das Hündchen »Amor« genannt wird, und sich nur damit einverstanden erklärt, daß es »Ajax« gerufen werden soll, »wegen seiner Zornwut«, da der Name »Phoe«, den der Magister zunächst vorschlug, »gegen die männliche Würde des Tieres verstoßen haben würde.«

Ein ganz eigenartiger, grausiger, ja fragenhafter Humor wird durch den verschlagenen Doblse verförpert. Er ist eine Gestalt, die an

Phantasiehelden des großen Romantikers E. T. A. Hoffmann erinnert, und wenn uns diese Groteske an sich auch kalt läßt, so ist sie doch ein Zeugnis dafür, daß eben jede Gattung des Begriffes Humor in dieser Dichtung Freytags vertreten ist. Es fehlt dabei auch nicht an drastischer Komik. Man vergleiche nur die Wirkung, die sein Teufelspiel auf den furchtsamen Schneider Barthel und seine Gefellen ausübt und dagegen die gleiche und doch so verschiedene Wirkung auf den Bischof und die hohe Klerisei. Wie trefflich sind auch die Widersprüche in dem Charakter dieses letzten Preußen herausgearbeitet, der seinem Herrn so treu ergeben ist und ihn doch bestiehlt und betrügt, der vor dem Tode ein so namenloses Grauen empfindet und dann doch freiwillig zurückkehrt und dem Henker Hans Bud seinen Kopf darbietet.

Selbstverständlich nehmen die Landsknechtsgenen in diesem während des 16. Jahrhunderts spielenden Roman einen großen Raum ein. So legt Freytag einen der besten Schwänke unsers trefflichen Meisterfängers Hans Sachs in den Mund des Locumtenens Wuz, dieses sympathischsten der Kriegsknechte, denn er hat sich seinen Kinder glauben bewahrt, wenn auch dieser durch Irrlehren und Aberglauben fast völlig überwuchert ist. Im tiefsten Herzen möchte er gerne selig werden, und seine Herzenseinfalt rührt denn auch den großen Gottesmann Luther, der die ihn aufsuchenden Landsknechte nicht ohne Trost für ihr künftiges Seelenheil entläßt.

Zwei prächtige Figuren sind der alte Landsknechtshauptmann Hans und sein Ehegeßons, das Mannweib. Beiden schlägt ein warmes Herz in der Brust, wenn auch ihre raube Außenseite dies anfangs kaum erkennen läßt. Gerade durch die Mischung der Gegensätze in der Persönlichkeit des Hauptmanns, seiner äußeren Rauheit und inneren Herzengüte, seiner Unwissenheit und Eingebildetheit, gelingen dem Dichter prächtige humoristische Wirkungen. Besonders komisch wirkt beispielsweise sein Zorn über den bethlehemitischen Kindermord. Verächtlich spuckt er aus und ruft mit mächtiger Stimme: »Dieser König Herodes war zu seiner Zeit ein Mistfink. Ich denke, bei diesem Morde hat sich kein redlicher Landsknecht gebrauchen lassen.«

Auch die Zeremonien der Landsknechte unter sich und im Verkehr mit andern Haufen, besonders die Feierlichkeiten, die der Fehde vorangehen, berühren uns heute humoristisch, wennleich wir uns sagen müssen, daß so mancher Brauch, den wir jetzt peinlich beobachten, von unsern Nachkommen sicherlich ebenso belächelt werden wird, wie wir heute Einrichtunaen und Gebräuche veranaaner Geschlechter bespötteln.

Der dreißigjährige Krieg, der eine viele Jahrhunderte alte Kultur zerstörte oder doch mindestens um ein Jahrhundert zurückbrachte, hatte

naturgemäß eine allgemeine Verrohung der Gemüter zur Folge. Da konnte es nicht fehlen, daß auch der Humor verwilderte und nur sehr langsam sich wieder neubildete. Auch diesem Umstand hat der Dichter in seinem fünften Bande »Die Geschwister« Rechnung getragen. Die erste der beiden Erzählungen, »Der Rittmeister von Alt-Rosen«, spielt im Jahre 1647, und all das namenlose Elend, das dieser unheilvollste aller Kriege über unser Vaterland gebracht hat, wird uns in erschütternden Bildern vor Augen geführt. Da bleibt für den Humor natürlich nicht viel Raum übrig, und dennoch: einige versöhnende Schlaglichter wirft er selbst auf dieses düstere Gemälde.

Zwei Personen sind es vornehmlich, deren derber Witz uns ab und zu ein Lächeln abnötigt: der alte Kriegsmann Gottlieb Stange und der erst zwölfjährige Reiterbube Bernhards, der weit über seine Jahre gewitzigte und verschlagene »Pieps«, ein »Lausbub« ersten Ranges, dessen schnobdriges Benehmen und Gassenbubenstreiche aber doch so brollig sind, daß man ihnen nicht böse sein kann, weil sie eben keinem von Natur bösem Charakter entspringen, wir vielmehr jederzeit empfinden, daß der Kern in dem Bengel unverdorben ist. Seine Liebe zu seinem Herrn und der unglücklichen Judith, die ihn schier nicht zu ertragende Anstrengungen übernehmen läßt, ist geradezu rührend. Bis zu dem tragischen Ende beider bleibt er ihnen treu, ja über dieses hinaus, denn er und Gottlieb Stange retten das hinterbliebene Kind und bringen es zu Regine. Jede Belohnung weist er aber stolz zurück mit den Worten: »Ein Reiterjunge von Alt-Rosen wird kein Rüsler. Abjes!«

Ihn ergänzt der alte Haubegen Gottlieb Stange in prächtiger Weise. Allgemein ist er beliebt und ob seiner Tapferkeit geachtet. Um so komischer wirkt seine Furcht vor seinem Hausdrachen, einer alten Schlosserwitib, die ihn sich zum Ehemann einfing, von der er aber den »holländischen Abschied« nahm, weil er dachte, eher mit dem Kriegs- als mit dem Ehe Teufel auszukommen. Die Furcht vor ihr läßt ihn Gotha meiden, denn ihre Nachsicht ist so »terribel«, daß er sich nicht getraut, sie aufzusuchen. Und doch steht dieser Gottlieb sonst in jeder Gefahr seinen Mann und verliert selbst in den gefährlichsten Lagen nicht seinen Humor. So befreit er die als Hexe verdächtige Judith unter eigener Lebensgefahr und tröstet sie launig: »Was die Hexerei angeht, so gibt es nur eine Hexe, die sogenannte Frau Venusin, sowie ihren Jungen, welcher den Sundenamen Amor führt.«

Auch sonst weist die Erzählung einige komische Szenen auf, aber ein befreiender Humor kann sich natürlich bei dem traurigen und tiefen Kulturaufstande dieses Zeitabschnitts nicht entwickeln.

Erst die zweite Erzählung des Bandes, »Der

Freikorporal bei Markgraf Albrecht«, die um 1721 spielt und uns an den Berliner Hof des Soldatenkönigs Friedrich Wilhelm I. und an den des prachtliebenden August des Starken nach Dresden versetzt, läßt uns wieder freier atmen. Ja, man könnte, abgesehen von der tragischen Episode des braven Hauptmanns Spieß und dem Thorner Blutgericht, dieser Erzählung ohne Bedenken ganz allgemein das Beiwort »humoristisch« geben, so häufen sich in ihr die komischen Begebenheiten, so reich ist sie an wirklich humorvollen Persönlichkeiten, und schwer wäre es, an dieser Stelle auf Einzelheiten einzugehen. Wie reizend weiß der Dichter die sonnige Jugendzeit der beiden Brüder, des stillen Georg Friedrich und des wilden Bernhard August, und ihrer Jugendfreundschaft zu Demoiselle Dorothea von Vorsdorf uns vor Augen zu führen! Wie amüsant schildert er die heimliche Orgie Augusts in der Tabagie in Gesellschaft der Schenkmaid Lene, das über ihn hereinbrechende Strafgericht, das Pasquill des Magisters Blasius! Welche feinhumoristischen Züge weiß Freytag dem preussischen Soldatenleben abzugewinnen, über dessen Drill und Gamaschendienst andre häufig boshafte Glossen und alberne Witze gemacht haben, das er aber mit dem Schimmer der Poesie verflärt, wenn er sich auch über das geistige Niveau der damaligen Durchschnittsoffiziere lustig macht, indem sie sich darüber streiten müssen, ob Julius Cäsar römischer General oder römischer Kaiser und Vorfahr S. Kaiserlichen Majestät Karls VI., oder ob er Bürgermeister von Rom gewesen sei, und in welchem Verhältnis er zum Papst gestanden habe. Nur gut, daß sie sich schließlich dahin einigen, »in jedem Falle sei der Dienst in der Kompagnie damals schlechter als im Preussischen« gewesen.

Welch zarter Humor umgibt weiterhin das Liebesverhältnis Augusts zu Friederike, der natürlichen Tochter des prächtigen Hauptmanns Spieß, der unter dem Fehltritt seiner Jugend sein ganzes Leben lang schwer zu leiden hat! Und auch das viel angefeindete Kantonal- und Verbesserungsweiß der Dichter mit Humor zu schildern. Selbst dem Deserteur Böttcher, einem echten Filou, kann man nicht böse sein, namentlich da er den August gegenüber begangenen recht übeln Streich an seinem Bruder Fritz wieder gutmacht. Und besonders komisch wirkt der schon erwähnte Magister Blasius, der, ähnlich wie Gottlieb Stange, sich anwerben läßt, da sein Ehegemahl »mehr Juno als Venus« ist, der sich vor den soldatischen Spießruten nicht fürchtet, da es »auch in Bürgerhäusern Besen gibt, welche widerwärtig streichen«, der aber dann schließlich mit Wassengewalt seiner Kanthippe entrissen werden muß. Freilich findet seine militärische Laufbahn gegen seinen Willen ein rasches Ende;

nachdem er aber seine Gattin beerbt hat und zu Wohlstand gekommen ist, wird er nicht nur ein nützliches Glied der Gesellschaft, sondern hilft auch das Lebensglück Augusts begründen, indem er Friederike an Kindes Statt annimmt und dadurch ihre Heirat mit dem Offizier ermöglicht.

Mit grazioser Schalkheit, wie sie eben zu dem üppigen Desbner Hofe paßt, ist die dortige vornehme und frivole Gesellschaft geschildert. Das widerliche Mätressen- und Protektionswesen wird anlässlich des Zusammenstoßes zwischen August und dem betrunkenen und brutalen Hausmeister der Gräfin Orzelska stark satirisch behandelt, indem die kindische Gräfin darauf besteht, daß August sich entschuldigen müsse, dieser einer solchen Demütigung aber durch die lustige, scharmante Komtesse und Ministertochter entzogen wird, denn sie überlistet im Trisettespiel die Polin, so daß diese selbst den König bitten muß, »den Lieutenant zu pardonnieren«.

Die prächtigste Gestalt ist aber der knorrige, ehrliche Preußenkönig, dessen Vorliebe für seine langen Kerle oft den Spott der Zeitgenossen herausgefordert hat. Der Dichter vergißt das nicht, aber sein Spott ist nicht böseartig, denn dazu ist der König selbst ein viel zu gerecht denkender Mensch; seine Schwäche dient vielmehr nur dazu, seine vielen guten Seiten in um so hellerem Glanze erscheinen zu lassen. Freytag hat daher diesem Monarchen ein ganzes Kapitel gewidmet voll so köstlichen Humors, daß man geneigt sein könnte, zu glauben, den Akt eines historischen Lustspiels zu lesen, und unwillkürlich denkt man wohl an Gucklows »Jopf und Schwert«, doch wirkt Freytags Humor nach meinem Geschmack viel echter.

Abertroffen wird diese humoristische Charakterstudie des Königs nur noch durch die des im Schlußbände auftretenden königlichen Zoll- und Akziseeinnehmers Köhler, dieses glühenden Verehrers Jean Paul Richters, den Freytag mit so viel Zügen edelsten Humors ausgeschmückt hat, daß man annehmen möchte, Jean Paul selbst habe diese Figur geschaffen, um sich damit selbst ein unvergängliches Denkmal zu setzen. Denn wenn wir heutzutage auch kaum imstande sind, auch nur eins der vielen Werke dieses Dichters rein zu genießen, so liegt dies eben an seinem krausen und wunderlichen Stil, seiner Geschraubtheit und der absichtlichen Kunstlosigkeit seiner Darstellungsweise, die ihn das Verschwommene und Phantastische bevorzugen, dem Natürlichen, Einfachen und Klaren aber geflissentlich aus dem Wege gehen läßt. An sich — das gilt auch noch heute und wird immerdar gelten —, ist Jean Paul einer unserer ersten Humoristen. Von keinem andern als von ihm stammt das tiefsinnige Wort: »Nur wer über Menschen weinen kann, darf über sie lachen.«

Wenn uns also Freytag in dem Schlußbände

»Aus einer kleinen Stadt« einen Typus so lebhaft zu schildern weiß, daß man ihn sich aus Jean Pauls Gedankenwelt stammend vorstellen kann, so hat der Dichter m. E. die höchste Stufe in der Darstellung des reinen und wahren Humors erreicht, jenes Humors, der durch Tränen lächelt und »obgleich auf dem niedrigen Sockel wandelnd, doch oft die tragische Maske führt, wenigstens in der Hand«.

Eine solche Gestalt ist zweifellos der Steuereinnnehmer. An Wissen, praktischer Lebenserfahrung und Witze seinen Mitbürgern weit überlegen, übersieht er die Zeitschäden nicht, und in der Form des Sarkasmus zieht er über sie her. Überraschend ist dabei die aphoristische Kürze und Trefflichkeit seiner Bemerkungen. Auch herben Scherzen ist er nicht abhold, so wenn er den rehbratenlüsternen Hauptmann von Buslow dadurch zum Rückzuge veranlaßt, daß er ihm einzureiben sucht, er habe einen Hund braten lassen; oder wenn er seinem flügelahmen Storch vom Schneider blau und rote Gradschöhe machen läßt und sie ihm über die Flügel bindet, so daß die Kriegsmacht hierin eine persönliche Kränkung erblickt und der arme Storch mit seinem Leben die Zeche zahlen muß.

Als aber die Katastrophe von Jena eingetreten ist, da verstummt sein Spott, und in tiefer Trauer über den Zusammenbruch des geliebten preußischen Staates befestigt er an dem Bilde des großen Königs einen Trauerslor, den er auch bis zu seinem Tode nicht entfernt, denn er will ihn erst an dem Tage abnehmen, »an welchem bei uns die große Knechtung und Fällung der öffentlichen Meinung aufhört, das will sagen die Zensur«. — Ist er doch einer der Wenigen, die in jenen Zeiten nicht den Kopf verlieren, sondern mit dem tapferen und tüchtigen Fräulein von Buslow tatkräftig handelt und dabei sich in die Schwester seines alten Wiberfachers, des »Neuchlers« seines Storchs, verliebt, obwohl er zu seiner tiefen Betrübnis wahrnehmen muß, daß ihr »jede Poesie fehlt«, weil ihr »Quintus Gixlein« zu hoch ist. Sie befindet sich allerdings hier in erlesenster Gesellschaft, denn auch Napoleon, der auf seiner eiligen Flucht aus Rußland durch die kleine schlesische Stadt kommt, weiß den Lieblingsdichter des Einnehmers nicht zu würdigen. Zwar hat ihm Köhler »Ragenbergers Badereise« mit auf den Weg geben wollen, »aber der unbankbare Kerl verstand Gutes nicht zu schätzen« und warf den Band ärgerlich in den Schnee. Nie hat ihm der Einnehmer diese Verunglimpfung seines Lieblingsdichters vergessen, während Minchen von Buslow den Mangel an Poesie durch ihre sonstigen trefflichen Charaktereigenschaften wettmacht. Immer mehr lernt Köhler dieses prächtige junge Mädchen lieb gewinnen, und schließlich kommt

Köhler sogar zu der Erkenntnis, daß »die Sclaphe« doch Poesie hat. Die Liebesgeschichte zwischen beiden ist schon an sich ein wahres Kabinettstück humoristischer Erzählerkunst. Wie zart und rücksichtsvoll geht der Einnehmer vor, als er ihr Näharbeit verschafft, ohne daß sie merkt, daß diese nur eine verkappte Unterstützung ist, die ihr ermöglichen soll, für sich und ihren Bruder etwas besser zu sorgen, und ohne daß sie ahnt, daß sie sich ihre eigne Aussteuer damit sammelt! Wie feintoniisch ist ferner das gegenseitige, zu einer vorübergehenden Spannung führende Mißverständnis geschildert, als Minchen die Trauringe ihrer Eltern auf den Altar des Vaterlandes legen und Köhler dies in ihrem Interesse verhindern will! Und nicht weniger originell wird schließlich die Verlobung beider auf dem Stadtwall dargestellt.

Selbst über das selige Ende Köhlers, der es bis zum Geheimrat im Ministerium bringt, hat der Dichter einen leisen Hauch wehmütigen Humors gebreitet, ohne dabei sentimental zu werden, ein Fehler, von dem selbst Reuter nicht ganz frei ist. Am nach einem Mittagessen mit seinem guten Minchen und seinem jungen Freunde Viktor etwas zu ruhen, zieht sich Köhler mit seinem »historischen Ragenberger« auf ein halbes Stündchen zurück, um nicht mehr zu erwachen. »Ohne Krankheit, im vollen Genuße des häuslichen Glücks war er verschieden, und Ragenbergers Badereise war heruntergefallen und lag neben ihm auf dem Fußboden.«

Und neben Köhler, welche Menge humoristischer Einzelgestalten!

Da ist der mürrische, im Gamaschendienst aufgehende Hauptmann von Buslow, den erst die Zeit erzieht; der blasierter, abelsstolze Reiterleutnant Baron Hille, der in jedem Fremden einen Sansculotten wittert; ferner der unklüfftige und den großen Aufgaben seiner Zeit in keiner Weise gewachsene Stadtdirektor; der feudale Kammerherr, der ungern sich an seine in der Jugend für die Revolution bezeugten Sympathien erinnern läßt und seine Verlodeguillotine an den Steuereinnnehmer verschenkt; weiter der politisierende und prophezeiende Schuster Schilling; die behäbige, gutmütige Frau Lublow; der wohlhabende, aber geizige Hausbesitzer und Kirchenvorsteher Hugel mit seiner komischen Angst, wo er seine Kostbarkeiten vor den Franzosen verstecken soll, und viele andre mehr.

Auch an lustigen Episoden ist kein Mangel; ich erinnere nur an das naive Wirtstochterlein, das dem französischen Kapitän, der ihm lieblosend durch die blonden Locken fährt, zuraunt: »Meine Puppe kann ich dir nicht zeigen, die habe ich vor den Franzosen versteckt. Dort unter dem Schenkflisch liegt sie und schläft, wo Vater das Geld und die silbernen Löffel vergraben hat.«



Die Gutsheerfahrt

Ein wandernder Scherenmaler des neunzehnten Jahrhunderts

Von O. Th. Stein (Dresden)

Mit dreizehn Abbildungen aus Werckmeisters Kunstverlag in Berlin

Die Begriffe »Silhouette«, »Schere« und »Aus-schneiden« scheinen uns heute, wenn wir die Geschichte der Schattenriß-kunst nicht näher kennen, etwas ganz selbstverständlich Zusammengehöriges. Sie sind es in Wahrheit auch heute noch nicht und waren es nie. Im Gegenteil, man darf wohl annehmen, daß die erste Form des Festhaltens und der Wiedergabe von Schattenriffen das Zeichnen gewesen ist. Wann man anfang, solche schattenhaft ge-

big« geübt worden, d. h. so, daß man den Umriß am Objekt unmittelbar geschaut und sofort mit der Schere nachgeschnitten hätte. Die Entwicklung war vielmehr anders. Das Silhouettieren ist lange in einer gewissen Kindheitsperiode stehengeblieben, und man kann eigentlich kaum feststellen, wann und wie der Übergang zur Höchsthöhe eines wirklich künstlerischen Schauens, Nachbildens und Gestaltens erfolgt ist. Beide Perioden laufen nebeneinander her, schneiden sich und gehen schließlich ineinander über.

Eine alte griechische Sage schreibt der Tochter des Dibutades die Erfindung des Schattenriffes zu. Sie soll die Profilinie ihres Liebsten an einer sonnenbelegten Felswand mit Kohle nachgezeichnet haben. Vielleicht haben wir hier, in dieser auch von alten Kulturvölkern schon beliebten Übung die Keime aller Zeichenkunst überhaupt zu suchen.

Wohl kaum ist das Schattenrißschneiden mit der Schere von vornherein »freihän-



Der Scherenmaler Joh. August Eckert

Die Schattenrißherstellung ist auch zumeist nicht als ernsthafte Kunstübung betrachtet, ja als solche von ihren Ausübenden oft geradezu verleugnet worden, wenn diese sonst Berufskünstler waren, weil eben die Technik des Silhouettierens zuerst handwerksmäßig-mechanisch war, wenigstens soweit der Porträt-schattenriß in Betracht kam. Man stellte nämlich auf senkrecht gespanntem Papier mittels einer hellbrennenden Kerze oder auch Lampe erst einen mit Stift oder Kohle nachgezogenen Profillumriß her und verjüngte

diesen dann mit dem Storchschnabel, der zu Anfang des 17. Jahrhunderts von dem Jesuiten Christoph Scheiner erfunden worden war, beliebig oft bis zu der gewünschten Größe. Diesen Umriß schnitt man nun entweder mit dem Messer oder mit der Schere aus und schwärzte die Innenflächen oder ließ es bei der weißen Farbe bewenden. Die ältesten überhaupt erhaltenen Scherenschnitte aus dem Jahre 1653 sind z. B. aus weißem Papier hergestellt. Oft aber zeichnete man den so gewonnenen Schattenriß nur oder stach ihn in Kupfer.

Jedenfalls war der früheste Gegenstand des Silhouettierens das flache Profilbildnis. Später kamen andre Darstellungen hinzu. überhaupt verlor die Silhouette bald ihre ursprüngliche Armlichkeit und Formenkarg-



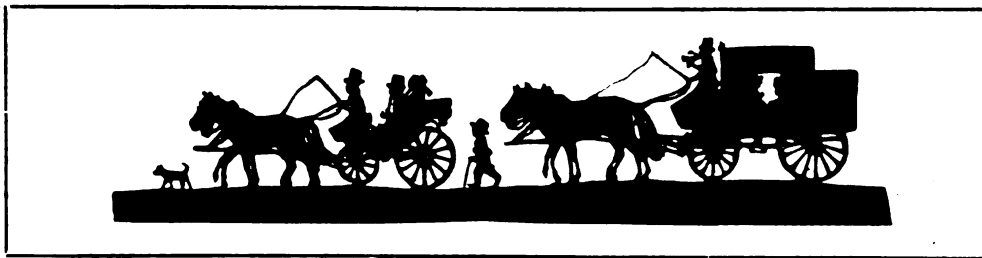
Apfel-Siegert



Der Cunnorsdorfer Nachtwächter im Sonntagsstaat

heit, der sie ja ihren Namen (nach dem geizigen Finanzminister Ludwigs XV., Silhouette) verdankt, und wurde auf das mannigfaltigste ausgeschmückt.

Eine Zeitlang gebärdete sich die Schattenrißherstellung — Kunst wäre zuviel gesagt — sogar wissenschaftlich. Lavater brachte sie zu dieser Ehre. Sie bildete »die Grundlage des in diesem Jahrzehnt aus seiner Finsternis wieder hervorgerufenen physiognomischen Studiums«, wie der ehemalige Züricher Pastor und Allerweltsphantaß stolz verkündigte. Die mit Hilfe des von Lavater erfundenen »Schattenstuhls« von dessen zeichnerischem Faktotum Schmoll beispielsweise hergestellten Schattenrisse der Goethischen Familie, die Lavater in seinem Werke veröffentlichte, waren aber dermaßen mißraten, daß Goethe den Verfertiger bitten mußte, sie um Gottes willen in einer neuen Auflage wegzulassen. Daß indessen der Gedanke, aus solchen Schattenriffen Charakterzüge und Veranlagungen auszudeuten, im Grunde durchaus nicht so seltsam war — er wurde es wohl nur durch die philiströs-dilettantische Phantastik Lavaters —, bewies



Reisegesellschaft

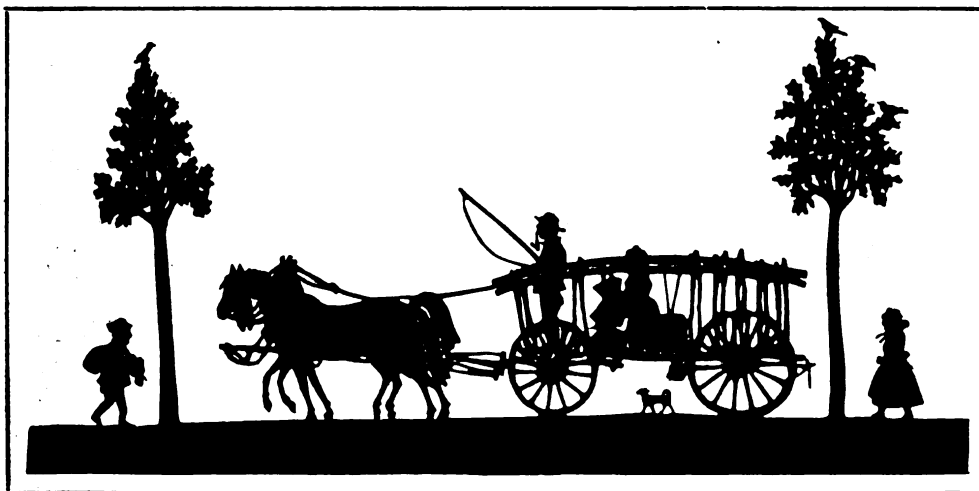
Goethe, der zuerst lebhaften Anteil an Lavaters Studien nahm, an dessen großem Werke »Essai sur la Physiognomie« mitarbeitete und später selbständig an vier Schattenriffe eine wirklich geist- und gehaltvolle physiognomische Studie knüpfte. Er ließ auch die bedeutendsten Personen des Weimarer Hofes, voran den Herzog und den Weimarer Dichterkreis, darunter sich selbst und Schiller, in ganzer Figur silhouettieren. Die Urheber dieser Silhouetten sind, ausgenommen Goethe und der Bildhauer Klauer, unbekannt. Bemerkenswert ist übrigens auch, daß Goethes Liebe zu Frau v. Stein sich an einem Schattenriß der schönen Frau entzündet haben soll.

Zeitig ist der Schattenriß, wie beispielsweise die Elfenbein- und Holzdreherei, wahrscheinlich infolge seiner erleichterten Technik, ein beliebtes Arbeitsfeld des Dilettantismus geworden. Aber auch geschulte Kräfte wandten sich ihm in Menge zu, zumal als er im 18. Jahrhundert »große Mode« geworden war. Bis in die hohen und höch-

sten Kreise hinein ward es eine beliebte Beschäftigung, sich gegenseitig zu »silhouettieren«. In seiner »Kampagne in Frankreich« berichtet Goethe 1792, daß dort »jedermann im Silhouettieren geübt« sei und ferner: »Kein Fremder zog vorüber, den man nicht abends an die Wand geschrieben hätte — die Storchschnäbel durften nicht raften.«

Im letzten Viertel des 18. Jahrhunderts war der geschnittene Schattenriß auch schon in Deutschland völlig eingebürgert. Kammen doch in einem Jahre drei Lehrbücher dieser »schwarzen Kunst« für Dilettanten, noch dazu in demselben Verlage, heraus. Man stellte sogar den Schattenriß um seiner Echtheit und Natürlichkeit willen — und nicht ganz mit Unrecht — über die damals sehr in Verfall geratene Kupferstecherei und die höfische Bildnismalerei.

Bald gab es auch bei uns, wie in Frankreich, eine Menge berufsmäßiger Massensilhouettisten, besonders solche, die von Ort zu Ort zogen, um ihre Ernte zu halten. Auch Nichtkünstler waren in großer Zahl dar-



Auf der Landstraße



Handwerker auf der Landstraße

unter. Am bekanntesten sind davon geworden der ehemalige Buchhändler Valentini, der 1795 sogar betmolbischer Hofmaler wurde, und aus dem Anfang des 19. Jahrhunderts der ehemalige Theologe Räther, der als »Profilmacher und Pasigraph« durch die deutschen Lande wanderte. Die meisten dieser Leute nahmen ihre »Brotkunst« nicht ernst und zeichnen ihre Arbeiten deshalb fast nie mit ihrem Namen.

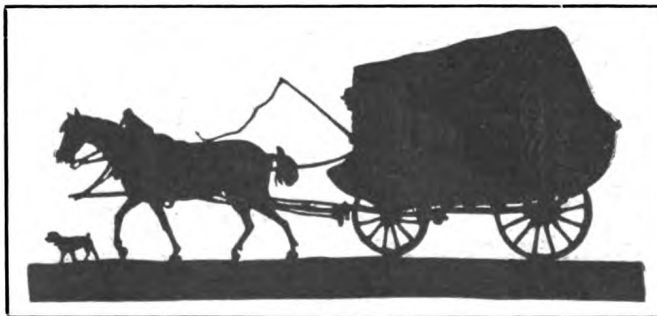
Bald entartete das Silhouettenschnitten auch zu einem Gewerbe, wie es heute etwa die übliche Soldatenphotographie ist. Die »Studentensilhouette« entsprach diesem Tiefstand am meisten. Sie stellte in jeder Form einen Verfall der Schattenrißschneidekunst dar, da sie das schlichte schwarze Profil durch zeichnerische, ja farbige Zutaten auf das geschmackloseste vergewaltigte. Diesem Anflug gegenüber bedeutete das Erscheinen der Daguerreotypie beinahe eine Erlösung. Daß heute der umgekehrte Fall eintreten könnte, ist infolge der künstlerischen Höhe der Photographie wohl unmöglich, obwohl eine gute Silhouette immer noch einer schlechten Photographie vorzuziehen wäre.

Gerade aus der erwähnten Verfallzeit zu Beginn des 19. Jahrhunderts kennen wir

aber auch noch eine ganze Anzahl von Schattenrißschneidern, die ihre Arbeit ernst und künstlerisch nahmen. Sie suchten und fanden ihre höchste Kraft im engen Zusammenhange mit dem Leben und erreichten ihre besten Wirkungen dadurch, daß sie volkstümlich sein wollten und waren. Allgemeiner bekannt sind aus dieser Zeit Karl Gröblich und Paul Konewka geworden, beide wahre Meister der Scherenmalerei. Das Verdienst, einen Zeitgenossen Gröblichs und einen Vorläufer Konewkas, Johann August Eder, der Vergessenheit entrissen zu haben, hat der Berliner Kunstverleger Karl Wertheimer sich erworben.

Dieser Eder war in jeder Beziehung ein eigenwüchsiger Künstler und ein wahrhaft eigenartiger Vertreter der Scherenkunst, dem eine vielleicht nicht ganz unwesentliche Stelle in der noch zu schreibenden Geschichte der Silhouette gebührt. Leifching, der verdienstvolle Leiter des Münchener Gewerbmuseums, erwähnt ihn wohl in seiner 1906 veröffentlichten Studie »Die Silhouette«, nennt ihn aber sonderbarerweise »Eder« und gibt an, er sei »Sandmann« gewesen. Zwei Verwechslungen in drei Zeilen, denn Eder hat wohl einmal einen Sandmann

aus der Hirschberger Gegend silhouettiert, war aber selbst ursprünglich Weber. Er wurde am 12. Juli 1807 in Cunnersdorf bei Hirschberg als Sohn eines dort ansässigen Webers geboren und ist in demselben Hause, das schon seines Vaters Eigentum gewesen war, 1868 gestorben. Als Kind war er schwächlich



Zur Stadt

und litt lange an der sogenannten »englischen Krankheit«, denn im väterlichen Hause herrschte wahrscheinlich nichts weniger als Überfluß. Spät lernte der Knabe gehen und blieb auch lange noch körperlich schwach. Er ergriff zunächst das Handwerk des Vaters, mag aber die zu jener Zeit schon zwecklose Mühe der Handweberei bald erkannt haben, denn er arbeitete nachher längere Zeit in einer Hirschberger Siegelladefabrik. Seine Gesundheit litt jedoch zu sehr unter dieser Beschäftigung, und so sah er sich vor die Notwendigkeit gestellt, abermals einen andern Erwerb zu suchen. Das brachte ihn auf den Gedanken, die Silhouettenschnitzerei als Lebensberuf zu erwählen oder, richtiger gesagt, als Broterwerb. Edert hatte nämlich, wie später Konewka, schon frühzeitig begonnen, mit der Schere zu schnitzeln. Als Kind war es seine liebste Beschäftigung, vom Fensterbrett der väterlichen Wohnstube aus die Vorgänge auf der Straße zu beobachten und mancherlei davon mit der Schere nachzuschneiden. Darin hatte er infolge großer natürlicher Begabung bald eine bewundernswerte Gewandtheit erlangt, an die er sich jetzt erinnerte. Obwohl er nie auch nur eine Stunde künstlerischen Unterricht gehabt, ja wohl kaum erwähnenswerte Vorbilder gekannt, sondern völlig nach eigenem Unterricht gearbeitet hat, wagte er sich doch bald an Darstellungen aus allen Gebieten des täglichen Lebens und beschränkte sich nicht auf die Porträt-silhouette.

So ist er eine Reihe von Jahren zumeist in Niederschlesien* umhergewandert. Bildnis-schattenrisse lieferte er in der Regel für zwanzig Pfennige (zwei Gütengroschen), andre Schnitte für einen »Sechser« bis drei Groschen. Und dennoch fand er bei diesem armseligen Lohn sein Genügen und brachte es durch unermüdlichen Fleiß und ein außerordentlich gewandtes



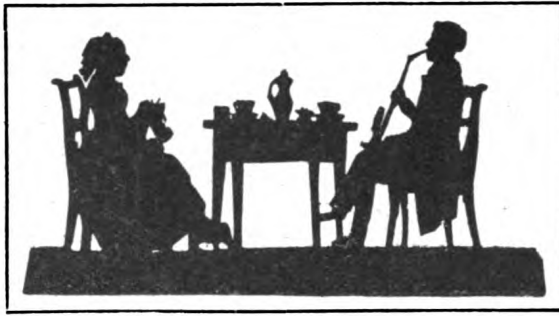
»Allerlei Leut«

und rasches Arbeiten sogar zu einem fast bürgerlich zu nennenden Auskommen. Hat er doch eine Frau und drei Kinder anständig damit ernährt! Darüber hinaus aber ist dem schlichten, ernstgerichteten Manne das ursprünglich nur als Broterwerb gedachte Silhouettieren zu einer mit Liebe geübten Kunst geworden. Er besaß jene unbefümmerte Schaffensfreude, die das unverkennbare Merkmal des echten Künstlers ist. Das Zigeunertum der Wandernden konnte keine Macht über Ederts Charakter gewinnen. Er war ein Feind des Alkohols und aller Lieberlichkeit. In seiner Heimat war er weit und breit bekannt und geachtet.

Seine zahlreichen Arbeiten sind nur zum kleinsten Teil bekannt und gesammelt. Meist sind sie verstreut in den seinerzeit so sehr beliebten Familien-Stammbüchern. Wie Konewka besaß auch Edert nur Begabung für das Schattenrißsehen und -bilden, während er ebensowenig wie dieser vermochte, was dazwischenliegt, künstlerisch wiederzugeben.



Die Schmiede



Die Eltern

Was aber Edert entschieden in die Reihe der besten Scherenkünstler stellt, ist seine vollkommen richtige Beurteilung der künstlerischen Erfordernisse und Möglichkeiten der Silhouette. Er hält sich weit entfernt von jener Künstelei, die den Verfall der Schattenrißkunst in sich schloß, weil sie durch eingezzeichnete oder eingeschnittene Zwischenlinien das reine Schattenbild zerstörte. Während selbst Fröhlich sich von diesen Fehlern nicht ganz frei hielt, sind Ederts Schnitte wirkliche, unverfälschte Schattenrisse und wollen nichts weiter sein. Hier und da finden sich wohl auch bei ihm — siehe z. B. die Dachlinien an der »Schmiede« — Umrisse, die scheinbar nicht zum eigentlichen Schattenbild gehören. Sie sind mit einer stumpfen Nadel von der Rückseite her durchgedrückt, geben aber stets nur das wieder, was die Masse des Ganzen gar zu ungliedert lassen würde, wenn es fehlte. Und auch darin beschränkt sich Edert auf das unbedingt Notwendige. Zugleich sind die erwähnten Dachlinien ein Beweis, wie unbeholfen Edert ohne Schere zeichnete.

Seine Arbeiten sind sonst von einer um so wunderbarereren Feinheit und Trefflichkeit der Formen, als sie stets außerordentlich klein ausgeführt wurden, so daß sie hier sämtlich in ihrer ursprünglichen Größe wiedergegeben werden konnten. Was den Figuren seiner kleinen Lebensbilder erhöhten Wert verleiht, ist, daß sie unmittelbar geschaut, jede für sich Naturporträt und fast manierfrei wiedergegeben sind. Jede »Idealisierung« lag Edert fern. Er war

vollkommen Naturalist und kannte keine Formentfälschungen. Selbst jedes Tier wurde von ihm gestaltet, wie er es im besonderen Falle sah, nicht wie es ihm vielleicht als Typus vorschwebte. Deshalb schuf er auch selten aus der Phantasie, und wenn er es dennoch tat, blieb er allzu kindlich-naiv in der Gestaltung, z. B. in seinen (hier nicht abgedruckten) Bildern zur Rübezahlsage. Er hat sich vielmehr die Vorwürfe zu seinen reizvollen Schwarzbildchen durchweg

aus dem Volksleben des Riesengebirges geholt, und die Realistik und stoffliche Treue seiner Darstellungsweise verleiht seinen Arbeiten deshalb auch eine gewisse kulturgeschichtliche Bedeutung.

Eine besondere Vorliebe hatte Edert für das Leben der Landstraße. Werdmeister sagt mit Recht, Edert habe »die Poesie der Chaussee gefunden«. Was damals die Landstraßen des Gebirges gewöhnlich oder außergewöhnlich belebte, findet sich bei Edert wieder: der Bauer mit Pferden und Vieh, der wandernde Handwerksbursche, der städtische Spaziergänger oder Fußwanderer, der Maufesallenhändler, die Botenfrau, der hausierende Weber mit seinem Brust- und Rückenpack, der Kragenträger, der »Schwarzfünftler« von der andern Fakultät, der »Radwermann«,* alle Arten Gefährte vom bäuerlichen Mistwagen bis zur Postkutsche und gutherrschaftlichen Equipage. Aber auch die wandernde Menagerie mit Kamel, Affen und Tanzbär fehlt nicht, und für den Kenner und Freund des Hirschberger Tals sind auch alle jene Originale treu wiedergegeben, an denen die Gegend zu Ederts Zeit so über-

* Radwer ist der schlesische Ausdruck für den bekannten einrädigen Schubkarren.



Der Sohn

aus reich gewesen zu sein scheint.

Von einem feinen Reize umschlossen sind Ederts Bildchen aus dem Familienleben. Da ist alles so anheimelnd, so gemütlich, so durch und durch deutsch und voll naiver Schlichtheit, daß man an Richtersche oder Schwindsche Art erinnert wird. Und dabei ist alles so zeitlich, ja, es ist auch die kleinste Einzelheit nicht vergessen, die wichtig für die Kennzeichnung des



Die Tochter

Ganzen sein könnte. Mit bewundernswürdiger Liebe und Sorgfalt hat Edert das alles trotz der Kleinheit seiner Schnitte und der ihm eignen Arbeitschnelligkeit angebracht. Ja, seine größeren und gestaltenreicheren Arbeiten weisen eine geradezu überwältigende Fülle von solchen Einzelheiten auf, von denen doch nichts überflüssig wirkt. Ich nenne da seinen »Hausbau«, einen »Biergarten«, »Ausflug übers Gebirge«, eine »Kaffeegeellschaft«, »Geburtstagsvisite«, Sachen, die hier aus Raumgründen leider nicht wiedergegeben werden konnten, aber durch die Sicherheit und Natürlichkeit der Komposition eine mehr als gewöhnliche Begabung verraten.

Die ganze behagliche Künstlerfreude am Schaffen spricht das Edertsche Selbstbildnis aus, das hier vorangestellt ist. Diese treuherzig-naive Mundpartie, das energische, gut herausgearbeitete Kinn und der breit ausladende Hinterkopf verlocken förmlich dazu, gleich einem Goethe physiognomische

Studien anzustellen. Dies Selbstbildnis ist übrigens nicht das einzige: auch in ganzer Figur eines Spaziergängers mit Schere und Silhouette in den Händen hat sich Edert dargestellt, und wir können daran wie an dem »Cunnersdorfer Nachtwächter« und dem »Apfel-Siegert« erkennen, wie ernst Edert auch seine Bildniskunst genommen hat, und daß er darin die sonstigen, besonders die heute noch auftretenden wandernden Silhouettenschnneider an Können und Charakterisierungskunst himmelhoch überragt.

So hat Edert, unbeirrbar durch den entarteten Zeitgeschmack, seine künstlerisch taktvollen und stilsicheren Schattenrisse geschaffen. Es wäre darum ein Fehler, ihn und seine Bedeutung für die Technik und Entwicklung der Silhouette unterschätzen und lediglich »liebenswürdigen Dilettantismus« nennen zu wollen, was trotz mannigfacher Bedrückung und Beengung durch die Notwendigkeit des Broterwerbs doch freies, frohes Künstlertum war.

Der Kranke

Es muß so gut sein, ganz ruhig zu liegen,
Wissen, daß es langsam zu Ende geht,
Und ahnen, daß, vor den andern verschwiegen,
In uns eine tiefe Fremdheit entsteht.

Sanft sein wie ein Kind, keine Worte mehr sagen,
Von der heißen Sehnsucht zum Leben erfüllt,
Und sich selbst inbrünstig zu Gott hintragen,
Lilienfelig und unverhüllt.

Leise lächeln, wenn sich die andern raunen
Besürchtungen zu; wenn die Türe aufgeht,
Die Augen schließen und dann sehr staunen,
Daß noch nicht Israel vor uns steht.

Dank sagen mit ein paar müden Gebärden,
Kommt jemand, der ihn empfangen will,
Und dann auf einmal ganz strahlend werden
Und klingend — darauf dunkel und still.

Alfons Pehold



Stimmen der Stille

Bilder aus der östlichen Etappe

Von Hans Freimark



Die Front. Das ist die Tat. Brüllende, brechende Tat. Rauch geht auf und Brand und rinnende Ströme roten, warmen Lebens. Und darüber, gleich einer Fahne, schwingend und grell das Hurra und der Gesang der Sieger.

Die Etappe ist leibschweres Schweigen und stille, trüchtige Geschäftigkeit. Was heiß und glühend war, ist tot und erkaltet. Düstere Warner, stehen geschwärzte, zernagte Mauern im öden Land. Ungeheuerliche Fragezeichen, reißen sich Schützengräben durch die Felder. Und immer wieder die Frage, oft schon halb der Bedeutung entleert, entwirrt, verfallend: Wohin? Wir wissen's nicht. Wir wissen nur, daß an den stummen, quälenden Warnern und Fragen feste alte Schienen und neue starke Gleise vorüberlaufen. Geradeaus, nach Westen, Süden, Osten. Etwas andres wissen wir nicht, wenn wir hinausfahren. Für uns hat das Vorwärts weder Namen noch Gestalt. Die werden ihm erst auf der Fahrt.

Aber die Seele will ihr Ziel sehen, will eine Antwort auf die tausend Fragen, die vor ihr aufstehen und an denen sie vorübergleitet. Ihr genügt nicht das eine Wort: Vorwärts. Sie muß sich das große, weite, unmenschliche Vorwärts, in das die Zeit sie drängt, mit einem Sinn erfüllen, mit ihrem eignen Sinn, um es ertragen zu können. Und sie findet Antworten aus dem, was sie um sich erlebt. Das Unmenschliche bekommt menschliche Züge und redet.

Durch die Nacht

Es war Frühling gewesen, wonniger, flacher Frühling, als wir von Wildpark abfuhr. Die Gärten von Sanssouci standen in Blüten und Sonne. Nun war es Abend geworden, und wir waren weit nach dem Osten gekommen. Die Luft war kalt, und die Büsche am Bahnrande streckten noch die nackten Zweige in den dunkelnden Himmel. Nur ein leichter brauner Schimmer verriet, daß auch in ihnen schon der Saft im Steigen war. Und fahler und fah-

ler das Land, kaum daß ein paar grüne Palmspitzen sich aus dem Boden wagten. Raub pfiff der Wind.

Gröstelnd verließen wir die Plattform. Und rasch war im Wagen der Ofen in Gang gebracht. Bald brummte ein helles Feuer in seinem schwarzen Schlund und warf lustige Lichter durch den klaffenden Dedel auf die am Tage vorher weißgeschauerte Decke. Wir saßen zu viert um die Wärme, hielten die Hände in die molligen Strahlen und freuten uns an dem feinen Prideln, mit dem das Blut in die erstarrten Finger zurückkehrte.

Draußen hasteten die Felder vorüber. Nur zuweilen redte eine zerzauste Weide in wilber Gebärde ihre Arme. Duster und drohend hoben die sich gegen den blutroten Streifen am Horizont. Langsamer fuhr der Zug. Die Grenze. Die Umrisse eines kleinen Hauses dunkelten vor der letzten Pölle. Ein trübes gelbes Licht darin, und in dem Licht bärtige Köpfe mit tiefen Schatten über den furchigen Zügen. Die Landsturmwache. Mit ruckenden Stößen ging es auf dem einen erst kürzlich gelegten Gleise weiter. Stüd um Stüd schlang der nahende Wald die schwindende Röte ein. Ernst, schweigend und stumm standen die gewaltigen Bäume. Durch die Finsternis schimmerten hier und da grauweiße Flecken. Schneereife. —

Ein scharfer, greller Pfiff. Der Zug hält. Podubowek. Da heißt es warten. Eine halbe Stunde, eine Stunde, vielleicht auch noch länger, bis der entgegenkommende Zug in die Haltestelle eingefahren ist.

Wir springen hinaus, ein wenig die Füße zu vertreten. Klitschender Lehm hängt sich an die Stiefeln. Bei jedem Schritt muß man gleich ein paar Pfund Erde heben. Dennoch stapfen wir weiter. Die Böschung hinunter auf eine kleine Lichtung zu. Der Himmel ist tiefschwarz, übersät von Sternen. Hinter dem Walde steigt ein zitternder Schein, der kommende Mond. Wir tapfen durch das Dunkel vorwärts und atmen die frische, würzige Luft. Plötzlich stolpre ich über eine Erhöhung, will mich halten und



Friedrich Stichling:

Riefen

greife in etwas Nasses, Raschelndes. Mein Gefühl sagt mir: ein Kranz. Taschenlater-
nen glimmen auf. Ich habe mich nicht ge-
täuscht. Wir stehen inmitten von Gräbern.
Neben den Gräbern aber blinkt es seltsam,
wie von Glas. Einer der Kameraden bückt
sich und hebt das Blinkende auf. Eine Sekt-
flasche. Mit zuckender Gebärde läßt er sie
fallen: Gemein. Wo die einen krepieren sind,
da — Seine Stimme bricht heiser ab.
Ich verstehe seine Empörung. Sie ist schön.
Aber stärker ist die Gewalt des Lebens. Tod
und Lust. Wunderbar verwebt es sie zum
Ganzen. Wie klein wird alles Widerstreben!

Fahl steigt der Mond über die Tannen,
eine große kupferne Scheibe. Steigt und
füllt den Grund mit ungewissem Licht. Spuk-
hafte Schatten laufen über die Hügel und
geben ihnen Leben. Sie scheinen zu sinken
und sich zu heben, gleich Wellen. Ein
stummes Meer. — Gröstelnd fährt uns ein
Schauer über den Rücken. Schweigend leh-
ren wir in unsre Wagen zurück. Wortlos
sucht jeder sein Lager auf.

Es dauert nicht lange, und wir alle sind
in Schlaf versunken. Das letzte, was in
unsre Ohren klingt, ist das Puffen und
Knistern des Feuers im Ofen. Und dann
auf einmal — man wird feinhörig draußen
— spürt man, da ist noch ein andrer Laut.
In das dämmernde Bewußtsein bringt ein
Stöhnen und Schnauben. Irgend etwas
Riesiges atmet. Mit einem jähen Ruck fah-
ren wir auf. Durch die Stille leuchtet es
heran. Ein bumpfes, schweres Rollen: der
Zug, auf den wir warten. Aber es kann
kein gewöhnlicher Zug sein, der rattert
heller, schnauft nicht so schwer. Neugierig
gehen wir ans Fenster. Eine große graue
Masse liegt gleich einem Granitblock davor.
Einer errät's: ein Panzerzug. Den müssen
wir sehen! Im Nu sind wir draußen.

Und stehen und starren mit verschlafenen
Augen. Die Urzeit hat eins ihrer Ange-
heuer ausgespien. Plump und schwer hängt
der Leib über die kurzen Füße, die pragen-
haft auf den Schienen lasten. Und jetzt hebt
sich mitten aus dem überall gleichen Grau
sacht ein Kopf, dreht sich nach rechts und
nach links und späht mit einem einzigen
Auge. Es funkelt tödlich. Hart schlagen
die hundert Pranken wider den Stahl. Es
sprüht und funkt unter dem Leibe des Un-
tiers. Feuriger Qualm fährt aus dem brei-

ten zahnlosen Maul, und ächzend kriecht es
weiter. Wird immer schattenhafter und ver-
fliegt gespenstisch. Wie Rauch vergeht die
Unmasse dem Blick. Nur das Fauchen tönt
noch eine Weile durch die Nacht. Es klingt
böse. Unwillkürlich ziehe ich die Decke fester
um mich. Aber der Schlaf, der nun kommt,
ist zerrissen von fürchterlichen Träumen.
Erst mit dem neuen Morgen weicht der Alp.

Strahlend weckt uns die Sonne. Sie
scheint auf die weiten russischen Ebenen.
Furche schimmert glänzend neben Furche.
Frischer Bruch. Unsre Landwehr adert.
Sie hat feste Häute. Mit Kraft stoßen sie
die Pflugchar in den Boden, daß sie tief
hineingräbt und die junge Erde bereit macht.
Bereit zur neuen Saat.

Die Kirche

Ein Maitag. Der Himmel strahlend in
Blau. Und von den Wiesen, die sich
um das zerstörte Eydtbuhnen unversehrt und
unberührt dehnen, leuchtete es grün und
bunt. Am Morgen hatten wir große Wäsche
gehabt, und die weißen Leintücher hauchten
sich nun an rasch gespannten Striden zu
beiden Seiten des Zuges und fingen knat-
ternd und klatschend den frischen Wind ein,
der von Rußland herüberwehte. Es war
Feierabend und Urlaub.

Aber den Schutt in den Straßen Eydtbuh-
nens zu stolpern, lodte wenig, noch weniger
die Aneipen, die geschäftstüchtige Leute in
halbzerfallenen Buden aufgetan hatten.
Zwar aus dem Café Hindenburg scholl
dröhnender Gesang. Aber es schien uns
gleichwohl keine Sünde gegen den Patrio-
tismus, wenn wir vor diesem musikalischen
Graus links und rechts umkehrten und in die
Landstraße nach Wirballen einschwenkten.
Im Bogen zieht sie über ein Glühchen und
über die Eisenbahn. Dann geht sie schnur-
gerade zwischen ragenden Pappeln in eine
graue Unendlichkeit. Rußland ... Ein
Wagen rollt an uns vorüber in schlankem
Trabe. Das Auge kann ihm weit, weit
folgen, bis er schließlich mit der Straße zu-
gleich dem Blick versinkt.

Brandgeruch stürzt auf uns ein. Noch
immer lagert er über den Stätten, wo einst
die hübschen russischen Holzhäuser standen.
In dem gewaltigen Artillerieduell, das zwi-
schen den Grenzstädten tobte, sind auch von
ihnen nur gespenstische Schatten geblieben:

die Kamine. — Unser Ziel ist die Kirche. Auch sie hat den Kampf gesehen. In eine Festung war sie verwandelt worden und mußte im Sturm genommen werden. Auf dem Friedhof heben sich Reihen frischer Gräber. Jetzt dunkelt die Nacht über ihnen, die deutsche Herzen bedecken, und Buchen und Weiden nehmen die nackten Hügel tröstend in ihre Schattenarme. Nur die Holzkreuze leuchten noch weiß in dem Dämmer.

Es ist still rings, eine bebende Stille. Als gingen Geister um. Mörtel bröckelt von den zerhauenen Mauern. Es klingt wie unterdrücktes Richern. Durch die zertrümmerten Fenster fährt der Wind, und herzerreißende Klage scheint in schmerzlichem Stöhnen laut zu werden. Tastend, unsicher tritt der Fuß über das zerfallene Gemäuer. Plötzlich stößt er an etwas Blinkendes. Ein schwerer messingener Leuchter, die Arme verbogen, der Fuß breitgedrückt. Eine fürchterliche Keule. Vielleicht hat irgendeine mächtige Faust ihn als Waffe geschwungen, und ein wohlgezielter Schuß riß ihn aus dem erhobenen Arm, ehe der sein Ziel gefunden. Vielleicht auch zerschmetterte er einen der Tapferen, die jetzt unter den Hügeln ruhen. Wer kann es sagen? Hier, wo das Schweigen herrscht.

Ein grauenvolles Schweigen. Weit offen, gleich einem im letzten Schrei erstarrten Munde, steht die Kirchentür. Schwarz und finster das Innere. Vor der Schwelle ein wirres Gehäuf zerbrochener Gestühle und Gerätes. Ein letzter Wall. Drinnen hallt der Schritt von den leeren Wänden wider. Nirgend ein Halt. Schwer geht der Atem. Die Luft ist auf einmal drückend geworden. Die paar Stufen, die zum Heiligsten hinaufführen, scheinen in Berge verwandelt. Mühsam fast erklimme ich sie. Und stehe und breite die Arme: das Heiligste leer, die Ikonoostasie geborsten, im Allerheiligsten nichts als nackter Stein und Dumpsheit und Dunkel. Mir ist weh. Ich beuge die Knie und lehne die Stirn an den kahlen Altar! Wieviel Glauben mag hier gestorben sein! Aber mir rauscht es, und aus dem Dunkel redet es sich wie schwarze Flügel. Ich springe auf und greife nach dem Schrednis. Ein durchlöcherter Fegen bleibt in meinen Händen. Breit legt er sich über den Boden. Gold blinkt fleckig im Mondlicht, das schräg und schmal durch die hohen Fenster hereingeistert.

Aus der brandigen Seide starren große Augen: das göttliche Kind. Seine Hand streckt sich nach der Mutter. Aber von ihr ist nur noch der Mund mit dem himmlisch verzeihenden Lächeln geblieben. Die einstige Kirchenfahne entgleitet meinen Händen. Behutsam steige ich über sie hinweg. Doch es war der Behutsamkeit wohl zuviel. Die den Ausweg suchenden Füße stoßen an etwas Unerkennbares. Es kommt ins Wanken, fällt, und vor mir in den Weg rollt ein runder Schatten. Ich bücke mich und hebe das Ding auf: eine Krone. Vielleicht trug sie der Priester bei feierlichem Dienst, vielleicht schmückte sie das Haupt eines Heiligen. Nun liegt sie im Staube, für jeden bereit, der sie aufheben will. Lange halte ich sie; mir ist, als wolle sie mir etwas sagen. Draußen rufen die Kameraden. Da schüttle ich den Spul von mir ab, nehme den samtpolsterten Reif und stülpe ihn auf einen Geländergriff. Mag ihn nehmen, wer es kann; mir gehört er nicht zu.

Ich taumele, als ich hinaustrete; und muß mich einen Augenblick halten. Schon sind die Kameraden mit neugierigen Fragen um mich her. Ich kann und mag sie nicht beantworten, sollen selber gehen und sehen. Ich bin froh, daß ich wieder draußen bin, draußen unter dem weiten, bestennten Himmel. Ich atme tief: der Glieder blüht, und in den Büschen singen Nachtigallen.

Gefangene

Das erstmal sah ich sie auf einem der zerstörten ostpreussischen Bahnhöfe. Sie waren mit Aufräumarbeiten beschäftigt. Sie besorgten sie äußerst gemächlich. Ehe sie einen der Balken anhoben, die wegzuschaffen waren, gab es ein langes Hin und Her, und dann, nach genügender Verständigung, bückten sie sich langsam, sehr langsam, saßen umständlich an und trugen ihn gemächlich beiseite.

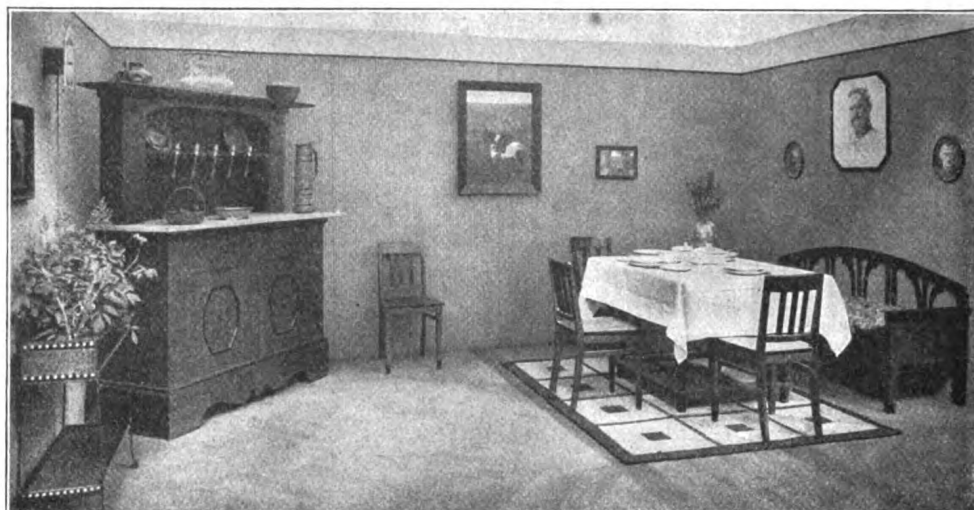
Und immer wieder habe ich dieses Bild gesehen. Mochte es nun am Bahnrande sein, wo sie die Böschungen verstärkten, oder auf Söland, wo sie den Boden urbar machten, stets ließen sie sich Zeit, gründlich Zeit. Stumpf und dumpf handhabten sie die Werkzeuge. Die Lammfellmütze tief in die Stirn gezogen, ja fast über die Augen, so daß man sich wunderte, wie sie überhaupt zu sehen vermögen; selbst bei ärgster Hitze in den

biden schmutzgrauen Mantel gehüllt, Eß- und Trinkgeschirr am Gurt, stapfen sie mit schweren, unbehenden Schritten durch den Tag. Stehen und blinzeln unter den Rückenrändern müde hervor. Es ist ihnen alles gleichgültig, unendlich gleichgültig. Denken sie überhaupt? Wir wissen es nicht, denn wir sehen nichts, das wie eine Frucht des Denkens an ihnen erscheint. Bei uns zeugt Denken Tat, und ihnen schläft das Tun ein, wenn sie sich selbst überlassen sind. Vielleicht haben wir recht, wenn wir meinen, sie denken nicht. Gewiß nicht wie wir. Aber fühlen? Wer sieht in diese eingewidelten Seelen? Unfre Augen nehmen nur das Äußere wahr, drinnen mag Weinen sein, Schmerz und Not. Das wird nur nicht laut aus ihnen, es bleibt stumm, wie es bei Busch und Baum stumm bleibt. — Das ist die Masse.

Der Einzelne verschwindet meist in ihr. Aber es gibt Augenblicke, wo man seiner ansichtig wird. An irgendeiner Stelle wird eine Parade errichtet. Mit Zollstod und Lot steht einer daneben und gibt acht. Seine Augen blitzen. Er ist ganz bei seiner Aufgabe. Flink geht er die Leiter auf und ab. Und Befehle kommen kurz und bestimmt von den schmalen feinen Lippen. Ein Mostauer Ingenieur. — Und ein andermal ein Aufseher über einen Trupp. Er hat weit weniger Nachsicht als unfre Landsturmeute. Er setzt die Rüssigen in Geschwindigkeit, jagt sie mit weiten Armbewegungen hin und her, schilt und droht. Er ist umsichtig und wachsam und hütet das ihm anvertraute Gut, als wäre es sein eignes und nicht das der Gegner seines Vaterlandes. Er ist ein Lehrer aus einer größeren Provinzialstadt. Und dann die vielen Dolmetscher. Meist sind es Deutschrussen. Sie üben ihr Amt nicht als Russen, sondern als Deutsche. Wer wollte es ihnen unter diesen Umständen verdenken? Sie sagen, wenn man sie fragt, sie seien froh, bei ihren Stammverwandten zu sein. Und da sie es sagen, müssen wir es ihnen wohl glauben. Sie haben ja auch Tätigkeit, die sie in Anspruch nimmt und bis zu einem gewissen Grade ausfüllt. Das hilft über vieles hinweg. Schrecklich müssen für sie nur die ersten Tage der Gefangenschaft sein, wo es keinen Einzelnen gibt, nur die Menge, die ungeheure Menge.

Die ist ein großes graues Meer, das alles Hoffen, allen andern Willen einschlingt in seine überwältigende Hoffnungs- und Willenslosigkeit. Dicht an dicht stehen sie, als hielte nur die körperliche Berührung sie aufrecht. Stehen und starren blindlos und gehen im Trott gleich einer Herde. Werden in die Wagen gepfercht, mehr und immer noch mehr. Die sind schon randvoll, und doch werden noch welche hineingeschoben, -gedrückt und -gestoßen. Und dann geht es fort, weit fort von der Heimat, in fremdes, unbekanntes, feindliches Land. Sie haben keine Träne, nicht einmal einen Blick für das Entschwindende. Gleich Tieren lassen sie mit sich geschehen, was geschieht. Aber Tiere brüllen und jammern. Sie schweigen. Nicht einmal die Lippen zuden, als unterdrückten sie einen Schrei. Es ist, als seien sie tot. Lebendige Leichname. Es ist gräßlich, dieses Schweigen. Und die Tränen, die sie nicht haben, treten manchem von uns in die Augen. Ich muß an unfre Brüder denken, die das Schicksal gleich diesen in die Gefangenschaft fallen ließ. Auch sie werden zu Massen zusammengetrieben, werden in übervolle Wagen gepreßt und weit fortgeführt von allem Lieben und Vertrauten. Heiß steigt es mir vom Herzen auf: Werden auch sie so jeder Zuversicht bar sein? Nur das nicht! Einmal muß ja der Tag kommen, der das Verlorene wiederbringt: Heimat und Freiheit. Allen. Denen, die darum kämpfen, und jenen, die darum leiden. In der Fremde. Sie gehen schwere Wege um dieses Heilige. Ich muß an den Abend denken, draußen dicht hinter der Front, da neue Gefangene eingebracht wurden.

Es war ein heißer, schwüler Tag gewesen. Nun war es Abend geworden, ein kühler Abend. Die Sonne sank in Blut. Vom Osten her auf der staubigen Landstraße troch ein vielgliedriger Wurm heran. Schleichend und schwerfällig. Die tausend Füße trieben graue Wolken auf. Die wirrten über den grauen Gliedern, die sich bald dehnten, bald zusammenschoben. Die Straße zog hügelan. Mühsam wand sich der Wurm bergauf. Gerade hinein in die sinkende Sonne. Und plötzlich war die gleiche graue Masse keine Masse mehr, es waren lauter stille, geneigte Häupter, um die es golden und purpurn schimmerte — — —.



Wohnungseinrichtungen der Münchner Ostpreußenhilfe: Speisezimmer

Handwerk und Kunstgewerbe

v

Ostpreußenhilfe

Von Marie v. Ebner-Eschenbach, die Weisheit nie ohne Güte, Güte nie ohne Sporn zum Besseren und Höheren zu spenden liebte, stammt das Wort: einer der seltensten Glücksfälle, die uns werden könnten, sei die Gelegenheit zu einer gut angewendeten Wohltat. Es lohnt sich, diesem Worte gerade jetzt ein wenig nachzudenken. Sein Nachdruck liegt auf der Bedingung der guten, d. h. heilsamen und fördernden Anwendung, mehr aber noch auf dem Glück, auf dem inneren Gewinn, dessen der Wohltäter selbst durch die Ausübung seines Liebeswerkes teilhaftig wird. Deshalb ist gedankenloses,

oberflächliches oder billiges Wohltun immer auch eine Dummheit, eine Schädigung dessen, der sich mit ihm begnügt. Erfüllt er es aber mit allem Guten und Edlen, worüber er verfügt, durchdringt er es mit dem ganzen Ernst und Verantwortungsgefühl seiner Persönlichkeit, so strömt der Segen der guten Tat auf ihn selbst zurück: indem er andre stützt und hebt, wird er selbst gehoben. Der bequeme Trost: Ach Gott, 'ne Wohltätigkeitsache, da darf man's so genau nicht nehmen, da muß man schon fünf gerade sein lassen! ist ebenso töricht wie kurzfristig.

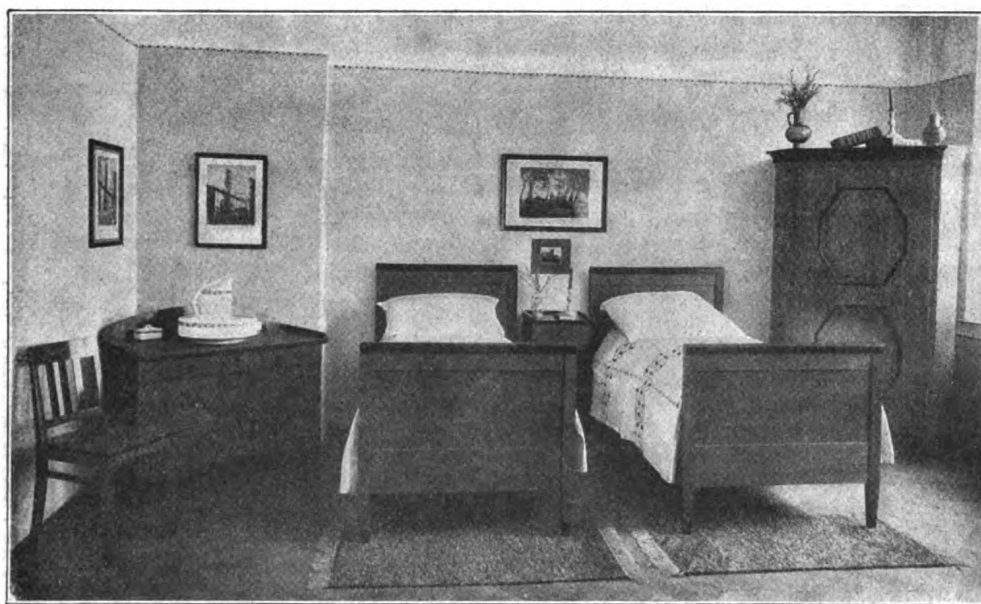
Nirgend hat die Austerweisheit jener Redens-



Wohnungseinrichtungen der Münchner Ostpreußenhilfe: Wohnzimmer mit Rüche

arten verderblicheren Schaden angerichtet als auf dem Felde des Kunstgewerbes. Man denke nur an die Wohltätigkeitsbasare! Als die Grundsätze der Ehrlichkeit, Gebiegenheit, Sachlichkeit und Zweckmäßigkeit, die unser modernes Kunstgewerbe vor dem früheren Zeiten so vorteilhaft auszeichnen, sich bei den Einsichtigen längst durchgesetzt hatten, galt es immer noch für erlaubt, die Verkaufs- und Verlosungsbuden unserer Wohltätigkeitsveranstaltungen zu Stapelplätzen des Kitsches, ja der entsetzlichsten »Hausgreuel« zu machen. Was man in dem Bereich seines eignen wachsam und empfindlich gewordenen Auges nicht mehr duldete, nicht mehr zu ertragen vermochte, das erschien immer noch

Kunsterziehung — fast nirgend veräußerte, Künstler oder Kunstverständige mit zu Rate zu ziehen. Insbesondere war es die Münchner Ostpreußenhilfe, die diese Verpflichtung gegenüber dem Künstlertum fühlte. Sie ist gut dabei gefahren. Indem sie in ihren Möbelentwürfen — um solche handelte es sich hauptsächlich — bei aller gebotenen Billigkeit durch geschmackvolle Kunstformen Münchens Ruf als Kunststadt wahrte, schuf sie zugleich dem heimischen Schreinerhandwerk Aufgaben, die es schulten, förderten und hoben. Die Möbelentwürfe verdanken ihre Entstehung einem kleinen Kreise anerkannter Künstler, darunter Fr. Rant, Gabriel von Seidl, Ed. Pfeiffer und Fr. Delacroix;



Wohnungseinrichtungen der Münchner Ostpreußenhilfe: Schlafzimmer

gut genug, um es auf dem Altar der Bedürftigkeit zu opfern: wer es dann selber nicht haben und behalten mochte, nun gut, der konnte es ja »weiterstiften«. So lebte der Ungeschmack, hier erwürgt, anderswo mit neuen Köpfen wieder auf, um fortzeugend Böses zu gebären. Erst neuerdings ist uns das Pflichtbewußtsein auch in dieser Frage ausgegangen: wir haben einsehen lernen, daß Dinge des Geschmacks eng mit der Sittlichkeit verbunden sind, und daß sich doppelt veründigt, wer Abwässer, die ihm selber zuwider sind, durch die Kanäle falscher Wohltätigkeit auf andere Leute überleitet.

Die üble Gewohnheit wäre zum Verbrechen geworden, wenn sie sich auch auf die vaterländische Wohltätigkeit fortgepflanzt hätte, die der Krieg für geschädigte Landsleute von uns forderte. Aber da baute die Organisation vor, schon weil man — ein sichtlicher Erfolg unserer

nach ihnen wurden sodann die Musterzimmer gearbeitet und zusammengestellt, die bei ihrer öffentlichen Vorführung im Saale der ehemaligen Augustinerkirche so viel Beifall und Anerkennung fanden. Von München wanderte die Ausstellung weiter nach Ostpreußen selbst, um dort zunächst in Königsberg, Allenstein und Ortelsburg, später in noch etwa zwanzig Städten gezeigt zu werden.

Es handelt sich, wie unsere drei Abbildungen erkennen lassen, durchweg um bürgerlich einfache Einrichtungen, die zur Massenherstellung bestimmt sind oder ihr wenigstens nicht widerstreben. Gilt es doch für die halbe Million, die die Münchner Ostpreußenhilfe zusammengebracht hat, rund zweitausend Zimmer zu beschaffen, so daß im Durchschnitt auf jedes Zimmer nicht mehr als 250 M fallen dürfen. Dieser billige Preis fordert als Herstellungskosten fast aus-



Patenstadteller der Rgl. Porzellanmanufaktur in
Berlin: Berlin-Ortelsburg

schließlich das Fichtenholz, aber auch die schlichte Zweckform der Neuzeit, die ihre Schönheit nicht im überflüssigen Schmuck, sondern vornehmlich in den guten Maßverhältnissen sucht. Wo die Mittel einen freieren Spielraum gewährten, haben Motive aus dem Danziger Barock oder auch aus der masurenischen Bauernkunst dafür gesorgt, daß sich die Einrichtungen stilgerecht in die heimischen Kunstformen Ostpreußens einfügen.

Wenn hier, bei den Wohnungseinrichtungen der Münchner Ostpreußenhilfe, Wohltätigkeit und Kunst Hand in Hand gehen, um den nächsten und nötigsten Bedürfnissen des Lebens zu dienen, so soll man die Kunst doch auch gewahren lassen, hegt sie einmal den Ehrgeiz,

allein für sich ohne andern Zweck als den der Schönheit »wohlzutun und mitzuteilen«. Das geschieht bei den Patenstadtellern, die die Königl. Porzellanmanufaktur in Berlin im Auftrage des Verbandes »Ostpreußenhilfe« seit einiger Zeit herstellt. Es sind nicht Gebrauchs-, sondern Zierteller, die auf ihrer Innenseite das Wappen Ostpreußens neben dem der Patenstadt oder des Patenstaates und dem der zerstörten, mit ihrer Hilfe wiederzuerbauenden Ortschaft der so arg mitgenommenen Provinz zeigen. So finden wir Berlin mit Gumbinnen und mit Ortelsburg vereinigt, Berlin-Schöneberg mit Domnau, Berlin-Wilmersdorf mit Gerdaun, Charlottenburg mit Soltau, Bremen mit Schirwindt, Leipzig mit Hohenstein, Dresden mit Darlehmen, Kassel mit Stallupönen, Frankfurt a. M. mit Lögen,



Patenstadteller der Rgl. Porzellanmanufaktur in
Berlin: Cassel-Stallupönen

Aachen mit Friedland, Köln mit Neidenburg, Breslau mit Pilschallen, Oppeln mit Lyck, Arnberg mit Gensburg, die Provinz Sachsen mit Johannsburg, die Provinz Schleswig mit Tilsit, das Herzogtum Braunschweig mit Goldap, das Großherzogtum Baden mit Memel. Mag diese Verzierung mit dem überall wiederholten Ausspruch des Kaisers: »Ich weiß mich mit jedem Deutschen eins, wenn ich gelobe, daß das, was Menschenkraft vermag, geschehen wird, um in Ostpreußen neues, frisches Leben aus den Ruinen entstehen zu lassen«, ein wenig eintönig und nüchtern anmuten: in ihrer ruhigen Schlichtheit und ernsten Herbeheit sind diese Patenstadteller vielleicht erst recht geeignet, das Gedächtnis an die ernsteste Zeit des großen, opfervollen Krieges wachzuhalten, bei uns selbst und bei unsern Nachkommen. F. D.



Patenstadteller der Rgl. Porzellanmanufaktur in
Berlin: Leipzig-Hohenstein



Karl Leopold Voss:

Heimwärts

Von Kunst und Künstlern

Karl Leopold Voss (zu seinem sechzigsten Geburtstage): Hofgarten in Eichstätt, Junges Mädchen, Heimwärts — Hans Olde: Damenbildnis — Friedrich Stiehling: Kanal und Kiefern — Naturaufnahme: Mondnacht im Moor — Karl Hapke: Kirche St. Nicola in Gent und Alte Häuser in Audenarde an der Schelde — Oskar Brück: Bildnis des Generals der Infanterie von Vinsingen — Arnold Busch: Ein Abend bei Hindenburg

Wenn es einen gibt, der in die Kunst so recht hineingeboren worden ist, an ihrer Sphäre wie an der Mutterbrust gezogen, in ihrem Dunst von Kindesbeinen an gebadet hat, so ist das der Münchner Maler Karl Leopold Voss, der am 19. Juli d. J. die Schwelle der Sechzig überschreitet. Sein Vater war Bildhauer und Professor an der Akademie San Luca in Rom, und als ihm der Sohn geboren wurde, stand er auf der Höhe seiner Kunst und seines Ansehens, inmitten eines angeregten Kreises namhafter Bildhauer und Maler. Kein Wunder,



Karl Leopold Voss
Nach einem Gemälde von Prof. Smith

daß Atelierluft schon die Knabenjahre des jungen Voss umgab, erinnert er sich doch heute noch, wie er als Vierjähriger schon bei dem holländischen Maler Brülls, dem glücklichen Besitzer vieler kostbarer alter Bilder, gemalt wurde, und welche berausende Wirkung damals bereits der Firnisgeruch auf ihn ausübte. Nach den ersten Schuljahren in Rom, Köln und Gravenbroich ging es aufs Gymnasium nach Bonn. Da sich aber bald herausstellte, daß sich des Jungen Eifer innerhalb wie außerhalb der Schule auf das Zeichnen und immer wieder das Zeichnen rich-

tete, entschloß sich der Vater, ihn mit nach Rom zu nehmen.

Doch wohin dort mit ihm? Zunächst wurde das Atelier des Berliner Professors Emil Wolff ins Auge gefaßt. Der war nicht bloß der Pate des jungen Voss und ein ebenso lebenswürdiger wie geistreicher Mann, sondern damals auch dank seiner Stellung als Präsident der römischen Akademie und seinen mannigfaltigen Sprachkenntnissen der vielumschwärmte Mittelpunkt des römischen Kunst- und Gesellschaftslebens. Ganz nach dem Willen und Wunsch des Vaters gab sich der Lehrer, der auch die preussischen Stipendiaten zu überwachen hatte, alle erdenkliche Mühe, seinen Schüler in die klassizistische Richtung einzuführen, der er selbst angehörte. Das war nun eine idyllische Zeit in dem alten Atelier an der Via quattro Fontane neben der Mauer der Quirinalgärten. Eine seit alters geweihte Stätte! Denn in dieser Werkstatt waren Canova, Thorwaldsen, die beiden Schadow, Rauch und alle großen deutschen Künstler des vorigen Jahrhunderts aus und ein gegangen, und das Gärtchen, in dem die Stipendiaten ihren Arbeitsraum hatten, war ein Klein-Paradies mit seinen Rosenbüschen und Weinlauben, seinen Orangen- und Feigenbäumen und seinem zierlichen, von Venushaar dicht übersponnenen Brunnen.

Wie bequem und wohlbehütet hätte sich der Achtzehnjährige dort entwickeln können, wenn sich nur nicht gerade um dieselbe Zeit (1874) in Rom die neue Bildhauerrichtung auf dem Reale Istituto di Belle Arti bemerkbar gemacht hätte! Dort lehrten oberitalienische und Florentiner Professoren die Schönheiten des Cinquecento, und die Jugend hätte nicht Jugend sein müssen, wenn sie nicht von dem neuen Evangelium gepackt worden wäre und flugs mitgemacht hätte. So bezog denn auch der junge Voss, nach längeren Kämpfen mit dem Vater, die Akademie, um dort drei Jahre lang als Bildhauer zu studieren, nebenbei aber mit Malerfreunden auch schon schüchterne Versuche in der freieren Schwesterkunst anzustellen. Mehr und mehr gewann diese die Oberhand, namentlich als sich dem Schüler die Unterrichtsklasse Professor Echlöfssers und die herrlichen Atelierräume Corrodís aufstuten.

Der Vater freilich konnte sich mit dieser Wendung auch jetzt noch nicht recht besreunden. Mit der Mailänder Bildhauerei hatte er wenig im Sinn, und als er dann sah, wie die Altstudien und das Modellieren seines Sohnes immer mehr auf die malerische Richtung ausgingen, kam er auf den Rat guter Freunde zu dem Entschluß, den mittlerweile Zwanzigjährigen nach dem vielbegehrten München auf die Malerakademie zu schicken. Hier fing der

»Römer« denn auch gleich bei Seitz und Alexander Wagner in der Malklasse an, um später zu Linden Schmidt in die Kompositionsschule überzugehen. Es entstanden nun die ersten selbständigen Arbeiten, von denen die »Wallfahrt nach Revelaar« (jetzt im Kaiser-Friedrich-Museum zu Götting) dem jungen Künstler die silberne Medaille in London einbrachte. Seit 1877 wurde München Vossens zweite Heimat, wenn er auch die Jahre 1886—1888 wieder in Rom zubrachte, um für die Stadt ein größeres Bild aus ihrer Geschichte zu malen. In München folgten dann die Bilder, die ihm den Namen gemacht haben: der »Ungelehrte Jögling«, die »Himmelsbraut« und verschiedene Genrebilder aus Holland, von denen eins der besten, das »Nähen der Mädchen«, in die Galerie von Prag gekommen ist. Daneben arbeitete Voss fleißig als Illustrator, fand aber immer noch Zeit genug, sich auf Studienreisen durch Österreich, Italien, Holland, Norddeutschland und Livland weiterzubilden. In neuerer Zeit schuf er sich ein liebevoll gepflegtes Sondergebiet in einer Reihe von landschaftlichen Studien und Genrebildern aus der Biedermeierzeit, die er teils in Gwaß, teils in Öl ausführte. Ein Ölbild von ihm (»Gefinstube«) bewahrt die Münchner Pinakothek, 26 Blatt Zeichnungen und Aquarelle das königliche Kupferstichkabinett.

Einen vortrefflichen Überblick über die Mannigfaltigkeit seines Schaffens konnte man in der Ausstellung gewinnen, die im Mai dieses Jahres der Münchner Kunstverein von Vossischen Bildern und Zeichnungen in einem besonderen Saale veranstaltete. Da sah man neben oft etwas bunten Genrebildern doch auch stille, sanft und vornehm getönte Innenräume, sah in Leiblischer Farbenstimmung gehaltene Köpfe aus der bäuerlichen Umgebung Münchens, sah geschmackvoll komponierte Stilleben und stimmungsvolle Landschaften, die ohne Aufdringlichkeit die Probleme der Luft und des Lichtes lösten. Wie sehr der Künstler an sich gearbeitet hat, wie entschlossen er mit seiner Zeit fortgeschritten ist, bewies der Vergleich dieser wohl durchweg neueren Bilder mit einem seiner älteren Geschichtsbilder, »Grata dei Conti an der Leiche ihres Sohnes Lorenzo Colonna«, das uns mit seiner unverkennbaren Abhängigkeit von den Modellen und mit seiner harten Zeichnung heute fast kalt berührt. Wie hat es auch seine Kunst erfrischt, daß er sich von solchen theatralisch anmutenden Szenen den schönen blumenbepflanzten Gärten zugewendet hat, wo das helle Grün und Rot der Natur mit dem altgetönten Graugelb der Schloßfassaden so weich und doch so freudig zusammenklingt, und wie viel einfacher, aber tiefer und überzeugender hat er seitdem — ein Bild

auf seine Studie »Schmerz« lehrt es — die verzweifelte Trauer eines gebrochenen Frauenherzens auszudrücken gelernt!

Was wir in diesem Hefte von Voß zeigen, gibt, in dem »Hofgarten von Eichstätt«, der alten Bischofsstadt und ehemaligen Leuchtenbergischen Residenz an der sanften Altmühl, einen Begriff von seiner Landschaftskunst, in dem Wasserfarbenblatt »Junges Mädchen« eine Probe seiner feinen Farbenbehandlung und in der hier im Text abgebildeten Studie zu dem Gemälde »Heimwärts« eine Vorstellung von seiner Kunst, Figuren, zumal weibliche, in einer anmutigen und zugleich lebhaften Bewegung zu erfassen.

Den beiden heftigen Landschaften, die wir leht hin (Maiheft 1916) aus Hans Olbes neuestem Schaffen gezeigt haben, schiden wir jetzt ein Damenbildnis nach. Auf den ersten Blick mag man dieses stark auf Grün gestellte Bild für ein reines Farbenkunststud halten, das seinen Ruhm — etwa wie Monets Bildnis seiner Frau oder wie Manets Eva Gonzales — allein in der malerischen Augenwirkung sucht. Aber bald erkennen wir, wie es diesem Künstler, der uns das klassische Bildnis Klaus Groths (in der Hamburger Kunsthalle) gemalt hat, auch hier um die Seele zu tun war. Neben seinen Männerbildnissen ist er von jeher gern den zarteren Eindrücken geistigen, gemütvollen und geselligen Lebens in den Gesichtern vornehmer Frauen nachgegangen. Man denke nur an das mütterlich wohlwollende Antlitz der Frau Professor Delbrück oder an die hohe Gestalt des Fräuleins von Schorn, die unberührt durch den alltäglichen Klatz der Straße dahinschreitet, und deren erhellte Mienen uns lebendig von einer beglückten Jugend, von einem geistig ebenbürtigen Verkehr mit bedeutenden Männern erzählen. Dort war es der Besitz, die Gewißheit geistiger Bedeutung, die Olbe gemalt hat; hier hat er mit unmittelbarer Kraft das lebhaft gespannte Verlangen einer weiblichen Seele nach geistiger Beteiligung zu paden gewußt.

Die Landschaften und Städtebilder dieses Hefes haben wir möglichst mannigfaltig zu mischen gesucht. Auch was das künstlerische Ausdrucksverfahren angeht. Mit Friedrich Stiehling's »Kanal« und »Kiefern« bringen wir zwei Radierungen, die den reinen, gekühten Strich bevorzugen und den Kenner mit ihrer vielleicht etwas herben, jedenfalls durchaus zeichnerischen Energie an die Art des Dresdner Meisterzeichners Richard Müller erinnern mögen. Stiehling, der seine

künstlerische Ausbildung erst einem fremden Berufe mühsam hat abringen müssen, lebt jetzt in Berlin und bevorzugt Motive der märkischen Umgebung: Wasserstraßen mit ihren Rähnen und Schleppern, Brücken, Fabriken, Kieferwäldchen u. a. Wie weit er sich — mit Absicht! — vom »Malerischen« entfernt, mag uns die Naturaufnahme »Mondnacht im Moor« zeigen, die alles, Wasser, Wald und Wolken, selbst Rahn und Segel, ins Weiße auflöst, um dafür desto stärker die Stimmung herauszuarbeiten. In Karl Hapkes flandriscen Städtebildern Gent und Audenarde begegnet sich zeichnerisches und malerisches Interesse mit dem sachlichen des überraschten und entzückten Entdeckers stiller, ehrwürdiger Schönheiten. Als dieser Maler und Lehrer an der Kunstgewerbeschule in Essen gleich zu Anfang des Krieges aus seiner friedlichen Tätigkeit herausgerissen wurde, um Pinsel und Palette mit Gewehr und Tornister zu vertauschen, ahnte er wohl kaum, daß ihn auch im feldgrauen Rod die Kunst besuchen würde. Mit den Eindrücken in Belgien bot sich ihm jedoch unerwartet eine solche Fülle malerischer Schönheiten, daß er nicht widerstehen konnte und, wo der Dienst irgend die Zeit dazu ließ, mit Wasserfarben und Kreide festhielt, was sich ihm zeigte: ehrwürdige Kirchen, alte Rathhäuser, malerische Straßenzüge und -winkel, Grachten und Kanäle — ein neues Zeugnis für die oft schon belegte Tatsache, daß sich kriegerische Pflicht und friedliche Kunstübung bei unsern Soldaten gut vertragen.

Das Bildnis Linsingens geben wir nach dem großen Mappenwert »Unsre Heerführer« wieder, das der Maler Oskar Brück, f. u. l. Hauptmann, für das Kriegsfürsorgeamt des f. u. l. Kriegsministeriums geschaffen hat. Bisher sind drei Lieferungen mit je 40 Bildnissen in Röteldruck erschienen, alle im Gelbe nach der Natur gezeichnet: wie unsre neue Probe zeigt, höchst ausdrucksvolle, lebendige und technisch vollendete Zeichnungen, die uns die verschiedenen Persönlichkeiten hervorragender Offiziere des österreichischen Heeres und seiner deutschen Bundesgenossen so nahe bringen, als ständen wir ihnen unmittelbar gegenüber. Auch die Bleistiftzeichnung »Ein Abend bei Hindenburg« von Arnold Busch, die als Kopfleiste über unsrer Kriegsschau steht, ist selbstverständlich unmittelbar nach dem Leben im Hauptquartier des Ostens entstanden. Die Photographische Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg hat danach ein in Heliogravüre gedrucktes Kunstblatt in großem Format erscheinen lassen. F. D.

Literarische Rundschau

Josef Ruederers nachgelassener Roman

Einmal hat mir Josef Ruederer Gottfried Kellers Novelle von den »Drei gerechten Kommachern« in schweizerischer Mundart vorgelesen, um mir zu zeigen, wie die Werke des Züricher Meisters nicht nur von vollendeter Bodenständigkeit, sondern auch völlig im Geiste der breiten alemannischen Sprachart empfunden sind. An diese Stunde reinen literarischen Genusses mußte ich denken, da ich mit stiller Wehmut seinen nachgelassenen Roman »Das Erwachen« (München, Verlag der Süddeutschen Monatshefte) zur Hand nahm, das Bruchstück des großen, umfassenden Werkes, in welchem er seinen »Selbstwpla« ein Denkmal setzen wollte: nicht wie Keller in einem Nebeneinander, sondern in einem von starkem historischem Gefühl getragenen Nacheinander. Ein Entwicklungsroman sollte es werden, nicht eines Einzelnen, sondern der ganzen Stadt, die in der zu behandelnden Zeitfolge einen so ungemeinen Aufschwung genommen und doch sich im guten und besten, aber auch den Satiriker unwillkürlich reizenden Sinne treu geblieben ist. Ein historischer Roman wäre es geworden, weil er mit seinem Verständnis für alle politischen und kulturgeschichtlichen Probleme das Werden des Geschlechts von der Biedermeierzeit bis in unsere Tage gezeigt hätte. Er hat es denn auch an eifrigen Studien dafür nicht fehlen lassen und seit Jahren den Stoff gesammelt. Er war ja selbst ein Stüd Münchner Aberlieferung, und vor seinen Augen lebte die Vergangenheit seiner Vaterstadt, ohne daß ihm irgendwelche antiquarische Engherzigkeit den freudigen dichterischen Sinn getrübt hätte.

So hatte sich in ihm längst der Bau des großen, auf vier Bände berechneten Werkes entwickelt, und der Stoff war längst reif, zumal seit er in seiner Monographie »München« dafür

eine prächtige Vorarbeit geliefert hatte. Da hatte er lebendige, atmende, lachende Bilder der Gegenwart gegeben: eine Fülle von Typen, aus denen sich ihm das Volk zusammensetzte, in dessen Mitte er aufgewachsen war und in dessen Herz er sich hineingespottet hat, weil durch alle Satire und manchmal Bosheit der warme Schlag des eignen Herzens klang. Denn neben der Wahrheit war die Liebe doch seine beste Muse.

Und Münchens Entwicklung rief in der Tat nach einer solchen Darstellung: die Zeit vor dem Jahre 1848, wo auch in München, das am längsten der lieblich hausbadenen See des Biedermeierstils Heimstatt gewährt, die Geister vom rauhen politischen Luftzug, der durch Deutschland ging, berührt und teilweise wenigstens gewedt wurden; die Epoche König Maximilians II., der rein persönlich und doch mit sicherem historischem Takt die geistigen Zollschranten umlegte, die Bayern noch von dem deutschen Norden trennten und trotz allem den Zwiespalt, der noch herrschte, am eignen Leibe zu fühlen bekam; die Ara König Ludwigs II., in die nach dem Gefühl so vieler



Mus. Fr. Müller, München

Josef Ruederer

Hoch- und Tiefftegender Richard Wagner wie eine zweite Lola Montez hineinragte, die erfüllt war von dem politischen und nationalen Gären der deutschen Bewegung von 1866 bis 1870, eine Zeit höchsten Aufschwungs, in der freilich München das Satirspiel der Dachauer Bank erlebte, die jene Abole Epigonen gegründet hatte. Und dann die Jahre, die wir selbst geschaut, bis der Krieg die große Zäsur eingeschnitten hat und der Zukunft vielleicht Gesetze diktiert, die wir jetzt nur ahnen, die wir halb wünschen und halb fürchten, und die uns vielleicht auferlegt werden wie die Vorrückung der Uhr am 1. Mai.

Dies war Ruederers Plan. Der Träger des letzten Bandes aber wollte gewissermaßen er

selber sein, um in seinem eignen Werke sich selbst ausleben zu können, den Kobold und den Satiriker mit der Pflöcke zu spielen und doch schließlich dem Ganzen den vollen, warmen Ton zu geben. Und mit der Geschichte seiner Kindheit, mit den Abenteuern und Träumen des kleinen »Peppi« setzt der Roman denn auch wirklich ein, inmitten des klassisch geschilderten Milieus eines Münchner Bürgerhauses, in dem sich das Leben nach den alten Gebräuchen, die seine eignen Geister ihm gegeben, abspielte, geregelt gleichsam durch die Glockenschläge, die von dem hohen Sankt-Peterturm in die alten Räume herniederbröhten, aber auch getragen von dem frischen Hauch, der aus dem Isartal und aus der oberbayerischen Landschaft überhaupt neue Kraft hereingebracht. In diesem Hause gewinnt der Dichter die Fühlung zu den Gestalten der Vorzeit, die er schildern will. Mit kühnem Griff und meisterhafter Plastik führt er diese selbst in das München zu Beginn der vierziger Jahre ein und läßt sie dort Fuß fassen und bodenständig werden. Und ganz von selbst, ohne romanmäßiges Konstruieren ergibt sich der Zusammenhang mit den übrigen Familien, die in drei Generationen berufen sind, die Träger dieser Entwicklungsgeschichte zu werden. In wundervoller Gruppierung, die an Dickens' Meisterleistungen erinnert, wird Münchens Vergangenheit aufgeleuchtet, nicht in historischen Einschüben und trockenen Handbuchnotizen, sondern im Reflex der handelnden Persönlichkeiten, so daß sich dem Leser ein weiter Ausblick eröffnet bis hinein in die dem Dichter so wohlvertrauten Tage der Sendlinger Bauernschlacht von 1705. Aber da ist er ein anderer als der Gestalter der mythischen Riesengestalt des Schmieds von Roßel. Er führt den Fahnenträger vor, der mit den Bauern eine Stunde weit marschiert, dann aber es vorgezogen hat, zu seinem Weibe heimzukehren, um freilich später von seinen Helmentaten so oft zu erzählen, daß er schließlich selber daran glaubte, wie an eine heilige Tradition, die denn auch sein Urenkel, da er nach München zog, um in eine der alten Brauereien einzubeiraten, mit sich genommen als Familienheiligtum. So ward er der Gründer eines der Geschlechter, die dem Roman seine Söhne und Enkel stellen, wie sein Vetter als der Schwiegersohn der reichen und streitbaren Residenzbädin.

Und so viele andre. Der Reichtum an Gestalten ist ungemein groß. Neben den Bürgern die Beamten und vor allem die Künstler. Hier wird Rueberer wirklich groß und ergreifend,

da er den Schöpfer der Bavaria, den waderen, biederer Schwanthaler, inmitten der von ihm einberufenen ritterlichen Tafelrunde auf der »Pumpenburg« sterben läßt. Und doch schenkt er keinem die kleinen Lebensschwächen, die ihm anhaften. Auch hier bleibt er der Kobold, der mit seiner Fadel allen ins Gesicht leuchtet. Am meisten dem König selbst, dem er trotz allem in hohem Grade gerecht wird. So menschlich in seinen Zügen ist Ludwig I. noch nicht gezeichnet worden. Mit kühnen, rücksichtslosen Linien hebt Rueberer sein Bild heraus als Mäzen und Fürst und in seinen Beziehungen zu Lola Montez. Es war ein Wagnis, nach der »Morgenröte« noch einmal die spanische Tänzerin dichterisch zu gestalten. Aber im Roman zeigt er sie in ihren Beziehungen zum König, als die schöne, berückende Frau, die mit ihrer kleinen energischen Hand in die bayerischen Dinge eingreift und durch den Zauber ihres Wesens und Willens ihn von dem Einfluß des Ministeriums Abel löst. Er hat damit eine andre Seite ihres schillernden Wesens geschildert, wenngleich ihr Bild auch damit noch nicht erschöpft ist. Man denkt unwillkürlich an den Brief der Gräfin d'Agoult, in welchem sie Franz Liszt in lobender Eifersucht auf die Kreolin die Freundschaft kündigt. Aber sie hebt sich doch glänzend und prächtig ab von dem Hexenabbat, in welchem die Handlung des Romans gipfelt, der an großen Volksjahren ungemein reich, die echten Münchner Geist atmen, wie vor allem das von der Begeisterung für Griechenland getragene Schützenfest. Das ist große Kunst, die uns tief beklagen läßt, daß dieser erste Teil, so vollendet er an sich erscheint, doch nur ein Bruchstück geblieben ist.

In die große Schlussszene, die in dem verlassenen Boudoir der geflüchteten Lola Montez spielt, bröht das Getöse ihres Lieblingspapageis hinein. Dieser hatte die Gewohnheit, jedem Gehenden »Abjō! Abjō!« nachzurufen. Ihm war für die sämtlichen vier Bände eine besondere Rolle zugebach. Denn er sollte im Wechsel seiner Besitzer das ganze Jahrhundert überdauern und am Schluß in das Haus des Dichters kommen. Unwillkürlich denkt man sich das gescheite Tier in das Arbeitszimmer Josef Rueberers hinein. Aber sein Ruf, der so viele grüßte, seitdem seine Herrin ihn zurücklassen mußte, der so viele lachen gemacht, tönt uns mit voller Tragik ans Ohr: denn sein letztes »Abjō!« galt gleichsam dem toten Dichter selbst.

Richard Graf Du Moulin Edart.

Krieg und Kunst

Die anfängliche Verzagttheit, die sich in den ersten Kriegswochen unsrer Künstler und Kunstliebhaber bemächtigen wollte, hat längst

einer erstarrten Zuversicht weichen müssen. Ja, es gibt manchen besonnenen Lebensbeobachter unter uns, der in dem Kriege auch für unsre

Kunst eine schwere, aber heilsame Kur erblickt, einen Genesungszwang zu ihrer eigensten Art und Kraft, nachdem sie so lange fremden Trugbildern nachgelaufen ist. In diesen Gedanken wurzeln die Betrachtungen, die Kurt Engelbrecht über »Krieg, Kunst und Leben« in einem Bändchen des Leipziger Xenienverlages anstellt. Eine Kunst für sich, die nur Selbstzweck wäre — und auch unsre Kunst war vor dem Kriege nahe daran, sich diesem französischen Glaubenssatz zu beugen —, muß innerlich tot und ohne Wirkung auf das Volk bleiben, ohne dessen Anteil ein gesundes Kulturleben auf die Dauer doch nicht möglich wäre. Jedenfalls ist es nie die Art wurzelhafter deutscher Kunstübung gewesen, von Dürer bis auf Thoma. Jeder Gewinzt, meint Engelbrecht, den die Kunst davonträgt, soll auch dem schlichtesten Deutschen, seiner Persönlichkeit und seinem Hause zugute kommen, sie innerlich fördern und bereichern. In ähnlichem Sinne, nur noch geharnischter gegen die französischen Einflüsse und zärtlicher für die schlichten, verborgenen oder verachteten Schönheiten deutscher Heimatkunst hat schon vor längerer Zeit *M o m m e N i s s e n* zu den kunstliebenden Deutschen beider Kaiserreiche über den Krieg und die deutsche Kunst gesprochen (Freiburg, Herder), und ihm schließt sich jetzt der Bildnismaler *H a n n s G e h n e r* an, indem er aus dem Schatze eigener tätiger Erfahrung und wacher Beobachtung, zumal des Berliner Kunstlebens der letzten Jahrzehnte, die unheilvolle Entwicklung kennzeichnet, die besonders die Malerei unter der einseitigen Betriebsamkeit des Kunsthandels durchgemacht hat. Man mag darüber streiten, ob die Grenzen zwischen gut und böse gerade da zu ziehen sind, wo *Gehner* sie sieht, ob nicht auch bei den Neueren viel mehr unbewußtes Deutschtum zu erkennen ist, als sie selber zugeben wollen, aber man wird *Gehners* Schrift nirgend ohne Gewinn lesen — selbst dann nicht, wenn man die zwei Fragezeichen, die er hinter ihren Titel »K o m m e n d e K u n s t ? ? « setzt, zweifelsüchtig noch um ein drittes vermehrt (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses). Während diese drei Kampfschriften mit dem Begriff deutsch als einer ausgemachten Sache arbeiten, hält sich *Karl Scheffler* in seiner kleinen Aufgabsammlung »Deutsche Kunst« (Sammlung von Schriften zur Zeitgeschichte, 12. Band; Berlin, S. Fischer) für verpflichtet, zunächst einmal das Wesen der deutschen Kunst zu untersuchen und an einem Abriß ihrer Geschichte die Hauptfragen ihrer eigentümlichen Entwicklung zu erörtern. Seine vier Kapitel über deutsche Baukunst, deutsche Plastik, deutsche Malerei und deutsche Kritik lesen sich wie die ersten gedrängten Entwürfe zu einer Gesamtgeschichte der deutschen Kunsttätigkeit und Kunstbetrachtung; ob er

aber in dieser Zeit, die den starken, zielbewußten Willen höher schätzt als die vielseitigsten Kenntnisse und den gebildetsten Geschmack, als Führer dienen kann, erscheint fraglich. Seine Warnungen sollten nicht ungehört bleiben, mit seinen Weisungen aber wird das neue Künstlergeschlecht, fürchten wir, wenig anzufangen wissen.

Zu denen, die gleich in den ersten Kriegsmonaten als Maler an unsre Kampffront im Westen hinausziehen durften, gehörte der Münchner *Vollbehr*, der uns zuvor schon Bilder aus den Landschaften und dem Völlerleben unsrer Kolonien geliefert hatte. Wie damals nach Afrika, so nahm er jetzt auch nach Belgien und Frankreich neben der Palette des Malers die Kamera des Photographen und die Feder des Schriftstellers mit, und die Frucht dieses Dreibundes liegt nun in dem *Kriegsbildertagebuch des Malers Ernst Vollbehr* bei *Brudmann* vor. Künstlerische Einheitlichkeit darf man sich von diesem Bande, so sorgsam er gedruckt und ausgestattet ist, nicht erwarten, wird man doch zwischen Wirklichkeitsausschnitt und Kunstdarstellung ständig hin und her geworfen, wenn man z. B. eine in ihrem weichen, leicht süßlichen Farbenzauber prächtig ersahnte Herbstlandschaft an der Mäse der mit dem Kobalt festgehaltenen Kastje einer Munitionskolonnen gegenübersteht, oder neben einem Bild in die Lazarettkirche von Amfontaine eine Gulaschkanne abgeknipst findet. Der Augenblickswert, die Frische und Unmittelbarkeit der Eindrücke und damit unsre Lust, sie mit- und nachzuerleben, werden durch diese unbekümmerte Mischung der Kunst und Wirklichkeit, die sich nicht voreinander zu verstecken brauchen, nur noch gesteigert, zumal da *Vollbehr* sich klugerweise in seinen farbigen Blättern wie in seinen Zeichnungen auf die schnelle Augenblicksstimme beschränkt. Ein Virtuose der Feder ist *Vollbehr* gerade nicht, aber auch hier läßt die Fülle der Erlebnisse und Beobachtungen über Mängel des Stils hinwegsehen. Als Ganzes genommen bedeutet das Buch wohl die anschaulichste Schilderung des westlichen Front- und Etappenlebens, die uns bisher geschenkt worden ist.

Mit ungleich zarterem Stift, auch wenn er zur farbigen Kreide greift, zeichnet der österreichische Maler *Ludwig Koch* seine Skizzen vom *Isonzo*. Auch er ist davon überzeugt, daß es sich einstweilen nur darum handeln kann, im Fluge der Ereignisse Einzelheiten zu sehen und festzuhalten, daß sich Bilder daraus erst später in der Ruhe der Entfernung gestalten können. So hat er denn auf seinen Streifzügen bei der *Isonzoarmee* all die kleinen, manchmal unscheinbaren, oft aber auch dramatischen und immer berebten Züge aus dem täglichen Leben und Treiben, Kämpfen und Leiden

der Truppe aufgezeichnet: Transporte, Unterkünfte, Wirtungen und Verheerungen der Geschütze, vor allem aber immer wieder Köpfe und Gestalten der Freunde wie der Feinde, der Führer wie der gemeinen Soldaten. Temperament der Auffassung und Sorgfalt der Ausführung vereinigen sich bei Koch wie selten bei einem Künstler von heute, und da der Verlag von L. W. Seibel & Sohn in Wien diese 124 Bleistift- und Pastellzeichnungen mit feinsten Technik originalgetreu wiedergegeben hat, so haben wir in dem Mappenband (56 Blatt) ein kleines Kunstwerk vor uns, das uns den reinsten und ungestörtesten Genuß gewährt.

Adolf Hengeler's Tagebuchmappen mit den bissigen Spottbildern auf unsere Feinde, insbesondere die jenseit des Kanals, haben jetzt neuen willkommenen Stoff an Italien gefunden. Die sechste Mappe, wieder mit sechs Blatt Vierfarbdrucken nach den Pastellzeichnungen Hengeler's, beehrt unsern einstigen Bundesgenossen nach allen Richtungen durch: es fehlt weder das Seiltänzerkunststück seiner »Neutralität«, unter der Musitbegleitung der Entente, noch Cadornas unsterblicher Regenschirm. Wenn wir aber recht zusehen, hat hier doch der knirschende Ingrim, der in den ersten Mappen herrschte, um sich namentlich gegen England Luft zu machen, einem fast gutmütigen Mitleid Platz gemacht. Kannte man früher den alten, biebermeierisch-behaglichen Hengeler kaum wieder, so glaubt man jetzt manchmal schon hinter den Karikaturen seine pausbädigen Putten und seine romantischen Märchengestalten auf den Regenbogen des Friedens warten zu sehen. Die siebente Mappe steigt freilich wieder ins Symbolisch-Phantastische hinauf, wenn sie Englands Lügenhaft und Liebeswerben, Rußlands Rückzug und Amerikas Neutralitätsheuchelei in Bildern von graufigem Humor an den Pranger stellt. Jede dieser Mappen (München, Karl Schnell) kostet wie ihre Vorgänger 4 M., doch ist auch jedes Blatt einzeln für 80 J. zu beziehen.

Wie unsere Reichsflagge, so haben wir auch unsern deutschen Humor auf die eroberten Städte und Festungen unsrer Feinde gepflanzt. Wo früher das »Echo du Nord« seine Unterkunft hatte, da haust jetzt die »Ziller Kriegszeitung«, und unter ihren Fittichen brütet der Münchner Maler Karl Arnold alltätlich seine Scherz- und Spottbilder aus, deren Sonig, wie es sich in Kriegszeiten von selbst versteht, uns und unsern Freunden gilt, deren Gift und Galle, Pech und Schwefel auf unsere Feinde herabregnet, wenn Münchens altüberlieferte Gutmütigkeit auch dafür sorgt, daß immer noch ein bißchen menschenfreundlicher Balsam nachträufelt. Diese Blätter, teils fest mit ganz wenigen Strichen hingeseht, teils malerisch mit

Feder oder Kohle ausgeführt, begleiten nun schon seit achtzehn Monaten die »Ziller Kriegszeitung« und haben sich in der Zeit fröhliches Gastrecht in unzähligen Schützengräben und Unterständen, Ruhe- und Kolonnenquartieren Flanderns erworben. Warum aber sollen nicht auch wir daheim unsre Freude daran haben? Warum sollten sich diese Kriegsflugblätter der »Ziller Kriegszeitung« aus ihrer Zerstreutheit nicht zu einem Bande zusammenfinden, zumal wenn die Kritik guter Freunde dafür sorgt, daß die hundert flottesten und wirkungsvollsten der Arnoldschen Zeichnungen dafür ausgewählt werden? Daß sie draußen in Feindes Land gezeichnet, geätzt, gedruckt und gebunden worden sind, wird ihnen nur einen historischen Reiz mehr geben, und welcher Humor hätte in Kriegszeiten mehr Recht, sich zu tummeln, mitten durch Tod und Wunden des Schlachtfeldes, als der selbstgraue Soldatenhumor, der hier sein munteres Wesen treibt und jedem sauertröpfischen Griesgram zu Leibe geht! Wenn es noch eines Beweises dafür bedürfte, wie unerfütterlich draußen die Siegeszuversicht ist, so braucht man nur diesen Band (Druck und Verlag der »Ziller Kriegszeitung«) zu durchblättern: nirgend verleugnet sich auf diesen hundert Blättern unser deutsches Gemüt, nirgend aber auch verrät sich etwas von Bitterkeit oder Müdigkeit, Verdruss oder Weichherzigkeit.

Auch die »Wachtfeuer« des Berliner Zirkelverlages brennen nun schon bald zwei Jahre, und wenn diese Künstlerblätter mit Zeichnungen und Versen von Baluschel, Bischoff-Culm, Corinth, Grand, Looschen, Roloff, Zille, Warnde und hundert andern auch keineswegs Schöpfungen großer Kunst bieten, sondern sich mit bald ernsten, bald heiteren Einfällen des Augenblicks begnügen, so haben sie doch gewiß schon viel Fröhlichkeit in unsre Unterstände und Schützengräben getragen und so ein neues Band zwischen Schlachtfeld und Heimat gewoben. Namentlich ihr Gardefüsilier Fritz Plischkat, ein würdiger, wenn auch recht berber Bruder Karlchen Niegnids und Wippchens, hat sich viele Freunde unter unsern Feldgrauen gewonnen. Wer diese billigen Blätter (vierteljährlich dreizehn Hefte für 2,40 M.) als Heimatgrüße nicht regelmäßig ins Feld schicken will, mag sie sich selbst für späte Erinnerungstage zu seinen Kriegsandenken legen.

Um einmal an unansechtbaren Zeugnissen zu zeigen, wie wir Deutsche und wie die Franzosen zu den Kunstwerken, ihrem Schutz, ihrer Pflege und ihrer Verwaltung stehen, hat Dr. Otto Grautoff sich die Mühe gemacht, mit Hilfe französischer Veröffentlichungen, gerichtlicher Feststellungen und amtlicher Berichte zusammenzutragen, wie an der Westfront wir selbst, wie

die Franzosen vor und in dem Kriege mit den Kunstidentmälern umgegangen sind. »Kunstverwaltung in Frankreich und Deutschland« (Bern, Akademische Buchhandlung von Max Drexel) nennt er diese Sammlung von Dokumenten, und wenn man in einem Kriege, wie er zwischen Frankreich und Deutschland wüthet, überhaupt noch auf Überzeugungskraft von Tatsachen rechnen kann, so müßte vor diesen niedererschmetternden Beweisen all das dumm-dreiste Verede von unserm Barbarentum ein für allemal verstummen. Denn hier reden deutlicher noch als Menschenzungen, über die nie ein Wort bewußter Lüge gekommen ist, die Steine, die Trümmer der von den Franzosen und ihren Verbündeten zerstörten Kirchen und Kunstwerke, reden andererseits die vielen wohl erhaltenen, oft mit Lebensgefahr von unsern Soldaten geretteten Baudentmäler, reden endlich die Selbstanklagen, die französische Schriftsteller und Kunstgelehrte gegen ihre eigene Verwaltung erhoben haben, als noch der Krieg nicht all ihre blinde und ohnmächtige Wut auf uns gesammelt hatte. Das mit Abbildungen reich ausgestattete Buch wird uns vor der Welt rechtfertigen, wenn erst wieder Vernunft und Gerechtigkeit walten dürfen.

Wir könnten den Anlagen der Feinde ein Album der Schande ins Antlitz schleudern, wollten wir nur einmal all die zerstörten ostpreussischen Städte und Ortschaften abbilden, in denen der Russe gehaust hat. Denn es ist ein törichtes Vorurteil, an dem wir freilich zum Teil selbst schuld sind, anzunehmen, daß es dort oben in unser Nordostede keine Kunstidentmäler gäbe. Wer sich davon überzeugen will, wie berechtigt es ist, von einem »Schönen Ostpreußen« zu sprechen, der nehme das so benannte Buch von Baurat Prof. Dr. Richard Dethlefsen zur Hand (München, R. Piper & Co.) und lasse sich von einem gründlichen Kenner und warmherzigen Natur- und Kunstfreund mit Hilfe von 154 prächtigen Abbildungen zeigen und erläutern, wie reich dieses Land ist nicht nur an landschaftlichen Reizen, sondern auch an einer bodenwüchsigen und charaktervollen Kunst, die schon in ihren bauerlichen Erzeugnissen, mehr aber noch in ihrer eigentümlichen Backsteingotik, den markigen Schöpfungen des deutschen Ordens, für deutschen Fleiß und deutschen Geschmack zeugt.

Der Brudmannsche Große Bilderatlas des Weltkrieges (München, F. Brudmann) schreitet mit der ersten Lieferung hinüber in den zweiten Band. Noch immer ist dieses Mappenwerk, das mit Ausschluß aller Phantastiebildungen in einer Fülle vortrefflicher Aufnahmen, Ansichten, Bildnisse, Karten und Schriftstücke eine planvoll geordnete Bilderfolge darbietet, das umfassendste seiner Art.

In den neuen Lieferungen (11—13; je 2 M bei Vorbestellung) machen die Eroberung von Antwerpen, die anschließenden Kämpfe in Flandern, die Einnahme von Lille den Anfang. Fesselnde Bilder von der wiederaufbauenden Tätigkeit unsrer Truppen in Feindesland leiten zu der Schilderung der großen Durchbruchversuche im Mai 1915 über, berühmt durch die Namen Loos, Loretohöhe, Souchez usw. Dann kommen Arras, Peronne, die Champagne, wo Ende September der gewaltige Vorstoß beginnt, der als »Herbstschlacht in der Champagne« im Buch der Geschichte steht. Hier im besondern zeigt der Bilderatlas auch gute Aufnahmen aus dem Lager der Feinde. Mit Lieferung 13 wendet sich die Darstellung wieder der Ostfront zu. Wir erleben, als säßen wir vor der Lichtspielbühne, den machtvollen Durchbruch der deutschen und österreichisch-ungarischen Heere an der Dunajec-Front, die Wiedereinnahme Przemyßls und Lembergs und folgen dem unwiderstehlichen Vormarsch in Galizien und Polen. Die russische »Dampfwalze« rollt, Tod und Verwüstung hinter sich lassend, zurück; ein Bollwerk nach dem andern wird bezwungen, bis auch Brest-Litowsk, die stärkste Festung des Zarreiches, dem siegreichen Ansturm erliegt. Zu so vielen Richtigkeiten und Citellkeiten hat das Lichtbild erhalten müssen; hier dient es einmal der großen Geschichte und dem vaterländischen Ruhme: noch ferne Zeiten werden es ihm danken!

Der Dürerbund beweist mit einer seiner letzten Flugschriften (Nr. 151), daß Bücher auch heute noch Taten sein können. Da wird mit Hilfe von 72 Abbildungen allen, die sehen und der Wahrheit die Ehre geben wollen, vor Augen geführt, welcher Mittel sich unsre Feinde, voran die Franzosen und ihre schamlose Presse, bedient haben, das Bild als Verleumbder gegen uns aufzubieten. Was hier an Völler-Verheugung geleistet, kein Wort wäre imstande, es glaubhaft zu machen. Aber diese zurechtgetuschten oder zurechtgefälschten Bilder reden eine unwiderlegliche Sprache, zumal wenn sie, wie's hier geschieht, ihren harmlosen oder ganz anders gemeinten Vorbildern unmittelbar gegenübergestellt werden. Avenarius, dem das Verdienst zukommt, diese Bilder gesammelt, erläutert und entlarvt zu haben, hat recht, wenn er von ihnen behauptet: »Das Weltbild ist für Millionen Menschen im Sinne des Irrenarztes verrückt.« Wer nur eine Möglichkeit und Gelegenheit hat, die Zeugnis der Verleumdung ins neutrale Ausland zu schaffen — nicht um uns reinzubrennen, nicht um unsre Feinde bloßzustellen, sondern allein, um die beleidigte Frau Wahrheit wieder zu Ehren zu bringen —, der halte sich vor der Menschheit und seinem eignen Gewissen für verpflichtet, das Best zu verbreiten, wo und wie er nur kann. F. D.

Verschiedenes

Im Lande der Morgenstille — fast traumhaft mutet so ein Büchertitel in dieser wilden Kriegszeit an. Aber wirklich: es gibt noch solche unter dem Hauch des Friedens schlummernde Länder, es gibt Forscher und Gelehrte, die sie in friedlichster Absicht bereisen, und es gibt Leser, die nach solchen friedlichen Büchern gerade jetzt ein tiefes Verlangen tragen. Erzählt Norbert Weber hat Korea bereist und seine Erinnerungen in einem stattlichen, mit vielen und schönen Bildern, darunter auch 24 Farbaufnahmen, geschmückten Band niedergelegt (München, Karl Seidel; geb. 18 M.). Es war hohe Zeit, vielleicht die zwölfte Stunde schon für seine Erkundungen und Aufzeichnungen. Denn wer weiß, wie lange dies Land der Morgenstille, das mit seinen 18 Millionen Einwohnern unter den Riesenvölkern Asiens fast verschwindet, mit seiner mehrtausendjährigen Kultur, seinen altheimischen Volks- und Religionsüberlieferungen der japanischen Gleichmacherei noch widersteht! Vieles von dem, was Weber als Missionar in dem Lande sah und festhielt, wird heute schon zermalmt sein; der Japaner kennt keine Hindernisse, wenn er sich die politische Eroberung und Angleichung einer Provinz einmal vorgenommen hat. »Ein neuer Geist zieht ein. Die alten Stadtmauern fallen, die mächtigen Tore werden geschleift. Damit verändert sich das historische Stadtbild, die Zeugen einer gewalttätig erbrühten Kultur treten ab. Moderne Bauten, überragt von rauchenden Schloten, weisen auf eine neue Epoche hin. Die alten, strengen Sitten lockern sich unter dem starken Einfluß der herrschenden Rasse, die aus dem Inselreiche ihre Sitten mit herübergebracht hat. Alles ist im Gären und Werden, im Vergehen und in Neubildungen begriffen.« Dank glücklichen Umständen war es dem Verfasser gerade noch vergönnt, manches von kulturhistorischem Wert, das schon dem Untergang geweiht ist, in lebensvollen Farben zu erfassen und es — in nicht minder lebensvollen Farben — an uns Deutsche, die wir uns den wissenschaftlichen Weltbürgergeist nicht rauben lassen werden, weiterzugeben.

Auch das Reiseziel, das sich Ernst von Hesse-Wartegg »Zwischen Anden und Amazonas« erkoren hatte, und dem er ein mit vielen Bildern kostbar ausgestattetes, von Länder-, Kultur- und Menschenkenntnis erfülltes Buch gewidmet hat (Stuttgart, Union; mit 150 Bildern; geb. 14 M.), ist uns heute so gut wie verschlossen. Aber dereinst werden sich uns diese südamerikanischen Länder — Brasilien, Argentinien, Paraguay und Uruguay — wieder auftun, und dann wird sich Verkehr und Handel

mit ihnen reicher entwickeln als zuvor. Ja, auf diesen nationalen Dienst kommt es dem Verfasser hauptsächlich an. Er weist deutsche Tüchtigkeit und deutschen Unternehmungsgeist ausdrücklich auf das südamerikanische Arbeitsfeld, »vielleicht das größte noch auf dem Erdball vorhandene«, hin und dort besonders auf die ungeheuren Länderstrecken zwischen Amazonas und Patagonien. Wohl hat sich Deutschland in Friedenszeiten durch die Rührigkeit seiner Kaufleute in diesem Neuland einen Hauptanteil am Handel gesichert, jedoch, was Verkehrsmittel und Gewerbe angeht, die auf dem Spiel stehenden Vorteile längst noch nicht genügend erkannt und verwertet. Auch die Naturschönheiten, besonders der Tropen Brasiliens, Herrlichkeiten, wie sie in solcher Pracht und Großartigkeit kaum anderswo zu finden sind, kennen bei uns erst wenige. Um so verdienstvoller dies Buch, das Buch eines Romantikers und Realpolitikers in einer Person.

*

Gustav Simons, der bekannte Brotreformer, stellt uns die Deutsche Gartenstadt nach ihrem Wesen und ihren heutigen Typen (Wittenberg, A. Ziemsen) dar. Er scheidet scharf zwischen den Landhausniederlassungen im Umkreis der Großstädte, die sich auch Gartenstädte nennen, deren Einwohner aber nur zum geringsten Teil dort ihrem Beruf nachgehen, und den wirklichen Gartenstädten, Siedlungen, in denen die Einwohner durchweg in Gärten, wenn auch bescheidenen, wohnen und an Ort und Stelle auch so ziemlich alle ihren Beruf haben. Dazwischen aber gibt es schon heute allerlei Zwischenstufen. Das Ziel ist jedenfalls das: gartenstadtmäßige Bebauung aller Stadtniederlassungen in unserm Vaterlande, Gartenstädte, auch Gartendörfer und Einzelsiedlungen in Gärten, und die zugehörigen Getreidefelder in mehr oder weniger weitem Bogen um alle Ansiedlungen herum. Ausgang, Entwicklung, Abwandlungen (Typen: Obstbaukolonie Eden; Industrie- und Musikstadt Sesslerau; Villenkolonie in Reinkultur Frohnau; die Stadt der Geisteskranken Bedburg), Ausichten und Endziele der Bewegung finden sich in diesem Buche mit Hilfe von Bildern sachlich dargestellt, zum Teil auf Grund eigener Erfahrungen des Verfassers in der Obstbaukolonie Eden bei Dranienburg. Es sind mehr die gesellschaftlichen und sozialen als die ästhetischen Seiten der Bewegung, die ihn fesseln.

*

Ein notwendiges Hilfsmittel für jedes wissenschaftliche Studium, ja für jedes ernstere und tiefere Denken ist ein Philosophisches Wörterbuch, d. h. ein nach dem Abc geord-

Ein feste Burg ist unser Gott.
Deussch-Christliches Dichterbuch. Herausgegeben

Das vergnügte Büchel. Aus deutscher Dichter und Maler Kunst gesammelt von Ferdinand Avenarius (München, Callwey; geb. 2 M.). Nun ist, wie von dem »Hausbuch deutscher Lyrik«, auch vom »Fröhlichen Buch« eine Felbtausgabe auf Dünndruckpapier erschienen, damit der Humor auch brauken seine Seelsorge und Genesungspflege üben kann. Wenn es sich auch nur um eine »bedenklich gefürzte« Ausgabe des großen »Fröhlichen Buches« handelt: auf seinen nicht weniger als 372 mit rund 250 Bildern oft gerabezu »tätowierten« Seiten steckt doch so viel von der allerbesten Heiterkeit deutschen Geistes, daß man empfehlen möchte: Schidt's hinaus! Nur daß auch der Verleumber von Zürich hier noch zu Worte kommen darf, werden viele mit mir als einen Flecken auf dem Buche, als eine Herausforderung an unsern Stolz und unser Ehrgefühl empfinden.

—I.



General v. Linsingen
Strategischer Führer der kaiserlichen Krieger.

Mit Genehmigung des k. u. k. Kriegsministeriums, Kriegsfürsorgeamt, Wien
 Aus dem Mappenwerk „Unsre Seerührer“ vom Major Hauptmann Oskar Brück

Der deutsche Weltkrieg



Arnold Bujak: Ein Abend bei Hindenburg
Mit Genehmigung der Photographischen Gesellschaft in Berlin-Charlottenburg 9 (Copr.)

Kriegsrat ✧ Von Reinhard Weer



Der Alte ist kein Feigling und kein Tropf! —
Wir standen vor ihm in der dunklen Enge,
Links lag des neuen Stollens schwarze Länge —
Er saß gebückt, ganz vorn im Sappenkopf.

Und also sprach er leis (der Feind lag nah):
„Ihr Herr'n, es gilt dem Doppelposten hier“ —
Er zog drei Striche auf ein Stück Papier —,
„Hier unsre Sappe — und der Posten: da.

Das Wetter freilich dürfte besser sein —
Ach was, befohlen ist's, wir führen's aus!
Na, vorwärts denn! ... Und daß sie ja nicht schrei'n!

Ich wollt', Sie hätten schon die Kerle 'raus!“
Er gab ins Dunkel uns die Hand hinein ...
Es war befohlen, und wir führten's aus.

Fahrten der »Möwe«

Bericht eines Teilnehmers

1

Die »Möwe«, ein auf deutschen Werften gebautes mittelgroßes Handelsschiff, war durch die Kaiserliche Marine für eine längere Reise in Dienst gestellt und zweckentsprechend mit Armierung, Proviant und Kohlen versorgt worden, so daß sie Ende 1915 ihre Ausfahrt antreten konnte. Das geschah in der Weise, daß beobachtende Espione über Zweck und Ziel der Fahrt getäuscht wurden.

Wie uns dienstlich bekanntgegeben, war der Hauptzweck des Schiffes, Minen zu legen in feindlichem Fahrwasser, dann nach Möglichkeit Kreuzerkrieg zu führen. Solche Aufgabe erfordert allergrößte Umsicht, Tatkraft und Leistungsfähigkeit jedes einzelnen Mannes. Vom Führer bis zum letzten Mann herab war die Besatzung von ihrer Aufgabe durchdrungen, und in dem gemeinsamen Handeln der Schiffsleitung und der Leute ist das Geheimnis der Gesamtleistung der »Möwe« begründet. Besonders der Kommandant des Schiffes, Korvettenkapitän Graf zu Dohna-Schlöbden, verstand es, sich derartig die Hochachtung und Verehrung seiner Leute zu erwerben, daß, hätte er auch das Schwerste von ihnen verlangt, es gern und willig geleistet worden wäre.

So fuhr bei ziemlichem Seegang Ende des Jahres 1915 S. M. S. »Möwe«, nachdem sie sich maskiert hatte, in die Nordsee, in feindliches Gewässer. Der hohe Seegang bewirkte natürlich, daß von der Besatzung eine Anzahl Leute seefrank wurde, obwohl sie größtenteils aus Reservisten und Berufsseefahrern bestand. Keineswegs kann und darf das aber bei einem Kriegsschiff die Leistungsfähigkeit verringern, und so war denn auch die Stimmung an Bord trotzdem sehr gut. Wie stark die See ging, erhellet aus dem Umstande, daß nach zwei Tagen Fahrt fast kein Stück heiles Porzellangeschirr mehr — mit Ausnahme dessen in der Offiziers- und Deckoffiziersmesse, wo es gut gesichert aufbewahrt wurde — an Bord zu finden war, und daß fingerstarke neue Hängemattseilen wie Zunder rissen.

Anfang 1916 hatte sich das Wetter immer mehr verschlechtert. Bei Windstärke 9 ging es schließlich ans Minenlegen, nachdem die englischen Postenketten durchbrochen waren. Kaltblütigkeit und Unverfrorenheit halfen

dabei nicht wenig; es soll jedoch auch nicht verkannt werden, daß die Wachsamkeit unsrer Gegner durch die schwere See und unsicheres Wetter beeinträchtigt wurde.

Um die große Zahl der sehr gewichtigen Minen ihrem Zwecke zuzuführen, war eine ganze Nacht hindurch ungeheuerlichste Kraftanstrengung jedes einzelnen Mannes erforderlich, zumal da die »Möwe« so stark arbeitete, daß das Wasser bis hoch über die Brücke schlug und beim Drehen des Schiffes selbst die Seiten des Bootsbeds zum Teil im Wasser pflügten. Schließlich war das Werk gelungen, und es blieb nur noch übrig, durch die Sperrlinien zurückzufahren, was freilich nicht so leicht getan war. Auch hierbei half das schlechte und unsichere Wetter. Die See veranstaltete ein Höllentonzert, als ob sämtliche Teufel in Ekstase geraten wären. Es brüllte, heulte und donnerte in allen Tonarten, und alles, was nicht niet- und nagelfest war, ging zu Bruch (wurde zertrümmert). In den unteren Räumen des Schiffes stand das Wasser teilweise fußhoch, und erst am andern Morgen früh, nachdem die Leute etwa vierzehn Stunden nichts genossen hatten, war es wieder möglich, ihnen die erste Erfrischung zu bieten. Welche gewaltigen Einzelleistungen, besonders von den Wurfmannschaften und dem Heizerpersonal, vollbracht wurden, das festzulegen, bleibt einer späteren Zeit überlassen.

Allmählich flaute der Wind ab. Die »Möwe« nahm wieder Kurs auf Land zu und legte die zweite Sperre. Dann ging es wieder westwärts zurück. Schweinsfische, welche Seemannsglück bedeuten, begleiteten das Schiff. Ihre lustigen Sprünge aus dem Wasser heraus bereiteten uns viel Vergnügen. Die »Möwe« erreichte den Atlantischen Ozean, dessen gewaltige Wellen sie wie eine Streichholzschachtel hin und her warfen. Trotzdem wurden Maschinen und Kesselanlagen während der Fahrt gründlich nachgeprüft, bis es so weit war, mit dem Rest der Minen noch eine dritte Sperre ausulegen. Im Gegensatz zum erstenmal begünstigte hierbei herrliches Wetter das Anfahren, vergrößerte aber auch die Gefahr des Entbedtwerdens. Unerfrorenheit und kaltblütige Erwägung jedes einzelnen Mo-

ments ließen indessen auch dies gelingen. Lichter von Sperr- und Wachfahrzeugen waren oftmals deutlich zu sehen, ja, der Lichtsektor eines Leuchtturms erhellte in bestimmten Abständen derartig das Schiff, daß Gesichter auf 30 bis 40 Meter Entfernung klar zu erkennen waren. Die Ruhe des Kommandanten hatte sich auf jeden einzelnen Mann übertragen, so daß hin und wieder über die Schlafmüdigkeit unsrer Gegner Scherze gemacht wurden. Auch hier war eine ganze lange Nacht zur Abwicklung der Arbeiten nötig, und die letzte Mine ging mit drei Hurras erst gegen Morgen des andern Tags bei Hellwerden zu Wasser.

Der Durchbruch durch die Postenketten erschien nach der getanen Arbeit der Besatzung ein reines Kinderspiel, und ohne Schaden gewann die »Möwe«, die sich herrlich gehalten hatte, den freien Ozean. Damit war der erste Teil der ihr gestellten Aufgabe erledigt. Jetzt kam der zweite Teil an die Reihe. In einer Ansprache an die gesamte Besatzung entwickelte der Kommandant, daß es seinen Befehlen entspräche, nunmehr noch eine Zeitlang frischen, fröhlichen Kreuzerkrieg zu betreiben. Er wolle möglichst die einzelnen wichtigen Dampferfahrstraßen absuchen bis nach Südamerika hinunter, um besonders den Engländern so viel Schaden zuzufügen wie irgend möglich, und beabsichtige, Anfang März dann wieder zu Hause zu sein. Diese Eröffnung löste allgemeinen Jubel aus.

Gleich am andern Tage, am 11. Januar mittags, wurde eine Rauchfahne gesichtet. Die »Möwe« setzte zur Verfolgung an und holte in scharfer Fahrt den Dampfer langsam ein. Zwischen durch kam ein zweiter in Sicht, der seinerseits auf die »Möwe« zuhielt. Durch geschicktes und unauffälliges Manövrieren verstand es Graf Dohna, zwischen beide Fahrzeuge zu kommen. Als bald ging die deutsche Kriegsflagge und das internationale Flaggensignal »Stoppen Sie sofort!« bei uns auf. Um dem Befehl des Stoppens Nachdruck zu verschaffen, wurde jedem Dampfer ein scharfer Schuß vor den Bug gefeuert. Leicht ließ sich nun die ungeheure Überraschung der Besatzungen erkennen. Woher sollten sie auch eine Ahnung haben, der deutschen Kriegsflagge im Atlantischen Ozean zu begegnen? Eine heillose Verwirrung herrschte an Bord beider Fahr-

zeuge, und in kürzester Zeit hatten die Besatzungen ihre geringe Habe zusammengepackt, um ihre Boote zu besteigen. Der zuletzt aufgekommene Dampfer erhielt Befehl, seine Leute zunächst an Bord zu behalten, da wir zuvor den ersten zu versenken gedachten. Es war dies »Farringford« aus Sunderland, 3146 Tonnen groß. Die Besatzung des Dampfers war bei der herrschenden starken Dünung in Hast in die Boote gestiegen, und es ist verwunderlich, daß dabei nicht mehr Unfälle geschahen als bei einer, daß ein Mann ein Bein brach. Schon als unsre Prisenbesatzung in die Boote stieg, um das Schiff vor der Versenkung zu untersuchen, langte die Besatzung bei uns an. Die Ladung der »Farringford« war sehr wertvoll, da sie aus Kupfererz bestand. Zu übernehmen war von ihr nichts. Einige wohlgezielte Treffer in die Wasserlinie hinein bewirkten ihr allmähliches Absinken.

Inzwischen waren einige Regenböen und Nebelwände aufgekomen. Diesen Umstand machte sich der zweite Dampfer, der bis dahin ruhig beigestreht gelegen hatte, zunutze, um auszufleisen. Da wir noch einige Boote zu Wasser hatten, schien ihm der Versuch zu gelingen; er hatte jedoch nicht mit dem Schneid deutscher Kriegsschiffe gerechnet. Das Einsetzen der Boote, so schwierig es schon bei ruhiger See ist, ging flott und ohne die geringste Aufregung vonstatten. Inzwischen war der Dampfer fast ganz außer Sicht gekommen, und selbst durch einen ganz in seiner Nähe einschlagenden Schuß ließ er sich nicht anfechten, da inzwischen die Dunkelheit eingetreten war. Ein Glanzschuß auf mehr als 13 000 Meter Entfernung fauste ihm alsdann aber über die Brücke und brachte ihn zur Besinnung. Nach einer halben Stunde war der Dampfer erreicht, und die Prisenbesatzung ging an Bord. Die »Corbridge«, 3687 Tonnen groß, mit rund 6000 Tonnen Cardiff-Kohlen, war von Barry nach Rosario unterwegs und machte ihre erste Reise. Der Kommandant entschloß sich daher, das in tadellosem Zustande befindliche Schiff einstweilen nicht zu versenken, da er von der Ladung später seine Kohlenvorräte nachfüllen wollte. Die Besatzung des Dampfers, unter der sich auch eine Anzahl Neutraler befand, wurde übernommen, das Schiff von uns bemannt und

mit der Ordonnanz weggeschickt, an einem bestimmten Tage auf einem bestimmten Längen- und Breitengrade auf die »Möwe« zu warten.

Zu unsrer Freude brachte uns abends spät der Funkentelegraph noch die Nachricht, daß auf eine der von uns gelegten Minen ein englisches Linien Schiff, der »King Edward VII.«, aufgelaufen und gesunken sei, jedenfalls ein Lagerschiff, das auch andern als uns größte Freude gemacht haben mag, und ein Beweis dafür, daß unsere Sperren genau an dem richtigen Platz ausgelegt waren.

Sofort nach Beendigung der geschilderten Jagd »überholten« wir die Kessel- und Maschinenanlagen gründlich und beseitigten die entstandenen Unklarheiten und Schäden, so daß wir schon am übernächsten Tag unserm Kreuzerriegel wieder nachgehen konnten. Nach dem vierundzwanzigstündigen Stillstand blühte das Geschäft geradezu glänzend. Mittags am 13. Januar 1916 fischten wir bereits den ersten Dampfer, mit über 5000 Tonnen Kohlen von Cardiff nach St. Vincent unterwegs. Es war der frühere »Dromonby« (3627 Tonnen), der jetzt als Dampfer Nr. 526 in Diensten der englischen Regierung fuhr. Das Anmanövrieren war bei ihm etwas schwierig, so daß es fast zum Rammen gekommen wäre. Ein wohlgezielter Warnungsschuß indes und klares Beobachten der Fahrmanöver des Gegners verhüteten jedweden Unfall. Der Dampfer wurde gesprengt. Trotzdem dauerte es fast zweieinhalb Stunden, bis er zu den Fischen ging.

Raum war dieser Dampfer erlebte, so hatten wir bereits den zweiten in Sicht. Mit voller Fahrt nahmen wir Kurs im spitzen Winkel auf ihn zu, und pünktlich $\frac{1}{4}$ Uhr nachmittags stoppte er ab, selbstverständlich erst, nachdem unsere Geschütze ihn gewarnt hatten. Der »Author« (3496 Tonnen) war mit 5000 Tonnen Stützgut von London nach Natal unterwegs. Unter diesem Stützgut befanden sich allerhand schöne Dinge, besonders ein paar lebende Schafe und stattliche Mengen Reis, die wir als Spezial-Nahrungsmittel für die an Bord befindlichen Jäger übernahmen. Sieben edle Rennpferde mußten wir leider erschießen, und für die an Bord befindlichen zahlreichen neuen Automobile fand sich bei uns gleich-

falls keine Verwendung. Auch dieser Dampfer wurde gesprengt. Durch Zufall gerieten wir, als der Dampfer schon ziemlich stark weggesackt war und heftige Schlagseite zeigte, in eine recht gefährliche Lage. Der Wind drehte, und der sinkende Dampfer wurde auf uns zugetrieben. Da wir noch eine Anzahl beladene Boote zu Wasser hatten oder doch im Begriff waren, sie einzusetzen, so waren wir bei dem plötzlichen Abtreiben des Dampfers auf kurze Zeit nicht imstande, unsere Maschinen anschlagen zu lassen, um aus seiner gefährlichen Nähe zu kommen. Bis auf ein Meter lag sein Heck noch von unsrer Steuerbordseite ab, als es uns gelang, freizukommen. »Author« trieb dann längsseitig vorbei und sank langsam. Während wir die ersten Jäger von ihm übernahmen, verschwand sein Heck zunächst im Wasser; trotzdem bäumte der Riese sich noch wiederholt gewaltig auf, bis er schließlich zugrunde ging.

Nachtreppungsringe dieses Engländers mit Phosphorlicht, die noch an Bord waren, leuchteten nunmehr, als sie in Berührung mit dem Wasser kamen, in der eingetretenen Dunkelheit mit starken Stichflammen auf. Dieses unbeabsichtigte Feuerwerk hätte uns beinahe einen dritten Dampfer vergrämt. Kaltblütig wie gewöhnlich fuhr Graf Dohna jedoch an das schwimmende Trümmerfeld des Stützgutdampfers heran, ließ nochmals ein Boot zu Wasser fieren und die Feuer beseitigen. Inzwischen war der Mond aufgegangen, und bei seiner Beleuchtung nahmen wir mit voller Fahrt den dritten Dampfer, der prompt seine englische Nationalität bekanntgab. Überraschte, ja geradezu dumme Gesichter waren wir schon gewöhnt geworden beim Kapern; die Besatzung des »Trader« war aber wohl am überraschtesten, als sie unsere Bestückung kennenlernte. Auch dieser englische Dampfer, 3608 Tonnen groß, wurde mit seiner Zuladung von 5500 Tonnen gesprengt. Sein Untergang im Mondschein wirkte überwältigend. Auch er tauchte Heck voraus unter und kenterte merkwürdigerweise noch im letzten Augenblick. Die Zahl der inzwischen übernommenen Gefangenen hatte die Hundert bei weitem überschritten, auch ein ganz stattlicher Tierpark — Affen, Hunde, Katzen und Fühner — bevölkerte allmählich die »Möwe«.

Je mehr wir südlichen Kurs fuhren, desto

prächtiger wurde das Wetter. Obwohl wir uns noch ungefähr auf Mittelmeerhöhe befanden, war es tagsüber bereits heißer als bei uns im Hochsommer, die Nächte aber waren klar und erfrischend.

Einen Tag brauchten wir, um für die Gefangenen in den Baderäumen der »Möwe« geeignete Unterkunftsräume herzurichten. Soeben waren wir damit fertig geworden, da gelang es uns, wieder eine Beute zu machen. Schon in aller Herrgottsfrühe des 15. Januars befanden wir uns wieder innerhalb der Dampfertreds (Dampferfahrstraßen) und hatten auch gleich Glück insofern, als der Dampfer »Ariadne« (3035 Tonnen), von Rosario nach Nantes unterwegs, auftauchte. Wie gewöhnlich schnitten wir den Kurs des Dampfers im spitzen Winkel ab und hatten ihn recht bald unter unsern Geschützen. Brav reagierte er auf unsre Warnungen. Seine Ladung bestand in etwa 5000 Tonnen Maismehl, die dem Wegsacken nach der Sprengung starken Widerstand entgegensetzten. Erst ein wohlgezielter Treffer in Brücke und Maschinenanlagen zeitigte die erwünschte Wirkung. Die Dampfleitungen explodierten unter lautem Knall, gaben ihren weißen Inhalt von sich, und innerhalb weniger Minuten brannten Brücke, Kajüten und Aufbau lichterloh. Trotz starker Schlagseite wollte und wollte der Dampfer jedoch nicht sinken, und wir mußten zu einem besonders starken Hilfsmittel greifen, dessen Sprengwirkung eine Wassersäule von annähernd hundert Meter aufwarf. Die »Ariadne« hatte nunmehr in wenigen Minuten ausgelitten, ihr Vorsteven hob sich langsam aus dem Wasser, und Achterstegen voraus ging das Schiff wie nach Zählen unter, indem es zuletzt noch einen prächtigen Rauchring aus seinem Schornstein ausblies.

Nach dieser Morgenleistung schmedte uns das Frühstück vorzüglich. Soeben waren wir damit zu Ende, da hieß es schon wieder »Alle Mann auf Stationen!«, da am Horizont nacheinander zunächst die Masten, dann ein Schornstein und schließlich ein starker Passagierdampfer, ausgerüstet mit Funkentelegraphie, auftauchte. Besonders da er Funkentelegraphie hatte, war das Anmanövrieren und das Feststellen seiner Nationalität für uns ganz besonders schwierig. Graf Dohna indessen mit seiner durch nichts zu erschütternden Ruhe richtete es auch hier

so ein, daß wir, die Sonne im Rücken, dem Riesen gegenüber stark im Vorteil waren. Die kurze Zeit des Wartens hielt uns alle in höchster Spannung. Sie wurde erst aufgelöst durch den Befehl von der Brücke »Heiß Kriegsflagge!« und die Signale »Stoppen Sie sofort!« und »Stellen Sie S. T. (Funkentelegraphie) ab!«. Besonders die Funkentelegraphie hätte uns gefährlich werden können, da sie unsre Anwesenheit im Ozean melden konnte. Als sich nichts auf dem Dampfer rührte, er auch nicht so schnell, wie wir es wünschten, abstoppte, belehrte ein Warnungsschuß den Kapitän, daß es uns bitter ernst war. Wir manövierten nunmehr derartig, daß wir das Heck des Dampfers voraus hatten. Hierbei stellten wir fest, daß der Dampfer ein Geschütz an Bord führte, das englische Kriegsmarine-Soldaten soeben im Begriff waren zu laden und auf uns zu richten. Wohlgezieltes Gewehrfeuer vertrieb sie indessen. Der zahlreichen Passagiere, unter denen sich viele Frauen befanden, bemächtigte sich nunmehr eine gewaltige Bestürzung. Sie liefen, wie wir sahen, auf den Decks umher, schnallten Schwimmwesten um und beruhigten sich erst, als unser Priestsommando an Bord gelangt war und ihnen versicherte, daß nach Möglichkeit persönliches Eigentum geschont werden würde. In dem Dampfer »Appam« hatten wir einen 7781 Tonnen großen Ozeantiesen erwischt, von Duala nach Liverpool unterwegs, der außer den Passagieren auch noch Öl, Gummi und Kakaó an Bord führte. Ferner befanden sich an Bord vier englische Offiziere und dreißig Matrosen der englischen Kriegsmarine, die zunächst zu uns übergeführt wurden, um als Kriegsgefangene in den Heimathafen mitgenommen zu werden. Zu unsrer großen und freudigen Überraschung stellten wir außerdem fest, daß über zwanzig Deutsche, darunter drei Frauen, kriegsgefangen an Bord waren, die nach England übergeführt werden sollten. Ihre Freude und Überraschung, als wir sie aus ihren verschlossenen Kabinen holten, war unbeschreiblich und geradezu herzbewegend. Sie hatten sich bereits mit ihrem Los abgefunden, kannten ja auch keine andern als die englischen Lügennachrichten über Deutschland und konnten es gar nicht fassen, daß urplötzlich ein deutscher Hilfskreuzer im Ozean ihnen die goldene Freiheit bringen

solle. Wortlos gerührt, mit Tränen in den Augen standen sie da, Männer und Frauen. Sie wurden zunächst an Bord der »Möwe« gebracht, hier vom Kommandanten auf das herzlichste begrüßt, und begeisterter hat wohl selten ein Hoch ausgeklungen als das, welches Graf Dohna auf S. M. den Kaiser, auf Deutschland und die Heimat ausbrachte.

Bei der Durchsuchung des Schiffes fand unsere Priisenbesatzung als besondere Beute Kisten voll Goldstaub und Goldbarren, die aus den Minen des Kaplandes und von der Goldküste stammten und mindestens den Wert von einer Million Mark hatten.

Da auf der »Möwe« für die sich in so stattlicher Anzahl ansammelnden Gefangenen nicht mehr genügend Raum vorhanden war, wurde die »Appam« zunächst besetzt, bis über ihr weiteres Schicksal entschieden war. Als Passagierschiff eignete sie sich nämlich ganz besonders zur Aufnahme unsrer Gefangenen, doch mußte zunächst festgestellt werden, ob Kohlen und Proviant genügend auf dem Schiffe waren, um es nach irgendeinem neutralen, also amerikanischen Hafen zur Internierung und Ausschiffung der Gefangenen senden zu können. »Appam« erhielt Befehl, uns zunächst in Sichtweite zu begleiten. Wir mußten diese Vorsichtsmaßregel anwenden, da frühere Erfahrungen gelehrt hatten, daß in der Nähe von solch wertvollen Fahrzeugen sich meistens Kriegsschiffe aufhalten, mit denen ein Gefecht anzubehalten, besonders wenn sie gegen unsre panzerlose »Möwe« in mehrfacher Übermacht gewesen wären, keineswegs für uns vorteilhaft gewesen wäre. In der Nacht übernahmen wir dann die Goldladung, das Geschütz und die Munition und brachten unsre Deutschen auf die »Appam« zurück, da wir ihnen schlechterdings nicht zumuten konnten, die Gefahren unsrer Kreuzerfahrt zu teilen. Nur zwei von ihnen konnten sich nicht entschließen, zurückzugehen, und baten, bis zum Ende der Reise bei uns bleiben zu dürfen.

Im Laufe des 16. Januars trafen wir Vorkehrungen, um schnell die Arbeit der Überführung unsrer unfreiwilligen Gäste bewerkstelligen zu können. Etwa gegen 5 Uhr nachmittags bekamen wir die Rauchfahne von einem schnellen, mit Funkentelegraphie ausgestatteten Schiff in Sicht. Unverzüglich wurde die Verfolgung aufgenommen, und

beim Einbruch der Dunkelheit war die »Möwe« in seiner Nähe. Durch Lichtmorgung wurde hinübergefragt: »Was für ein Schiff sind Sie?« Der Kapitän des Dampfers antwortete mit derselben Gegenfrage und beachtete auch nicht den Stoppbefehl. Die »Möwe« fuhr nun, um ein Entweichen des Dampfers zu verhüten, vor seinen Bug. Der Erfolg war, daß er abdrehte. Wiederum bekam er durch Lichtsignal den Stoppbefehl mit der Bekanntgabe: »Hier deutscher Kreuzer!«. Inzwischen lagen beide Schiffe parallel zueinander, und am starken Aufwirbeln des Schraubenwassers war leicht zu erkennen, daß der Dampfer mit äußerster Kraft zu entweichen versuchte. Trotzdem mochte er zu uns herüber: »Ich habe gestoppt!« Gleichzeitig bemerkten wir aber, daß der Engländer von seiner drahtlosen Telegraphie Gebrauch zu machen versuchte. Wir befanden uns zwischen den Kanarischen Inseln und Madeira; die Nachrichtenabgabe hätte für uns also besonders verhängnisvoll werden können, wenn der Engländer in Datar seine Handelschiffe armierte. Als das Schiff auch einen nochmaligen Warnungsschuß unbeachtet ließ, sauste ihm die nächste Granate als Volltreffer in seine Funtenbude, und seine Funtenentelegraphie schwieg. Inzwischen hatte der »Clan-Mactavish« sein Heck freibekommen und eröffnete alsbald ein wohlgezieltes Feuer auf uns, das jedoch keinerlei Schaden anzurichten vermochte. Graf Dohna fuhr nunmehr mit äußerster Kraft wieder parallel zu dem Dampfer auf und eröffnete Schnellfeuer. Jeder Schuß war ein Treffer. Es knatterte in den Dampfanlagen des feindlichen Fahrzeugs von explodierenden Rohren, und als auch hinter seinem Schornstein Wasserdampf durch das Deck brach, bat er um Hilfe: »We stop at all«, d. h. er stellte Maschinen, Funtenentelegraphie und Feuer ab. Infolgedessen schwiegen auch die Geschütze der »Möwe«. Nunmehr ging, wie üblich, unsre Priisenbesatzung an Bord. Die Mannschaften des feindlichen Schiffes wurden herübergeworfen; Kapitän und zwei Matrosen der englischen Kriegsmarine, die sich in Zivil befanden, vermehrten die Zahl unsrer Kriegsgefangenen.

Der Gesamtwert dieser Priise betrug über 11 Millionen Mark, da die Ladung in Wolle, Fellen und Fleisch bestand. Seine Reise

von Sidney nach London mußte der »Clan-Mactavish«, der 4693 Tonnen groß war, mitten auf dem Ozean zwangsweise unterbrechen, und neun Uhr abends ging er, Sed voraus, sich bis zuletzt gegen den Untergang wehrend, zu den Fischen. Zu unserm Bedauern hatte unser Feuer von den an Bord befindlichen 70 Indern einige sofort getötet, und vier Verwundete starben uns noch im Laufe des Abends. Die Nacht verlief ruhig, und in aller Frühe betteten die Inder unter feierlichen Zeremonien ihre toten Landsleute in den Ozean.

Da wir nunmehr alles in allem über 500 Menschen an Bord hatten, so war es die höchste Zeit, unsre Gefangenen auf die »Appam« überzuführen. Das geschah im Laufe des Nachmittags des 17. Januars, und Leutnant J. E. B. Berg als Führer des Schiffes erhielt den Befehl, die deutsche Priße wohlbehalten und sicher nach Newport-News zu bringen, was ihm dann auch trotz erheblichen Schwierigkeiten und Gefahren trefflich gelungen ist.

Unsrer Auffassung nach hatte die »Möwe« die Dampferstraßen in der Gegend der Kapverdischen Inseln herunter jetzt genügend abgesehen, was am Ausbleiben der Dampfer festzustellen war. Es galt daher, ein andres Arbeitsgebiet zu finden, und die »Möwe« nahm südöstlichen Kurs, so daß wir damit bald außer Reichweite deutscher Funkentelegraphie kamen und somit ganz allein auf uns gestellt waren.

Tagtäglich brannte die Sonne heißer, und als wir den Wendekreis des Krebses überschritten hatten, wurden Maßnahmen getroffen, um den drohenden Tropenerkrankungen der Mannschaften vorzubeugen. Den Wünschen der Leute, welche das Bedürfnis nach einem erfrischenden Brausebade in höherem Maß als sonst hatten, wurde durch Anbringung einer Seewasser-Debrause, ausreichend für zehn Mann zugleich, Rechnung getragen. Mancher, der sie benutzt hat, wird sich noch mit wenig Freuden eines Hautausschlages, des »Roten Hundes«, erinnern, der ihm vom Tropenwasser in tödlicher Weise beschert wurde. Obwohl bei der deutschen Kriegsmarine das Wort Sauberkeit dienstlich nie anders als dreimal unterstrichen erscheint, so hieß es hier noch ganz besonders darauf achtgeben.

Wie erinnerlich, hatten wir am 11. Ja-

nuar die »Corbridge« besetzt und mit bestimmter Orber weggeschickt. Pünktlich am verabredeten Tage, am 30. Januar, mittags 11 Uhr, trafen wir wieder mit ihr zusammen und ließen sie in angemessener Entfernung uns folgen, da wir bei passender Gelegenheit Kohlen aus ihr entnehmen wollten. Daß wir zwischen durch von feindlichen Kriegsschiffen verfolgt wurden und ihnen immer wieder ein Schnippchen schlagen mußten, bedarf wohl keiner besonderen Erwähnung, jedenfalls war es dem Kommandanten bis jetzt stets geglückt.

Auf unsrer Fahrt begegneten wir am 22. Januar abends einem wundervollen Dreimastsegler. Es war die »Edinburgh« aus Glasgow, 1473 Tonnen groß, die schon über vier Monate von Indien unterwegs war und im Atlantischen Ozean auf günstigere Windverhältnisse wartete. Bevor die Besatzung des Seglers unsre Kriegsflagge erkannte und Stoppsignale erhielt, winkte sie uns schon von weitem Grüße zu, da sie wohl lange kein Fahrzeug in so unmittelbarer Nähe angetroffen hatte. Ihre Überraschung bei der Gefangennahme war natürlich nicht gering, doch da die Leute nach ihrer Angabe schlechte und sehr eintönige Verpflegung erhalten hatten, so waren sie mit der Wendung in ihrem Schicksal gar nicht unzufrieden. Die »Edinburgh«, von Rangoun nach Liverpool unterwegs, hatte etwas über 2000 Tonnen Reismehl an Bord, von dem wir für unsre Inder wieder allerlei brauchen konnten. Ihre Verpflegung gestaltete sich zu einem wundervollen Schauspiel, doppelt wirkungsvoll bei dem klaren Mondlicht. Ein paar Sad Mehl, auf die Sprengpatronen gelegt, verursachten eine Stichflamme höher als die Masten des Seglers. Langsam legte sich dieser auf die Seite, atmete ein paarmal schwer auf, hob schließlich den Klüverbaum hoch aus dem Wasser heraus und sank schnell und elegant, Achtersteven voraus, so daß man von ihm sagen konnte: er starb in Schönheit. Die nächsten Tage verliefen ohne besondere Ereignisse. Trotzdem hatte die Besatzung stets alle Hände voll zu tun mit Instandhaltungsarbeiten am Schiff und an den Maschinenanlagen sowie mit Aufklaren in allen Räumen und Abteilungen. Wir sichteten wohl einmal eine Rauchsahne, verfolgten sie auch, doch in der Dunkelheit und wegen der großen Entfernung ohne Er-

folg. Tagtäglich wurde es heißer, und besonders in den Maschinen- und Heizräumen herrschte eine Hitze, die dem nicht daran Gewöhnten unerträglich war. Fliegende Fische begleiteten uns in Scharen, und oftmals verirrt sich einer von der Gesellschaft zu uns an Deck und fand sich in einem Spiritusglase wieder, um mitgenommen und später als Andenken an die Reise gezeigt zu werden.

So fuhren wir Kaisers Geburtstag entgegen, den wir als einen unsrer höchsten militärischen Festtage zu feiern gedachten, und zwar bei Kaffee, Kuchen, Festtagsbraten und Zigarren (Bier hatten wir natürlich längst nicht mehr an Bord), wie es bei der Kriegsmarine üblich ist. Bisher hatten uns unsere Gefangenen nur in unserm Gefechtsanzug gesehen. Welch überraschte und erstaunte Gesichter machten sie, als wir zur Feier des Tages von Kopf bis Zehe schneeweiß zur Parade anzutreten selbst mitten im Ozean Zeit fanden. In der kurzen, begeisterten Ansprache, die Graf Dohna an die Besatzung richtete, betonte er besonders, daß wir das einzige Schiff deutscher Nationalität seien, das sich im Ozean draußen befände. Wir hätten daher ganz besondere Veranlassung, der Flagge Ehre zu machen, Tüchtiges zu leisten und trotz aller Hitze und allen Anstrengungen durchzuhalten. Das wollten wir geloben mit einem kräftigen dreifachen Hurra auf S. M. den Kaiser.

Im Laufe des Nachmittags kam dann die »Corbridge« näher an uns heran, und um gerade an diesem denkwürdigen Tage auch den Mannschaften einige Ruhe zu gönnen, entschloß sich Graf Dohna, einen geeigneten Platz zu suchen, um für ein paar Stunden zu ankern, ein immerhin recht gewagtes Unternehmen. Es gelang aber. Die »Corbridge« lag einige hundert Meter quer ab. Wir hatten den Genuß eines ganz wunderbaren Meerleuchtens, so daß beide Schiffe wie in einem Silberbade zu schwimmen schienen, und trennten uns nach kurzer Rast nur schwer davon.

Es galt jetzt, einen geeigneten Platz zu suchen, um mit der Kohlenübernahme aus

der »Corbridge« zu beginnen. Auch diesen fanden wir, doch gestaltete sich die Arbeit so außergewöhnlich schwierig, daß wir fast achtundvierzig Stunden brauchten, um die genügende Menge Kohle herüberzuschaffen. Wiederholt zwangen uns die herrschenden Seeverhältnisse, von der »Corbridge« loszuwerfen, und ganz ohne Schrammen kamen wir dabei nicht ab, da die Einrichtungen auf der englischen »Corbridge« bei weitem nicht so gut und handgerecht waren, wie wir sie auf deutschen Schiffen zu finden gewohnt sind. Trotz der ungemein hohen Temperatur und den Labeschwierigkeiten wurde aber geradezu mit Begeisterung gearbeitet, nicht zuletzt deswegen, weil wir uns ausrechnen konnten, daß inzwischen die »Appam« wohl ihr Bestimmungsziel erreicht haben mußte und die Hitze auf uns dann noch weit schlimmer vor sich gehen würde, als sie bisher schon war. Auch an Nahrungsmitteln konnten wir noch einiges von der »Corbridge« entnehmen, bekamen zum Lohn für unsre glänzende Arbeitsleistung divisionsweise einen Schlud vorzüglichen Rum und fuhren mit äußerster Kraft dorthin, wo wir zum Dank für ihre Kohlenlieferung die »Corbridge« versenken wollten. An einem Abend der letzten Tage des Januars 1916 sank der Dampfer nach vorausgegangener Sprengung. Lange wehrte er sich, bis er Achterschiff voraus bei wundervollem Meerleuchten sein Grab fand.

Da wir uns nunmehr dem Äquator näherten, so beabsichtigten wir, wie es Seemannsbrauch ist, Linientaufe zu veranstalten, befanden sich doch eine größere Anzahl noch ungetaufter Seeleute auf der »Möwe«. Auch darüber konnten unsre Engländer sich nicht genug wundern, daß wir in so gefährlichem Gebiet und in der Lage, in der wir waren, es uns nicht versagten, dieses Fest zu feiern, so gut es eben ging. Die Vorbereitungen zur Linientaufe konnten und durften natürlich ebenso wie diese selbst nicht im geringsten nachteilig auf die Ausübung des Dienstes wirken, aber das Fest gelang trotz den einfachen Hilfsmitteln glänzend.

(Ein zweiter Teil folgt im Augustheft)



Der Dreizehnte

Es liegt ein Dörflein in Österreich,
An der Donau rauschenden Fluten.
Das stellte dreißig Soldaten gleich,
Als der Kaiser rief zu wehrendem Streich.
Zwölf mußten schon verbluten.

Am Brunnen unter dem Lindendach,
Wenn der Abend die Donau rötet,
Stehn Frauen und Greise und sinnend nach:
Wem wohl als Letztem das Auge brach?
Wer als Dreizehnter ward getötet?

Spricht der Weinbauer Mattheis im grauen Haar:
„Das wird man dem Loißl verschreiben,
Der wie sein Vater ein Pechfink war,
Genarrt vom Leben von Jahr zu Jahr —
Der wird als Dreizehnter bleiben!“

Da naht vom nächsten Bahnhof her
Ein kleiner Trupp Soldaten.
Urlauber, müde, stumpf und schwer —
Und einem stehn die Augen leer,
Wie blitzversengte Saaten.

Es rauschen die Glocken im Abendwind,
Die staubigen Glieder schmerzen.
Der Mattheis schluchzt: „Mein Kind! Mein Kind!“ —
Der Dreizehnte kehrt zur Heimat blind,
Mit lebenswundem Herzen ...

Emil Kadina

Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Siehen)

XXII

Ereignisreiche Wochen haben wir seit dem Abschluß des letzten Berichts durchlebt. Mächtige Kämpfe zu Wasser und zu Lande auf fast allen Kriegsschauplätzen mit unaufhörlich wechselnden Eindrücken haben große Blutopfer erfordert, aber uns, wie wir zuversichtlich hoffen, dem endlichen Siege ein gutes Stück näher gebracht.

Auf französischem Boden war der Mai durch die Erstürmung der Höhe 304 auf dem linken Maasufer und die Gefangennahme von etwa 1600 Mann (bis zum 10. Mai) glänzend eröffnet worden. Wiederum rangen sich die Franzosen eine Woche lang in vergeblichen Angriffen auf beiden Seiten der Maas unter großen Opfern müde, dann erfolgten neue deutsche Vorstöße auf dem linken Ufer, die die Gräben zu beiden Seiten der Straße Haucourt—Esnes (südwestlich der Höhe 304) sowie das südliche Vorgelände des Toten Mannes in unsre Hand lieferten und an 2000 Gefangene nebst reicher sonstiger Beute einbrachten (18.—21. Mai). Zwei Tage später wurde die Stellung nach Osten verbessert: das hart an der Maas gelegene Dorf Cumières wurde erobert und hierdurch die Angriffslinie verkürzt. In den folgenden Wochen wurden alle diese Errungenschaften gegen fast tägliche größere oder geringere Angriffe behauptet; einige Vorstöße wurden abermals mit erheblichem Landgewinn und 2400 Gefangenen belohnt.

Noch heftiger waren anscheinend die Gefechte auf dem Ostufer. Zunächst blieb es bei den gewohnten Teilangriffen, dann setzte um die Zeit der ersten größeren deutschen Erfolge auf dem linken Ufer nach mächtiger Artillerievorbereitung ein mehrtägiger großer französischer Angriff ein, der offenbar die deutsche Front nicht bloß aufhalten, sondern durchstoßen sollte (21. Mai). Die Offensive umfaßt das ganze Gebiet zwischen dem Gehöft von Thiaumont und dem Steinbruch von Harbaumont. Mit besonderer Heftigkeit bestürmten die Franzosen den Caillette-Wald, den Steinbruch und die Feste Douaumont, und ihrer Übermacht gelang es, über die vordersten deutschen Linien einen vorübergehenden Erfolg davonzutragen: sie kamen in den Steinbruch hinein (21. Mai)

und nahmen einige Gräben im Walde (22. Mai), selbst auf die Wiedergewinnung des Forts Douaumont scheinen sie einen Augenblick gehofft zu haben, da vermutlich einzelne Abteilungen dicht heranzukommen vermochten. Indessen schon am zweiten Tage brach sich trotz zahlreichen Einzelstürmen die Wucht der Offensive, und nun kam die Reihe zum Vorgehen an die Deutschen: einen Teil der Waldgräben eroberten sie an demselben Tage (22. Mai) zurück, zwei Tage nachher war auch der Steinbruch wieder in deutschen Händen, das bei Douaumont verlorene Gelände wiedergewonnen und erweitert. Damit war die französische Absicht endgültig gescheitert; mit 2000 Gefangenen und gewiß weit zahlreicheren blutigen Verlusten mußte die französische Oberleitung ihren Versuch bezahlen. Aber die deutschen Angriffe hielten nicht inne, dehnten sich vielmehr nach Südosten, in das Gebiet von Vauz und dem Höhenrande der Cote Corrairie aus. In gewaltigen, von beiden Seiten unter großer Artilleriewirkung jäh durchgeführten Kämpfen wurde zuerst der Rest des Caillette-Waldes gestürmt, die Franzosen zu beiden Seiten des Forts Vauz empfindlich geschlagen, der Waldbrücken südwestlich des Forts besetzt und das stark ausgebaute Dorf Damloup am Fuß der Cote Corrairie eingenommen (2. Juni): Erfolge, die wiederum 3000 Gefangene in deutsche Hände lieferten.

Diese Ereignisse stimmten die soeben neu aufgeflammte Siegeszuversicht der Franzosen wieder merklich herab, und die französische Heeresleitung bereitete schon auf die Notwendigkeit vor, einen neuen Schritt rückwärts tun zu müssen. Da, die französischen Berichte wußten mehr als die deutschen von unsern Erfolgen zu melden; sie teilten schon am 4. Juni mit, daß die Deutschen in das Fort Vauz eingedrungen seien, aber es nicht vollständig zu nehmen vermöchten. Nach wenigen Tagen erhielt diese Nachricht ihre Bestätigung: sobald die letzten Reste der Franzosen aus dem Werk vertrieben waren und ein Rückschlag ausgeschossen schien (6./7. Juni), machte auch die deutsche Heeresleitung die neue, ebenso ruhmreiche wie wichtige Waffentat bekannt. Da zugleich die be-

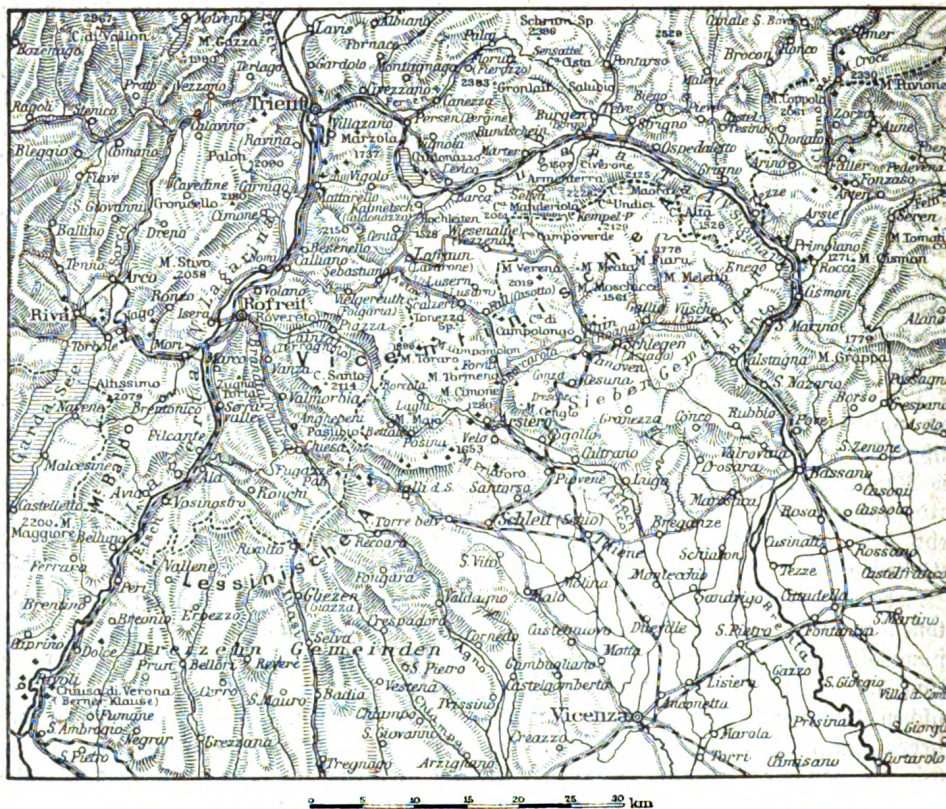
festigten Höhen zu beiden Seiten der Feste gestürmt worden sind, und in den nächsten Tagen neues Gebiet jenseit von Thiaumont und Vaur (mit 2000—3000 Gefangenen) gewonnen wurde, so ist eine zusammenhängende unzerbrechliche Linie vom Caillette-Wald bis Damloup hergestellt und die Front abermals eine beträchtliche Strecke auf der Hochebene östlich von Verdun vorgeschoben worden. Welche Wirkung die neuen Niederlagen und die reißende Verminderung der Streitkräfte — gegen 60 Divisionen müssen sich allmählich verblutet haben — auf die französische Nation äußern werden, ist noch nicht abzusehen; einstweilen hat das Mißgeschick zu neuen scharfen Angriffen auf das Ministerium in der Kammer und zu der Forderung geführt, die Kriegsführung hinfort mehr der parlamentarischen Kontrolle zu unterstellen.

Wiederum verhallten die immer lauter ertönenden Rufe nach einer englischen »Entlastungsoffensive« ungehört. Allerdings hat es an der englisch-deutschen Front zwischen Ypern und Arras lebhafte Kämpfe gegeben, aber sie sind fast ausnahmslos durch die deutsche Initiative herbeigeführt worden. An drei Stellen haben die Engländer dabei schwere Schlappen erlitten: bei Ypern (am 2., 3. und 6. Juni), bei Hulluch nordwestlich von Lens (am 11. und 14. Mai) und südwestlich von Givenchy en Gohelle am Nordwesthang der Lorettohöhe (besonders am 13., 21. Mai und 1. Juni). Überall wurden englische Linien gestürmt, gegen 1000 Gefangene gemacht und alle Gegenangriffe abgewiesen; wiederholt mußten die Feinde, wie der Tagesbericht sagte, »bereits im Sperrfeuer umbrehen«. Wie stets an dieser Stelle, sind die Kämpfe außerordentlich blutig und hartnäckig; wie in den vorjährigen Kämpfen bei Ypern sind trotz mehreren Nahkämpfen wenig Gefangene gemacht worden. Besonders schwer scheint die englische Niederlage bei Ypern zu sein, wo das ganze Höhenland von Zillebete und Hooge erobert worden ist; und wenn nach dem englischen Bericht vom 7. Juni bei Ypern die »allgemeine Linie noch ungebrochen« ist, so zeugt diese Wendung nicht gerade von großem Zutrauen in ihre Haltbarkeit. Die Wiedergewinnung eines Teils der verlorenen Stellung (13. Juni) wurde von den Engländern selbst nicht als großer Erfolg betrachtet.

Daß auch an den übrigen Teilen der Front lebhafte Artillerietätigkeit herrschte und allerlei größere und kleinere Unternehmungen versucht wurden, die uns ebenfalls manche Vorteile einbrachten, ist selbstverständlich; aber alle diese Kämpfe in der Champagne, in den Argonnen und den Vogesen reichen nicht entfernt an die an der englischen Front oder gar an die vor Verdun heran.

Sowenig wie die englischen, kamen die russischen und italienischen Freunde den Bedrängten von Verdun durch rechtzeitige Offensive zu Hilfe. An der russischen Front gab es bis zum Ende des Monats eine größere Bewegung überhaupt nicht, und die Italiener wurden gar selbst durch einen gewaltigen Angriff der österreichisch-ungarischen Armee heimgesucht. Bald brauchten sie eine Entlastung durch andre nicht weniger dringend als jene.

Bis Mitte Mai zeigte die österreichisch-italienische Front das gewohnte Bild: heftiges Artilleriegefecht, bald hier, bald dort, einige vergebliche Anläufe der Italiener am Isonzo und in Kärnten, erfolgreiche Gegenstöße der Verteidiger, die den Italienern einige hundert Gefangene und etwas Gelände raubten. Aber die Regsamkeit der Österreicher im Osten und Norden diente nur zur Täuschung der Gegner. Während diese ihre Aufmerksamkeit auf jene Kampffelder richteten, sammelte die österreichische Heeresleitung in Südtirol beträchtliche Truppenmassen an und begann plötzlich aus ihrer Linie zwischen Etsch und Brenta einen wuchtigen Angriff (15. Mai). Die Überraschung gelang vollkommen, obgleich General Cadorna schon längere Zeit mit einer Offensive gerechnet haben muß, denn die italienischen Blätter berichteten, daß österreichisch-ungarische Truppen aus Serbien nach der Alpenfront marschierten; Cadorna soll sogar den Franzosen unter Hinweis auf den drohenden österreichischen Losbruch die ersuchte Hilfsarmee verweigert haben. Er scheint demnach den Vorstoß am Isonzo oder gar im äußersten Westen, mit der Richtung auf Mailand, erwartet zu haben. Jedenfalls war der Angriff des Erzherzogs Eugen so trefflich vorbereitet und die Überlegenheit der österreichischen Artillerie so gewaltig, daß gleich der erste Tag



Karte zu den österreichischen Durchbruchkämpfen in Südtirol und Oberitalien

einen durchschlagenden Erfolg brachte: an drei Stellen, südlich von Rovereto, am Teragnolo und südlich von Vielgereuth, wurden die ersten Linien in etwa 15 Kilometer Breite gestürmt und 2500 Italiener gefangengenommen. Genügende italienische Reserven waren offenbar nicht zur Hand; unaufhaltsam drangen die Sieger in heftigen Bergkämpfen weiter nach Süden vor, eine Woche nach dem Beginn des Angriffs standen sie bereits mit dem Südwestflügel dicht an der Grenze (am Monte Pasubio), weiter nordöstlich (vor Luserna) war die Grenze bereits überschritten, der Monte Verena mit seinen Befestigungen genommen, und am folgenden Tage kam gar das Panzerwerk Campolongo in österreichischen Besitz, wodurch der Vormarsch durch das wichtige Aftachtal erleichtert wurde. Da über 24 000 Italiener gefangen und 251 Geschütze erbeutet waren, so war es vergebliche Mühe der italienischen Presse, diese Kämpfe als Räumung unbedeutender Vorstellungen auszugeben, und wenn die »Agenzia Stefani« zugleich ausführte, nun, nach dem

Ende der ersten Phase der Offensive, werde sich die österreichische Kraft an den Werken hinter dem Posinatal und im Raume Arsiero—Afiago (zwischen Brenta und Aftira) brechen, so strafen sie die nächsten Tage schon Lügen: wiederum eine Woche später waren beide Stützpunkte in der Hand der österreichisch-ungarischen Truppen (30. Mai), die sich nun auf den Randhöhen der Lessinischen Alpen in einer Linie Chiefa—Monte Piaforo—Arsiero—Afiago—Monte Biamo einrichteten. Erst jetzt waren die Italiener zu stärkeren Gegenstößen imstande. Aber alle wurden abgeschlagen; die Österreicher machten sogar noch einige Eroberungen im Gebiet der »Sieben Gemeinden«, und damit hatten sie eine drohende Stellung in der Flanke der Verbindung der Isonzoarmee gewonnen: Vicenza, ein wichtiger Eisenbahnknotenpunkt, ist 30 Kilometer und Padua 60 Kilometer von Arsiero entfernt. Es ist fraglich, ob die italienische Armee am Isonzo und in den Alpen unter der Gefahr, ihre Verbindungen durch einen weiteren Vormarsch der Österreicher unterbrochen

zu sehen, noch lange ausharren kann, jedenfalls aber ist die Möglichkeit eines Erfolges dort ungeheuer verringert, zumal da auch der Eisenbahnbetrieb in ihrem Rücken seit dem Vormarsch der Österreicher häufiger als früher durch Glieder gestört worden ist. Schwerlich sind die Italiener imstande, die verlorenen Höhen selbst mit großer Übermacht wiederzunehmen, aber stets müssen sie zur Dedung ihrer Eisenbahnen eine große Macht in Venetien unterhalten, während ihre Gegner völlig frei in der Verwendung ihrer Truppen sind: wie bei Verdun kann eine Minderzahl eine Überzahl im Schach halten. Eine schwere Niederlage haben somit die Italiener zur Feier des Jahrestages ihrer Kriegserklärung erlitten: nicht nur ist ihre Streiterzahl aufs neue erheblich vermindert worden — mehr als ein Armeekorps, gegen 40 000 Mann und über 300 Geschütze haben sie allein an Gefangenen verloren —, sondern auch ihre strategische Lage hat sich außerordentlich verschlechtert.

Daß die italienische Kriegspartei, die dem Volke einen leichten und raschen Triumph verheißen hatte, infolge des blutigen erfolglosen Krieges an Anhang verloren hat und Kleinmut und Unzufriedenheit sich immer weiter ausbreiten, ist verständlich. Der Sturz des Ministeriums Salandra (10. Juni) ist durch die allgemeine Unzufriedenheit hervorgerufen worden, und die lange Dauer der Kabinettskrisis bezeichnet die Schwierigkeit der Lage.

Von eignen Anstrengungen erwartet man das Heil nicht mehr, allein auf Rußland, den großen Nothelfer, setzen die Italiener wie die Franzosen ihre letzte Hoffnung. Vom ersten Tage der österreichischen Offensive an beschwor die italienische Presse im Gefühl der eignen Schwäche die russische Heeresleitung, endlich mit der Offensive Ernst zu machen und feindliche Truppen von den Alpen nach Galizien und Bessarabien zu ziehen. Diesmal versagten sich die Russen nicht. Schon seit Monaten scheinen sie einen abermaligen Versuch gegen die Linien, die sie im Dezember und Januar vergeblich zu durchbrechen versucht hatten, vorbereitet zu haben, denn immer wieder tauchten Gerüchte über Ansammlung riesiger Truppenmassen auf: fast zwei Millionen Mann mit ungeheurer Artillerie sollten zwischen der rumänischen

Grenze und den Pripietssümpfen bereitstehen. Die italienische Niederlage zu verhindern vermochte die russische Armee freilich nicht mehr, da sie erst zum Angriff schritt, als die österreichischen Truppen bereits auf italienischem Boden standen, und ob sie fähig ist, das weitere Vorrücken in Venetien zu hemmen, müssen die nächsten Wochen ergeben. Wie bei allen russischen Angriffen, läßt sich nicht mit völliger Sicherheit erkennen, warum er gerade in diesem Augenblick begann, ob politische oder militärische Gründe die Wahl des Zeitpunktes in erster Linie bestimmt haben, ob der Druck der Bundesgenossen oder die Furcht, nach weiteren italienischen Niederlagen eine Verstärkung der österreichischen Ostarmee erwarten zu müssen: genug, der Kampf, von den Österreichern längst erwartet und einige Tage zuvor angekündigt, begann nach einigen Vorgefechten am 3. Juni mit einer mächtigen Kanonade gegen die österreichische Gesamtfrent, die ungefähr dieselbe war wie im Winter. Sie lief von der russisch-rumänisch-österreichischen Grenzede über Ofna nach dem Dnjestr, diesen Fluß aufwärts zur Strypa und die Strypa entlang über Krementz, Dubar, Olfa nach Czartoryst. Diese 350 Kilometer lange Strede bestürmten die Russen mit großem Ungestüm, und zwar richteten sie ihre ersten Hauptanstrengungen gegen drei Punkte: gegen Ofna, um vielleicht Czernowiz abermals zu gewinnen; gegen Tarnopol, wo ein Sieg sie auf Lemberg führen könnte; und gegen Olfa, wo ein Durchbruch auf Kowel zugleich einen Druck auf die Verbindungen der Armeen in Galizien wie der des Prinzen Leopold gestatten würde. Dem Massendruck mußten die Österreicher auf beiden Flügeln etwas nachgeben: bei Ofna wichen sie aus ihrer ersten Stellung in eine zweite, fünf Kilometer rückwärts vorbereitete zurück (5. Juni), wiesen aber bei Bojar alle Angriffe ab; im Raume von Olfa verlegten sie die Verteidigungslinie von der Putilowka nach dem Styr (6. Juni) und gaben Lutz und Dubno auf. In allen andern Punkten wurden die Stürme abgeschlagen, wenn auch zum Teil nach heftigem Nahkampf. Das Eingreifen deutscher und österreichischer Verstärkungen begann sich in der zweiten Juniwoche bemerkbar zu machen; mehrere erfolgreiche Vorstöße konnten unternommen werden.

Auf dem orientalischen Kriegsschauplatz sind größere Veränderungen nicht eingetreten, aber Bewegungen sind im Gange, die auch hier an mehreren Stellen größere Ereignisse anzukündigen scheinen. Vor Saloniki ist bis auf einige Scharmügel nichts geschehen, da die Österreicher offenbar einstweilen keinen Anlaß haben, diesen verlorenen italienischen Posten unter großen Blutopfern gewaltsam zu nehmen. Eine Schlappe hat die Entente vor Saloniki erlitten. Nachdem ihre Truppen einige unbedeutende Zusammenstöße mit deutschen und bulgarischen Patrouillen gehabt hatten, machten sie den Versuch, sich im Strumatal eines strategisch wichtigen Punktes am Austritt des Flusses aus dem Gebirge in die Ebene zu bemächtigen, aber die Bulgaren kamen ihnen durch rasche Besetzung des griechischen Forts Rupel zuvor (27. Mai). Die griechische Regierung, die mit ihren Sympathien ja längst auf der Seite der Mittelmächte steht, ließ es ohne Widerstand zu, da Bulgarien die spätere Rückgabe versprach. Die Besitzer und Bewohner Salonikis allerdings erblickten in dieser bulgarischen Abwehr einen unerhörten Eingriff in die griechische Souveränität und suchten König Konstantin durch allerlei Drohungen zum Vorgehen gegen Bulgarien zu veranlassen. Indessen die Athener Regierung hat abermals widerstanden, um so mehr, als die Serben, von denen einige Abteilungen endlich nach Saloniki gelangt sind, deutlich ein Begehren nach dem Besitz des Hafens geäußert haben. Die Truppen des Generals Sarrail haben allein bisher noch nichts weiter zu unternehmen gewagt, so daß das Bild wenig verändert ist; immerhin aber hat sich bei der gegenseitigen Annäherung der Streitkräfte die Möglichkeit von Zusammenstößen an dieser Stelle gesteigert.

Im Bereich der türkischen Truppen haben sich die Dinge bei Erzerum entschieden zugunsten der Türken gewendet. Die Russen sind in ihrer Offensive aufgehalten, ja seit Anfang Juni unter herben Verlusten zurückgeworfen worden. Es scheint, daß die Türken allmählich die Schwierigkeit der Verbindungen zu überwinden beginnen. Auch im Irak haben sie den Russen erfolgreiche Scharmügel geliefert. Wie die Dinge hier stehen, ist nicht zu übersehen; namentlich ist nicht klar, ob die Russen, wie in neutralen

Blättern behauptet wird, hier große Anstrengungen machen wollen, um sich in Asien Entschädigungen für die unabwendbare Niederlage in Europa zu sichern. Indessen würde ein solcher Plan, der wohl in eine gemeinschaftlich russisch-englische Offensive gegen Bagdad hinauslaufen müßte, bereits empfindlich durch jene türkischen Erfolge bei Erzerum durchkreuzt sein, und dafür, daß unsre Bundesgenossen auch in Mesopotamien auf der Hut sind, ist die Reise des Kriegsministers Enver Pascha nach Bagdad ein sichtbares Zeugnis.

So erschütternd, erhebend und blutig alle die Kämpfe zu Lande gewesen sind, den stärksten Eindruck hat doch von allen Ereignissen der letzten Wochen die große Seeschlacht in der Nordsee (31. Mai) gemacht. Wir haben alle Ursache, auf den Tauchbootkrieg im April und Mai mit Befriedigung zurückzublicken, da er den Feinden über 150 Handelschiffe mit 343 500 Tonnen gekostet hat. Wenn schon der Schiffsraum allein auf etwa 190 Millionen Mark angeschlagen wird, so ist der Wert der Ladung gar nicht zu berechnen, und da außerdem noch zahlreiche neutrale Schiffe zugrunde gegangen sind, so mag man sich ein Bild von dem Schaden machen, den der Seekrieg der feindlichen Versorgung zugefügt hat. Schon diese Tätigkeit sowie die Verjagung englischer Flottillen von der flandrischen Küste (16. Mai), ein neuer Luftangriff auf England (19./20. Mai) und nach neutralen Nachrichten eine schwere Beschädigung Dünkirchen (19.—21. Mai), legten Zeugnis von der Rührigkeit unsrer Seekriegsführung ab, sie ist aber fast vergessen, alle Gemüter sind erfüllt von dem ersten großen Kampf zwischen der deutschen und englischen Hochseeflotte. Alle bisherigen Seegefechte, so ruhmreich sie sämtlich und so erfolgreich sie zum größten Teil waren, waren doch nur von kleinen Bruchteilen der Seestreitkräfte geliefert, selbst bei Helgoland kamen nur die Spitzen ins Gefecht. In der Schlacht zwischen Skagerak und Horns Riff haben sich dagegen die Hauptkräfte der beiden Flotten miteinander gemessen und die größte moderne Seeschlacht geschlagen, mit der sich weder die japanisch-russischen, geschweige die amerikanisch-spanischen vergleichen können.

Wir brauchen uns in die Entstehung der Schlacht nicht zu vertiefen, da hierüber ausreichende Berichte noch nicht vorliegen; es kann uns vorläufig genügen, daß der Leiter des englischen Marineministeriums, Balfour, vor einigen Wochen eine größere Regsamkeit der wegen ihrer Untätigkeit oft getadelten Flotte angekündigt hatte, und daß es daher früher oder später zum Zusammenstoß kommen mußte. Denn daß unsre Flotte einen Kampf, der ihr nur einigermaßen Aussicht bot, nicht scheuen werde, lag auf der Hand. Die Hoffnung, die unser Volk stets auf seine jüngste militärische Schöpfung gesetzt hatte, bewährte sich glänzend: alles, Führung, Mannschaften und Ausrüstung, zeigte sich den Engländern überlegen. Das Gefecht begann nach allem, was bekannt geworden ist, so, daß die deutsche Führung eine englische Vorhut mit Überlegenheit zur Schlacht zwang und übel zurichtete, aber dann, als englische Verstärkungen herbeieilten, auch den Kampf gegen die Übermacht mit Erfolg durchführte und das Schlachtfeld behauptete. Land- und Seeschlachten sind schwer miteinander zu vergleichen, da es sich zur See nicht um Geländegewinn handelt, auf dem man sich einrichten und Vorbereitungen zu neuen Angriffen treffen kann, sondern es ist selbstverständlich, daß die Flotten, selbst nach einem Siege, nach ihrer Basis zurückkehren, um die Schäden in Vordruck auszubessern und neue Kohlen einzunehmen. Eine großzügige Verfolgung ist daher nur möglich, wenn zahlreiche ganz unberührte Schiffe vorhanden sind. Auf beiden Seiten war das offenbar nicht der Fall, aber die Deutschen haben durch Torpedoboote das Schlachtfeld am Tage nach der Schlacht abgesucht und zahlreiche schiffbrüchige Engländer aufgenommen: von englischer Seite ist eine solche Handlung nicht bekannt geworden. Und endlich führen die Verluste eine berechtigte Sprache: alles in allem hat die deutsche Flotte an Schiffsraum in und nach der Schlacht gegen 60 000 Tonnen dauernd verloren, dabei nur ein modernes großes Schlachtschiff (den Kreuzer »Lützow«), die englische mindestens 200 000, und weitere 100 000 Tonnen sind schwer beschädigt worden. Daß unter den dauernden Verlusten sich mindestens fünf der größten Linien- und Kreuzer befinden und namentlich die Hauptklasse der Schlachtkreuzer außer-

ordentlich gelitten hat, erhöht den Verlustunterschied zu unsern Gunsten. Daß der englische Mannschaftsverlust — vermutlich an 10 000 Mann — das Vielfache des deutschen beträgt, ist ebenfalls einleuchtend. Schon müssen die Auslandsgeschwader zur Dedung der Einbußen herangezogen werden.

Noch nie hat eine Minderzahl einer Übermacht solche gewaltigen Verluste zugefügt, und seit Jahrhunderten hat zwischen ebenbürtigen Gegnern ein solches Ringen nicht stattgefunden. Denn bei Tschushima schlugen die Japaner in der Nähe ihrer Basis eine nach Material und Personal nicht gleichwertige Flotte, die überdies durch eine lange Seereise geschwächt war, und die Überwältigung der Spanier im Jahre 1898, die nur lebende Ziele für die amerikanischen Geschosse bilden konnten, war vollends kein Heldentat. Auch die großen Seesiege Nelsons, die vor mehr als hundert Jahren England die ausschließliche Seeherrschaft verschafften, wurden gegen einen minderwertigen Feind, erst gegen eine systematisch ruinierte, dann gegen eine noch nicht wiederhergestellte Marine bei ungefähr gleicher Tonnagezahl erfochten: hier dagegen hat eine schwächere Flotte der stärkeren, die jüngste der ältesten, die vermöge ihrer jahrhundertelangen Erfahrung in allen Seefragen den Anspruch machte, an der Spitze aller Flotten zu stehen, eine schwere Niederlage zugefügt. Der Eindruck ist daher im Inlande wie im Auslande hoch erfreulich für uns, selbst da, wo man eine wesentliche Schwächung der englischen Überlegenheit zur See noch nicht zugeben will.

Welche Folgen sich an das Gefecht weiter knüpfen werden, steht noch dahin; wir wissen noch nicht, ob die Engländer die strenge Blockade wie bisher durchführen können, aber sollte das auch der Fall sein, so hängt ja unsre Ernährung und Kampffähigkeit nicht von der Erschließung des Atlantischen Ozeans ab. Soviel ist wohl gewiß, daß die englische Küste jetzt noch stärkeren Gefahren als früher ausgesetzt ist, so daß England vermutlich den Ernst des Krieges noch stärker empfinden wird als bisher. England wird ferner nicht in der Lage sein, die durch die Schlacht in seine Rüstung gerissenen Lücken während des Krieges auszubessern, oder es müßte sämtliche Vordruck für die Marine mit Beschlag belegen, was wiederum für die

Handelschiffahrt und damit für die Lebensmittelfuhr die übelsten Folgen haben würde. Deutschland befindet sich nicht in einer solchen Zwangslage, bei der Wiederherstellung seiner beschädigten Schiffe zwischen zwei Übeln wählen zu müssen: wohin man also sieht, der Sieg des Admirals Scheer über Jellicoe hat das Kräfteverhältnis materiell und moralisch erheblich zugunsten Deutschlands verändert.

Daß England unmittelbar nach der

Abgeschlossen am 16. Juni 1916

Schlacht durch ein neues Mißgeschick, den Untergang des Kreuzers »Hampshire« und den Tod des Lords Kitchener, heimgefuht worden ist (5./6. Juni), hat den politischen Kredit Albions abermals sinken lassen. Ob das Verschwinden Kitcheners, der auf einer Reise nach Rußland begriffen war, größere Wirkungen hervorrufen wird, läßt sich noch nicht sagen, ebensowenig, ob seine Reise der Vorbereitung einer gemeinsamen Biververbandsanstrengung galt.

Mit Hacke und Spaten

Bilder aus dem Kriegerleben unsrer Armierungssoldaten von Georg Schmitz

III

Ich hatt' einen Kameraden

Wir hatten ihn alle gern, den stillen Menschen mit dem wie aus hartem Eichenholz geschnittenen niederländischen Bauernschädel. Immer bereit zu helfen, wo den Schwächeren bei der ungewohnten Arbeit die Kräfte verließen, weich wie ein Kind, wo's ums Herz ging, und von zäher Entschlossenheit und bedächtiger Kühnheit, wenn's etwas Besonderes auszuführen galt. Und gerade er war der erste Tote, den wir zu bestatten hatten. Eines Tags trugen wir ihn in seiner Zeltbahn nach Hause, still und bleich, die Brust von einem Granatsplitter zerrissen. In der schmutzigen Dorfstraße bahnten wir ihn auf, in einem Kranz von wildem Buchsbaum. Und am Abend zimmerten wir dem Kameraden den Totenschrein: sechs taule weiße Bretter.

An einem strahlenden Sommermorgen trugen wir den Toten hinaus zum Soldatenfriedhof und betteten ihn zu den vielen andern in die fremde Erde.

»Ich hatt' einen Kameraden« steht über der aus Birkenstämmen gezimmerten Friedhofsporte. Die Worte gewinnen hier draußen eine neue, tiefere Bedeutung. Wehmut im Herzen, bin ich zwischen den langen Reihen der Gräber hindurchgegangen. Jeder Hügel ist mit Blumen geschmückt, zu Häupten eines jeden erhebt sich ein Kreuz, meist aus Holz gefügt, oft aber auch aus Stein gemeißelt. Aus dem Gefühl inniger Kameradschaftlichkeit heraus haben hier schlichte Handwerker mit den einfachsten Mitteln Grabmäler von jener natürlichen Schönheit geschaffen, die das deutsche Kunst-

handwerk so lange vergebens gesucht hat. Unter dem Zwang des Materials und der Einfachheit des Werkzeugs findet der draußen im Feindesland mit innerem Herzensanteil schaffende Handwerker ganz von selbst die wahre, schlichte Natürlichkeit der Form wieder, die wir zu Hause gerade auf den Friedhöfen so lange vermissen mußten.

Neben den Unfern, mitten unter ihnen, liegen die Feinde. Nichts unterscheidet ihre Gräber von den andern: sie sind ebenso reich mit Blumen geschmückt, tragen ebenso kunstvoll gearbeitete Grabmäler. Und während man auf den Inschriften die eignen Kameraden nur als gut, treu und brav bezeichnet, gönnt man dem Feinde neiblos das Beiwort tapfer.

Wenn doch nur recht viele wüßten, wie schön unsre toten Krieger auf den Friedhöfen des Westens und Ostens ruhen, Kamerad neben Kamerad, in der Erde, die ihr Blut getrunken hat! Laßt sie dort schlafen und verzichtet darauf, sie in die Heimat zurückzuholen. Schickt ihnen keine prunkvollen Grabmäler ins Feld, sondern überlaßt die Sorge dafür den Kameraden da draußen. Es gibt bessere Zeichen des Gedankens an die lieben Toten in Feindesland: ein schlichter Kranz, ein Blumenstrauß. Vor keinem fremden Grabe habe ich mit tieferer Wehmut gestanden als vor dem eines Landwehrmannes, um dessen Kreuz ein Rosenkranz geschlungen war. Die einstmalen runden Perlen waren flachgeschliffen. Wie oft mag das Kranzlein wohl durch die Finger des alten Mütterchens gelaufen sein, das es seinem Sohn als letzten Gruß ins Feld geschickt hat!

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düssel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9. Vertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX/1, Pyrergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Mohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fijischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen: nur nach Anfrage an die Schriftleitung von »Westermanns Monatsheften« in Berlin W 35, Lützowstraße 84 n. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.



Max Chedy:

Dorf am Bach

Aus dem Besitz der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin W

Westermanns Monatshefte

Herausgegeben von Dr. Friedrich Düssel

Band: 120. II **Aug. 1916**

Das Herz im Süden

Roman von Carry Brachvogel

V (Schluß)

Wie der Herbst ins Land kam, standen die beiden Scheggerschen Häuser für kurze Zeit ganz leer. Dann wehte von ihren Dächern die weiße Fahne mit dem roten Kreuz, und das Hotel war angefüllt mit Verwundeten, die hier ihrer Heilung entgegen sahen. Es waren fast immer Leichtverwundete oder vor allem Erholungsbedürftige, die hierhergeschickt wurden, und der alte Schegger begriff wohl, warum man ihm keine Leute ins Haus legte, deren Siedtum durch Monate wahren konnte. Er sagte nichts, aber öfter als sonst dachte er in diesen Tagen an den verstorbenen Dr. Christomanos und an all die Hochburgen deutschen Fleißes und deutschen Reichtums, die er mit dem Gesicht nach Süden aufgerichtet hatte.

Marie hatte einen Pflegerinnenkursus genommen und leistete im Lazarett Helferinnenbienste. Cilly saß halbe Tage lang bei den Kranken, las ihnen vor, schrieb für sie Briefe, führte die Genesenden spazieren, tröstete die Schwermütigen, lachte mit den Fröhlichen und freute sich, daß sie in ihrer Art sich ein wenig nützlich machen konnte, denn da sie wenig Talent und Lust zur Krankenpflege besaß, hatte sie zuerst gefürchtet, daß sich in dieser schweren und arbeitsreichen Zeit für sie am Ende keine Be-

tätigung finden könnte. Marie ging still und sorgsam von einem Bett zum andern, und jeder war dankbar, den ihre sanften Hände pflegten, aber wenn Cilly kam, dann leuchteten die Augen all dieser Männer heller auf, und bald hieß sie allgemein »das nette Fräulein« oder »das lustige Fräulein«. Doch neben aller Tätigkeit fand sie immer noch, wie einst, Zeit, um mit Camillo auf verschwiegene Wege zu gehen, wenngleich sie sich jetzt seltener trafen als früher, denn das Überschreiten der Grenze war stark erschwert, und gewisse Formalitäten mußten eingehalten werden, wenngleich jeder Grenzwächter wußte, daß weder Cilly Schegger noch Camillo Podinelli verdächtige Leute waren. Es kam jetzt öfter vor, daß sie sich verfehlten, oder auch ließ Camillo lange auf sich warten, und wenn er endlich kam, war seine Laune alles andre denn rosig.

Wenn Cilly ihn dann besorgt fragte, warum er verstimmt sei, antwortete er ärgerlich: »Dieser vermaledeite Krieg! Der richtet uns zugrunde! Und dazu noch das Moratorium! Alles stockt, kein Mensch im ganzen Lande hat Geld! Das Holzgeschäft ist schon so gut wie ruiniert. Wenn das drei Monate so weitergeht, dann können wir den Bankrott ansagen!«

Cilly versuchte, ihm zuzureden, ihn zu trösten, aber er fuhr heftig fort: »Warum habt ihr uns diesen Krieg auf den Hals ge-
beht? Warum?«

Cilly wollte sich nicht auf politische Erörterungen einlassen. Sie versuchte also das Gespräch scherzhaft zu wenden: »Ihr? Camillo, du tust gerade, als ob ich persönlich die Kriegrursache wäre.«

»Wer sie ist, ist ganz gleich! Die Hauptsache ist, daß alle Geschäfte miserabel gehen... Es muß doch übrigens bei euch drüben ganz ähnlich sein. Oder hat dein Vater eine große Freude von dem Lazarett, das sie ihm da vor die Nase gesetzt haben?«

»Mein Vater sagt, daß wir die glänzenden Jahre gehabt haben und daß wir darum auch die schlechten ruhig ertragen müssen!«

Ohne daß sie es wußte, klang Stolz aus ihren Worten, und Camillo entgegnete mit einem Anflug von Gehässigkeit: »Ja, ja, wer glänzende Jahre gehabt hat, kann leicht predigen! Unsereins aber —«

Cilly, die das stete Dammern über den schlechten Geschäftsgang ungeduldig machte, unterbrach ihn: »Und über das Lazarett freuen wir uns alle aufrichtig. Wir hätten ja gar nicht nötig gehabt, unsre Häuser dazu anzubieten. Aber jetzt tut doch jeder, was er nur irgend für die Soldaten tun kann!«

Camillo entgegnete nichts. Er sah sie mit abwesendem Blick an, und sie merkte, daß er mit seinen Gedanken weit weg war. Nur selten mehr war er jetzt so vergnügt und genüßfähig wie sonst. Er dachte eigentlich kaum mehr etwas andres als: das Geschäft, das Moratorium, der Krieg... Er bereute es jetzt ernsthaft, daß er nicht vor einem Jahr den Lockungen der Mrs. Taylor gefolgt war. Was für ein Glück hatte er da in seiner törichtten Verliebtheit verscherzt! Wäre er mit ihr nach Paris oder nach Amerika gegangen, dann säße er nun bis an die Ellbogen im Gold und brauchte sich keine Sorgen zu machen. An den Zauberklang seiner Stimme glaubte er freilich immer noch nicht, aber Mrs. Taylor hätte für ihn gesorgt, so oder so... Er hätte sich die Haare raufen mögen, wenn er bedachte, was er da gedankenlos in den Wind geschlagen hatte. Er zermarterte sich das Hirn, wie er sich jetzt wieder mit ihr in Verbindung setzen könnte, und lachte bitter, als er merkte, daß es ihm

nicht gelang. Wie hätte er auch jetzt in diesen unruhigen Zeiten den Wohnort der Amerikanerin ausfindig machen können, die abgereist war, ohne eine Adresse zu hinterlassen und ohne je wieder ein Lebenszeichen von sich zu geben.

Nein, die Sache mit Mrs. Taylor konnte beim besten Willen nicht wieder angeknüpft werden; der günstige Moment war ein für allemal verpaßt worden, und er mußte nun die Folgen tragen. Ja, wenn er damals, als er ihr Anerbieten ausschlug, so frei gewesen wäre, wie er heute war! Seine Hörigkeit war gänzlich geschwunden, seine Selbstsucht hatte auch das letzte Kettenglied abgestreift, und wenn er immer noch zu Cilly hielt, so war's nur ein Rest von Verliebtheit und auch, weil die Stunde in ihren Armen das einzige Bunte, Leuchtende war, das ihn wenigstens für eine kurze Spanne den Jammer über den schlechten Geschäftsgang, das Moratorium und den Krieg vergessen ließ...

Aber auch Cilly war nicht mehr wie früher. Sie sah jetzt oft blaß und abgespannt aus, und Camillo schalt, daß sie sich ihre Schönheit in dem »dummen Lazarett«, wie er es nannte, verbarb. Sie war auch oft zerstreut und vergrübelt, schien mit ihren Gedanken hartnäckig einen Weg zu verfolgen, den er nicht kannte und von dem sie ihn noch fernhielt. Ihre Heiterkeit hatte jetzt häufig etwas Gezwungenes; mitten im Lachen traten ihr die Tränen in die Augen, die matt blickten, wie er es früher nie an ihr gesehen hatte, und dann wieder in leichtem Fieber glänzten.

Seit Wochen stand sie unter dem Druck einer furchtbaren Angst. Wollte es sich selber ausreden, sich selber beruhigen, sich klarmachen, daß sie sich täuschen könne, täuschen müsse, und kam doch von der Angst nicht mehr los. Angst hockte neben ihrem Bett, wenn sie morgens aufwachte, schlich mit ihr wie ein schattenhaftes, häßliches Tier durch den Tag hin, schwand wohl für ein paar Augenblicke, wenn Camillo sie küßte, stand aber schon wieder grinsend auf der Schwelle ihres Zimmers, wenn sie sich zur Ruhe legte, so daß sie in Verzweiflung den Schlaf ersehnte, damit er sie für kurze Stunden aus diesem entsetzlichen Kesseltreiben der Angst herausholen sollte. Ganz allein war sie mit ihrer Angst, denn sie wagte nicht, Camillo davon zu sprechen, obgleich sie sich sagte,

daß vor allen andern er es erfahren und ihr beistehen mußte. Aber es war etwas in ihr, was sie zurückhielt, was sie warnte, etwas wie instinktmäßige Furcht vor einer Brutalität, die sie wohl nicht kannte, aber mit den verfeinerten Nerven ihrer geängstigten Seele spürte. Und noch etwas andres war es — sie wollte es gar nicht aussprechen, wollte ihm gar nicht Worte leihen, damit es nicht Wahrheit werden sollte. Was ungesprochen blieb, war noch nicht vorhanden, erst das Wort gab ihm Lebenskraft und Bedeutung ...

So lief sie denn wie sonst Camillo entgegen, lachte und küßte mit ihm und war doch froh, wenn er wieder gegangen war und sie ihre Angst nicht mit Unbefangenheit und Zärtlichkeit zu verhängen brauchte. Einmal aber, als die Unruhe in ihr gar zu groß war, sagte sie ihm, was sie fürchtete.

Er sah sie betroffen an, lachte dann ein garstiges Lachen. »Sei doch nicht so albern! In diesem Punkt seid ihr doch alle übereins! Raum seid ihr ein bißchen verwegen gewesen, da kommt auch schon bei allen dieselbe dumme Angst ... Möchte nur wissen, warum ihr überhaupt etwas risiziert, wenn ihr euch hinterher mit Hirn-ge-spinsten quält!«

Sie stand vor ihm mit gesenktem Kopf und ließ seine rohen Worte über sich hingehen. Am liebsten wäre sie davongelaufen und hätte ihn nie wiedergesehen, aber sie fühlte sich so elend, so schwach und verwirrt, daß sie nicht einmal eine Entgegnung fand. Sie preßte nur die Lippen ganz fest aufeinander und dachte: Nie wieder, nie wieder werde ich ein Wort davon zu ihm sagen!

Das ging auch noch ein paar Wochen so hin. Sie sahen sich jetzt nicht mehr häufig, und wenn sie sich trafen, gab sich Cilly übermenschliche Mühe, um sorgenlos und heiter zu scheinen. Er sagte: »Siehst du, törichte Cecilia, du hast dich getäuscht!«

Und sie erwiderte mit gezerrtem Lächeln: »Ja, es scheint, daß ich mich getäuscht habe.«

Auf die Länge ließ sich aber die Lüge nicht halten, und eines Tags schrie sie ihm verzweifelt die Wahrheit ins Gesicht. Diesmal sprach er kein rohes Wort, sprach überhaupt kaum eine Silbe. Aber auf seinem Gesicht lag Zorn und Enttäuschung, und Cilly spürte, daß er, wenn er sie ansah, voll Widerwillen war.

So stolz, so schön und lebensfroh war Cilly Schegger einst ins Leben hineingesprungen, und nun stand sie, ein blaßes, verhärmtes Weib, zitternd und bettelnd vor dem Manne, dem sie ihre Liebe gegeben hatte, und streckte die Hände aus, damit sie nicht ganz verloren sein sollte.

»Camillo, du mußt jetzt zu meinem Vater gehen. Du mußt, hörst du, es gibt nichts andres!«

»Ja, ja, ich werde schon gehen.«

Er sagte es ohne alle Güte, als ob es sich um einen lästigen Auftrag handelte, der erledigt werden mußte. Er verließ sie sehr bald und riß, während er heimwärtsging, zornig einen Zweig nach dem andern von den Bäumen, zerbrach ihn und warf die Stücke weit von sich weg, ins Feld oder auf die Straße hin. Allmählich aber erhellte sich sein finsternes Gesicht, und in seinem Hirn begann es zu arbeiten. Den letzten Zweig, den er abgerissen hatte, warf er nicht fort, sondern schwenkte ihn wie einen Fächer hin und her. Denn Camillo Povinelli war ein kluger Kopf und begriff, daß jedes Ding auf der Welt nicht nur eine schlechte, sondern auch eine gute Seite habe, und er war entschlossen, die gute Seite dieser Sache mit Überlegung und nach allen Kräften auszunutzen.

Cilly wartete durch die nächsten Tage voll zehrender Ungeduld, daß er zu ihrem Vater kommen sollte, aber er kam nicht. Er kam überhaupt nicht mehr. Sie schrieb ihm und erhielt keine Antwort. Vergebens erwartete sie ihn da und dort, trotzdem sie ihm durch zufällige Boten sagen ließ, daß sie ihn unbedingt sprechen müsse. Wenn sie ihm nicht buchstäblich nachlief, sich nicht wie ein Möbel von der Gasse in sein Haus drängte, dann war alle Hoffnung geschwunden, daß er sich seiner Verpflichtung erinnerte, dann würde sie ihn wohl nie mehr wiedergesehen ... Eine Sekunde lang war sie in ihrer Verzweiflung nahe daran, auch den äußersten Schritt zu wagen, zu dem alten Povinelli zu gehen und ihn anzuflehen, daß sein Sohn wieder gutmachen sollte. Es war aber nur eine Sekunde, dann sagte sie sich mit der letzten armseligen Auflehnung, die ihr geblieben war: Nein, das tu' ich nicht! Zu dem Alten gehe ich nicht! Ehe ich das tue, mache ich lieber ein Ende!

Sie kannte den alten Povinelli zwar nur

vom Ansehen, aber sie erinnerte sich, daß er als ein schäbiger, hinterhältiger Gefelle galt, und daß keiner gern etwas mit ihm zu tun haben mochte. Mit dumpfem Kopf, das Herz wie zugeschnürt, schlich sie durch die Tage hin, meinte immer noch, Camillo müsse sich besinnen und zu ihr zurückkehren. Die zitternde Angst der Ungewißheit, in der sie sich zuweilen noch hatte einreden können, daß alles nicht wahr sei, hatte nun der Gewißheit Platz gemacht und einer lähmenden, erbarmungswürdigen Furcht vor den Enthüllungen, denen sie nun ganz allein entgegengehen mußte. Sie sah blaß und vergrämt aus, aß kaum mehr, schlief kaum mehr, saß in ihrem Zimmer stundenlang müßig in einer Ecke und streifte dann wieder ruhelos durch Haus und Garten, über Felder und Abhänge hin. Schlich wohl auch heimlich hinauf in die Räume, die Camillo einst als Dorado begrüßt und die sie für ihr junges Eheglück erträumt hatte. Hier war sie ganz ungestört, denn der Neubau war durch seine besondere Raumeinteilung und innere Ausstattung für Lazarettzwecke wenig geeignet und darum fast immer nur vorübergehend von etlichen Rekonvaleszenten bewohnt, die schon nach kurzen Tagen wieder zu ihrem Regiment zurückkehrten. Hier, fern den Thren, fern den Menschen, war ihr am wohlsten: es kam ihr vor, als ob hier noch eine letzte, blasse Erinnerung schwebte, Erinnerung an Seligkeiten, die nie ausgelebt worden waren.

Da glitt sie wohl wieder wie einst mit der Hand über das Rosenmuster des weißen Gemachs, oder sie schmiegte sich tief in einen der großen Ledersessel und weinte sich aus, wie sie es zu Hause aus Furcht vor Aberaschung niemals konnte. Wenn sie sich sattgeweint hatte, schloß sie wohl die Augen, meinte, wenn sie sie wieder aufschlüge, müßte Camillo ihr gegenüber sitzen und lachen über den bösen Traum, den sein dummes Mädchen geträumt hatte. Wenn sie so sich selber genarrt hatte, dann sprang sie wohl auf, lief wie früher hinaus auf die Loggia, maß mit dunklem Blick die Tiefe und erkannte, daß sie ausreichte, daß mit einem einzigen Sprung alles Elend vorüber sein konnte. Aber der Lebenswille in ihr war jetzt doppelt stark; stärker als alle Verzweiflung hielt er sie zurück und jagte sie über die Treppen hinunter wieder in ihr

Zimmer, wo sie tief aufatmete, als wäre sie einem entkommen, der sie hatte hinunterstürzen wollen. Dann aber kam wieder die alte Ratlosigkeit und die bohrende Frage, wem sie sich anvertrauen sollte. Der Schwester? Dem Vater? Sie wußte es nicht. Sie meinte einmal, lieber das Entsetzen Mariens, ein andermal lieber die Wut des Vaters ertragen zu können. Zu einem Entschluß gelangte sie nicht, heute nicht, morgen nicht und übermorgen nicht.

Es gab in dieser Zeit auch niemand sonderlich auf sie acht, denn jeder war mit seinen eignen Angelegenheiten und Kümmernissen beschäftigt. Marie arbeitete tagaus, tagein im Lazarett, kam nur zuweilen, nach einer Reihe anstrengender Nachtwachen, für einen Tag zur Erholung in die Villa. Der Vater aber hatte den Kopf so voll Sorgen um seine drei Söhne, daß er die Töchter beinahe vergaß. So fiel Cillys verändertes Wesen kaum auf; weder der Vater noch Marie fragten sie, was mit ihr sei. Diese Ahnungslosigkeit um sie her vergrößerte ihr noch das Elend, erschwerte das Geständnis und ließ sie fast noch heftiger als vor dem Zorn des Vaters vor dem Schreden der Schwester zurückbeben.

Mit einmal sprach sie es dann aus, ohne daß sie selbst recht wußte, woher sie den jähen Mut genommen hatte.

Es war an einem Abend, als Marie einmal wieder Urlaub hatte, um sich daheim auszuruhen. Sie hatte schon das Häubchen abgelegt und band eben ihre große Schürze ab, als Cilly, die frühzeitig schlafen gegangen war, den Namen der Schwester rief. Es war ein so armer, zerbrochener Ton, daß Marie ihn auch in späteren Jahren nicht mehr vergessen konnte und ihn oft noch hörte, wenn sie die Augen schloß. Erschrocken ging sie dem Ruf nach, dachte im ersten Augenblick, daß Cilly am Ende eine schlechte Nachricht aus dem Felde erhalten hätte, die sie der Familie bis jetzt noch verschwiegen hatte. Sie trat zu Cilly ins Zimmer, fragte hastig: »Um Gottes willen, was gibt's denn?«, meinte ihre Vermutung bestätigt zu finden, denn Cilly saß bleich, mit verstellten Zügen, aufrecht im Bett und sah sie mit großen, tränenüberströmten Augen an, aus denen eine hilflose Qual sprach. Marie rief bestürzt: »Cilly, sag' es schnell, wer ist tot?«

Cilly schüttelte verneinend den Kopf. Sie sah jetzt geradeaus an der Schwester vorbei und sagte leise, ohne Tonfall, wie eingelernt: »Nein, den Brüdern geht's allen gut, wenigstens weiß ich es nicht anders. Aber ich ... ich ... Marie, komm her, ich muß dir etwas sagen ...!«

Marie trat bestürzt näher. Sie ahnte noch nicht, was sie jetzt hören mußte, aber sie begriff, daß sie vor etwas Schrecklichem stand.

Cilly streckte eine zitternde Hand nach ihr aus. »Komm her, Mariele, komm ganz nah zu mir her. Und du darfst nicht gar zu sehr erschrecken, hörst du?!«

»Cilly, um Himmels willen, was ist?«

Sie konnte nicht zu Ende sprechen. Cilly hatte sie mit beiden Armen an sich gezogen, und sie fest umschlungen haltend, sagte sie ihr alles.

Der alte Schegger hob sein Gesicht von den Häuten, in denen er es bis dahin verborgen gehalten hatte, und sah um sich. Sein Gesicht war rot und das Weiße seiner Augen fieberisch, aber in seinem Blick war kein Glanz, und er blickte fremd und verständnislos in seinem Zimmer umher, als sähe er es heute zum erstenmal. Er fuhr sich mit den Händen über die Stirn, starrte vor sich hin, starrte Marie an, die regungslos, wie ausgelöscht dafah; doch wie er auch starrte und sich mühte, sich zurechtzufinden, er begriff immer noch nicht, was ihm geschehen war und wo die Zeit hielt. War es wirklich erst heute früh gewesen und nicht schon gestern oder vor einem Jahre oder vor zehn Jahren? Und hatte wirklich Marie ihm das gesagt, was ihm noch immer so fremd, so unsäglich schien? Hatte er nicht vielmehr hinterrücks einen schweren Schlag auf den Kopf bekommen, so daß seine Gedanken nicht mehr ordentlich zusammenstanden, sondern ihn mit scheußlichen Vorstellungen und Fieberphantasien bebrängten? Oder sah ihm nicht der Alp auf der Brust, würgte ihn, daß er nicht mehr Atem holen konnte, und wollte nicht von ihm ablassen, so wild sich der Schegger auch wehrte? Er sah da wie einer, der vom Tod erwacht ist, um den noch alle Schauer des Grabes liegen, und der doch bei jedem Schritt ins Leben hinein spürt, daß es noch Schrecklicheres gibt als Tod — Schande.

Wer dem Schegger jemals gesagt hätte, daß er in seinen alten Tagen Schande erleben müsse! Schande in seinem eignen Haus, von seinem eignen Kind, just von seinem Herzblatt, das ihm von seinen fünfzehn am liebsten und sein Stolz gewesen war! Er stand auf, tat ein paar schwere Schritte, als könne er mit seinen wuchtigen Füßen die Wirklichkeit zertreten. Das war ja gar nicht möglich! Ein Kind wie die Cilly warf sich doch nicht weg. Warf sich doch nicht an so einen weg ... Wieder sah er um sich, aber nicht mehr so fremd, nicht mehr so starr wie vorhin. Allmählich dämmerte ihm die Erinnerung an diese letzten Stunden, und er wußte, daß nichts von dem, was sie geoffenbart hatten, zerstampft und vernichtet werden konnte. Da sah ja die Marie, wie sie seit der frühen Morgenstunde saß, in der sie zum Vater gekommen war, und die andre, die Cilly, die lag drüben in ihrem Zimmer, und als der Vater zu ihr getreten war, hatte sie laut aufgeschrien und das Gesicht in die Kissen hineingewühlt, als wäre er ein Henker —

Nein, es hatte schon alles seine Richtigkeit. Nach einem Leben voll Arbeit und Erfolg hatte ihm der Herrgott diesen Kelch aufgespart, der so bitter war, daß alle Süßigkeit, die der Schegger jemals geschlürft hatte, nicht davor bestehen konnte. Schande — wer sie nicht gekostet hat, kann nicht ermessen, was sie ist, und der, den sie traf, kann sein Leben lang nicht mehr von ihr genesen! So dachte der Schegger, und es war ihm, als wären die sechzig oder fünf- undsechzig Jahre, die er gelebt hatte, zu nichts gemacht, als wäre auf allem, was er geschafft und erreicht hatte, ein häßlicher Fleck, auf den künftighin die Leute schadenfroh mit Fingern zeigen würden, und wenn sie früher seinen Namen mit Ehrfurcht genannt hatten, so würden sie künftighin achselzuckend sagen: Ja, ja, weit gebracht hat's der Schegger. Aber seine Cilly — Er bäumte sich auf in einem ungeheuren Zorn und sank doch gleich wieder zusammen in einem Weh, das nicht kleiner war als seine Empörung. Die Cilly, gerade die Cilly hatte ihm das antun können! Das schöne, frische, stolze Mädel, das jeden Tag gefragt hatte: »Was kostet die Welt?«, sie, für die er das Blaue vom Himmel heruntergeholt hätte, wenn er sich auch nie merken

ließ, wie er an ihr hing und wie ihm für sie das Beste nur gerade gut genug erschienen war. Das Mädel hätte ja nur zu wählen brauchen, hätte ja nur sagen dürfen: »Den will ich!«, und wenn er auch ein Herr von Habenicht's gewesen wäre, dem Schegger wär's wahrhaftig nicht darauf angekommen. Alles, was sie wollte, hätte sie von ihm erreichen können — und mußte ihm das antun! Sein Kopf sank wieder auf die Säuste und von den Säusten auf die verschränkten Arme, und nun weinte er. Weinte stoßweise, laut und rauh, wie Männer weinen, denen die Tränen nur selten kommen. Marie saß regungslos, wagte nicht, ihn in seinem Schmerz zu stören, sowenig wie sie vorhin seinem Zorn hatte wehren können. Sie war wie zerrieben von den Schreden dieser Nacht und dieser Morgenstunden, in denen sie unablässig zwischen der Verzweiflung Cillys und der ihres Vaters hin und her ging, Worte sprach, die nicht fruchteten und an die sie selbst nicht glaubte, hier beruhigen, dort bitten wollte, und doch bei keinem der zwei schwer geschlagenen Menschen Gehör fand.

Sie war die ganze Nacht über nicht aus den Kleidern gekommen, hatte an Cillys Bett gesessen und nicht geruht, bis sie alles erfahren hatte. Alles; auch Camillos feiges Zurückweichen und Cillys armselige Bestrebungen, ihn festzuhalten und ihn zum Vater zu führen. Es war nicht leicht für Marie, sich ein richtiges Bild von der ganzen Lage zu machen, denn Cilly war sehr erregt und verwirrt und brühte sich über wichtige Einzelheiten so undeutlich aus, daß Marie sich nicht vollkommen zurecht fand. Sie wußte nicht, ob Camillo sich geweigert hatte, Cilly zu heiraten, oder ob er sich nur nicht mehr hatte blicken lassen; ob sie mit einem Zerwürfnis auseinandergegangen waren, oder ob vielleicht nur wieder einmal Cillys Leidenschaftlichkeit die Dinge anders sah, als sie in Wirklichkeit waren. Immer wieder fragte Marie: »Hat er dir denn entchieden gesagt, daß er dich nicht heiraten will?«

»Nein, gesagt hat er's nicht. Er hat sogar gesagt, daß er zum Vater gehen will.«

»Nun also!«

Cilly schüttelte verneinend den Kopf: »Er tut's nicht. Er kommt nie, glaube mir! Ich weiß es ganz genau, daß er nie kommt!«

Marie aber, die auch in diesen Stunden den Kopf oben behielt, meinte: »Das wollen wir doch erst abwarten. Da wird sich der Vater schon dahintersetzen, und die Sache kommt in Ordnung; das sollst du sehen!«

Als sie das Geständnis der Schwester vernommen hatte, war sie wie gelähmt vor Entsetzen gewesen, aber zu einer langdauernden Empörung hatte sie sich nicht aufschwingen können, weil ihr das arme Ding, wie es in seinem Jammer dalag, zu leid tat. Nur eins mußte sie immer wieder fragen: »Der Povinelli? Daß du gerade auf den Povinelli gekommen bist!« Als sie aber merkte, daß Cilly trotz allem immer noch an ihm hing, vermied sie es, weiter von ihm zu sprechen. Es hatte keinen Sinn, sich jetzt mit »Hättest du!« und »Wie konntest du?« abzulagen, es galt jetzt zu retten, wenn noch etwas zu retten war; es galt vor allem, dem Vater die furchtbare Botschaft zu überbringen. Cilly war zusammengebrochen; die Aufregungen und Ängste all ihrer einsamen Tage lösten sich jetzt in einem tiefen Schlafbedürfnis. Marie war darüber froh, richtete ihr die Kissen, bettete sie wie ein Kind und sagte gütig: »Schlaf dich aus, damit du ein bißchen zu Kräften kommst. Es kommen jetzt Tage, an denen du sie brauchen kannst.«

Dann war sie in ihr Zimmer gegangen und hatte die ganze Nacht über gegrübelt, wie das alles gekommen, wie das alles möglich gewesen war. Die Cilly, die man so sorgfältig erzogen, die man wie einen Augapfel gehütet hatte, als deren Mutter sich eigentlich Marie immer vorgekommen war! Da fiel es plötzlich wie ein Stein auf Mariens Herz: Wäre das auch unter den Augen ihrer wirklichen Mutter möglich gewesen? Wenn in diesem Hause eine Frau gewaltet hätte, die des Lebens sehr kundig war und doch schon völlig mit ihm abgeschlossen hatte — wäre es auch dann möglich gewesen? Konnte es nicht etwa nur geschehen sein, weil die ältere Schwester sich nicht ganz an die jüngere hingegeben hatte, weil sie immer noch ein Glück für sich suchte, einem Manne in die Werkstätte seiner Arbeit und noch übers Weltmeer hin nachging, und darum über sah, was die Schwester bedrohte und ereilte. So oft war Marie im Gespräch neben der Staffelei Kaisers gestanden, so oft hatte sie Stunden

damit verbracht, über seine verquälte Jugend und seine Verhärtung nachgedacht — inzwischen aber war Cilly ohne Aufficht herumgeschlendert, hatte unbeobachtet die ersten Schritte auf dem Wege tun können, der zur Katastrophe geführt hatte. Freilich, auch die andern jungen Mädchen rundum waren nicht besser behütet, denn die Zeiten waren ja dahin, da erwachsene Töchter zeitlebens unselbständig blieben und keinen Schritt allein vor die Tür tun durften. Aber dennoch grübelte Marie, ob nicht an ihr oder sonst irgendetwas ein wenig Mitschuld läge, ob nicht am Ende der Vater selbst, der seine Töchter immer zu Vernunftheiraten drängen wollte, den ungestümen und eigenwilligen Sinn Cillys in eine Richtung gekehrt hatte, die jeder Vernunftheirat schnurstracks entgegenlief. Doch was half es, jetzt zu rechten und sich zu fragen, was man hätte tun und lassen sollen?! Jetzt galt es nur schnell und richtig zu handeln, und wenn Marie auch im Inneren ihrem Vater manchmal widersprochen und gegrollt hatte, so wußte sie jetzt doch, daß sie seiner Hand ruhig alles anvertrauen konnte ...

Im alten Schegger stürmte und tobte es. Nicht nur Schmerz, nicht nur Schande, sondern auch ohnmächtiges Widerstreben gegen den Zwang, den ihm die Tochter aufgeladen hatte. Ihr Leichtsinn zwang ihn, wozu ihn sonst kein Mensch je gebracht hatte — er mußte bitten, bitten bei denen, die er sonst verächtlich »welsches Gesindel« genannt hatte, daß sie guten Willen zeigen und seinem Namen die Ehre wiedergeben möchten. Ein Povinelli, der einem Schegger die Ehre wiedergibt — das war so widersinnig, daß er es noch immer nicht begreifen konnte und immer noch einen Ausweg suchte, durch den er dieser letzten Erniedrigung entgehen konnte. Aber er fand keinen. Sie würden kommen, würden gnädig »ja« sagen, sich in seinem Hause einnisten, die Verwandtschaft herauskehren, und er, er mußte still sein und froh obendrein, daß ihm die Tochter nicht für zeitlebens verächtlich blieb. Er ballte die Fäuste und preßte den Kopf in den Nacken, als könne er die Schmach nicht ertragen, daß das fremde, verachtete Blut nun zu ihm gehören sollte. Aber was half's? Geschehen war geschehen, und die Cilly mußte heiraten,

gleichviel ob ihren Vater der Ekel vor dem künftigen Schwiegersohn würgte.

Er nahm einen Briefbogen zur Hand, rückte das Tintenfaß zurecht, tauchte die Feder ein und begann zu schreiben. Langsam schrieb er, denn seine Hand war hart und des Schreibens nicht sehr gewohnt, auch überlegte er jedes Wort sorgfältig, und so dauerte es geraume Zeit, bis der Brief fertig war, obgleich er nur wenige Zeilen enthielt. Nachdem er mit seiner altmodischen Schrift seinen Namen daruntergesetzt hatte, reichte er ihn Marie hin. Es stand darin, daß er Herrn Camillo Povinelli erwartete, um mit ihm die bewußte Angelegenheit in Ordnung zu bringen. Der Herr Camillo Povinelli könne sich die Zeit seines Besuches selbst heraussuchen, aber ihm, dem Schegger, wäre es angenehm, wenn er so bald wie möglich, vielleicht schon am nächsten Vormittag käme. Marie las und war ein wenig befangen, als sie den Brief zurückgab. Er fragte: »Meinst, daß es so recht ist?«

»Ich glaube schon ... aber ...«

»Was aber?«

»Der Brief ist so ... so herrisch, gerade so, als ob du ihm befehlen wolltest ...«

Sie hatte recht. Ohne daß der Schegger es gewollt hatte, klang der Brief wie ein Befehl, den ein Vorgesetzter einem Untergebenen erteilt und gegen den es keinen Widerspruch gibt.

»So, ist er herrisch? Das macht nichts. Ist schon schlimm genug, daß ich an das Bürscherl schreiben muß, aber schön bitten werd' ich ihn nicht auch noch ...«

Marie sagte schüchtern: »Wenn er nur auf den Brief hin kommt ...«

»Er kommt, verlaß dich drauf, daß er kommt!«

Der alte Schegger behielt recht. Am nächsten Morgen schon erschien Camillo Povinelli, vielleicht weil er's wirklich von Kindesbeinen an gewohnt war, den reichen Schegger als Respektsperson zu betrachten; doch wahrscheinlicher noch kam er, weil er diesen Brief seit einiger Zeit erwartet und weil er genau in das Spiel paßte, zu dem Camillo geschickt die Karten gemischt hatte. Geschniegelt und gebügelt kam er, sorgfältig und kokett angezogen, mit einer Blume im Knopfloch, gerade so wie er im Sommer immer kam, wenn er wußte, daß die ewige

Anbetung um die Wege war und hinter irgendetwasem Boskett oder einem Blumenbeet Cilly stand. Sein Gesichtsausdruck war ein wenig feierlich und ein wenig befangen, so, als ob er wohl wüßte, daß ihn der Schegger mit Recht zürne, aber auch, als ob er fest entschlossen sei, aus eignem Entschluß alles wieder ins rechte Gleis zu bringen. Langsam und bedächtig ging er, wie ein Mann, der einem wichtigen Entschluß zuschreitet, und damit man schon von weitem sehen konnte, daß er auf Freierrufen ging, war sein Vater mit ihm gekommen, würdevoll im schwarzen Rock und trotz der Kriegszeit einen neuen Hut auf dem dichtgelockten, grauen Haar. Der alte Povinelli, der daheim nur in Hemdsärmeln und Strohpantoffeln umherging, empfand die bunte Pracht als etwas Ungewohntes, aber sein scharfes, gelbes Gaunergesicht war gespannt vor Erwartung, und seine Augen funkelten, während er lebhaft auf den Sohn einredete. Camillo gab nur kurz Antwort. Seine einzige Sorge war, daß der Vater ihm durch ein undorhergesehenes Ungeschied alles verderben könne, wennschon er ihn als Hilfe und Stütze mitgenommen hatte. Wenn alles so ging, wie es nach Camillos Ansicht gehen mußte, dann war das Glück der Povinellis gemacht, und die Hochzeit, die zwar die süße, äußere Freiheit kostete, konnte schon morgen stattfinden.

Marie sah durchs Fenster die beiden kommen und wandte sich erfreut zu Cilly um, die noch unangekleidet zu Bett lag und ins Leere sah. Sie glaubte nicht mehr, daß Camillo kommen würde, da er doch seit langem jede Begegnung mit ihr vermied und keine ihrer Botschaften mehr beantwortet hatte. Darum konnte sie's auch jetzt nicht gleich fassen, als Marie ihr zurief: »Er ist da! Denk' nur, Cilly, er kommt sogar mit seinem Vater! Glaubst du's jetzt endlich, daß doch noch alles gut wird?!«

Cilly schloß einen Augenblick die Augen, und ein Lächeln flog über ihr blasses, abgemagertes Gesicht. Noch einmal glaubte sie an Glück und Zukunft.

Marie trat zu ihr: »Nun mußt du aber aufstehen und dich ordentlich zurechtmachen. Komm, ich frisiere dich hübsch, und dann suchen wir ein Kleid aus, das dir gut steht und dir ein bißchen Farbe gibt!«

Da fühlte Cilly nicht mehr, daß sie müde

und zer schlagen war, sprang auf und begann, sich in Eile anzukleiden. Ihre Hände zitterten zwar, und zeitweise legte sich's wie Schwindel vor ihre Augen, daß sie den Kopf sinken lassen und nach einer Stütze greifen mußte, aber sie gab sich nicht nach, bis mit Mariens Hilfe ihre Haare schön aufgesteckt waren, wie es sonst der Friseur machte. Dann wählten sie eine Weile unter Cillys Kleidern, bis Marie fand, was ihr am besten erschien, und als sie fertig waren, sagte Marie: »Jetzt nur keine überflüssigen Aufregungen, Cilly! Wir bleiben hier ruhig sitzen und warten, bis der Vater dich ruft.«

Cilly entgegnete nichts. Die Kehle war ihr wie zugeschnürt vor fiebernder Erwartung, und sie war froh, daß sie mit der Schwester noch ruhig und ohne zu sprechen eine Weile sitzen konnte, denn sie fühlte sich plötzlich so schwach auf den Füßen, daß sie meinte, sie müßte umsinken, wenn sie nur zwei Schritt vor die Tür gehen sollte. So saßen die Schwestern still am Fenster von Cillys Zimmer und warteten, während die Povinellis ins Haus traten und an die Tür des alten Schegger klopfen.

Wie der den Vater Povinelli erblickte, gab's ihm einen Riß, und am liebsten hätt' er die Tür, die er in der Hand hielt, wieder zugeschlagen, denn der Alte mit dem gelben Gaunergesicht war ihm in der Seele zuwider, und alles bäumte sich dagegen auf, daß er ihn willkommen heißen sollte. Aber er war ja nicht mehr sein eigener Herr, sondern mußte tun, wozu ihn der Leichtsinn seiner Tochter zwang. Mußte dem welschen Gesindel höflich guten Tag sagen und noch froh sein, daß sie so schnell gekommen waren ...

Er bot ihnen Platz an. Camillo legte seinen Hut und den seines Vaters beiseite, und nun saßen die drei Männer um den großen runden Tisch und sahen sich gegenseitig lauernd und ein wenig betreten an. Eine lange, schwüle Pause entstand. Der Schegger blickte erwartungsvoll von einem zum andern; Camillo öffnete den Mund, als wolle er sprechen; sein Vater fragte schnell: »Come?«, obwohl der Junge kein Wort geäußert hatte. Schließlich brach der Schegger das Schweigen und sagte geradeheraus mit hartem Ton: »Über das, was geschehen ist, brauchen wir wohl weiter nicht zu reden! Das wissen wir alle; es wird vom Neben

nicht mehr anders. Ich frag' jetzt nur eins: Wann kann die Hochzeit sein?»

Die Povinellis wechselten einen schnellen Blick. Beteuerten beflissen, daß man Hochzeit halten könne, wann immer der alte Schegger es wünschte. Sie waren überhaupt die Beflissenheit selbst, und wenn sie bis jetzt auch die Gelegenheit nicht wahrgenommen hatten, dem Schegger ihren guten Willen und ihre Ergebenheit zu beteuern, so lag doch in ihrer ganzen Haltung, in der Art, wie sie dasaßen, sich bewegten und zu ihm sprachen, eine gewisse Unterwürfigkeit, als wären sie die Bittsteller und er der Mann, der alles zu verschenten hatte. Der alte Schegger begriff selbst nicht, warum sein Widerwillen gegen die beiden immer stärker wuchs, seitdem sie ins Zimmer getreten waren. Sagten sie denn nicht alles, was man von ihnen erwarten konnte? Waren sie nicht bereit, schleunigst alles gutzumachen, was zwei junge Leute im Leichtsinne verschuldet hatten?! Er überwand sich und streckte jedem von ihnen die Hand hin. »Ich dank' euch, ich sehe, daß ihr rechtschaffene Leute seid.«

Sie legten ihre Hände in die seine, schienen aber doch von seinen Worten ein wenig verletzt. Hatte denn der Signore Schegger etwa an ihrer Rechtschaffenheit gezweifelt? Hatte er vielleicht gemeint, er hätte es mit Lumpenpad zu tun, das über Familien Unglück bringt und sich dann gewissenlos aus dem Staube macht? O no, solche Leute waren die Povinellis nicht! Arm waren sie, sehr arm, der Krieg würde sie bald ganz zugrunde gerichtet haben, aber immerfort blieben sie galantuomini!

»Si, si, galantuomini!« bekräftigte der alte Povinelli mit dröhnender Stimme die Rede seines Sohnes. Er sprach ein merkwürdiges Mischmach von Deutsch und Italienisch und hielt, wenn die andern redeten, die Hand an die Ohrmuschel und den Kopf bückt zu den Sprechenden hin, denn er war schon etwas schwerhörig und schien es heute noch mehr als sonst.

Dem Schegger, der alle Bauernschliche diesseit und jenseit der Grenze genau kannte, kam diese plötzlich verschlimmerte Parthörigkeit verächtlich vor, aber die Erregung dieser Stunde war so groß, daß er sich nicht lange bei Kleinigkeiten aufhielt. Zudem war das ganze Gebaren der Povinellis wirklich

rechtschaffen, und so schob er alles von sich weg, was gegen sie sprechen wollte, und wandte sich in wärmerem Ton zum alten Povinelli: »Segen wir also den Hochzeitstag fest, und dann lassen wir die zwei jungen Leute allein und machen alles Weitere zusammen aus! Der Tag ist schnell bestimmt, je näher, desto besser! Ich lasse einstweilen die Cilly holen!«

Er wollte aufstehen und die Tochter rufen, aber die beiden andern machten seltsame Gesichter. Der Vater Povinelli schien nicht recht verstanden zu haben, legte wieder die Hand ans Ohr und ließ sich vom Sohn wiederholen, was der Schegger meinte. Wieder wechselten Vater und Sohn einen Blick, dann lachte der alte Povinelli ein Lachen, das laut und gutmütig klingen sollte, in dem aber ein unaufrichtiger Ton mitschwang, und er meinte mit lebhafter Handbewegung: »Ja gewiß, den Hochzeitstag kann man, wie gesagt, schon für morgen ansetzen, aber ... aber ...«

»Aber?!«

»Aber erst muß man doch über alle andern Dinge ins reine kommen. Eine Heirat ist schließlich doch immer eine Heirat! Man will doch wissen, wo und wie und wieviel, nicht wahr? Es muß doch erst alles festgelegt und unterschrieben sein, denn sonst kommen schließlich die Enttäuschungen hinterher!«

Der alte Schegger sah die beiden eine Sekunde lang verächtlich an. Das fehlte gerade noch, daß die Povinellis ihm mißtrauten und meinten, er gedächte sie über den Löffel zu barbieren! Povinellis, die sich gegen einen Schegger sichern mußten — der Gedanke war zum Lachen, und der Schegger lachte auch wirklich ingrimmig auf. Er setzte sich wieder zwischen die beiden. Es war ihm zwar niemals eingefallen, bei seinen Schwiegertöchtern zuerst nach der Mitgift zu fragen und erst nachher klarzulegen, was der Sohn der Braut bot, aber hier war nun einmal alles anders, und was für einen Schegger galt, galt noch lange nicht für einen Povinelli. Seine Söhne hatten ja auch ihre Frauen in ein wohlbestalltes Haus geführt, während hier — — Er dachte an das alte, verlotterte Haus, in dem die Povinellis wohnten, dessen Farbe kein Mensch mehr zu erkennen vermochte, und von dessen Mauern der Bewurf abbröckelte, ohne daß

der Versuch gemacht worden wäre, die Schäden auszubessern. Er blickte auf das gelbe Gauner Gesicht des alten Povinelli, zu dem Cilly künftighin »Vater« sagen sollte; und wenn er sich sein Kind in diesem Hause, in töchterlicher Gemeinschaft mit diesem Manne dachte, dann war's ihm, als spiele er jetzt eben sich und andern eine Komödie vor, als könnte alles, was sie da besprachen, nimmermehr Wirklichkeit werden.

Die Povinellis ahnten nicht, was in ihm vorging. Sie blickten gespannt auf ihn und seine Vorschläge. Camillos Gesicht war jetzt ganz blaß; er lächelte nervös, wie ein Spieler, der sich ein hohes, gefährliches Spiel ausgedacht hat und nun den ersten Einsatz wagt ...

Der Schegger sagte: »Ich gebe der Cilly fünfzigtausend Gulden Heiratsgut, davon bleiben dreißigtausend auf ihrem Namen auf dem Haus stehen, die andern zwanzigtausend mag der Camillo ins Geschäft nehmen.«

Sie entgegneten nichts. Der Alte ließ sich von seinem Sohn die Summe nochmals ins Ohr schreien und genau erklären, wie der alte Schegger die Mitgift geteilt und verwendet wissen wollte. So gewannen sie Zeit zu reiflicher Überlegung. Fünftigtausend Gulden — eine schöne Sache! In andern Zeiten wären die Povinellis davon geblendet gewesen und hätten sich ausgerechnet, daß in ihrem Nest kaum je ein Mensch volle hunderttausend Lire auf einen Schlag bekommen hatte. Aber Camillos Spiel war auf einen höheren, auf einen viel höheren Gewinn berechnet, und darum entgegnete er jetzt mit einer leisen Enttäuschung in der Stimme, daß das Anerbieten des Schegger an sich ganz lieblich sei, aber schließlich sei die Rente von diesem Kapital doch sehr gering, hauptsächlich in Kriegszeiten. Der Holzhandel läge ganz daneben, und auch die zwanzigtausend Gulden könnten ihm nicht auf die Beine helfen. Und Cilly sei doch so verwöhnt, wolle doch alles haben wie eine kleine Prinzessin ...

Der alte Povinelli, die Hand an der Ohrmuschel, nickte beifällig: »Si, si, la Signorina ... sehr verwöhnt! Eine ganz große Dame! Misericordia!« Wo sollte man für solch ein Püppchen zum Beispiel eine passende Wohnung finden! In das alte Haus konnte sie doch nicht ziehen ... Die Stall-

burschen des Schegger wohnten und lebten ja besser als die armen Povinellis, die jetzt durch den Krieg noch ganz bankrott wurden. Das Holzgeschäft hätte schon in normalen Zeiten nur schwer zwei Familien ernährt, nun gar erst jetzt, und eine junge Frau wie Cilly! Nein, mit der Rente von fünfzigtausend Gulden war da nichts anzufangen.

Der alte Schegger sah unruhig von einem zum andern. Er spürte, daß sie ihn heimlich umstellten, ihm etwas abpressen wollten, woran er nicht dachte. Was hätte er darum gegeben, wenn er hätte aufstehen und sagen dürfen: Wenn's euch nicht paßt, dann reden wir nicht weiter!, aber er durfte ja nicht. Die Cilly durfte doch nicht verschimpft sitzenbleiben!

Er bezwang sich also und schlug vor: »Das mit der Wohnung stimmt. Und etliches andre auch noch! Aber ich hab' fünf Kinder, muß jeden Tag gewärtig sein, daß mir ein Sohn fällt und ich dann auch für die Witwe und die Enkel sorgen muß, da kann ich nicht an eine einzige Tochter so viel weggeben, wie es sonst wohl möglich wäre. Aber vielleicht ging's so: die jungen Leute ziehen einstweilen, bis der Krieg vorbei ist, zu mir. In der Villa ist Platz genug, und wenn's ihnen da nicht paßt, können sie sich im Neubau einrichten. So viel Platz, wie zwei Leute brauchen oder auch drei, findet sich immer noch. Da hat die Cilly alles, wie sie's gewöhnt ist, und der Camillo kann das Geschäft von hier aus besorgen, zumal da es ja, wie er selber sagt, just sehr schlecht geht. Späterhin kann man dann sehen, wie man alles einrichtet!«

Die beiden wechselten einen verstohlenen Blick. Es war wirklich köstlich, mit welcher Einfalt der Schegger ihren geheimen Wünschen entgegenkam! Er galt doch sonst als kluger Kopf und guter Geschäftsmann und merkte doch nicht, wie sie beide ihn unversehens gängelten und wo sie hinauswollten! Camillo, dem der rasche Erfolg das Gesicht leicht rötete, schien den Vorschlag seines künftigen Schwiegervaters zu überlegen, ohne sich mit dem eignen Vater zu verständigen. Nach einer kleinen Weile entgegnete er, daß er in der Hauptsache nichts gegen seine vorläufige Übersiedlung einzuwenden hätte, aber —

»Aber ich kann mich doch nicht heiraten lassen, wie sonst die Mädchen heiraten! Es

ist doch nicht Sitte, daß der Mann ins Haus der Frau zieht, sondern umgekehrt. (Der Schegger hätte gern erwidert: Wenn er ein Haus hat, in das er eine Frau führen kann!, aber er wollte keine ärgerliche Stimmung hervorrufen, und darum unterbrach er Camillo nicht.) Ich begreife ja, daß ich für Cilly, die so verwöhnt ist, das Opfer bringen muß, aber nur als Mann meiner Frau hierherkommen — nein, das tue ich nicht! Wenn ich hier lebe, dann will ich hier auch ein Unrecht haben —

»Ein Unrecht?«

Camillo holte tief Atem. Jetzt war der Augenblick zum ersten Vorstoß gekommen. Schon in den nächsten Minuten mußte sich's zeigen, ob er sein Spiel gewann. Waghalsig war es, aber durfte der Schegger ihm überhaupt etwas verweigern? Hielt nicht er, Camillo Povinelli, alle Trümpfe in der Hand und konnte den Vater zwingen, wie es ihm gefiel, nur weil die Ehre der Tochter in Frage kam?! Oh, er fühlte sich stark, stark durch die Notlage des andern, aber vorläufig wollte er sich noch nicht brutal zeigen, sondern behielt die beflissene Miene bei, mit der er eingetreten war. Seine Stimme klang wie die eines ehrerbietigen Sohnes, als er sagte: »Ja, ein Unrecht. Wir sind zwar arm, aber unsre Armut ist immer ehrenhaft und arbeitsam gewesen. Ich könnte nicht hier im Hause leben und mich von jedem Diensthofen darum ansehen lassen, daß ich als Müßiggänger gehalten und gefüttert werde.«

Er kam sich selbst etwas komisch vor, da er sich plötzlich als eifrigen Arbeitsmenschen hinstellte, aber er wußte, daß man bei den Scheggern immer Eindruck machte, wenn man vom Arbeiten sprach. Als der Schegger, der von diesen Worten etwas überrascht war, meinte, Camillo bliebe ja doch als Teilhaber im Geschäft seines Vaters, machte Camillo eine abwehrende Handbewegung: »Erstens taugt das Geschäft meines Vaters wirklich schlecht, um zwei Familien zu ernähren, und wenn ich nicht mehr an Ort und Stelle bin, kann ich ja doch nicht mehr so viel leisten wie jetzt. Nein, wenn ich hier leben soll, dann will ich auch hier meine Arbeit und meinen Verdienst finden, für mich und meine Frau und meine bambini!«

Er sprach sehr würdig, und dem Schegger

gefiel es ganz gut, daß er sich nicht zum Mann seiner Frau ergeben wollte. Er fragte, wie Camillo sich denn Arbeit und Verdienst hier vorstellte.

Camillos Herz schlug stark, aber er sagte ganz unbefangen, als wäre es selbstverständlich: »Ich gedenke mich jetzt dem Hotelwesen zu widmen. Augenblicklich ist es natürlich als Geschäft ebenso miserabel wie der Holzhandel, aber der Krieg dauert ja nicht ewig. Ich habe Freude daran, bin auch durch Cilly schon in alles mögliche eingeweiht und werde mich sicher sehr schnell einarbeiten. Ich habe mir gedacht, daß ich nach ein paar Monaten Volontärzeit als Teilhaber in den Betrieb des Palasthotels eintreten könnte ...«

Der Schegger glaubte nicht recht gehört zu haben. Er stammelte: »Teilhaber? Ja ... ja ... wie denken Sie sich das?«

Camillo zuckte ungeduldig die Achseln. »Sehr einfach, wie man sich Teilhaberschaft eben denkt! Wir arbeiten gemeinsam und teilen den Gewinn zu gleichen Hälften.«

Das Gesicht des Schegger war allmählich dunkelrot geworden; es würgte ihn in der Kehle, und es zuckte ihm in den Säulsteinen. Camillo sah mit lächelnder Spannung auf ihn und auf die furchtbare Anstrengung, die es ihm kostete, ruhig zu bleiben und weiter mit den Povinellis zu verhandeln.

»Das ist aber nicht so einfach, wie Sie sich's denken. Diese Häuser sollen nach meinem Tode meinen Töchtern gehören. Da kann ich nicht schon jetzt, bei meinen Lebzeiten, den Mann der einen als Teilhaber einsetzen und die andre, die von früh bis spät im Betrieb arbeitet, um den Gewinn bringen, der ihr gehört. Da müßt' ich ja ein himmelschreiendes Unrecht an der Marie verüben —«

Camillo entgegnete mit nachlässiger Bosheit: »Ich dachte, es handelte sich jetzt vor allem um Cilly!«

Der Schegger rief verzweifelt: »Natürlich handelt's sich zunächst um sie! Aber deswegen kann ich die Marie doch nicht Jahr um Jahr so arg benachteiligen! Sie ist doch mein Kind so gut wie die andre!«

Camillo schrie jetzt wieder seinem Vater etwas ins Ohr. Inzwischen besann sich der Schegger, wie er zu gleicher Zeit Camillo befriedigen und Marie nicht allzusehr

benachteiligen könnte. Er schlug Camillo vor, als Angestellter bei ihm einzutreten, als Angestellter mit hohem Gehalt. Aber Camillo lehnte kühl ab. Nein, er war galantuomo, gewohnt, sein eigener Herr zu sein und sich nicht Entlohnung in die Hand drücken zu lassen, wie ein Oberteller oder ein Portier.

Der alte Schegger kämpfte in sich einen übermenschlichen Kampf. Es war nicht nur, wie er sagte, wegen der Marie, es war fast mehr noch (was er nicht sagen konnte), daß alles in ihm sich gegen die Vorstellung aufbäumte, ein Fremder, ein Welscher könne hier sitzen und ein Anrecht auf den Boden haben, den des Scheggers Väter mit Blut erobert und mit Schweiß geadert hatten. Der Povinelli Mitbesitzer vom Palasthotel — er hätte gern gelacht über den verrückten Gedanken, wenn er ihm nicht als drohende Wirklichkeit so nahegerückt wäre. Aber durfte er deswegen nein sagen? Durfte deswegen die Cilly zeitlebens mit einem lebigen Kind basigen? Seine Stimme klang heiser vor Erregung, als er sagte: »Wir wollen's bedenken und bereben! So ganz ohne weiteres geht's nicht, aber es wird sich schon ein Weg finden lassen. Wir müssen eben schauen, in welcher Weise wir die Marie entschädigen, solange sie unverheiratet ist. Wenn sie einmal heiratet, ist's etwas andres, dann ziehe ich mich zurück, und ihr zwei Männer könnt das Geschäft führen!«

Der alte Povinelli, dessen Schwerhörigkeit sich zuletzt merklich gebessert hatte, schüttelte den Kopf, als spräche er von einem Unglück: »Si, si, la sorella ...«

Camillo aber sagte jetzt die letzte Runde an, mit der er das große Spiel gewinnen wollte: »Gewiß, man kann Marie entschädigen ... aber wenn sie heiratet, das ist natürlich eine andre Sache! Mit einem fremden Schwager zusammen arbeiten — grazie no! Da hätte ich mich vielleicht jahrelang geplagt, und dann käme ein andrer und legte sich in das Bett, das ich gemacht habe!«

Ehe der alte Schegger sich noch von seinem sprachlosen Staunen erholt hatte, sprach Camillo schon klipp und klar seine letzte Forderung aus. Solange der alte Schegger lebte, wollte Camillo sein Teilhaber sein, nach dem Tode des Schegger mußte Cilly Alleinerbin der beiden Häuser mit dem

dazugehörigen Grund und Boden werden. Marie sollte weder jetzt noch später irgend ein Anrecht an die Häuser und deren Ertrag haben, aber es stand dem Schegger ja frei, sie auf irgendeine Weise zu bedenken oder im Testament zu entschädigen! Er war, weiß Gott, reich genug und konnte ja das Erbe der drei andern schmälern, um Marie nicht ganz leer ausgehen zu lassen. Aber das Palasthotel, an das Camillo seine ganze Kraft zu setzen gedachte, mußte dem jungen Povinelli für alle Zeiten bleiben, ihm allein! ...

Er hatte ruhig, mit einer kalten Unerschämtheit gesprochen und erwartete die Antwort. Er dachte sich wohl, daß der Schegger nicht gleich ja und amen sagen, daß es vielmehr ein heftiges Ringen mit Worten geben würde; aber was half dem Alten schließlich aller Widerstand, da Camillo doch immerfort den letzten Trumpf — die Heirat — in Händen hielt?!

Dem Schegger war schon die ganze Zeit über dies Markten und Feilschen in der Seele zuwider gewesen, jetzt aber, da Camillo wie ein Erpresser vor ihm stand, ging die blante Wut mit ihm durch. Braunrot im Gesicht hob er die geballten Fäuste, daß Camillo sich unwillkürlich duckte und alles im Zimmer bröhlte, als er sie auf den Tisch niederfallen ließ.

»Nichts bekommst du, nicht einen Stein von diesem Haus, hörst du?! (Er duckte jetzt Camillo unversehens und verächtlich, wie man gemeines Pöbel auf der Straße duckt.) Das Haus da gehört mir und nach meinem Tod der Marie und der Cilly, und heut noch laß' ich ins Testament setzen, daß jede von ihnen enterbt ist, die ihr Teil auf einen Fremden überschreiben läßt. Da bin ich der Herr, und da kommt mir keiner von euch herein, und noch übers Grab hinaus wehr' ich mich dagegen, daß ihr euch da einnistet könnt! ...«

Der alte Povinelli glogte erschrocken, wollte anfangen zu schreien und mit den Händen heftig zu gestikulieren, aber Camillo hielt ihn zurück. Er sah wohl, daß seine Beutegier ihn zu rasch und zu weit vorangetrieben hatte, und er wollte jetzt zurückdämmen, dem Schegger zureden, daß er ihn mißverstanden hätte, daß man die Sache doch noch in Ruhe besprechen könne.

Der Schegger aber, der schon zu viel in

sich aufgespeichert hatte, war nicht mehr zu halten oder zu sämftigen. Den Worten Camillos zum Troß sah er in den dunklen Augen der Povinellis die Raffgier leuchten, und er wußte genau, um was es ging. Als spürte er schon, wie sie ihm das Haus und den Boden, auf dem er stand, wegreißen wollten, schrie er ihnen immer wieder mit zornzitternder Stimme entgegen: »Nicht einen Stein, nicht einen einzigen Stein kriegt ihr! Nicht einen Schuhbreit von meinem Boden kriegt ihr, denn ihr gehört nicht hierher!«

Camillo entgegnete spöttisch und von oben herab: »Ihre Tochter war andrer Ansicht, sonst stünden wir wohl überhaupt nicht hier, und ich glaube, Signore Schegger, es wäre ganz gut, wenn Sie nicht immerfort an das Haus, sondern auch ein wenig an Ihre Tochter dächten. Denn schließlich kommt es Ihnen doch darauf an, daß ich sie heirate. Nicht wahr?«

Da hob der Schegger abermals die Faust und donnerte ihn an: »Nein, es kommt mir gar nicht drauf an! Ehe ich sie dir gebe, behalt' ich sie lieber samt dem Kind im Haus! So einer wie du, der kann uns die Ehre nicht wiedergeben!«

Camillo wurde blaß. Wenn jetzt nicht ein günstiger Zufall ihm zu Hilfe kam, war alles verpielt! Hastig ließ er die Blide im Zimmer umhergehen, zur Türe hin, horchte angespannt hinaus, ob nicht draußen der Schritt einer Frau ertönte, ob nicht Cilly einträte. Wenn sie kam, wenn er sie in die Arme nehmen und ihr sagen könnte, daß er gekommen war, um sie von ihrem Vater zu erbitten, dann konnte alles, aber auch alles noch gut werden, denn ein verliebtes Mädchen, so dachte er, ist immer aufs neue zu betören, und schließlich muß dann auch der Vater nachgeben. . . Aber Cilly kam nicht, und der alte Schegger wies jetzt mit einer Bewegung, die nicht zu mißdeuten war, nach der Türe: »Hast hier nichts mehr zu suchen, Bürscherl! Du kriegst sie dein Lebtag nicht! Hast selber keine Ehre und kannst sie drum keinem andern Menschen wiedergeben!«

Noch eine Sekunde zögerten die Povinellis, dann nahmen sie ihre Hüte und gingen. Als sie schon die Schwelle überschritten hatten, wandte sich Camillo noch einmal um, denn er konnte es nicht fassen, daß

nun alles zu Ende sein sollte, daß das große Spiel endgültig verloren war. Er wollte irgend etwas stammeln . . . irgendeinen letzten Versuch zur Rückkehr machen. Wie er aber dem Schegger ins Gesicht sah, erschraf er vor dem Haß, der in dem Auge des Alten funkelte. Zum erstenmal in seinem leichtfertigen Leben fühlte Camillo Povinelli, was es heißt, einem Todfeind gegenüberzustehen, las er im Haß dieses Auges, daß eben jetzt ein unwiderrufliches Urteil gefällt worden war, das irgendwie und irgendwo einmal an ihm vollzogen werden würde. Es überließ ihn das jähe, seltsame Frösteln, von dem der Volksmund sagt, daß man es nur spürt, wenn man unversehens über das eigne Grab geht. Er sprach kein Wort mehr und drängte seinen Vater, der ebenfalls noch unschlüssig stand, hinaus ins Freie, in die Sonne.

Als sie fort waren, riß sich der alte Schegger Rock und Weste auf, denn ihm war heiß zum Ersticken. Er reckte die Arme, schöpfte tief Atem und begann im Zimmer hin und her zu gehen. Der Fußboden frachte unter seinen wuchtigen Schritten, und der zornige Mann freute sich des Lärms, den er verursachte, redete abgerissene, drohende Worte, als spräche er immer noch zu den Povinellis, lachte dazwischen ingrimmig, schlug wohl auch einmal mit der Faust an die Wand, als träfe er einen mitten ins Gesicht. Es fiel ihm gar nicht ein, daß seine Töchter voll Angst und Ungebulb auf das Ergebnis dieser Unterredung warteten, er dachte nur an das widerliche Geißchen Camillos, und wie er zuletzt die Hände frech nach dem Gut ausgestreckt hatte, auf das er kein Recht hatte und das ihm nimmer gehören sollte. Dann richtete er sich stolz auf, wie ein Mensch, der eine schwere Last von sich abgeworfen hat, und trank noch in der Erinnerung die Worte, die er dem andern ins Gesicht geworfen hatte: »So einer wie du kann unsereinem die Ehre nicht wiedergeben!«

Ja, so war's. Gott sei Dank, daß er das noch zur rechten Zeit erkannt hatte! Nichts Schlimmeres hätte er sich und der Cilly antun können als diese Heirat. Was immer auch kam, war besser, als einen Camillo Povinelli in der Familie zu haben. Weiter überlegte er jetzt nicht, ging nur, immer noch rauchend vor Zorn, im Zimmer auf und ab

und freute sich, daß er den andern die Tür gemiesen hatte.

Marie steckte den Kopf zur Tür herein und trat erstaunt ein, als sie den Vater allein sah. »Vater, was ist's ...?«

Er sah sie an und schien sie im ersten Augenblick nicht zu kennen. Dann besann er sich: »Nichts ist's! Den Schuften geb' ich sie nicht!«

Marie schrie erschrocken auf. »Um Gottes willen, was hat's denn gegeben?«

»Was es gegeben hat?!« Er lachte zornig auf. »Es hat gegeben, daß er ein noch viel frecherer Schuft ist, als ich ihn immer gehalten hab'. Hättest ihn nur hören sollen, dann möchtest wohl nicht sagen, um Gottes willen, sondern Gott sei Dank!«

»Aber ... aber er muß doch ...«

»Nichts muß er, gar nichts! Hättest ihn nur hören sollen, wie er geredet hat und wie er um die Cilly gehandelt hat. Gehandelt, verstehst, wie man auf dem Markt handelt. Oder wie er handelt, wenn er ein Geschäft machen will. Immer ein bisschen den Preis 'raufbrücken, und noch ein bisschen und wieder ein bisschen, bis —«

Wieder übermannte ihn die Wut. Während er sprach, schlug er mehrmals mit der flachen Hand auf den Tisch, als wollte er jedes Wort unterstreichen.

»Dein Erbteil hat er verlangt, Mariele! Und aus dem Haus hättest du gehen sollen, und das Haus hätt' auf ihn geschrieben werden müssen, damit er da ganz allein Herr ist und sich breitmachen kann. Verstehst?«

Marie sah ihn fassungslos an. »Das ist ja nicht möglich. Das kann er doch nicht im Ernst gesagt haben ...«

»Meinst vielleicht, wir hätten Spaß miteinander getrieben?! Nein, Mädel, das war blutiger Ernst. Gehandelt und gehandelt hat er, daß es mir zum Ekel gewesen ist. Aber immerfort hab' ich den Mund gehalten und mir gesagt: Schweig' still, es geht um die Cilly! Wie er aber dann Schritt für Schritt auf das Haus zugeschlichen ist, da war's aus. Die Scheggens haben sich nicht Jahr um Jahr geplagt, solange ich denken kann, und solange mein Vater gedacht hat und dem sein Vater, damit das welsche Gefindel uns wegstibigt, was wir erarbeitet haben!«

»Und die Cilly? Hast schon überlegt, Vater, was jetzt mit der Cilly wird?«

Er seufzte tief auf, bedeckte einen Augenblick lang die Augen mit der Hand. »Da hilft alles nichts. Es muß getragen werden!«

Ohne ein Wort der Entgegnung, ohne Tränen hörte Cilly an, was Marie zu ihr sprach. Ihr Kopf sank immer tiefer auf die Brust herab, ihr Oberkörper immer mehr auf die Knie, daß sie anzusehen war, als müsse sie zusammenbrechen unter der Schande, die Camillo noch aus der Ferne auf sie lud. Auch ihr Vater kam, sprach zum erstenmal wieder gütig mit ihr, und weil sie es wollte, erzählte er ihr Wort für Wort, wie sich alles abgespielt hatte. Er merkte nicht, daß sie immer verstörter wurde, hörte nur, daß sie leise stöhnte, und er meinte, sie teile seinen großen Zorn. Da bekräftigte er, was er schon vorhin gesagt hatte: »Gehandelt hat er um dich, gehandelt wie ein richtiger Händler. Gehandelt, wie's Sünde ist, um einen Christenmenschen zu handeln!«

Sie winkte ihm mit der Hand, daß sie nichts weiter hören wolle. Als er gegangen war und auf ihre Bitten auch Marie sie allein ließ, brach sie völlig in sich zusammen. Was blieb ihr jetzt noch übrig? Ein veratanes Leben, Schande hinter sich, Schande um sich, Schande vor sich. Und er, dem sie das alles dankte, er hatte zuletzt noch um sie gehandelt und geschachert und gemeint, auch aus ihrem Jammer noch ein Geschäft herauszuschlagen zu können. Der Ekel schüttelte sie, daß sich ihr Gesicht verzog. Und war doch an ihn gebunden, wenn sie ihn auch nie wiedersehen sollte, mußte ein Kind zur Welt bringen, dem er Vater war und das ihm vielleicht gleichen würde! War das möglich?! War das auszudenken?!

Der Vater und Marie überlegten und besprachen, was nun geschehen solle, fragten Cilly, ob dies und jenes ihr recht sei, oder ob sie es anders wünsche. Cilly sagte zu allem ja. Sagte es gelassen, seelenlos, weil sie gar nicht die Empfindung hatte, daß es sich bei diesen Erörterungen um sie und ihre nächste Zukunft handle, sondern es kam ihr immer vor, als ob der Vater und Marie von einer dritten, gleichgültigen Person sprachen, die Cilly weiter nichts anging. Wenn Marie ihr gütig zuredete oder sie mit zärtlicher Fürsorge umgeben wollte, machte sie sich leise los und schlich hinüber

nach dem Dorado, das nun ganz angefüllt war mit den Erinnerungen an ungelebte Seligkeiten und dem Leid der Gegenwart. Da saß sie und dachte immer wieder mit quälender Regelmäßigkeit alles durch, von dem Tag an, da Camillo die Schleife ihres Kleides geknüpft hatte bis zu der Stunde, in der er als Expresseur zu ihrem Vater gekommen war und um sie gehandelt hatte wie um eine Ware. Wenn sie bei dieser Stunde hielt, war's ihr, als müsse sie sich den Kopf an der Wand zerschellen, nur um nicht mehr auszudenken, daß sie auch über Entfernung und Verachtung hinweg noch an diesen Mann gebunden war. Dann sprang sie wohl wie gejagt von schrecklichen Vorstellungen auf und lief hinaus in die Loggia, die nun nicht mehr von sommerlichen Blumen umblüht, sondern mit einem Gehänge von Schnee und Eiszapfen beladen war, das grimmig funkelte, wenn die Sonne draufschien. Oft und immer öfter stand Cilly da draußen, sah hinüber zu dem Dolomiten, der über seinen roten Leib die weiße Winterschabrade gebreitet hatte, blickte hinunter in die Tiefe, die ihr schwindelfreies Auge nicht erschrecken konnte.

Eines Tags geschah es dann —

Wie es gekommen war, ob ein plötzlicher Schwächeanfall oder der eigne Wille sie hinuntergerissen, hat nie jemand erfahren. Bewußtlos und blutüberströmt wurde sie gleich einer Sterbenden ins Haus getragen. —

Frühwinter war's gewesen, als Cilly das Leben hatte abwerfen wollen, weil sie meinte, ihre jungen Schultern könnten es nicht länger ertragen. Aber ihre Jugendkraft war stärker als ihr Wille zum Tod und triumphierte über die Verheerungen, die sie durch den furchterlichen Sturz erlitten hatte. Wohl flüsterten die Leute rundum, daß es mit der Cilly Schegger zu Ende gehe, denn sie hatte schwere äußere und innere Verletzungen davongetragen, und eine Operation auf Tod und Leben wurde notwendig. Als jedoch der Tag wieder um eines Hahnentrittes Länge wuchs, wußte der Schegger, daß ihm das Allerschwerste erspart blieb, daß er nicht hinter dem Sarg seines Lieblingskindes herzugehen brauchte.

Bläß und schmal lag nun Cilly in den Rissen oder saß auch schon ein wenig im

Lehnstuhl und saß mit dem rührend ernststen Blick der Genesenden in die weiße Landschaft hinaus. Das leise Lächeln aber, das von dem tiefen Glück der Genesung spricht, wollte niemals auf ihrem Gesicht erscheinen, und nie tat ihr Mund eine Frage oder äußerte einen der kleinen Wünsche, die des Kranken steigende Daseinslust verraten und seine Umgebung so glücklich machen. Ein einziges Mal nur, an ihrem ersten fieberfreien Tag, zog sie Mariens Kopf dicht zu sich herab und flüsterte ihr leise wie ein Atemzug eine angstvolle Frage ins Ohr. Als Marie sie beruhigte, ihr sagte, daß nichts, gar nichts mehr sie an die Vergangenheit band, atmete sie auf, als wäre sie eine Erlöste, und ihre Züge, die bis dahin einen gespannten und gequälten Ausdruck gehabt hatten, wurden jetzt ruhig und tiefernt. So blieb sie auch während der folgenden Wochen, in denen ihre Genesung so rasch fortschritt, daß die Ärzte sich nicht genug wundern konnten. Keine dauernde Schädigung, keine Entstellung blieb zurück, mit Ausnahme von ein paar Narben an Hand, Schläfe und Kinn..

So war Cilly scheinbar auf dem besten Wege, ihre frühere Frische und Schönheit zurückzuerlangen, aber in ihrem Gemüt war eine große Wandlung vorgegangen. Sie blieb still und nachdenklich und ging fremden Menschen aus dem Wege, obwohl sie das gar nicht nötig gehabt hätte. Denn wenn sie rundum auch von dem munkelsten, was sich bei den Scheggern abgespielt hatte, so wagte doch keiner, die Tochter des Palasthotels, des Schegger auch nur mit einem zudringlich fragenden Blick, geschweige denn mit einem Wort zu peinigen oder zu tranken. Es war auch gar nicht die Neugier oder die Nachrede, die Cilly fürchtete; wenn sie sich von den Menschen fernhielt, geschah es, weil sie noch ganz im Bann des Erlebnisses stand, das sie bis an das Tor des Todes geführt hatte. Sie schauerte aber nicht, wenn sie bedachte, wie hart sie an ihm vorbeigegangen war, und niemals empfand sie den Gram der Verlassenen, die immer noch lieben, wo sie hassen oder verachten sollten; aber immer wieder erlebte sie die Szene, die sie gar nicht mitangesehen hatte, die Szene, in der Camillo um sie gehandelt, wie um eine Ware, und zum Schluß frech die Hand nach dem alten Erbgut ihrer Fa-

milie ausgestreckt hatte. Ihr Gesicht wurde heiß vor Scham, wenn sie bedachte, daß sie sich an solchen Mann geworfen und ihn dem Vater als Schwiegerjohn hatte zuführen wollen, ja, daß sie noch am letzten Tage mit glücklichem Gesicht an ihn geglaubt hatte, während er doch nur als ein Erpresser ins Haus gekommen war. —

Sie hatte früher nie erfaßt, was das Haus ihres Vaters war, was es für ihn und rundum bedeutete. Es war für sie nur ein Elternhaus gewesen, wie es ihrer hunderttausende gibt, und nebenbei ein großer geräuschvoller Betrieb, von dem sie sich bald fortwünschte, den sie bald als Mittel betrachtete, um Camillo eine heitere und angenehme Zukunft zu bereiten. Seit ihre Seele aber aus dem Vorhof der Ewigkeit zurückgekehrt war, sah sie alle Dinge anders als vorher und erkannte beschämt, daß alles, was sie selber gewählt und gewollt, sich als Trug erwiesen, daß in dem großen Sturm ihres Lebens nichts standgehalten hatte, als ihr Vater und ihres Vaters Haus. So stark war dieser Mann, war dieses Haus, daß sie sich über die Gesetze der Alltäglichkeit erheben und dem Verführer die Tochter weigern durften, wenn er gleich ihre Ehre in seinen Händen hielt. Dieser Mann, dieses Haus hatten es nicht gebuldet, daß Cilly eine einzige Stunde des Leichtsinns mit einem ganzen Leben voll Erniedrigung und Reue bezahlen sollte, standen so machtvoll um sie und neben ihr, daß jeder ihr begegnen mußte, als wäre nichts geschehen ...

Da wuchs neben der Beschämung über sich selbst ein heiliger Stolz in ihr, daß sie die Tochter ihres Vaters war, und sie erkannte, daß er nicht allein und aus sich allein dieses Haus hatte aufrichten können, daß die vererbte Stärke toter Geschlechter ihm geholfen hatte, daß diesem Haus aus uralten, tief im Boden vergrabenen Wurzeln die Kraft seines Wesens ausfloß, und daß jeder Schegger sein bestes Teil aufgab, wenn er diesem Hause entsagte. Viele Tage vergingen, ehe Cilly Wirklichkeit, Erkenntnisse und Irrtümer so voneinander scheiden konnte, daß sie sich zu einem klaren Bilde formten, aber niemals sprach sie mit dem Vater oder mit Marie über das, was in ihr vorging, wie auch diese beiden ihrerseits nie mehr auf das zurückkamen, was hinter ihnen allen lag ...

Nun mehrten sich die Schreden und Erschütterungen im Haus der Schegger. Kaum war Cilly recht genesen, da lag der älteste Sohn schwer verwundet, und wieder mußte der Vater fürchten, daß es ihm bestimmt sei, hinter dem Sarg eines Kindes herzugehen. Kurz darauf erfuhren sie, daß Carlos Bruder, der Hauptmann, im Osten gefallen war, und wenn er auch nicht aus ihrem Blut gewesen und sie ihn nur flüchtig gekannt hatten, so waren sie doch tief ergriffen, als sie hörten, wie er in all diesen Monaten gelebt hatte, und wie er gestorben war.

Schon seit Monaten hatte er die goldene Tapferkeitsmedaille und das Eiserne Kreuz erster Klasse getragen, und zu jedem verwegenen Unternehmen, für jeden verlorenen Posten meldete er sich, als könne es gar nicht anders sein. Dann führte er in einem heißen Gefecht an der Rawka seine Batterie mit dem Ruf »Vorwärts!« zum Sturmangriff vor. Rief immerfort laut, fröhlich, zuletzt fast wie einen schmetternden Jubelruf »Vorwärts ... vorwärts!« Eine Kugel traf ihn ins Herz, schnitt ihm das Wort mitten entzwei, so daß er es erst mit seinem allerletzten Seufzer vollendete und mit dem Wort »Vorwärts!« auf den Lippen hinüberging. Sie trugen ihn aus dem Gewühl heraus, und als sie ihn in Sicherheit auf den Rasen niederlegten, meinten sie zuerst, er müsse noch leben, weil auf seinem Gesicht das Lächeln geblieben war, das sie noch eben zum Angriff angefeuert hatte. Wie sie aber auf seine Stirne sahen, senkten sie die Augen und falteten die Hände, denn über der tiefen Furche, die seine Stirne seit langem in zwei Teile schnitt, schwebte schon die große, feierliche Verklärung.

Als der Schegger vom Tod des Hauptmanns erfuhr, bekam er einen roten Kopf, sagte nichts, dachte eine Weile nach und setzte sich dann zum Schreiben nieder. Schon lange hatte es in ihm wie ein kleiner Bohrwurm gekitst, daß er ein Unrecht gutzumachen hätte, denn seit Camillo Povinelli in seiner ganzen Ehrlosigkeit vor ihm gestanden war, dachte der alte Schegger anders über seinen jüngsten Sohn, und wenn er auch einstens gegen die Heirat mit Carla gewettert hatte, so war er jetzt doch froh, daß Franz andre Begriffe von Verpflichtung und Treue gezeigt hatte als das welsche Gesindel. Darum



Max Uth:

Potsdam (1913)

Zu dem Aufsatz „Max Uth“ von Dr. Vita von Vieres

saß er jetzt an seinem Schreibtisch und schrieb an Carla einen herzlichen Brief. Er gestand offen ein, daß er jetzt über manche Dinge anders dachte als früher, und fragte zum Schluß, ob sie nicht lieber das Ende des Krieges in seinem Hause als in dem ihrer Mutter abwarten wollte. Carla antwortete umgehend. Schon um ihres Mannes willen war sie froh, daß eine Ausöhnung zustande kam, und so klang ihr Brief nicht weniger herzlich als der des Schwiegervaters. Späterhin wollte sie ihn auch besuchen, im Augenblick aber konnte sie die Mutter nicht verlassen, die unter dem neuen Schicksalsschlag vollkommen zusammengebrochen war. Über den Tod des Bruders schrieb sie nur wenige Worte, aber man spürte, wie schmerzlich sie ihn beweinte. Sie wußte aber, daß diese letzten Monate für ihn wie ein einziges rasendes Glück gewesen waren, und sie betrauerte ihn mit derselben Größe, mit der er zum Tode gestürzt war. —

Da Cilly hörte, wie der Hauptmann sich ein letztes Glück erzwungen hatte und wie er gefallen war, dachte sie: Wie gut hat es doch ein Mann! Wenn irgend etwas in seiner Existenz zerbrochen worden ist, dann geht er hin, setzt sich und sein ganzes Leben ein und gewinnt es unversehrt wieder zurück oder stirbt einen glorreichen Tod für eine große Sache. Wo aber dürfte eine Frau solchen Einsatz wagen?! Nie wird ihr die Gelegenheit, sich ganz hinzugeben und sich ganz zurückzugewinnen ...

So dachte und grübelte Cilly viel in sich hinein, blieb ernst und schweigsam, und ihr Vater tat es ihr gleich, wennschon er hätte froh sein müssen, daß seine beiden vom Tod bedrohten Kinder ihm erhalten geblieben waren. Er dachte freilich ganz andre Dinge als die Tochter, aber wie sie, konnte auch er jetzt stundenlang dastehen und sich in seine Gedanken verspinnen. Dann wieder stand er auf, lief draußen wegauf, wegab, sah sein Haus, sah jeden Baum und jedes Feld an, als hätt' er es noch nie gesehen und sollt' es nimmer sehen, und während er sonst die Rannegießerei nicht leiden konnte und besonders allem Kriegsgeschwätz aus dem Wege ging, redete er jetzt den und jenen an, horchte gierig, was sie sagten, las fieberhaft Zeitungen, ob nicht vielleicht in ihnen stand, daß es doch nicht wahr werden sollte ... Die Angst war in ihm, die furcht-

bare, dumpfe Angst, die in diesen Tagen über der ganzen Gegend lag, die Angst, daß man sie losreißen und als Friedenspfand dem Nachbarn im Süden hinwerfen könnte.

Abtretung! — als der Schegger es zum erstenmal hörte, lachte er und nannte es kurzweg Altweibergeschwätz. Als er's das zweitemal hörte, wurde er erbozt und verbat sich solch dumme Reden, aber als er es zum drittenmal und immer wieder hörte, da packte es ihn und ließ ihn nicht mehr los.

Abgetreten sollten sie werden. Weitergegeben, ungefähr wie beim Pfänderspiel das Pfand weitergegeben wird, wie ein wertloses Ding, das heute dem und morgen einem andern gehört. Freilich, es ließ sich leicht machen; man brauchte bloß den schwarzgelben Grenzpfahl ein wenig zurückzuschieben, und die Sache war erledigt. Der Grenzpfahl stand, wo man ihn hinstellte, aber die Menschen, die waren doch keine Grenzpfähle, die hatten doch Leib und Leben und Blut und eine Stimme, um zu schreien, wenn man ihnen das Herz herausriß. Dem Schegger war's, als müsse er schon jetzt laut und verzweiflungsvoll schreien. Welsch sollte er werden, er, der sein ganzes Leben lang die Welschen verachtet und gehaßt hatte, wie seine Vorfahren sie seit Jahrhunderten gehaßt und verachtet hatten! Welsch sollte er werden, abgetrennt von dem Land, in dem er und die Seinen seit Jahrhunderten gegessen und gearbeitet hatten, sollte es mit ansehen, daß alles, was der Dr. Christomanos gewollt hatte, vergeblich gewesen war, sollte hingehen und ein Landsmann, ein Bruder werden vom alten Podinelli und von seinem lumpigen Sohn ... Nie, nie! schrie es in ihm auf. Lieber zünd' ich das Haus an allen vier Ecken an und alles, was mir gehört, dazu, bis zu der neuen Grenze hin. Aber das waren Gedanken, die einer in der Hitze wohl denkt, die aber ein verständiger Mann nicht ausführen kann. Wenn es ernst wurde mit der Abtretung, wenn sie in Wien beschlossene Sache war, dann half kein Aufbäumen und kein Trost. Wohl glühte rundum ein unterirdischer Zorn, und alle, Männer wie Weiber, schwuren, daß sie sich mit Säbren und Peugabeln wehren wollten, ehe sie sich an den Welschen weggeben ließen; aber wenn der Schegger solche Reden hörte, schüttelte er nur den Kopf und

seufzte beklommen. Die Zeiten des Andrä Hofer waren lange vorbei, und wenn ihnen das Los bestimmte, daß sie fortgetrieben werden sollten von den deutschen Brüdern, dann konnten sie wohl jammern und heimlich die Häufte ballen, aber widersetzen konnten sie sich nicht.

Immer lauter sprachen sie über die Frage der Abtretung, immer schwerer und auch immer zorniger schlug dem Schegger das Herz in der Brust. Vordäterhaß wurde lebendig in ihm, schrie ihm zu, daß alles auf der Welt eher zu ertragen sei als welsche Herrschaft; und Vordäterliebe rief sehnsuchtsvoll über den Haß hin, daß die Scheggers nimmer leben konnten ohne deutschen Boden und deutsche Luft. Wenn es ernst wurde mit der Abtretung, war der Schegger ein geschlagener Mann. Unmöglich schien es ihm, daß er und seiner Väter Haus auf welschem Grunde stehen sollte. Wenn er sich aber losriß von dem Haus, aus dem sie alle hervorgegangen waren, wenn er es einem Fremden verkaufte, weil er selber nicht fremd werden wollte, dann war das Elend nicht kleiner. Dann war er ausgetrieben aus seiner Väter Haus, und das Werk vieler Generationen, das er zur Höhe geführt hatte, war vernichtet und endete in einer Summe Geldes.

Der Schegger hatte jetzt viele Nächte, in denen er schlaflos dalag und ins Dunkel hineinstarrte oder auch den Kopf ächzend in die Kissen steckte, als stünde das Schreckliche an seinem Bett und forderte Gehorsam. Dann kam er morgens müde, mit überwachten Augen zum Frühstück, und seine Töchter erschrafen, weil er grau und gealtert aussah. Er sprach nicht gern zu ihnen von dem, was in ihm vorging, ließ sich jedes Wort ablocken und abringen, aber wie ein verzweifeltstes Bekenntnis kam immer wieder: »Nein, welsch werd' ich nicht! Das kann kein Mensch von mir verlangen!«

Marie versuchte dann, ihn zu trösten, ihm vorzustellen, daß ja noch nichts entschieden sei, Cilly aber bekräftigte, was er gesagt hatte: »Nein, Vater, welsch werden wir nicht! Alles andre lieber als das ...!«

Wenn er gegangen war, sagte wohl Marie mit leisem Vorwurf zu Cilly: »Du sollst dem Vater nicht auch noch immer helfen, man muß doch im Gegenteil trachten, ihn milder zu stimmen, ihn vorzubereiten.«

Da gewann Cilly für einen Augenblick die alte Lebhaftigkeit wieder und rief entrüstet: »Schäme dich, Marie, an so etwas nur zu denken! Immerfort werd' ich dem Vater recht geben, wenn er sagt, daß wir nicht welsch werden wollen!«

»Glaubst du, daß es mir leichter wird als dir und ihm?! Aber wenn wir doch müssen —«

»Wir müssen nicht. Wenn wir alle, alle miteinander ganz fest nicht wollen, dann müssen wir auch nicht!«

»Cilly, du bist ein Kind und weißt nicht, wie es zugeht, wo nur Männer zu beschließen haben! Die fragen nicht danach, ob wir wollen oder nicht.«

Aber Cilly beharrte: »Nein, wenn alle, alle, alle nicht wollen, dann kann niemand sie zwingen, dann müssen sie nicht!«

Wenn Marie sah, wie das Herz ihres Vaters zerrissen war, wenn sie hörte, daß Cillys unerschütterlicher Glaube den Gedanken einer Abtretung überhaupt nicht fassen konnte, wenn sie auf all die sorgenvollen Gesichter im ganzen Tale blickte und die zitternden Fragen vernahm, auf die sie die Antwort aus Wien erwarteten, dann mußte sie zuweilen an Kaiser denken, der nichts, aber auch gar nichts von dem in sich gespürt hatte, was jetzt dieses ganze Land bewegte, der vielleicht auch jetzt noch ein spöttisches Wort für den Geist des Hoferliebes auf den Lippen hätte. Früher hatte sie ihn ob dieser seltsamen Verhärtung seines Gemüts beklagt, hatte sich's schön gedacht, ihn mit Güte und Liebe zur Weichheit zurückzuschmeicheln; jetzt aber stieg ein bitteres Gefühl in ihr auf, wenn sie an ihn dachte, denn offenbar nahm er heute genau so wenig Anteil an seinem Vaterland wie ehedem. Er schrieb ihr in großen Abständen flüchtige Karten, aus denen sie sah, daß er sehr fleißig und bei guter Laune war, aber von den Weltereignissen schien er wenig Notiz zu nehmen. Er hatte seinen Gestellungsbefehl erhalten, hatte sich pflichtgemäß gemeldet, war gleich tausend andern nicht zur Abfahrt gekommen und schien sich darüber kein graues Haar wachsen zu lassen. Marie war froh, daß er jetzt nicht da war, daß sie jetzt nicht seine ironischen, absprechenden Bemerkungen zu hören brauchte, die ihr sonst so gut gefallen hatten. Marie Schegger hatte sicher kein rechtes Talent zur Selbin

und bewunderte jede Frau, die mit ruh'ger Fassung ihren Mann ins Feld ziehen sah, aber einen, der da eine abgestorbene Stelle trägt, wo den andern Feuer aus dem Herzen springt -- nein, so einen hätte sie doch nicht gemocht! Es war gut, daß das Weltmeer zwischen ihnen lag und der Krieg. Sie würde ihn wohl lange nicht, vielleicht überhaupt nicht mehr sehen, und so konnte sie leichter einem Zukunftsraum entsagen, der, das sah sie jetzt ein, für sie doch nie ein rechtes Glück geworden wäre. Schon stieg etwas wie Verachtung gegen ihn in ihr auf. Weiß Gott, er machte sich's bequem! Während daheim alles kämpfte und blutete, saß er drüben in Sicherheit, malte Bilder und machte vermutlich schlechte Wiße. Freilich sagte ihr die Vernunft, daß er auch beim besten Willen nicht hätte herüberkommen können, aber sie hörte jetzt nicht auf die Vernunft, sondern nur auf ihr Herz, das zwar ängstlich, jedoch nicht feige war. Dies Herz verstand nicht, daß Kaiser auch jetzt noch ganz anders sein sollte, als die andern Männer waren, und es empörte sich bei der Vorstellung, daß er, heimgekehrt, mit einem spöttischen Lächeln ungefähr sagen könnte: Also jetzt sind wir halt welsch! Das ist immerhin eine Abwechslung!

Marie Schegger hätte im Augenblick nicht sagen können, was sie eigentlich von Kaiser erwartete, aber jedenfalls war sie unzufrieden mit ihm. So unzufrieden, daß sie beschloß, nicht mehr an ihn zu denken und überhaupt zu tun, als wäre er nicht gewesen.

Im Land gingen merkwürdige Dinge vor. Die Bevölkerung sollte nichts davon wissen, und man durfte auch nicht laut davon sprechen, aber sie merkten es doch. Wenn immer wieder ein Wald rasiert, ein Paß wegen Sprengungen gesperrt wurde, wenn sich hier plötzlich ein Verhau erhob, dort sonderbare Gräben ausgehauelt wurden. Und wenn sie über die Grenze nach Süden hinunterblickten, dann sahen sie, daß es sich dort heimlich wie eine türkische Wolke zusammenballte, in der es von Waffen klirrte und blühte. Da begann der schwere Druck zu weichen, der so lange auf allen gelastet hatte, denn sie begriffen, daß jetzt ein Tag nahte, der ganz andres bedeutete als eine Gebietsabtretung.

Marie, die seit Cillys Genesung wieder

im Lazarett pflegte, hörte nicht viel von dem, was eben um sie her geschah, denn die Verwundeten erzählten nur von den Schlachten, in denen sie mitgekochten, vom Heldentum oder vom Jammer der Bevölkerung in Feindesland. Allmählich aber fiel ihr auf, daß keine neuen Verwundeten mehr eingeliefert wurden, daß die schon vorhandenen, so schnell es nur anging, als geheilt entlassen oder in andre, mehr nach Norden gelegene Lazarette übergeführt wurden, so daß offenbar die weiße Fahne mit dem roten Kreuz nicht lange mehr vom Palasthotel wehen konnte. Sie fragte ihren Vater: »Geht's wirklich los mit Italien?«

Er zuckte die Achseln: »Mußt Geduld haben, dann wirst du es schon sehen.«

In seinen Worten klang es wie starker Zweifel, aber in seinem Gesicht blühte es wie Zuversicht und frohe Erwartung. —

In diesen Tagen erhielt Marie einen Brief aus Amerika, der so merkwürdig war, daß sie ihn zuerst nicht gleich verstand und ihn zweimal überlesen mußte.

In diesem Briefe kündigte ihr Kaiser an, daß er in den allernächsten Tagen Amerika verlassen und sich mit falschen Pässen nach Europa einschiffen wollte. Seitdem er aus Briefen und aus den Zeitungen aller Zungen gemerkt hatte, daß es wohl bald gegen die Welschen gehen werde, hatte er drüben keine Ruhe mehr. Keiner der andern Feinde hatte es bisher vermocht, ihn über seine Pflicht hinaus zu einem Abenteuer zu verführen; aber nun, da die Welschen in Frage kamen, nun wachte in ihm, zu seinem eignen Staunen, der richtige Tiroler auf, der den Haß gegen die im Süden als unveräußerliches Erbgut empfängt und weitergibt. Wenn seine Auftraggeber oder andre amerikanische Bekannte ihm von der gefährlichen Fahrt abrieten, ihm vorstellten, daß er sicher in englische Gefangenschaft verschleppt würde, meinte er kurz, daß sie von diesen Sachen nichts verstünden und ihn mit ihrer Vorsicht um etwas betrügen wollten, was sein gutes Recht war und was kein Tiroler sich nehmen läßt. So hieß es denn in diesem Briefe: »Sie werden jetzt jedenfalls staunen — Staunen war ja immer Ihre starke Seite! —, daß ich mich auf einmal als echten Tiroler aufspiele, aber erinnern Sie sich wohl, daß ich Ihnen einmal sagte, Amerika sei die große chemische

Reinigungsanstalt für die Europäer? Mich hat sie sozusagen auf den Glanz hergerichtet, und wenn ich auch mein Lebtag auf unser gesegnetes Landl geschimpft habe und vermutlich auch späterhin wieder schimpfen werde, so läme ich mir doch wie ein Hallsobri vor, wenn ich jetzt hier sitzenbleiben würde. Ich muß unter allen Umständen hinüber, komme was will, und wenn's auch ein englischer Kreuzer wäre! Wissen Sie auch, was ich jetzt zuweilen lebhaft bedaure? Daß ich nicht sechs Buben habe, damit sie allesamt mit mir gegen die Kastelbinder ins Geld ziehen könnten. Aber das kommt davon, wenn man meint, aussterben sei das Gescheiteste! Jetzt muß ich's eben allein riskieren und die Sache mit dem Aussterben zu den andern Irrtümern buchen, über die mir hier ein Licht aufgegangen ist. Ich schreibe Ihnen diesen Brief, weil es doch möglich sein kann, daß Sie sehr, sehr lange nichts von mir hören, und weil ich für Sie nicht ganz verschollen sein möchte. Nach dieser Erklärung darf ich erwarten, daß Sie sich unbändig auf ein Wiedersehen mit mir freuen, über dessen Zeitpunkt ich allerdings gar nichts weiß. Sehr bald' oder sehr spät' würde vermutlich die Pythia oder irgendeine Kaffeesatzwahrslagerin prophezeien. Ich weiß es nicht. Ich weiß jetzt überhaupt nur, daß ich hinüber muß und daß ich alles hoffe und nichts fürchte und trotz meiner scheinbaren Umwandlung für Sie doch immer bleibe

Ihr alter Kaiser.»

Als Marie diesen Brief zum zweitenmal gelesen hatte, küßte sie ihn, als wäre er ein lebendiger Mensch, und war stolz auf den, der ihn geschrieben hatte. Zuerst wollte sie den Brief ganz für sich behalten und zu niemand davon sprechen, aber es ließ ihr doch keine Ruhe, und so las sie ihn ihrem Vater vor.

Der alte Schegger hatte für den spottfüchtigen und heimatfremden Maler nie besondere Sympathie gehegt, aber der Brief da gefiel ihm, und er meinte: »Schau, Schau, das häßt' ich dem Kaiser gar nicht zugetraut! Er hat also doch das Herz auf dem rechten Fled!«

Marie fragte angstvoll: »Meinst du, daß er heil herüberkommt?«

Der Alte nahm den Brief, setzte seine Brille auf und suchte das Datum. Er

schüttelte verneinend den Kopf. »Nein, das glaub' ich nicht. Der Brief ist ja schon vor fünf Wochen abgeschickt worden. Wenn der Kaiser nicht abgefangen worden wäre, müßte er längst da sein.«

Er war sonst kein kundiger Erforscher von Herzensgeheimnissen, und er hatte nie daran gedacht, daß eine seiner Töchter einen Maler heiraten könnte, aber er merkte jetzt doch, daß Marie nur mühsam Tränen hinunterschluckte und daß das Blatt, das er ihr zurückgegeben hatte, in ihren Händen zitterte. Und weil der Schegger dachte, daß es in diesen Tagen nur darauf ankam, ob einer wirklich das Herz auf dem rechten Fled hatte, sagte er gütig, als spräche er zu einem Kinde: »Mußt halt Geduld haben, bis der Krieg zu Ende ist. Ewig kann er ja nicht dauern —«

»Ich hab' schon Geduld!« Durch die Tränen hindurch leuchteten ihre Augen auf. Es ist ja so süß, geduldig zu warten, wenn hinter der Geduld und der Erwartung die Hoffnung mit verheißungsvollem Lächeln steht ...

Nun schlief der Schegger wieder ruhig, und wenn er die Zeitung gelesen hatte, machte er dasselbe pfliffige Gesicht, das sie jetzt alle rundum machten, wenn sie immer noch von Verhandlungen zwischen Wien und Rom lasen. Und als sie am Pfingstsonntag in Hausen am Bahnhof vor dem Extrablatt standen, das die Kriegserklärung Italiens brachte, da sagten sie: »Endlich!« und »Gott sei Dank!«, und am liebsten hätten sie illuminiert und mit Böllern geschossen vor Freude, daß nun die große Gefahr endgültig von ihnen abgewehrt war. Auch der Schegger stand da, las es wieder und immer wieder, sprach mit Umstehenden, die er kaum kannte und sonst nur grüßte, und freute sich schon, seinen Töchtern und der Carla, die vor vierzehn Tagen zu Besuch gekommen war, die große Neuigkeit mitzuteilen. Aber er war noch lange nicht zu Hause, da kam ihm schon Cilly entgegen-gelaufen, fragte mit blühenden Augen und erregter Stimme: »Vater, ist's wahr, haben sie den Krieg erklärt?«

»Wahr ist's! Lang genug haben wir geschwiegen, aber jetzt geht's an die Abrechnung!«

Sie gingen ein paar Minuten im tiefen Schweigen. Brauchten sich nichts zu sagen,



Max Uth:

Marktplatz in Dinkelsbühl (1912)

Zu dem Aufsatz »Max Uth« von Dr. Vita von Vieres

denn jeder wußte, was im andern vorging. Schmerzhafte berührten ihre Gedanken wie im Fluge vergangenes Erlebnis, erhoben sich dann über den Alltag hinaus zu dem Schicksal, das nun vor ihnen allen lag und an dem jeder sein Teil haben wollte.

Zwei Tage lang ging der Schegger in tiefem Sinnen umher, wie einer, der eine wichtige Sache zu denken und in sich selber austragen muß. Am dritten Tage fuhr er fort, ohne den drei Frauen etwas über Zweck und Ziel seiner Reise zu verraten, sagte nur kurz: »Mit dem Mittagessen braucht ihr nicht auf mich zu warten. Es kann sein, daß ich erst später heimkomme.«

Marie und Carla meinten, daß er sich wohl mit Kriegsorgen plage; Cilly aber verstand ihn besser, ahnte ungefähr, was in ihm arbeitete und was er plante, wenn sie es auch nicht mit Worten sagte.

Sie saßen gerade beim Nachmittagstee, als sich die Tür auf tat und der Vater eintrat. Sein Gesicht war fröhlich, wie seit langem nicht mehr, und auch ein wenig geheimnisvoll, als wisse er etwas, was den andern noch verborgen war und was sie, wenn sie es erfuhren, in höchstes Staunen versetzen mußte. Er ließ sich zwischen ihnen am Tisch nieder, zündete sich eine Zigarre an und betrachtete die drei Töchter mit pfiffigem Augenzwinkern. »Wißt ihr, wo ich heute war?«

»Nein, du hast uns ja kein Wort gesagt.«

»Möchtet ihr wissen, wo ich war?«

»Selbstverständlich!«

»Auf dem Bezirkskommando war ich! Gemeldet hab' ich mich! Genommen haben sie mich!«

Die drei Frauen schrien auf, Marie im Schreck, Carla in ungläubigem Staunen, Cilly in jauchzender Bewunderung. Marie schlug entsetzt die Hände zusammen: »Vater, du bist doch siebenundsechzig Jahre alt!«

»Es haben sich ihrer mit siebzig und achtzig gemeldet!«

Carla warf ein: »Es stehen doch schon all deine Söhne im Feld!«

»Dum ist's höchste Zeit, daß ich auch hinauskomme!«

Und Marie wieder: »Was wird dann aus uns?«

»Ich bring' euch fort, irgendwohin, wo ihr sicher seid. Könnt euch überlegen, wo ihr hinwollt.«

»Und das Haus bleibt dann ganz allein? Kein Mensch ist da, der es hütet, wenn der Feind kommt!«

Da hob Cilly, die bis jetzt geschwiegen hatte, den Kopf und sagte bestimmt: »Das Haus bleibt nicht allein, denn ich bleibe hier. Ich lasse mich nicht fortbringen, als ob ich eine Gelbschatulle wäre.« Ja, war es denn nicht ihre Pflicht, war es nicht wunderschön, daß sie, die Frauen, das Haus hüteten, während alle Männer draußen standen, um es zu verteidigen? Warum sollte es unmöglich sein? Wären sie denn die ersten und einzigen, die solches vollbracht? Mußten nicht in dieser Zeit unzählige Frauen den Platz wahren, von dem die Männer weggeholt worden waren? Hatten nicht im vergangenen Jahr die Frauen die Felder bestellt und die kommende Ernte vorbereiten müssen? Hatten nicht Verwundete im Lazarett von galizischen und ostpreussischen Gutsfrauen erzählt, denen der Mann im Feld stand, und die doch nicht vor den Russen geflohen waren, weil sie ihren Besitz nicht vogelfrei zurücklassen wollten?

»Ich sage dir, Marie, wenn du jetzt die Flucht ergreifst, verdienst du nicht, daß irgend jemand vor dir noch Respekt hat. Ich begreife überhaupt nicht, daß man über eine so einfache Sache so viel reden muß! Das ist doch alles so klar und selbstverständlich, daß jedes Kind es begreift. Der Vater geht in den Krieg, und wir bleiben auf Vorposten hier, so lange überhaupt irgend jemand bleiben kann.«

»Und wenn sie uns das Haus über dem Kopf zusammenschießen?«

»Dann gehen wir mit ihm zugrunde; einen besseren Tod könnt' ich mir gar nicht wünschen!«

Marie wollte entgegnen: »Cilly, das sagst du so, weil du nicht weißt —«

Aber sie brach mitten im Satz ab, weil ein großer, ernsthafter Blick aus Cillys Augen sie traf. Vor diesem Blick erkannte sie, was sie bis dahin nur geahnt hatte: daß damals, an jenem Wintertag auf der Loggia, kein unglücklicher Zufall, sondern freier Wille gewaltet hatte, und daß darum Cilly wohl zu Recht über Leben und Tod sprechen durfte. Hilfesuchend blickte Marie zum Vater hin, aber der hörte gar nicht recht auf die Töchter hin, weil er ganz in

seine Gedanken versunken war. Vielleicht bedachte er, wie er sein Haus bestellen müsse, ehe er hinauszog. Vielleicht war er ganz erfüllt von dem seltsamen Glück, daß er, schon an der Schwelle der Siebzig, noch loschlagen durfte auf den Feind seiner Väter und Vorväter. Vielleicht aber dachte er auch an Begegnungen, an absonderliche Begegnungen, die man draußen im Felde haben und bei denen man Abrechnungen halten kann, wie gute Schützen eben abzurechnen pflegen —

Da der hilfesuchende Blick nichts half, sagte Marie mit eindringlicher Bitte: »Vater, sag' doch ein Wort! Mach' der Cilly doch klar, daß das nicht geht. Schließlich sind wir alle doch mehr wert als das Haus. Nicht wahr, Vater?«

Der Alte sagte aber kein Wort. In früheren Zeiten hätte er solchen Plan sicher als verrückt gescholten und gemeint, zum Tapfersein seien nur die Mannsleute da, aber in diesen Tagen sah alles anders aus als sonst, und darum entgegnete er der älteren Tochter: »Laß sie! Sie ist alt genug und weiß, was sie tut. Sie hat schon recht, wenn sie von den Weibern in Ostpreußen und Galizien spricht. Es wird heutzutage noch Schwereres geleistet, als was sie da will. Es tut eben jeder, was er kann; warum soll sie es nicht auch tun?«

Cilly trat zu ihrem Vater, umschlang seinen Hals mit beiden Armen und legte ihre Wange an die seinige. Es war die Zärtlichkeitsgebärde, mit der sie ihn in früheren Tagen schmeichelnd umfassen hatte, heute aber war es mehr als eine bloße Liebeslösung, war der Dank, daß er sie verstand und ihren Willen ehrte, mit dem sie ihr Geschick an dieses Haus band.

Marie schwieg. Sie spürte jetzt, daß in der Schwester die große Bereitschaft war, vor der man sich beugen muß. Doch unschlüssig sah sie von Cilly zum Vater und dann zu Carla und wußte nicht recht, ob sie sich freuen oder seufzen sollte, als diese sagte: »Ich glaube, die Cilly hat wirklich nicht unrecht. Wenn wir das Haus allein lassen, wird es uns vielleicht völlig verwüßt. Wenn wir dableiben, hat es doch immerhin einen Schutz, wenn auch nur einen schwachen. Auf mich kann die Cilly jedenfalls zählen.«

Da dachte Marie an einen, der Freiheit und alles hinter sich gelassen hatte, um für seine Heimat zu kämpfen, und bei diesem Gedanken wuchs ihr jaghafter Mut zur Entschlossenheit. Sie sagte, als könne es nicht anders sein: »Was ihr beide tut, tue ich auch! Bleiben wir also in Gottes Namen da; es wird schon alles recht werden!«

Der Schegger sah die drei Frauen der Reihe nach an und dachte bei sich: Gute Rasse! Jede von ihnen hatte doch schon ihr Kreuz geschleppt oder schleppte es noch, und doch dachte jetzt keine von ihnen an sich, sondern nur an das, was ihnen als ihre große Pflicht erschien. Gleichviel, ob sie erst hatten Furcht überwinden müssen, oder ob sie von Anbeginn an mit jauchzendem Herzen erkannten — sie wußten jetzt, was sie tun mußten, standen aufrecht und tapfer da, als echte Töchter dieses Hauses, dieses Landes. Und wenn die eine auch den Ferrari zum Vater gehabt und die andre sich an den Povinelli verloren hatte, es war doch eine gute Rasse, die in der Schicksalsstunde die Sünden des Alltags ausglich.

Es war jetzt ganz still im Zimmer. Von draußen her klang der schwermütige, ergene Ton der Abendglocke, und die Maiennacht, die lange gezögert hatte, sank über das Tal. So still war es ringsum, daß jeder sein eignes Herz klopfen hörte. War es wirklich nur das eigne Herz? War es nicht noch ein andrer, größer, geheimnisvoller Herzschatz, so als pochte tief drunten unter der Erde ein gigantisches Herz? Ein Herz, durch dessen Kammern die Blutströme zweier Rassen rauschten, so daß es bald leidenschaftlicher, bald zögernder schlägt, zuweilen wie von fremden Reimen vergiftet zusammenzuckt, und dennoch im steten wechselnden Wellenschlag seines gemischten Blutes immer wieder zu neuer Kraft und Schönheit erstarbt. In dieser Maiennacht schlug es gewaltig und freudig wie nie zuvor, denn all seine Kinder, die irrenden wie die unbeirrbareren, hatten sich als Schutz- und Wache um es geschart, daß kein Feind es mit Hieb oder Stich verletzen sollte. In wunderbarer Kraft und Fülle schlug es durch die Maiennacht hin, das große, ewig wechselvolle, ewig getreue Herz im Süden.



Dorfstraße in Machnow (Ol, 1910 oder 1911)

Max Uth

Von Dr. Vita von Vieres

Mit zu den reizvollsten Berliner Frühommer-Erlebnissen vergangener Jahre gehören für mich die Fahrten hinaus nach den Orten, an die Max Uth alljährlich für Mai und Juni seine Malerschule aus den winterlich-städtischen Ateliers verlegte, ehe er dann im Juli zur eignen großen Studienreise weiterzog. Dabendorf, Pichelsdorf, Machnow, Cladow, Potsdam sind die letzten Namen in der Reihe dieser Erinnerungen. Kam man aus dem hastigen, in der Arbeit oft erschlaffenden, in der Zerstreuung anstrengenden Tempo der Stadt heraus dahin, wo in freier Luft bei Wald, Wiese und Wasser, vor alten Häusern und Blumengärten die Staffeleien standen, so empfand man doppelt rein den straffen Rhythmus der Tage, wie ihn hier ein wahrhaft kraftvolles naturnahes Künstlerherz aus ernster Arbeitskraft und froher Erholungs-

laune sich selbst und seiner Umgebung zu schaffen verstand.

Als Professor Max Uth vor zwei Jahren aus vollstem Schaffen und freudiger Lehrtätigkeit heraus plötzlich starb, war er fünfzig Jahre alt. In Berlin geboren (1863), hatte er nach einem Berliner Gymnasium 1882 auch die Berliner Akademie der bildenden Künste bezogen. Thumann, Knille, Bracht, Starbina waren dort seine Lehrer. Neben gründlichster technischer Durchbildung und vielen wertvollen, stets dankbar anerkannten künstlerischen Anregungen wurde noch manche veraltete Regel vergeben. An Ludwig Richters Erzählung von der »gezackten Eichenmanier« und der »gerundeten Lindenmanier« seines ersten Lehrers Zingg und an die Stelle im Grünen Heinrich, wo das Zeichnen verschiedenen Baumschlags unter entsprechendem taktmäßigem Zählen geübt wird, erinnert das Geheimrezept des

59*



Besigheim (Ol, 1930)

alten Landschaftsprofessors, man solle beim Zeichnen eines Linden- oder Buchenblattes tüh-tüh tüh-tüh sich vorsagen, beim Eichenblatt aber tüddel-tüddel-tüddel. Auch bei manchen Zügen aus dem persönlichen Leben der jungen Akademiker der achtziger Jahre scheint es kaum glaubhaft, daß alles erst ein knappes Menschenalter zurückliegen soll. Wie z. B. die besten Schüler der Klassen zu den kronprinzlichen Hoffestlichkeiten geladen werden, und zwar in Samtjoppe und großer Krawattenschleife. Und die Sommerfahrten in die kleinen märkischen Städte — als wanderndes Zigeunerlager, braun, zerlumpt, mit alten Wohnwagen, hellen Tags die Linden herunter. Sauerblidende Philister werden gewaltsam mitgeschleppt, bis sie sich auslösen oder wenigstens ihre Laune bessern.

Die einzelnen rückständigen Zwangslehren des Unterrichts sind schnell genug in der frischen Kraft und Fülle der eignen künstlerischen Persönlichkeit untergegangen, der schäumende Übermut ist bei Uth immer geblieben. Mit reichfließender Gestaltungs-laune und hinreißendem Witz hat er jede Gesellschaft, jeden der fröhlich improvisier-

ten Anlässe zu Festen an Stimmung und künstlerischer Form gemacht.

In Berlin, das früher, wie Corinth sagt, »fast ein Boto-tudenest in Kunstangelegenheiten genannt werden mußte«, blühte zu Ende der achtziger Jahre ein neues und sehr reges Kunstleben auf. Während die Leiter der großen Ausstellungen, an erster Stelle Anton v. Werner, einen toten Akademismus am Ruder erhalten wollten, versuchte ein kleiner eigenwilliger Kreis Böcklin und Lenbach durchzusetzen, versuchte dem Publikum zu zeigen, wie sich die neuen Probleme der Freiluftmalerei im Ausland entwickelten, ja, versuchte sogar, sich selbst zur Geltung zu bringen. Die erste Tat dieser »Jungen«, die heute längst als die Träger einer ganzen Phase deutscher Kunstentwick-

lung anerkannt sind, war die geschlossene, aber als privates Unternehmen auftretende Besichtigung der Pariser Weltausstellung von 1889. 1892 gründete sich dann in Berlin der »Verein der Elf«, 1898 endlich die »Berliner Sezession«, nun schon ein offizieller Zusammenschluß der Männer, die als erste seit fast hundertjährigem Rückstand Berlin wieder die Führung im deutschen Kunstleben sicherten. Mit Corinth, Leistikow, Eberow, Brandenburg, Baluschek u. a. gehörte auch Max Uth zu den ersten Mitgliedern dieser Berliner Sezession und hat mit Wort und künstlerischer Tat zu dem hohen Wert ihrer ersten Ausstellungen beigetragen. 1902 schied er aus dem Verband wieder aus — mit ihm Frenzel, Hoeniger, Schlichting, Skarbina u. a., im ganzen sechzehn Mitglieder — wegen des leidigen, später noch wiederholt wiederkehrenden Zwiespaltes zwischen den rein künstlerischen und den mehr geschäftsmäßigen Interessen der einzelnen führenden Personen. Doch blieb er nach wie vor in regster Fühlung mit der Entwicklung des neuen deutschen Kunstlebens, nahm Stellung zu allen Bestrebungen, Ereignissen und neu auftretenden Fragen. Er saß in der Jury des

Künstlerhauses, er besichtigte die großen Kunstausstellungen des In- und Auslandes, und sie dankten ihm mit allen Zeichen äußerer Anerkennung. 1897 wurde er Ehrenmitglied der Brüsseler Aquarellgesellschaft, 1904 erhielt er auf der Internationalen Kunstausstellung in St. Louis die Bronzemedaille, in den folgenden Jahren widerfuhr ihm öfter die Freude, daß der Kaiser Bilder von ihm ankaufte. 1913 wurde ihm dann, ohne daß er einen akademischen Lehrstuhl innegehabt hätte, der Professortitel verliehen.

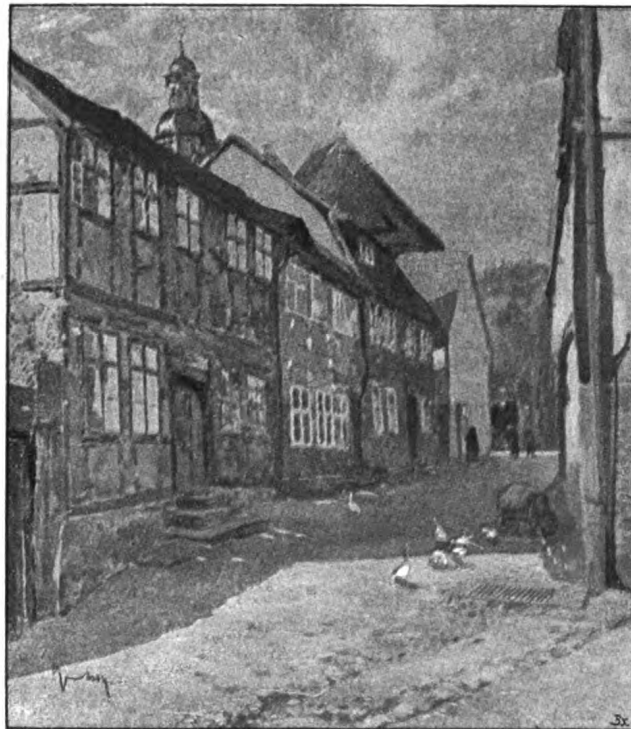
Zweimal traten auch größere dekorative Aufträge an ihn heran: 1900 hatte er für die Pariser Ausstellung die Wandflächen des Nernst-Pavillons im Auftrag der A. E. G. auszumalen. Es waren Innendarstellungen der Werkstätten aufgegeben, und Uth löste die sicher nicht geringe Schwierigkeit, die arbeitenden Riesenmaschinen sowohl technisch einwandfrei und klar zu geben, als auch ihrer Erscheinung die künstlerisch, namentlich malerisch reizvollen Seiten abzugewinnen. 1912 arbeitete er dann noch einmal eine Reihe von Bildern für einen bestimmten architektonischen Zusammenhang, nämlich die Wandaus schmückung im großen Saal des Bavaria-Hauses in der Friedrichstraße. Diesmal waren es acht Motive aus bayrischen Städten, die in ihrer schönen vielgestaltigen Wahl, ihrer flächigen, zurückhaltenden Farbbehandlung prachtvoll in der glatten, dunklen Holzverkleidung der Wände wirken.

Zwischen diesen wenigen, aus vielen herausgegriffenen Daten des äußeren Lebens spielte sich eine reiche, allen Anregungen zugängliche, in der Kraft ihres künstlerischen Temperaments aber auf unbeirrter eigener Linie sich entwickelnde Künstlerlaufbahn ab.

Uth hat, wie ich sagte, vom Anfang seines selbständigen Arbeitens an zu den »Jungen«, den Neueren der Zeit gehört. Er hat in den neunziger Jahren viel von den Bildern der großen französischen Impressionisten (heute

fast schon Klassikern), die durch die Sezessionsausstellungen nach Deutschland kamen, gesehen und sich keineswegs ihrem Einfluß entzogen. Er hat um so rückhaltloser die von ihnen ausgehende große und nachhaltige Anregung in Sachen der allgemeinen künstlerischen Anschauung anerkannt, als vieles in seinem eignen Gefühl schon darauf vorbereitet war und sein künstlerischer Instinkt ihnen mehr als Förderern denn als Neuerern entgegenkam. Später freilich mußten Uth und mit ihm manche andre, die wie er die fremden Einflüsse eben nur als fördernde Anregung und Bereicherung in die eigne Künstlerpersönlichkeit ehrlich aufgearbeitet hatten, mit Verdruß die Jahre erleben, in denen gerechtfertigte Wertschätzung französischer Kunst in knechtische Gefolgschaft und rein äußerliche Nachahmung umschlug. Manches schroffe Wort und manche empörte Opposition, auch von Uths Seite, galt dann wohl weniger den Vorbildern als den sie unüberlegt nachahmenden jungen Künstlern und den diese sehr überlegt unterstützenden Handelsleuten.

Ehe ich nun im besonderen darauf eingehe, wie sich stilistisch das Bild dieser



Straße in Havelberg (Aquarell, 1910)



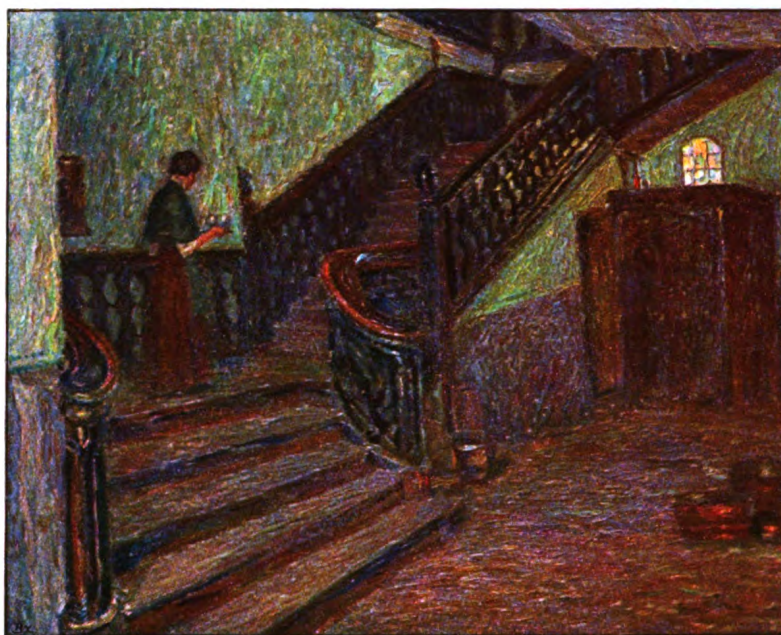
Töpferfrau (Aquarell)

Künstlerpersönlichkeit entwickelt, muß ich noch mehr im allgemeinen darauf hinweisen, daß Max Uth in allen seinen größeren Werken ausschließlich Landschaftsmaler war. Wohl hat er zu Studienzwecken immer wieder einzelne Figuren gezeichnet und gemalt, auch einzelne Bildnisse gibt es von ihm, doch Figurenbilder im eigentlichen Sinne, d. h. größere Kompositionen, hat er nicht hinterlassen. Nun muß ich freilich auf die Unzulänglichkeit oder vielmehr Ungenauigkeit der Bezeichnung »Landschafter« hinweisen. Bei den Ausdrücken Bildnis-, Alt-, Genre-, Interieur-Maler tun sich dem inneren Auge begrifflich streng umgrenzte Gebiete auf. Hört man das Wort »Landschaft«, so denkt man unwillkürlich an Weite, an Wiesen, Felder, Wasser, Hügel, Wald, Ausblicke usw. Was ist aber eine Dorfstraße, ein Marktplatz, ein Garten, ein baumbestandener Hof? Für diesen intimen Nebenzweig, um den eigentlich erst der Impressionismus den historischen Begriff der Landschaftsmalerei bereichert hat, ist noch kein bestimmter Name gefunden. Es ist aber gerade dies das Gebiet, dem sich Uth am häufigsten wid-

mete. Nicht als ob die freien Schönheiten der großen Landschaft ihm verschlossen geblieben wären. Es zeugen genug seiner Bilder davon, wie er mit offenem Herzen die Weite einer Wasserfläche, die Höhe des Himmels, die Pracht einer Baumgruppe aufnahm und künstlerisch zu gestalten wußte. Mit noch glücklicheren Augen aber genoß er die räumlich sich intimer zusammenschließenden Motive einer Häusergruppe, den vielfach gebrochenen Straßenzug einer sich eng zusammenschiebenden süddeutschen Kleinstadt, die geräumig an hellem, breitem Sandweg sich lagernde märktische Dorfstraße, alle die tausendfach sich abwechselnden Reize an Linie und Farbe, wie sie sich in malerisch interessanten, größeren oder kleineren Ausschnitten baulicher Motive abspielen. Mit seinem malerisch ungeheuer fein empfindenden Auge gewann Uth jedem Giebel oder Dachwinkel, jedem alten Hof, jeder Reihe buntgetünchter Häuser ihre letzten und feinsten farbigen Werte und Stimmungen ab. Diese gesteigerte Empfindlichkeit und Liebe für gerade die zarten und feinen Abstufungen in Farbe und Licht führten ihn bei der



Alter Mann (Aquarell)



Diele in Eauenburg (Öl, 1900)



Altweiberhof in Dinkelsbühl (Öl, 1912)



Biergarten in Dinkelsbühl (Öl, 1912)

Wahl seiner Studienorte auch immer wieder dahin, wo sich mit landschaftlicher Schönheit und vor allem baulich interessanten Motiven Wasserreichtum verband. Die weichere, an Zwischentönen reichere Farbigkeit der mit Wasserdunst gesättigten Luft, die tieferen Lokalfarben, das reicher getönte Spiel von Licht und Schatten auf Mauerwerk und Dächern, das waren die Schönheiten, die Alth nie müde wurde aufzusuchen und darzustellen. So finden wir ihn hauptsächlich in den Orten des seenreichen Medlenburgs und des märkischen Havellandes, zwischen durch einigemal in Mittelfranken, in Dinkelsbühl, im Tal der Wörnitz und in Besigheim zwischen Enns und Neckar.

Von Werken aus Alths früher Schaffenszeit ist leider nur sehr wenig erhalten, da viele Arbeiten gerade der neunziger Jahre bei einem unheilvollen Atelierbrand 1910 zugrunde gingen. Die wenigen Reste zeigen eine vorwiegend helle, schon sehr feintonige

Farbbehandlung, der Pinselstrich ist noch etwas unruhig und suchend. Im Anfang des neuen Jahrhunderts, ungefähr bis 1905, gehen dann sehr auffallend Bilder zweier ganz verschiedener Arten von Naturauffassung nebeneinander her. Zum Teil zeigen sich stark stilisierende Tendenzen, z. B. bei einem Feld mit großen Getreidehoden vor stark farbigem Abendlicht, bei einem Birkenweg unter schwerem Gewitterhimmel. Die Vielseitigkeit der Natur ist hier auf wenige groß zusammengefaßte Formen gebracht mit sehr ausdrucksvollem Umriss. Die Farbe in schweren Tönen breitflächig mit langem streichendem Pinsel aufgetragen, das Räumliche um der dekorativen Wirkung willen mit Zurückhaltung behandelt. Gleichzeitig entstehen andre, meist kleinere Bilder, z. B. ein Schneefeld, eine Straße bei Regen, bei denen gerade allen zartesten Abstufungen der Töne auf das sorgsamste nachgegangen ist, ebenso wie der Vertiefung des Hintergrundes.

Die stilisierenden Tendenzen werden in der Folgezeit bei größeren Bildern nicht wieder aufgenommen, nur in graphischen, kleineren Blättern kommt Uth gelegentlich und mit guter dekorativer Wirkung darauf zurück. Im Farbauftrag behält er noch einige Jahre die großen, manchmal fast allzu ruhigen Flächen bei, die nicht sehr dick aufgetragen, im Ton schön zueinander abgewogen sind. Um 1908 herum wird dann die Pinselführung sehr viel lebhafter. Die großen Tonflächen löst Uth in viele Farbflecke auf, und damit im Zusammenhang zerlegt er die gemischten gebrochenen Töne in reine, ungemischte Farben, die er mit kräftigem, kurzem Pinselstrich nebeneinander setzt. Beides bewirkt, daß der farbige Gesamteindruck der Bilder heller und dabei kräftiger wird.

Von dieser höchst lebendigen Malweise liegen zwei schöne Beispiele in Abbildungen vor. Bei der Dorfstraße in Mach-

now (Abbild. S. 751) ist eine verschwenderische Vielheit der Töne durch feinstes Abstimmen aufeinander in große, den Raum bildende Teile zusammengefaßt. Es ist ein breit ruhendes Licht gegeben, in dem das tiefgehende Strohdach des Bauernhauses mit seinen gelb-, grünlich und warmroten Tönen, ihm gegenüber der saftig grüne Baum, darunter der vollbelichtete, rotgoldene Sandboden wie vollgesogen von Sonne und Luft erscheinen, während die große Schattenfläche der Hauswand und ihres breiten Liegeschattens davor einen faum in Worte zu fassenden Reichtum farbiger Einzeltöne in sich vereint.

Ein Innenraum (Abbild. S. 755), eine braunrote Ziegelbiele, von der zwischen grüngetünchten Wänden ein schweres, in prachtvollem bläulichem Schwarz gemaltes Treppengeländer hinaufführt, läßt die kühle Luft des geschlossenen Raumes atmen, während man die hinten durch ein Fenster ein-



Zum goldenen Engel in Dinkelsbühl (Öl, 1912)

fallende und nur ein Teilchen der Wand und des Treppengeländers streifende heiße Außensonne ahnt. Auch hier der schnelle, die Farbtöne in ihre einzelnen Bestandteile zerlegende Pinsel, geleitet von einem die Gesamtheit der malerischen Erscheinung erfassenden und wieder zusammenfügenden Auge.

Gehen wir um wenige Jahre weiter,

so sehen wir, wie der Künstler sich in freudigstem Schaffensdrang immer neue Aufgaben stellt und bewältigt. Im allgemeinen bleibt ihm die Fragestellung der Freiluft-Malerei nach den Veränderungen, denen Form und Farbe der Dinge unter der Wirkung des freien Sonnenlichts unterworfen sind, das Hauptproblem. In den Ausdrucksmitteln aber zeigt sich, besonders von 1912 ab, eine ungemein kräftige Fortentwicklung und Bereicherung, sowohl in der Farbgebung als im Pinselstrich. Am besten läßt sich darüber vielleicht an der Hand einiger der beigegebenen Abbildungen sprechen, die gerade aus dieser letzten, reichen und nur zu jäh geendeten Arbeitszeit des Künstlers vielfältigen Anschauungsstoff bieten.

Da ist ein Bild »Biergarten« (Abbild. S. 756), das den Blick in einen breiten Hof zeigt mit unter den Bäumen zusammengerückten Stühlen, im Hintergrund einige höherführende Stufen. Der Boden ist von links her leicht beschattet, auf der hellen Wand rechts spielt das Licht durch das Laub der Bäume hindurch. Es spielt wirklich, die Sonnen- und Schattenflecke scheinen hin und her zu gleiten, wie das von leichtem



Hinter dem Dom in Dinkelsbühl (Öl, 1912)

Wind bewegte Laub sich wechselnd wirft. Die Ausdruckskraft des Pinsels, dies Augenblidliche, Glimmernde der Naturerscheinung zu geben, ist meisterhaft. Mit lodendem, sicherem Strich voll Temperament und guter Laune sind die Farben in schönen silbrigen Tönen hingesezt. Aber der breiten schattigen Bodenfläche die grün und grün-blauen Werte der Stufen links hinten,

des Baumlaubes oben, der Tür rechts vorn.

Zeitlich von diesem Bilde nicht weit entfernt ist ein anderes, das gleichfalls einen Blick in den Garten einer ländlichen Gastwirtschaft (»Zum goldenen Engel«; Abbild. S. 757) bietet. Wieder das Motiv des durch dichtes Laub fallenden Sonnenlichts, aber hier nicht flirrend und tanzend, sondern ruhiger lagernd, die Luft und alle Farben warm, wie mit leisem Goldbunst durchtränkt. Sehr fein in den Tönen, in der Malweise saftig und lebendig, in allen Übergängen und Umrissen von lichtgesättigter Weichheit, zeigt das Bild, mit wie glücklichem und feinem Empfinden Uth der Schönheit dieser sanft durchglühten Sommerstille nachgegangen ist.

Aus der großen Reihe von Stadt- und Straßenbildern, die zu Uths Lebenswerk wohl die größte Zahl stellen, liegt uns ein sehr schönes Beispiel vor in dem Marktplatz in Dinkelsbühl (s. das Einschaltbild). Die Technik der letzten Jahre des Künstlers zeigt sich hier in ihrer ganzen Meisterschaft. Die stark bewegte Malweise, die mit breitem Pinsel in kurzen, kräftigen Strichen die Farben hinsetzt, belebt jede Form bis in die

kleinste Fläche hinein. Mit einer prachtvoll frischen Art des Sehens geht die leichte Sicherheit der Hand zusammen und gewinnt den großen Flächen von Mauerwerk und Pflaster eine Fülle malerischer Reize ab. Gerade der dicke, breite Farbauftrag, in dem bei zu nahem Zusehen die Einzelform unterzugehen scheint, gibt in der gehörigen (d. h. vom Künstler vorausgesetzten) Entfernung jedem Einzelteil des Bildes die starke, deutliche Betonung und wahrt dabei die für den malerischen Wert des Bildes so wichtige Weichheit der Umrißlinien. Ohne doch verschwommen zu werden, verschmelzen die Linien ineinander, auch wo starke Farbgegensätze aufeinandertreffen, wie z. B. zwischen dem schweren Braunrot des Kirchendachs und dem ganz lichten, kühlen Blau des Himmels.

Mit eins der sonnenfreudigsten Bilder, die Uth gemalt hat, ist das Rathaus von Besigheim (Abbild. S. 752) über die

Enns hinweg gesehen, wie es zwischen den hochbächrigen Häusern der Stadt herausragt, die sich wie eine große Burg in festgeschlossener Silhouette darum herumstauen. Es ist ein Bild ohne Schatten, wenigstens nistet er nur in wenigen kleinen Dachwinkeln. Nur sonnige Flächen, leichtblauer, durchhitzter Himmel, durchsichtiges, spiegelndes Wasser. Alles in ganz reinen Tönen gemalt, sehr lustig, mit kleinteiligem, nervösem, flimmerigem Pinselstrich, der zu der Großzügigkeit der Formen des Motivs in reizvollem, lebendigem Gegensatz steht.

Es muß dabei immer bedacht werden, daß der Eindruck von der farbigen Gesamtwirkung eines Bildes als auch von der Technik sich durch die bei der Wiedergabe notwendige starke Verkleinerung unweigerlich verschiebt. Feinheiten der Töne, persönliche Merkmale der Malweise, die im Original auf großen Flächen sich ausleben, erscheinen nun auf kleinem Raum zusammen-



Frühstückstisch vor einem Landhause in Penzlin (Aquarell, 1904)

gedrängt und dadurch zu ihren Ungunsten verändert. Lebhaft farbige Teile erscheinen leicht bunt, kleinteilige werden zu unruhig.

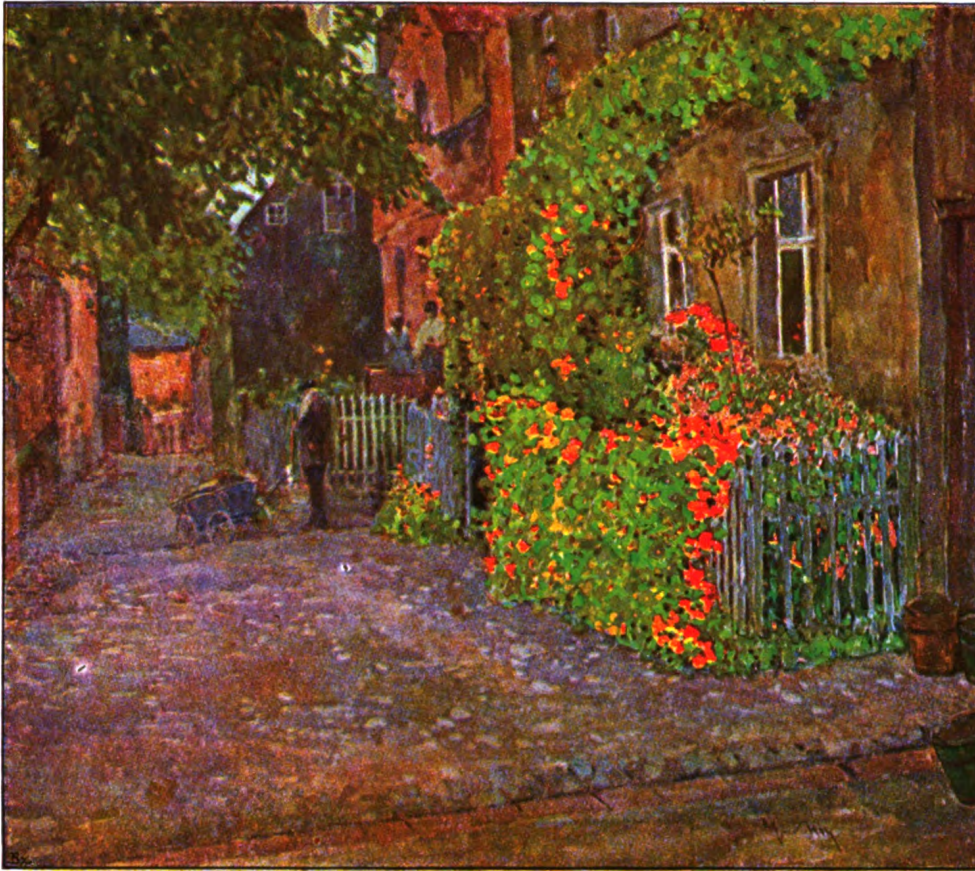
Das letzte Bild, das ich in diesem Zusammenhang noch nennen will, führt in die freie Landschaft hinaus. Ein Teil der Freundschaftsinsel in Potsdam (s. das Einschaltbild) mit dem dahinter aufragenden Turm der Heiliggeistkirche. Viel blaues Wasser, viel blauer Himmel, dazwischen schiebt sich ein schmaler Streifen von Baumwerk und Häusern. Die einzelnen Teile des Bildes sehr schön in den Raum komponiert, nicht künstlich gestellt und geschoben, sondern einfach aus dem starken künstlerischen Raumempfinden heraus, das bei allen Bildern Uths so wohltuend ins Auge fällt. Das Grün des Laubes, das Rot der Dächer ist weich und duftig in der feuchten, wasserdurchtetzten Luft — über dem reinen Blau des Himmels der zarte, ins Violette gehende Hauch, der so kennzeichnend für die

Luft des Havellandes ist. Mit leichtem Pinsel, flodrig und locker, behandelt der Künstler die schwebenden unwägbaren Schönheiten der Stimmung, indem er ihnen in ihre letzten Feinheiten nachgeht.

Diese ganze Fülle an verschiedenartigen Motiven und Stimmungen, an Naturgefühl, malerischem Sehen und technischen Ausdrucksmitteln spielt sich in dem bisher Gesagten nur auf dem Gebiete der Ölmalerei ab. Ein besonderes Kapitel gebührt aber dem Aquarellisten Max Uth. Ja, gerade hier äußert sich seine persönlichste, nur ihm eigne Handschrift, sein Stil am klarsten und kräftigsten; und nicht nur das, es ist auch gerade dies das Gebiet, auf dem Uth geradezu schöpferisch gewirkt, auf dem er Technik und Ausdrucksmöglichkeiten um einen großen Schritt vorwärtsgebracht hat. Schon im Format hat Uth die bis dahin ziemlich enggesteckten Grenzen der Malerei mit Wasserfarben weit



Zum Geburtstag (Stargard i. M.; Aquarell, 1908)



Das Kressehaus (Havelberg; Aquarell, 1910)

hinaus verschoben. Statt der üblichen mehr oder weniger kleinen Blätter nimmt er Gläser bis zu einem Quadratmeter und darüber hinaus. Es ist das keine so schiere Außerlichkeit, wie es auf den ersten Blick erscheinen mag. Denn Uth würde nicht die großen Formate gewählt haben, wenn er sie nicht spielend hätte füllen und beherrschen können. Dazu aber gehörte, daß er der Aquarelltechnik ganz neue Gebiete eroberte, daß er den Pinsel mit Wasserfarben so breit und frei handhabte wie keiner vor ihm. Und war Uth weiter in seiner Entwicklung als kleinerer Anregungen und Einflüssen zugänglich und mußte schließlich sein Werk noch mitten aus Wachsen und Werden heraus verlassen, so ist er als Aquarellist von allem Anfang an seinen eignen Weg gegangen und fand hier schon früh den seine künstlerische Persönlichkeit erst erschöpfenden Ausdruck. Ich erinnere mich noch an mein Erstaunen, als ich ein großes, farbig prachtvoll

leuchtendes, breit und kühn gemaltes Aquarell, eine herbstliche Ahornallee (auch schon etwa ein Meter im Geviert) von ihm sah und dann das Entstehungsjahr hörte: 1895. Zu einer Zeit also, wo er in den Skizzen noch nicht ganz unbefangen tastete, war er in Freiheit und Sicherheit schon der große Aquarellist, als der er sich ein Vierteljahrhundert in fruchtbarster Tätigkeit bewährt hat.

Von den vorliegenden Proben sei das verhältnismäßig frühe Bild auf S. 759 genannt, ein gedeckter Frühstüdtisch vor der Tür eines einfachen Landhauses. Mit saftigem, tropfendem Pinsel ist die Wasserfarbe aufgetragen, bis auf die mit Quast aufgesetzten hohen Ränder reines Aquarell. In der im allgemeinen auf stumpfe, gebrochene Töne gestellten Farbrechnung leuchten die spiegelnden Scheiben rechts und das helle Tuch des Tisches vor dem schwarz-blauen Fenster links kräftig heraus. Eine

hellere, fröhliche Gesamtnote bestimmt dagegen die Straße in Havelberg (Abbild. S. 753). Verschiedenfarbig getünchte Häuser, helle und dunkle Dächer, Herbstbäume im Hintergrund. Die Fläche der Straße ist in ganz weichen, lichten Tönen gehalten, die lustige Reihe der bunten Häuser aber mit einer für Aquarell erstaunlichen Kraft der Töne. Meisterlich sind dem neuen Material — denn bei solchen Aquarellen kann man wirklich von neuem Material sprechen — alle seine malerischen Ausdrucksmöglichkeiten abgewonnen. Die besondere Behandlung der leichtflüssigen Farbe gibt den Tönen eine schöne, lockere Weichheit, in der die starke Farbenfreudigkeit, die in Technik vielleicht schon bunt wirken könnte, sich harmonisch zusammenstimmt.

Und noch ein, vielleicht noch stärkeres Beispiel für die Leuchtkraft der Farbe, die Uth dem Aquarell abzugewinnen weiß, bietet das *Kressenhäus* (Abbild. S. 761). Das Grau des breiten, in leichtem Schatten liegenden Pflasters ist mit rötlichen und violetten Tönen, die in schwimmender Weichheit zusammengehen, belebt. Davon hebt sich das prachtvoll jubelnde Farbenspiel von Grün und Rot an dem von Kresseumwucherten Zaun ab. Die spielend leichte Technik, der scheinbar tanzende Pinsel, der alle Zufälligkeiten zur Sprache bringt, macht jedes kleinste Stück zu einer Freude für Auge und Gefühl.

Es ist kein Zufall und auch keine Absicht der Auswahl, daß alle hier gezeigten Bilder Max Uths deutsche Motive behandeln. Obgleich Uth öfters im Auslande gereist ist — in Belgien, Dalmatien, Norditalien, Frankreich — und von allen Fahrten reichliches Studienmaterial mitgebracht hat, sind nur ausnahmsweise größere Bilder dort entstanden. Die durchsonnte Luft Italiens, die romantischen Landschaftsformen

Dalmatiens haben ihm wohl einen starken Eindruck gemacht, nachhaltig angeregt haben sie ihn nicht. Ein tiefes künstlerisches Erlebnis war ihm Belgien; doch hat es ihn nicht so unwiderstehlich hingezogen, daß er seinen Aufenthalt wiederholt hätte. In Medlenburg dagegen war er dreißigmal, in seiner heimatlichen Mark noch öfter, dazu verschiedene Male in Bayern und Franken. Die Wurzeln seines Wesens lagen fest in seiner Heimat, und nur hier konnte sich seine Schaffenskraft ohne Hemmungen frei äußern. Uth ist nicht nur in Berlin geboren und aufgewachsen, sondern auch nach Blut und Schlag ein Berliner. Nicht in dem schrecklichen Sinne des innerlich rassen- und heimatlosen Großstädtlers, sondern von guter märtischer Art mit dem geschärften Einschlag der Sondergattung Berliner. Als Mensch frisch, lebenswürdig und warmherzig, dabei aber kritisch bis zur derben Spottlust, sprudelnd von witzigen Einfällen und in ihrer oft grotesken Übertreibung um so schlagenderen Vergleichen. Als Künstler voll tiefen Naturgefühls, das auch den leisen, feinen Schönheiten in den einem oberflächlichen Auge banal erscheinenden Dingen

liebevoll nachging. Dabei von unermüdblicher Schaffensfreude und eisernem Fleiß, mit dem er manche junge Kraft beschämte und mit fortriß. Denn Uth war mit Hingabe Lehrer und schenkte an seine Schüler mit vollen Händen von allem, was er zu geben hatte. Ohne lehrmeisterliche Engherzigkeit half er auch über ein gelegentliches Versagen mit menschlich freundlicher Ermunterung hinweg, doch immer blieb in der Arbeit die straffe Zucht seines künstlerischen Ernstes der Grundton. Wer sich von ihm leiten ließ, der lernte nicht nur malen, der lernte auch mit Frohsinn und Andacht die Natur sehen, der lernte arbeiten, mit Freude und Ernst!



Junges Mädchen (Aquarell)

Hatem und Suleika

Eine Goethestudie von Dr. Agnes von Harnack

Mit dem vollendeten ersten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts läßt sich in Goethes Leben deutlich ein Abschnitt feststellen. Dieser Abschnitt zeigt sich nicht als ein scharfer, unvernittelter, er ist vielmehr schon seit Jahren durch eine Reihe von Tatsachen vorbereitet; trotzdem ist er bei einer tieferen Betrachtung von Goethes Lebensgeschichte unverkennbar. Goethe überschritt mit dem Jahr 1809 die Schwelle des 60. Lebensjahres; er trat damit in das dritte Menschenalter ein, ein Zeitpunkt, der an sich schon dazu treibt, einen Augenblick stillzustehen und den Erwerb und Ertrag des bisherigen Lebens zu ordnen und zu überschauen. Gleichzeitig hatten ihm die ersten Jahre des neuen Jahrhunderts mehrere von seinen ältesten Freunden geraubt, und wenn auch die Beziehungen zu ihnen keine ganz engen mehr waren, so lenkte der Abschied doch die Gedanken in gemeinsam verlebte, nun längst vergangene Jugentage zurück. Dazu kam, daß in Goethes nächster Umgebung, in Weimar, ein gewisser Ruhezustand eingetreten war. Die Kämpfe und Schwierigkeiten, die Goethe bei seiner Rückkehr aus Italien vorgefunden hatte, waren zum Austrag gebracht; das Verhältnis zu Frau von Stein war zwar nicht wieder ein herzliches, wohl aber ein ruhig-freundschaftliches geworden, durch die Trauung mit Christiane war der Anstoß überwunden, den Goethes häusliches Leben den Weimaranern so lange gegeben hatte, und endlich: der Beifall und die Anerkennung, die das Publikum dem Fünfziger so eigensinnig und kurzfristig verweigert hatte, wurde dem Sechzigjährigen willig und in reichem Maße zuteil. All das war Grund genug für den Dichter, seine Blicke rückwärts zu wenden, und zu diesen persönlichen Gründen gesellte sich nun noch ein starker äußerer Einfluß.

Krieg und Kriegsgeschrei erfüllte die Welt und tobte am lautesten in den thüringisch-sächsischen Landen; die Beurteilung des Phänomens, das sich in der Person Napoleons verkörperte, erhitzte die Köpfe und trennte die Parteien. Es lag nun aber

Goethes Eigenart fern, sich in den Streit der Tagesfragen zu mengen oder gar in die politischen Ereignisse handelnd einzugreifen; er hat es wiederholt ausgesprochen, daß es seiner Natur entspräche, sich den andringenden Mächten der Gegenwart zu entziehen und in einer gewissen Entfernung von den Vorgängen sich selbst und den Überblick über die Zusammenhänge zu wahren. So treibt ihn die Unruhe der Kriegsjahre nicht nur zum Rückblick, sondern überhaupt zum Fernblick, und mit der Arbeit an »Dichtung und Wahrheit« kommt nicht nur »erste Lieb und Freundschaft mit herauf«, sondern auch die Probleme und Beschäftigungen kehren zurück, die ihn in jungen Jahren gefesselt hatten:

Nord und West und Süd zerplündern,
Throne bersten, Reiche zittern:
Flüchte du, im reinen Osten
Patriarchenlust zu kosten!

Die Welt des Orients hatte schon den Knaben mächtig angezogen, der Jüngling war durch Herders Arbeiten über den Geist der hebräischen Poesie weiter in sie eingedrungen; jetzt griff Goethe die Fäden wieder da auf, wo er sie einst hatte fallen lassen, und suchte sich mit dem gewissenhaftesten Fleiß und mit allen Hilfsmitteln, die die damalige Wissenschaft ihm bieten konnte, Zutritt in das verschlossene Wunderland zu schaffen. Aus den »Noten und Abhandlungen zum Diwan« sehen wir, wie ihm die persische und arabische Dichtung lebendig wurde, so lebendig, daß er sich selbst unter dem Namen Hatem in den Kreis der Dichter einreichte, die er in ihrer feinsten Eigenart kennen-zulernen sich bemühte. Aber nicht nur auf dem Wege der wissenschaftlichen Erkenntnis suchte er den Orient; er näherte sich ihm ebenso auf dem Wege der dichterischen Intuition. Man würde sich falsch ausdrücken, wenn man sagen wollte, Goethe habe im West-östlichen Diwan seine Gedanken in orientalische Form gekleidet — wie diese Zerteilung in der Entstehung von Form und Inhalt ja überhaupt eine dilettantische Vorstellung ist und nur auf Dilettantenarbeit zutrifft. Nein,

Goethedachte orientalische Gedanken: er selber war jener Beduine, der nur auf dem Sattel gelten will und als Zeltbach über seinem Haupt nur die Sterne duldet; er selber war jener Parse, der in der Verehrung der auflodernden Flamme alle reinigenden und erhebenden Kräfte feiert, oder jener Kaufmann, der die mit Perlen und Edelsteinen und köstlichen Stoffen beladenen Kamele durch die Wüste treibt und seine Waren dann im Bazar der kauf lustigen Menge zur Schau stellt. Er selber war vor allem jener Dichter des Orients, der das Geheimnis gelöst hat, wie man »ohne fromm zu sein selig sein kann«. Diese ganze Welt baut er vor uns auf in der sinnfälligen Sprache des Ostens, die noch nicht die einseitige Bevorzugung der Gesichts- und Gehörseindrücke kennt, sondern es wagen kann, ein so kühnes Bild zu gebrauchen wie etwa:

Herlich bist du, wie Moschus:
Wo du warst, gewahrt man dich noch.

Aber noch mehr vielleicht als die Buntheit des Orients zog den Dichter die großartige Eintönigkeit der weiten Wüstenlandschaft an und die edle Einfachheit eines Patriarchenvolkes: eine Einfachheit, die nicht ärmlich ist, sondern den kürzesten Weg zum Unendlichen gefunden hat. Ein solcher weiter, ruhervoller Horizont schien Goethe der geeignete Hintergrund, um den Ertrag seines Lebens darauf darzustellen.

Aber wenn man der Form des Westöstlichen Diwans tiefer nachspäht, merkt man bald, daß in diese Form neben den orientalischen noch andre Elemente eingeströmt sind. Wenn Goethe später einmal das harte Wort gesprochen hat: »Das Romantische ist das Kranke«, so ist doch nicht daran zu zweifeln, daß der starke Einfluß der Romantik auch ihn berührt hat. Auch der Diwan legt von diesem Einfluß Zeugnis ab. Besonders eine Eigentümlichkeit der Romantik ist im Diwan häufig verwendet: die jähe Auflösung der Stimmung durch den Dichter selbst, der das Gebäude, das er kunstvoll errichtet hat, mutwillig zerstört und auf das Pathos die Alltäglichkeit, auf das Gefühl die Satire folgen läßt:

Mitternachts weint' und schluchzt' ich,
Weil ich de'n entbehrte.
Da kamen Nachtgespenster,
Und ich schämte mich.
»Nachtgespenster«, sagt' ich,

Schluchzend und weinend
»Findet ihr mich, dem ihr sonst
Schlafendem vorüberzogt.
Große Güter vermißt' ich.
Denkt nicht schlimmer von mir,
Den ihr sonst weise nanntet;
Großes Übel betrifft ihn!« —
Und die Nachtgespenster
Mit langen Gesichtern
Zogen vorbei,
Ob ich weise oder törig,
Völlig unbekümmert.

Wer dies Gedicht nicht gerade im Diwan gefunden hat, könnte wohl auf den Gedanken kommen, es etwa in Heines »Buch der Lieder« zu suchen. Auch den Zug zur Mystik teilt der Diwan mit der Romantik, doch ist hier wohl eine Unterscheidung am Plage: die Mystik der Romantik ist vielfach entstanden aus der Unklarheit des Fühlens:

Süße Liebe denkt in Tönen,
Denn Gedanken stehn zu fern.

Die Mystik des Diwans entsteht aus überscharfem Denken; sie ist das Dunkel, das unsre Augen umschleiert, wenn sie zu lange ins Licht gesehen haben.

Endlich aber ist der Diwan Goethes eigenste »geprägte Form, die lebend sich entwickelt«. Hier finden wir zum ersten Male das, was wir als Goethes Altersstil bezeichnen, und am deutlichsten in der Einschränkung des Gebrauchs der Partikel und in den Wortprägungen erkennen. In seinen jungen Jahren ist Goethe ein Wortschöpfer: die Wortgebilde, die er findet, haben etwas Naturhaftes, sie sind wie ein organisches Wesen, wie eine Wunderpflanze aus fruchtbarem, feimschwerem Erdbreich aufgewachsen. Später bewundern wir den Wortträger, dessen Gebilde wie Goldschmiedekunst wirken: der Hammer hat sie geschaffen mit äußerster Präzision und Konzentration und mit feinstem Kunstverstand:

Als ich auf dem Euphrat schiffte,
Streifte sich ein goldner Ring
Fingerab in Wasserklüfte ...

Diese letzte Zeile zeigt die Klaue des Löwen, wir werden sie nie und nimmer bei irgend-einem andern suchen als bei Goethe.

Haben wir so die Formelemente beisammen, die Metalle, in die das edle Werk gegossen werden sollte, so stellt sich die Frage: Welches war denn nun der Ertrag von sechzig Lebensjahren, der hier den Lesern dargestellt werden sollte? Man kann darauf



Ernst Gentsel: Meeresnähe

zusammenfassend antworten: Es handelt sich um die Darstellung des Verhältnisses der Persönlichkeit zur Menge und zur Gottheit und dabei im besonderen um die Persönlichkeit des Dichters. Das erste, was daher in die Augen fällt, ist die Schilderung der Menge, des großen Publikums. Goethes Urteil ist nicht mehr so hart wie zur Zeit der venezianischen Epigramme, die den Hund als den einzig menschenwürdigen Gefährten darstellen, aber es ist von greisenhafter Milde noch immer sehr weit entfernt:

Abers Niederträchtige
Niemand sich beklage;
Denn es ist das Mächtige,
Was man dir auch sage.
In dem Schlechten waltet es
Sich zum Hochgewinne,
Und mit Rechtem schaltet es
Ganz nach seinem Sinne.
Wandrer! — Gegen solche Not
Wolltest du dich sträuben?
Wirbelwind und trodnen Rot,
Laß sie drehn und stäuben.

Das klingt bitter genug; aber die Überschrift »Wanderers Gemütsruhe« zeigt doch, daß der Dichter die Bitterkeit eigentlich schon wieder überwunden hat. Die Hauptzüge der Menge sieht er in ihrer naiven Unbescheidenheit — jeder hält das Spinnwebgewebe, in das er sich eingespinnen hat, für den schönsten Palast, an den kein Besen rühren darf — und in der Gleichmacherei. Gleichheit ist ja der Programmruf der Kleinen, die bei einer Teilung nur gewinnen können.

Da die Dummen, Eingeeengten
Immerfort am stärksten pochten,
Und die Halben, die Beschränkten,
Gar zu gern uns unterjochten!

Die Toren, so zeigt uns der Diwan, wollen die Weisen fortwährend zur Ordnung rufen, die Matten wollen kein Temperament dulden, die Kalten kein Feuer sehen, und immer bedecken sie sich in diesem Kampf mit dem Mantel der höheren Moral. Dagegen steht manch kräftiges Wort im Diwan:

Was? Ihr mißbilliget den kräft'gen Sturm
Des Übermuts, verlogne Paffen?
Hätt' Allah mich bestimmt zum Wurm,
So hätt' er mich als Wurm geschaffen!

Wie lehrt nun der Diwan, daß man sich in dieser Menge behaupten solle? Die Ratsschlage, die er da gibt, erscheinen auf den

ersten Blick sehr schlicht, fast nüchtern. In dieser Menge behauptet man sich durch Tüchtigkeit und Tätigkeit, durch kräftiges Zufassen und raschen Entschluß, und indem man diese ganze Zeitlichkeit als ein großes Arbeitsfeld ansieht:

Mein Erbteil, wie herrlich weit und breit,
Die Zeit ist mein Besitz, mein Ader ist die Zeit.
Man meistert die Welt in dem Maße, als
man an Erkenntnis zunimmt, das ist Goethes
Überzeugung, und zwar meint er die Erkenntnis, die bis an die Wurzeln der Dinge vordringt und ihr Werden verfolgt:

Wer nicht von dreitausend Jahren
Sich weiß Rechenschaft zu geben,
Bleib' im Dunkeln unerfahren,
Muß von Tag zu Tage leben.

Aber Goethe will uns nicht, wie manchmal in früheren Zeiten, lehren, daß wir uns vor der Menge zurückziehen sollen, um unser Glück und unsern inneren Besitz nur mit uns selber zu genießen, sondern wir sollen in Geben und Nehmen mit ihr in Beziehung treten. Freigebigkeit ist daher ein häufig wiederkehrender Gedanke im Diwan:

Reiche froh den Pfennig hin,
Häufe nicht ein Goldvermächtnis,
Eile freudig vorzuziehen
Gegenwart vor dem Gedächtnis.

Und neben der Freigebigkeit steht die Aufgeschlossenheit für das, was andre uns zu geben haben. Goethe preist sie uns in dem schönen Bilde zweier Wüstenreisenden, deren Pfad sich kreuzt:

Den Gruß des Unbekannten ehre ja!
Er sei dir wert als alten Freundes Gruß.
Nach wenig Worten sagt ihr Lebewohl!
Zum Osten du, er westwärts, Pfad an Pfad —
Kreuzt euer Weg nach vielen Jahren drauf
Sich unerwartet, ruft ihr freudig aus:
Er ist es! Ja, da war's! Als hätte nicht
So manche Tagesfahrt zu Land und See,
So manche Sonnentehr sich dreingelegt.
Nun tauschet War' und Ware, teilt Gewinn!
Ein alt' Vertrauen wirke neuen Bund,
Der erste Gruß ist viele tausend wert,
Dum grüße freundlich jeden, der begrüßt.

Aber diese Aufgeschlossenheit hat eine Grenze: überall da, wo die Menge mit dreister und plumper Hand an unsern eigensten Besitz greift, wo sie sich das Recht anmaßt, zu beurteilen oder Ratsschlage zu geben, da ist Verschlossenheit Notwendigkeit, ja Pflicht: Soll man sich nicht aufs schmählischste berauben, verbirg dein Gold, dein Weggehn, deinen Glauben.

Der Diwan findet immer neue Töne, die dieses Recht auf die eigne Gestaltung des Lebens preisen, so etwa die stolzen Abwehrrerse:

Hab' ich euch denn je geraten,
Wie ihr Kriege führen solltet?
Schalt ich euch nach euren Taten,
Wenn ihr Friede schließen wolltet?

Und so hab' ich auch den Fischer
Ruhig sehen Netze werfen,
Brauchte dem gewandten Fischer
Winkelmäß nicht einzuschärfen.

Aber ihr wollt besser wissen,
Was ich weiß, der ich bedachte,
Was Natur, für mich beflissen,
Schon zu meinem eignen machte.

Fühlt ihr euch der gleichen Stärke,
Nun, so fördert eure Sachen!
Seht ihr aber meine Werke,
Lernet erst: so wollt' er's machen.

Das höchste Recht und das höchste Glück der Menschentinder ist doch »die Persönlichkeit«, und wie könnte es anders sein, als daß dem Dichter dabei die Persönlichkeit des Dichters vorsteht. In seiner Kunst hat er einen Freibrief; von seinen Worten weiß er, daß sie

Um des Paradieses Pforte
Immer leise klopfend schweben,
Sich erbittend ew'ges Leben.

Diesen unmittelbaren Zutritt zu Gott, dem »einzigen Gerechten«, dem Weithergigen und Langmütigen, schilbert der Orientale mit dem herrlichen Vers:

Wo ich immer saß am Tische,
Ist Gott selbst mein Wirt gewesen.

Er ist die Kraftquelle des Dichters; und zugleich die Mündung alles Strebens:

Und nun bring' ich aller Orten
Leichter durch die ew'gen Kreise,
Die durchdrungen sind vom Worte
Gottes rein-lebend'ger Weise.

Angehemmt mit heißem Triebe
Läßt sich da kein Ende finden,
Bis im Anschau'n ew'ger Liebe
Wir verschweben, wir verschwinden.

Wenn der Dichter sich dieses unmittelbaren Zusammenhanges mit der Gottheit bewußt ist, so löst sich für ihn auch ein Problem, das an sich von unausweichbarer Tragik ist und das Goethe oft und sehr ernsthaft beschäftigt hat: das Problem des Alterns. Für eine solche Persönlichkeit gibt es kein Altern, sondern immer nur neue Phasen der Jugend;

wo ein Zweig welkt und dorrt, schießt ein neuer aus der Wurzel hervor, kräftiger und höher als der vorige es war. Diesen Gedanken der unablässigen Selbsterneuerung spricht am tiefsten das Gedicht »Selige Sehnsucht« aus:

Sag' es niemand, nur dem Weisen,
Weil die Menge gleich verhöhnet:
Das Lebend'ge will ich preisen,
Das nach Flammentod sich sehnet ...

Keine Ferne macht sich schwierig,
Kommst geflogen und gebannt,
Und zulezt, des Lichts begierig,
Bist du, Schmetterling, verbrannt.

Und solange du das nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde.

Mit diesem Bekenntnis ist der Dichter gefest gegen das Alter, das die besten Kräfte des Menschen zu zernagen sucht und ihn stückweise zu vernichten droht; was jetzt abfällt nach den Gesetzen des körperlichen Lebens, sind alles Dinge, auf die zu verzichten nicht schwerfällt. Goethe selbst nennt sie in einem Zwiegespräch zwischen dem Dichter und einem Freunde aus der Menge:

»Die Jahre nahmen dir, du sagst, so vieles:
Die eigentliche Luft des Sinnespieles,
Erinnerung des allerliebsten Landes
Von gestern; weit und breiten Landes
Durchschweifen frommt nicht mehr; selbst nicht
von oben

Der Ehren anerkannte Zier, das Loben,
Erfreulich sonst. Aus eignem Tun Behagen
Quillt nicht mehr auf, dir fehlt ein dreistes
Wagen!

Nun wüßt' ich nicht, was dir Besondres bliebe?«
— »Mir bleibt genug! Es bleibt Idee und
Liebe.«

Idee und Liebe — wäre der Diwan nur ein Buch der Ideen, er wäre schließlich doch ein kühles Kunstwerk, das wir bewundern, aus dem wir lernen, aber das mit unserm Leben nicht eigentlich verwachsen kann, weil es selbst kein Leben hat. Allein der Diwan ist neben einem »Buch der Ideen« auch als Ganzes ein »Buch der Liebe«, und das Leben schlägt darin mit heißem Pulsschlag. Vier kurze Sommerwochen des Jahres 1815 enthalten das Erlebnis, das den Diwan zu einem solchen Buch der Liebe machte; gerade in dem Augenblick, als Goethe sich in einer gewissen Abwendung vom Leben befand,

reichte es ihm noch einmal die Hand und zog ihn in seine Kreise. Es ist mühsig und geschmacklos, der Frage, wie alt Goethe damals war, irgendwelche Gedanken zuzuwenden — kein Mensch fragt, wie alt Helena war, als die Griechen zehn Jahre lang um ihren Besitz kämpften. Goethe war jung, wenn jung sein die Fähigkeit ist, zu erleben. Als ein innerlich Junger trat er die Reise an, die ihn in seine Vaterstadt und an den Rhein bringen sollte, und auf der er im Hause eines langjährigen Freundes, des Geheimrats von Willemer, als Gast einkehrte.

Willemer war seit einem Jahr mit einer Frau verheiratet, der es nicht an der Wiege gesungen worden war, daß sie ihr Leben einmal in den gesicherten und geschlossenen Kreisen eines Frankfurter Patrizierhauses führen würde. 1798 war eine wandernde österreichische Schauspielertruppe nach Frankfurt gekommen, und unter den Sängern und Tänzern hatte sich ein vierzehnjähriges Mädchen befunden, das sich die Gunst des Frankfurter Theaterpublikums im Sturm eroberte. Nicht nur Clemens Brentano verliebte sich Hals über Kopf in die anmutige Marianne Jung; auch älteren Leuten gefiel sie, und der Geheimrat von Willemer hatte von ihrer Lieblichkeit einen so starken Eindruck, daß er sie in sein Haus aufnahm und sie mit seinen Töchtern zusammen erzog, die einige Jahre älter als die junge Schauspielerin waren. Das Willemer'sche Haus war durch Wohlstand und Bildung gleichermaßen ausgezeichnet, und die Tore zu allem Wissenswerten und künstlerisch Schönen öffneten sich ihrem empfänglichen und Schönheitsfreudigen Sinn. Die Beziehungen zu ihren neuen Geschwistern gestalteten sich durchaus harmonisch, und als Willemer nach dem Tode seiner Frau die eben Dreißigjährige heiratete, da fand dieser Schritt in der ganzen Familie freudige Zustimmung. Auch der weitere Freundeskreis war einverstanden, und das Landhaus Willemer's, die »Gerbermühle«, das unweit Frankfurts lag und mit seinen Gärten und Terrassen an den Main grenzte, wurde bald der Mittelpunkt einer schönen, künstlerisch belebten Gesellschaft. Hier kehrte auch Goethe im August 1815 ein und war nun vier bis fünf Wochen lang teils Gast bei Willemer's, teils auf Ausflügen und kleinen Reisen mit ihnen zusammen. Vier bis fünf Wochen sind eine kurze

Zeit, aber das Erleben dieser Wochen blieb Goethe wie Marianne bis in ihre letzten Lebenstage lebendig. Was diese Wochen an äußeren Ereignissen boten, das läßt uns der Diwan fast Tag für Tag wissen. Man saß auf der Terrasse und ließ die Bogen des Mains an sich vorbeiziehen, der sich unter dem Erzählen und Schildern Goethes in den Euphrat zu verwandeln schien. Abends sang Marianne Goethische Lieder; im Garten äußerte sich Goethes Vorliebe für alles, was wächst und blüht; die seltsam gestalteten Blätter des Ginkgo-Biloba-Baumes werden zum Symbol für innerstes Erleben:

Dieses Baums Blatt, der von Osten
Meinem Garten anvertraut,
Gibt geheimen Sinn zu kosten,
Der den Wissenden erbaut.

Ist es ein geeintes Wesen,
Das sich in sich selbst getrennt?
Sind es zwei, die sich erlesen,
Daß man sie als eines kennt?

Solche Frage zu erwidern
Fand ich wohl den rechten Sinn:
Fühlst du nicht in meinen Liedern,
Daß ich eins und doppelt bin?

Ein schöner Vollmondabend am Main gibt Gelegenheit zu einer anmutigen Verabredung: bei jedem Vollmond wollen Goethe und Marianne aneinander denken — eine Verabredung, der wir noch im Jahre 1828 eins der schönsten Mondlieder Goethes verdanken. Ein gemeinsamer Ausflug nach Heidelberg bringt dann die beglückendsten Tage dieser beglückenden Zeit. Sie wandern zusammen über den Schloßberg, und Goethe, der immer Mitteil'same, spricht von seinen arabischen Studien und zeichnet Mariannes Namenszug mit arabischen Lettern in den Sand, und hier in Heidelberg sprengt Goethe durch den Reim das Pseudonym »Patem« und faßt die überwältigende Stärke der Empfindung in die herrlichen Verse:

Nur dies Herz, es ist von Dauer,
Schwillt in jugendlichstem Flor;
Unter Schnee und Nebelschauer
Rast ein Atna dir hervor.

Du beschämst wie Morgenröte
Jener Gipfel ernste Wand,
Und noch einmal fühlet Patem
Frühlingshauch und Sommerbrand.

Die Tage in Heidelberg waren die letzten, die Goethe und Marianne zusammen ver-

lebten; auf dies Beisammensein folgte kein Wiedersehen; alles, was blieb, war ein Briefwechsel, der sich mit kleineren und größeren Unterbrechungen bis in Goethes letzte Lebenszeit fortsetzte, und aus dem es uns vergönnt ist, herauszulesen, wie das Band zwischen beiden festhielt, so zart es geknüpft schien. Durch Goethes Briefe geht eine gewisse Zurückhaltung; wir erkennen ihn als den bewußt Entsagenden und fühlen mit ihm, wie ein Wiedersehen die reinen und feinen Linien dieses einzigartigen Verhältnisses verwirrt, ja zerstört haben würde. Leicht wurde ihm diese Entsagung gewiß nicht, in seine inneren Kämpfe läßt uns ein Vers bliden, mit dem er Marianne ein Kästchen zurückschickt, das Mirabellen gehalten hatte, und in das er nun als Gegengabe ein Bild von sich legt:

... Bringet keine süßen Früchte,
Bringt vielmehr ein ernst Gesicht,
Das im Weiten und im Fernen
Nimmer will Entbehrung lernen.

In den Briefen tritt diese Stimmung auch einmal deutlich zutage; am 26. Juli 1819 redet er sie in leidenschaftlich hingeworfenen Zeilen zum ersten und einzigen Male mit Du an, und die ganze Zärtlichkeit und Sehnsucht seines Herzens bricht hervor. Aber schon wenige Tage darauf schreibt er an Herrn von Willemer die rührenden Worte: »Man wird verzeihen, wenn ich zu aufrichtig gewesen bin.« — Während also Goethe in diesem Briefwechsel als der gehaltenere erscheint, sind Mariannes Worte immer der unmittelbare Ausdruck ihres Empfindens und eigentlich im ganzen nichts weiter als eine Paraphrase der Diwan-Verszeile: »Bleibe, bleibe mir gemogen.« Und weil sie sich so unmittelbar ausdrückt, kann der Leser sich aus diesen Briefen ihr ganzes Bild zeichnen und lernt sie bis in den Grund ihrer Seele kennen. Trotzdem bleibt es schwer, sie zu schildern, weil alles mit so zarten Konturen gezogen ist und sich so wenig in Worte fassen läßt wie der Duft einer Blume. Als Grundzug ihres Wesens erkennen wir ihre künstlerische Veranlagung, wenn der ein Künstler ist, bei dem Gedanke und Form als untrennbare Einheit geboren werden. Es gibt nichts, wofür sie nicht eine eigenste Form des Ausdrucks fände, mag sie sich über das Größte oder das Kleinste, über Mostsenf und Tapeten oder über Reisen und

Bücher aussprechen: immer ist sie von persönlichster Grazie und Eigenart. Aber am uner schöp flichsten ist ihre Sprache, wenn sie ihre Verehrung, ihre Sehnsucht, ihre Hoffnung auf eine Wiederbegegnung mit Goethe ausspricht — und gerade da ist sie von der größten Zartheit und Feinheit: »sag's ihm, aber sag's bescheiden«. Sie wußte, was sie tat, als sie Goethe ihr Herz aufschloß:

Meine Ruh, mein reiches Leben
Gib' ich freudig, nimm es hin.

Und die Gegengabe blieb nicht aus; das große Erlebnis ihres Lebens machte sie zur Dichterin. Seit sie selbst es Herman Grimm erzählt hat, wissen wir, daß mehrere der schönsten Diwanlieder ihr Werk sind — ja gerade die Lieder, die in den Kompositionen von Schubert und Mendelssohn Allgemeinut der Gebildeten geworden sind, wie »Ach, um deine feuchten Schwingen« und »Was bedeutet die Bewegung«. Goethe hat sich diese Lieder angeeignet, die »im schönsten Sinne sein« waren, er hat nur geringfügige Veränderungen mit ihnen vorgenommen, von denen man nicht einmal sagen kann, daß sie durchweg Verbesserungen seien. Auch können wir nicht zweifeln, daß Marianne noch an einer ganzen Reihe der übrigen Lieder im Buch Suleika beteiligt ist, wie Stein und Stahl am Funken in gleicher Weise beteiligt sind. Ihre Gabe, zu dichten, hat sich auch außerhalb des Diwans betätigt, in Gelegenheitsgedichten, Begleitversen zu Geschenken usw. Immer ist sie anmutig in der Form, oft findet sie humoristische, auch volkstümliche Wendungen — ein Stück Osterreichtum scheint in den geschickten Reimen zu stecken. Neben dem Wort aber ist ihr liebstes Ausdrucksmittel die Musik; ihr Landsmann Mozart ist ihr Lieblingskomponist, sie selbst war eine vorzügliche Sängerin und gab auch Gesangstunde; oft empfiehlt sie Goethe Künstlerinnen, die bei ihr gelernt haben.

Eine Künstlerin, so haben wir, war Marianne; aber dabei stand sie fest auf dem Boden des realen Lebens; alles Verfliegene, Geschraubte, alles Sich-in-Szene-Setzen war ihr fremd und wurde von ihr auch bei andern, z. B. bei Adele Schopenhauer, entschieden abgelehnt. Niemals gibt sie sich der Sentimentalität hin; wohl fühlen wir ihren Briefen oft ab, daß ihr das Herz schwer ist.

aber sie lächelt und wischt die Träne heimlich fort:

Doch vermeid' ihn zu betrüben,
Und verbirg ihm meine Schmerzen.

In ihrem Verhalten gegen ihre Umgebung leiten sie Klugheit und Güte. Mit beiden erreichte sie, daß zwischen sie und ihre Stiefkinder und -enkel niemals eine Trübung trat, und daß der Name »Großmütterchen«, der für die junge Frau zuerst wie ein Scherzwort erschien, immer wahrer wurde und dem verehrten und geliebten Familienhaupt von allen Gliedern des Hauses in herzlichster Zuneigung gegeben wurde. Ihrem Diwanwort:

Denn das Leben ist die Liebe,
Und des Lebens Leben Geist

hat sie im tiefsten Sinne nachgelebt. Aber so fest sie in ihrem Hause und in ihrer Familie wurzelte, und so aufrichtig sie ihren Gatten achtete und ehrte: die Beziehung zu Goethe war und blieb der eigentliche Reichtum ihres Lebens, und die Erinnerung daran war ihr heiligster Besitz, von dem sie nur selten und mit fast scheuer Zurückhaltung sprach. Seine Briefe hütete sie wie ein Vermächtnis; die übrigen hatte ihr Goethe kurz vor seinem Tode zurückgeschickt und zu dem sorgsam geordneten und gebundenen Päckchen die Verse hinzugefügt, die rückschauend noch einmal alles aussprechen, was ihm diese Briefe bedeutet haben:

Vor die Augen meiner Lieben,
Zu den Fingern, die's geschrieben,
Einst mit heißestem Verlangen
So erwartet, wie empfangen.

Zu der Brust, der sie entquollen,
Diese Blätter wandern sollen,
Immer liebevoll bereit,
Zeugen allerhöchster Zeit.

Westöstlich« nannte Goethe seinen Diwan, weil er eine Vereinigung der Ideenwelt des Orients und des Occidentals darstellen sollte, und dieser Doppelflang gibt dem Buch seine Eigenart und seinen Reiz. Aber unsere Betrachtung hat uns dazu geführt, noch einen andern Doppelflang aus dem Werk herauszuhören: den Doppelflang von Alter und Jugend. In jeder Periode von Goethes Schaffen tritt bei ihm zu der rückschauenden und umschauenden Betrachtung immer das Erlebnis: die Erkenntnisprobleme des Faust verbinden sich dem jugendlichen Dichter mit der Gretchenragödie, mit der Kunstanschauung, die Italien dem gereiften Manne vermittelt, wachsen die römischen Elegien — und mit unverminderter Kraft zwingt der Sechziger im Diwan das scheinbar Unvereinbare zusammen: die Gedanken des orientalischen Weisen, die aus Skepsis und Ehrfurcht ein eigentümliches, aber doch festgefügtes Weltbild erbauen, und die Liebe zu der deutschen Frau, die auch unter den Schleiern des Orients und unter dem fremden Namen ganz die bleibt, die sie ist. So steht der Diwan in Goethes Leben auf der Schwelle des Alters: er sammelt und ordnet die Ernte eines reichen Lebens auf eignen und fremden Feldern und ist zugleich geschmückt und getränkt mit den Blüten einer neuen Jugend.

Brüder

Keiner Zote Gewieher
Hörst du, nicht Fluch noch Streit,
Seit der Tod als Erzieher
Uns als Brüder gereiht.

Was sind Titel und Namen?
Keiner ist minder und mehr,
Ob wir vom Pfluge kamen,
Oder von Kant und Homer.

Ubergroßes Erleben
Hat uns geweiht und gefellt,
Sieh, aus den Schützengräben
Schreitet die neue Welt!

Arthur von Wallpach

Eliefer bringt Rebekka heim

In der letzten Nacht der langen Reise,
Da sie endlich aus der Wüste ritten,
Hoch im Sattel höckeriger Kamele,
Hielt Rebekka nah dem Knecht, dem
Greise,
Doch nicht wagte sie es, ihn zu bitten,
Daß er ihr von Abraham erzähle.
Und sie sah in ihrer Mädchenseele
Haus und Herden, Garben, wohlgeschnit-
ten,
Und das Leben nach der Väter Weise.

Und wie war der Sohn an Leib beschaffen?
Wie an Antlitz, Augen, Mund und Wan-
gen?
Wie an Händen? (Ach, ihr bangte wieder.)
Welche Kleidung trug er, welche Waffen?
Von wie reichem Schmuck war er behangen,
Und wie führte er im Tanz die Glieder?
Siel das Haar ihm schwarz den Nacken
nieder?
Blond vielleicht? In Locken, wellenlangen?
Oder nur in Strähnen, kurzen, straffen?

Und sie träumte so. In tiefer Ferne
War das Licht des Hauses schon zu sehen,
Schwach, doch trostreich: als das gute Ende.
An dem Himmel zitterten die Sterne;
Voll von süßem Dufte kam ein Wehen,
Leise strich's ihr über Stirn und Hände.
Und sie sprach: „Wie auch der Herres wende,
Irgend muß es doch für gut geschehen —
Und so tu ich dieses Meine gerne.“

Und der Alte, nach dem Lichte zeigend,
Tat den Mund auf, sprach: „Wir sind zu
Hause.“
Etwas wie ein Schatten kam entgegen.
Und sie ritten weiter, wieder schweigend.
In den Bäumen wuchs des Winds Gesaule,
Blumen flüsterten entlang den Wegen.
Einer sagte: „Heut noch fällt ein Regen“.
Und schon hörten sie, ein Rauschen brause,
Doch der Born war's, hoch im Strahle
steigend.

Jetzt war auch der Schatten zu erkennen.
„Mein Herr Isaak!“ rief der Knecht er-
schrocken,
Beugend des Kameles Knie zur Erde.
Und das Mädchen meinte zu verbrennen
halb vor Angst und halb doch vor Froh-
locken:
Daß für immer alles wirklich werde.
Aber er, mit freundlicher Gebärde,
Hob sie abwärts — und ihr Herz blieb stocken,
Als er fragte: „Wie soll ich dich nennen?“

Ihren Kopf an seine Brust gebettet,
Sprach sie, während leis sich Hoffnung regte,
„Sag: Rebekka.“ Under sprach den Namen
Langsam nach. Da war sie schon gerettet.
Sein Gesicht mit dunklem Bart bewegte
Sich zu ihr hin. Gütig sprach er: „Amen.“
Und die beiden alten Eltern kamen.
Und der Hund, der sich zur Ruh nicht legte,
Ward von Eliefer angekettet.

Selig Braun

Der König

Von Fritz Reck-Malleczewen

Zu Ende wollte der Sommer gehen, und im allzufrüh beginnenden Herbst lächelten Sanssoucis sorglich gehütete Gärten wehmütig wie vorzeitig welkende Jünglinge. Durch ihre Gänge aber, vorbei an den zierlichen Grotten und Brunnen, schritt ein Gewaltiger: bei des einsamen Königs großer Majestät meldete sich der stille, der ernste Gesandte aus dem lichtvollen Reich, das den Vollendeten nun in sich aufnehmen wollte.

Zartfühlend und fein war der Tod, wie er immer ist, wenn er einem großen Leben sich naht. Er ließ den siechen Mann mit den mächtigen Strahlenaugen, der nun vom Lehnstuhl aus das Präzisionswerk seines Staates lenkte, gern gewähren in seiner mühseligen Arbeit. Bescheiden wartete er in den Vorzimmern, wenn endlich im Morgengrauen die erschöpften Sekretäre den König verließen, um den Ministern Platz zu machen, diesen Ministern, die um das jahrelang treuverwaltete Amt zitterten, wenn sie des Herrschers Schwelle überschritten. Denn in genialer Ungerechtigkeit maß des Königs ins Übermenschliche gewachsener Geist damals die armen Werkzeuge an dem eignen Können.

So störte ehrfurchtsvoll selbst der Tod dieses Treiben nicht. Wenn aber Friedrich im Mittagssonnenschein auf der Terrasse ruhte und sein Blick über dem bunten herbstlichen Garten den Gestalten der so lange schon geschiedenen Freunde froher Tafelrunden nachträumte: siehe, dann trat der Unsichtbare, ein Diplomat der erlesensten höfischen Kunst, zu dem Herrscher und nannte leise, leise den Auftrag dessen, der ihn gesandt.

Aber er fand kein willig Ohr; der gewaltige Geist, der wohl ahnte, wie sehr das zerfallende Jahrhundert seiner bedurfte, lehnte sich auf gegen Auflösung und Vergehen. Aus den weichen Polstern riß er die von der Krankheit gemarterten Glieder, und aufs Pferd warf er sich, leidenschaftlich das Leben suchend. Traurig über den Widerstand des Großen ritt der Tod dann an seiner Seite; und wenn der ruhelose König

in raschem Galopp sich von dem unerwünschten Gefährten zu befreien suchte und schmerzlich aufstöhnend doch bald im Sattel zusammensank, dann raunte der andre wohl: »Seht, lieber Herr, es darf nun nicht mehr sein, gebet nun willig Euren Leib zurück, den Ihr empfangen!« Aber er erreichte nur, daß der Unbeugsame sich vom Sattel zum Lehnstuhl tragen ließ und sein Ohr sich, in der doppelten Arbeit vergraben, dem Tod verschloß.

Die Angst begann den Unbändigen zu treiben, nicht genug des Schaffens sei gewesen in seinem Leben. Neue, unerhörte Pläne tauchten auf, den Riesenbau des Staates ins Unermessene zu türmen. Fiebernd kreiften des alten Meisters Gedanken um sein Werk, daß er den Schlaf verschuchte und ihn nun die dunkle Nacht selbst bei der Arbeit fand. Dreimal mußten die Schreiber abgelöst werden, mehr denn je zitterte die Umgebung vor dem königlichen Zorn, die doppelte Anzahl von Kurieren hastete hinaus mit den Staatsdepeſchen. Und seufzend neigte sich ein Weltteil unter der Übermächtigkeit des Titanischen, von dessen Seite sich auch der Tod nun Tag für Tag unverrückter Sache davonschleichen mußte.

Zu diesen beiden Großen, die so seltsamen Umgang miteinander pflogen, hatte sich, seit die Vögel nicht mehr sangen, ein Dritter, ein Geringerer, gesellt: ein Schweizer, ein Arzt, den der König gerufen hatte, damit er ihn von den lästigen Beschwerden befreie. Ein ehrlichblickender noch junger Mensch von urgesundem, plumpem Körper war es; und da das Leben ihn bisher nur gerade und glatte Wege geführt und ungewöhnlich früh seiner ärztlichen Kunst einigen Ruhm geschenkt hatte, so sah sein Blick fest und fröhlich in die Welt und nichts darin, was ihn hätte schrecken können. So war der Mann, den der sterbende König gerufen hatte, der selbst doch durch alle Höhen und Tiefen des Lebens gewandelt war.

Aber auch vor diesen Gewaltigen war der Schweizer, ohne des Hofes Zeremoniell sonderlich zu beachten, unbekümmert hingetre-

ten, hatte den vergehenden Leib sorglich und bedachtsam untersucht und dann nach seines Stammes kunstloser und gerader Art erklärt, daß der König bald sterben werde. Da hatte aus den großen Augen ihn ein blauer Blick getroffen, und er hatte der verärgerten Majestät bissige Frage, wieviel Kirchhöfe er mit seiner ärztlichen Kunst gefüllt habe, also beantworten müssen: »Sire, viele mögen es wohl sein! Gut der tausendste Teil derer, die Euer Majestät Kriege beschickten!«

Da hatte der König, in dessen Nähe das welt gewordene Jahrhundert selten nur einen aufrechten Mann so stolzer Art führte, gelacht und den jungen Arzt gebeten, ihn täglich zu besuchen und nicht nur seinen Körper zu pflegen, sondern, gestatte es das Staatsgeschick, mit ihm ein wenig zu plaudern.

Anfangs nun hatte der Arzt unbefangen und fröhlich an diesen Gesprächen teilnehmen können. Da der König jedes Erwähnen seiner Krankheit verboten hatte, so erzählte er ihm von seiner Heimat freien Sitten und mannigfachen Vorzügen und offenbarte dem lächelnden Fürsten seinen frohen Glauben an die unfehlbare Richtigkeit seiner jugendlichen Welt.

Dann aber kam es unaufhaltsam, wie es in diesem Falle eben kommen mußte. Auch der junge Republikaner, der doch so manchen schon hatte vom Licht scheiden sehen, begann zu ahnen, daß es ein eigen Ding ist um das Sterben großer Menschen. Streng blickte des Königs von Tag zu Tag magerer werdendes Antlitz und in wilber Kühnheit wie das eines zum Himmel steigenden Falten. Der Arzt erkannte den herrischen Trotz des großen Geistes und fühlte bald, daß der in seinen Rechten bedrohte Tod einen grimmen Kampf mit diesem Leben auszufechten begann. Seltener wurden die Tage launiger Gespräche, Schmerzen begannen in dem zerfallenden Leib zu wühlen, und täglich krallte das Fieber seine heiße Hand in das rastlos arbeitende Hirn. Je trotziger aber der König den Tod aus seiner Nähe wies, desto persönlicher schien der Genius des Jenseitigen durch dieses einst doch der Sorgenfreiheit geweihte Schloß zu wandeln. Überall wies es seine furchtbaren Spuren. Alles Gewürm, wie man es nie gesehen, froh über die Wege, Ungeziefer fraß die Blätter und ließ die Gerippe nur

wie Totenbein stehen. In der dünnen Erde klappten weite Spalten, und aus den Spalten stieg süßlich und ekel der Hauch der Verwesung. Die Tiere selbst überkam große Unruhe. In den Ställen zerrten nachts die Pferde an den Ketten, die Hunde heulten, und auf den Gängen des Schlosses drängte sich verstört das Hofgesinde und mied gern den Flügel, darinnen es den Sterbenden wußte.

So erbehte, als er den Tod mit so harter Hand sein Werk vollenden sah, auch der Arzt. Mit unbezwinglichem Grauen begann er die geheimen Zusammenhänge des Schauspiels zu ahnen, dessen Zeuge er nun war. Und er, dem seine Sinne sonst Wägbares nur und zu Begreifendes übermittelten, er zwang sich nur zu leichtem Lächeln, als eines Morgens seltsame Kunde sein Ohr erreichte: in der Kirche habe man die sonst sorglich verschlossene Gruft, darin des Königs Vater ruhte, beim ersten Frühlicht mit weit klaffenden Türen gefunden, als hätte sie eines neuen Sarges ...

Und noch ein andres Ding hatte dem Schweizer seine frohe Sicherheit von ehebem genommen. Er hatte es zur Bedingung seines Kommens gemacht, daß er in der Stadt wohnen dürfe, sei es, daß auch er die Nähe des Ubergroßen auf die Dauer nicht ertrug, sei es, daß er das Schloß mit seiner Etikette meiden wollte. Jedesmal aber, wenn er die königlichen Gärten verließ, drängte es sich an ihn, den als des Königs letzten Berater längst jedermann kannte: junge Kavaliere, Kaufleute aus allen Teilen des Staates und Agenten fremder Höfe. Und ein jeder wollte erfahren, ob denn nicht schon morgen der Alte dort oben auf dem Schloß sterben werde. Schlechtverhehlte Ungeduld war in den Fragen. Da war die Schar der Beamten, die vor dem Späherblick des jede Unregelmäßigkeit Erfahrenden zitterte, waren die Offiziere, die sorgenvoll an die nächsten Herbstmanöver dachten, und waren die Handelsleute, die doch schon seit vollen sechs Monaten die Trauermode auf des Herrschers Tod in ihren Lagern hielten und mit Recht einen Zinsverlust fürchteten. Da war eine ganze jämmerliche, kleine Welt, die unter dem Übergewicht des einsamen Genius seufzte und heute lieber als morgen von ihm befreit sein wollte.

Wohl hatte vom ersten Tage an der Arzt barsch die Frager abgewiesen. Aber daß sie

wieder und wieder kamen, konnte auch er nicht hindern. Auch nicht, daß in der Stadt das Gespräch sich um die Mienen drehte, mit denen er jedesmal das Schloß verlassen habe; daß man gedruckte Prophezeiungen über den sicheren Todestermine des Königs auf den Straßen verkaufte, und daß von diesen Zetteln die mit dem frühesten Termin die gesuchtesten waren. So mußte er täglich sehen, was ihn, den Ehrlichen, tief erschütterte. Befangener von Tag zu Tage trat er im Schloße ein. fand er Friedrich dann fiebernd und erschöpft von der Tagesarbeit, so fragte er sich oft, ob der wohl wüßte, an welch erbärmlich Geschlecht er so königlich von der schwindenden Lebenskraft spende. Und vor seinen jungen, suchenden Augen, die täglich Europas Größten sahen, erhob gebieterisch und quälend fast sich jene Frage, mit der damals der ganze Weltteil sich beschäftigte: die Frage nach dem tief hinter Wiß und Härte verborgenen Menschentum des Rätselhaften. Verlassen hatte den Arzt seine ganze vermeintliche Menschkenntnis. Oft forschte er wohl in Friedrichs Antlitz. Aber das war widerspruchsvoll und undurchdringlich und gab des Mannes Geheimnis nicht heraus.

So war ein stiller, ein trüber Tag gekommen, über dem bleigraue Wolken hingen. Der Herbst saß in den Baumkronen und riß die Blätter von den Zweigen, daß die nutzlosen in Wolken zur Erde segelten. Dumpfe Gerüche hatten in der Frühe die Stadt durchweilt, die von einer plötzlichen Wendung zum Schlimmeren in des Königs Befinden raunten. Da aber keiner der für diesen Fall verabredeten königlichen Jäger den Arzt erreicht hatte, so unternahm er seinen Gang zum Schloß erst zur gewohnten Stunde. Tiefer denn je hatten ihn die Szenen erregt, deren Zeuge er auch an diesem Tag in der Stadt gewesen war, und so begleitete ihn auf seinem Gang quälend die Frage, was wohl seines eignen Daseins Zweck und Ziel sei, nun er den breiten Strom dieses Götterlebens so verstanden sah in dürrer und unfruchtbarer Erde.

In solchen Gedanken war er bis zu jener Stelle gekommen, wo eine Tafel mit des Herzogs von Alba Marmorbildnis am Eingang der königlichen Gärten steht, jene Tafel, die des Königs Laune vor Jahren hatte errichten lassen, damit des Grausamen

Antlitz Unerbetene und Neugierige zurückschrecke. Betroffen aber blieb diesmal der Arzt vor dem Steinbild stehen. Sei es, daß das ungewisse Licht die Augenhöhlen des Tolebaners völlig leer erscheinen ließ oder daß des Beschauers trübe Gedanken Herr wurden über seine Phantasie: es war ihm, als erblicke er nun von Angesicht zu Angesicht jenen Genius, der körperlos im Schloße zu herrschen sich anschickte, als habe er sich, brutal sein Recht fordernd, am Eingang zu diesem Garten aufgepflanzt, den er nun als sein Besitztum betrachtete.

Aus seinem Sinnen riß den Arzt dumpfes Getöse: es war der Galopprrhythmus eines Pferdes. Und da er sich wandte, erblickte er auf den Rieswegen des Parks einen heran-jagenden Reiter; ein Offizier der Königswache war es, der ihm aus der Ferne schon seine Botschaft zurief: die Majestät habe einen schlimmen Zufall gehabt, der Arzt solle eilen. Equipage, ihn zu holen, käme hinterher.

Aber der Schweizer erwartete den Wagen nicht. In raschem Lauf durchmaß er den Park und eilte die mächtige Steigung der Terrasse hinauf. Oben vor dem Schloß fand er den ganzen kleinen Hofstaat zusammengebrängt. Jede Gruppe dieser Schar besprach die Wendung nach der Art ihres Fürchtens und Hoffens. Die Herren aus den Kavalierrhäusern zählten die Eigenarten des kommenden Königs auf, denen man wohl oder übel sich werde anpassen müssen; und die Kammerhusaren, die Schar der Köche, die Stallknechte und Gärtner, sie alle erwägten, ob wohl der sparsame Herrscher in seinen Bestimmungen ihrer langen, treuen Dienste gedacht habe. Flüchtig nur hörte das alles der Arzt. Dem Eingang nahe fand er zwei Herren aus des Königs engerer Umgebung. Sie standen stumm und blickten voll Trauer in den nebligen Park hinab. Von ihnen nun erhielt er tröstlicheren Bescheid, als er erwartet hatte: während der Arbeit — nie habe sich dieses bisher ereignet — sei die Majestät von einer jähen Ohnmacht befallen worden, habe sich aber bald wieder erholt und sei dann in tiefen, wohlthätigen Schlummer versunken, daraus sie nach strengem Befehl von niemand wolle erweckt werden. Er, der Arzt, solle sich gleichwohl bereithalten, sofort nach dem Erwachen in den königlichen Zimmern zu erscheinen.

So verweilte in einem jener Säle, in denen einst mancher Diplomat der Entscheidung über seines Staates Geschick geharrt hatte, der Arzt. Da er den seltsamen Verzerrungen nachsah, mit denen die mächtigen Vasen vor dem Ramin sein Antlitz widerspiegelten, siehe, da schredte ein leichtes Geräusch ihn auf. Ein zierlich Volk hatte sich hinter seinem Rücken in das Gemach eingeschlichen: des Königs silberfarbene Windspiele, die in hastiger Jagd hereingeschossen waren und nun mit einigem Staunen die vierschrötige Gestalt des Schweizers sahen, die ihnen ganz und gar nicht in diesen heiteren Raum zu passen schien. Noch ehe der aber den Schelmensputz begriffen hatte, wandte der Leiter den feinen Kopf, und hinaus, geräuschlos fast, huschte das erschredte Volk zu der andern Tür, hinter deren leichtgeöffneten Flügeln das feine Klirren der Halsglöckchen bald verklang. Gedankenvoll und ohne eigentlich zu wissen, was er tat, folgte der Schweizer der längst in irgendeinem Raum verschwundenen Meute in den nächsten Raum. Unschwer erkannte er diesen zweiten Saal nach den Silbern wieder, die des Königs Ruhm durch ganz Europa verbreitet hatte. Es war jenes Speisezimmer mit dem bekannten Tischleindeck, das auf einen Drud des Gastgebers, beladen mit allen Freuden einer geselligen Tafel, aus den unteren Räumen aufstieg und einer launigen Schar manch freies und bedeutendes Wort gestattet hatte, das kein lästiger Lakai erhaschen konnte. Der Arzt sah die lebenswürdige, längst von der Zeit zerstörte Maschinenrie. Und da er den Hauch des Gewesenen atmete, der über dem Gemach lag, stieg grauenvoll in ihm die Erinnerung auf an das, was von diesem Raum ihm die Dienerschaft berichtet hatte. Kurz vor seiner Ankunft sei es gewesen; den König habe eben damals eins der heftigsten Fieber geschüttelt, mit denen der Tod sein Werk begonnen. Da sei in einer Nacht in eben diesem Zimmer Licht gesehen worden, und da man nachgeforscht, da sei es der König gewesen, der, dürrfistig bekleidet nur, an diesem Tisch gesessen und in der Fieberhitze mit den unsichtbaren Gestalten der toten Freunde Zwiesprache gehalten habe.

Diese Erzählung, die er damals als die Episode einer Krankengeschichte nicht sonderlich beachtet, nun ergriff ihr Sinn ihn mäch-

tig, da er ihren Schauplatz betreten hatte. Gegangen waren sie alle, die Genossen der Tat und der Freude, jeder zu seiner Zeit. Und einer nur, der Größte, ragte hinüber in fremde Geschlechter, ein gealterter Gott in einer Welt kleiner, wimmelnder Menschheit. In seinem ganzen Jammer stieg ihm der Zerfall dieses Leibes auf, den er nicht aufhalten, der Troß des Riesengeistes, dem er kein neues Gefäß formen konnte. Und vor dem bunten Farbenspiel der Gobelins, vor Presnes zierlicher Kunst, die in den Raum hernieder sah, stand der ungefüge, der ehrliche Mann und begann, zum erstenmal in seinem Leben, sein ohnmächtiges Handwerk zu verfluchen und die Stunde, die ihn an dieses Sterbelager gerufen hatte. Vor des kleinen Kabinetts Moberduft und seltsamem Grauen flog er wieder zurück in das andre Gemach, trat zum Fenster und stieß weit die beiden Flügel auf. Auf des Parkes Wasserkunst ruhte lange sein Blick. Den kühnen Strahl sah er jach gen Himmel steigen und erlahmen, sich auflösen und voll und schwer wieder zurückfallen in das Marmorbeden, dem er entstiegen war. Aber auch dieses freundlichere Bild des Lebens gab ihm die Lösung nicht und die Ruhe. So verharrte er in seinem Troß.

Das lebhaftere Kommen und Gehen auf den Gängen erst rief ihn aus seinem Sinnen. Als er in das Vorzimmer trat, wurden dort eben die Flügeltüren zu des Königs Gemach geöffnet, und er hörte seinen Namen. Haltung sich gebietend, betrat er den Raum. Der erschien ihm, ob er ihn gleich an die fünfzigmal gesehen, größer und bedeutender denn je. In der Mitte aber, in seinem mächtigen Sessel, saß der König.

Siehe, da war, die großen fiebergelühenden Augen ausgenommen, nichts, was an eines Sterbenden eben überwundene Ohnmacht gemahnt hätte. Dem abgekehrten Leib gebot ungeheurer Wille. Streng sah auf des kleinen Tischchens wohlgeordnete Papiere das Marmorantlitz. Der König arbeitete wieder. Und der Arzt verharrte in staunendem Schweigen.

Dann, nach einer kurzen Weile, sah Friedrich auf und streckte dem Wartenden die magere, die seine Hand entgegen. Der Arzt wollte nach des Herrschers Befinden fragen, aber der verbot es: »Ein andres zuerst« — er reichte dem Schweizer ein vielfach gefaltetes

Papier —, »ein andres. Ihr Schweizer, denke ich, straft den Mörder nicht mit dem Tode. Dieser Fall aber hat seine Besonderheiten. Nehmt denn und lest, und sagt mir, wie man bei Euch darüber dächte.«

Der Arzt sah bald, worum es sich handelte. Der Akt über den Prozeß des französischen Ingenieurs Lefebvre war es, dessen Sache damals in aller Munde war. Dieser Lefebvre hatte nämlich im Auftrag des Königs den Bau einer Festung übernommen, und es hatte von Anfang an nicht an Stimmen gefehlt, die von einer Veruntreuung der Baugelder und einer sträflichen Vernachlässigung des Werkes raunten. Als man später die Stützgerüste der unterirdischen Kasematten entfernt hatte, waren, durch eine Schuld des Meisters oder ein Mißgeschick, die Gewölbe eingestürzt und hatten mehr als hundertfünfzig Menschen erschlagen. Der Akt enthielt das Protokoll und das Gutachten der Richter. Der Arzt las es und fand auf der letzten Seite, der königlichen Unterschrift harrend, das Todesurteil. Traurig sah er es: »Herr,« sagte er und gab das Blatt zurück, »meiner armen Kunst Aufgabe ist es, Leben zu erhalten. Und nun es ihr nicht beschieden ist, das Eure zu retten ...«

»Soll ich mich scheuen, diesem Lefebvre den Tod zu geben! Meintest du das etwa, Schweizer?« Der König hatte sich erhoben, und wenigleich seine Stimme beherrscht klang, so trafen die blauen Augen doch hart und streng den Arzt.

Der stand ruhig und erwartete den Blick: »Der Tod, Herr, ist unwiderruflich; diesem wie Euch. Die Majestät sagte meine Meinung.«

»Die gestern, mit vorsichtigeren Worten freilich, der französische Gesandte aussprach, als er für diesen Elenden zu bitten kam. Der König ist alt, nicht wahr? Der König soll, wie eine alte Dirne, vor dem Tode das Heil seiner Seele bedenken, er soll zittern, einen Verbrecher zu töten, weil er selbst vor dem Tode zittert! Und würde sie zehnmal verdammte — glaubst du etwa, ich würde dieser Seele wegen Recht und Staat über den Haufen werfen? Hier!« Und knirschend besiegelte die königliche Feder des Schulbigen Schicksal.

Der Arzt suchte des Königs Blick: »Nicht Eurer Seele dachte ich, da ich für diesen da

bat. Aber seht, Herr: dem Scheidenden ziemt Milde, damit niemand sei, der sich freue über seinen Tod.«

Da sprang der König auf, und da der Arzt in seine wildblidenden Augen sah, erkannte er wohl, daß der Fieberwahn seiner Krankheit aus ihm rede: »Wer wagt es, dich mit deiner Weisheit ausgenommen, auch nur zu denken an meinen Tod? Sieh her, diese Arme, die ich breite, noch halten sie den Staat, halten sie Europa. Weißt du, Mensch, daß, lasse ich sie sinken, eine Welt in Splitter geht? — Geh hin in meine Kanzlei, in meine Werkstatt, suche nach der Feder, die diese vielbewunderte Staatsmaschinerie treibt. Die Feder, sage ich dir, bin ich. Nimm mich fort, und still steht das Uhrwerk. Denn die Kraft, die einzige, allmächtige, die es spielen läßt, bin ich. Ich, von dem du sagst, ich sei ein Sterbender! Weißt du der Neuigkeiten mehr, Schweizer?«

Der sah dem König kummervoll in die Augen: »Sire, auch ein Uhrwerk taumelt wohl noch eine Weile hin und her, wenn die Feder längst geborsten ist!«

Friedrich trat dicht vor ihn: »Es taumelt? Es zuckt? Ich sage dir, es läuft, es spielt, wie ich es will und treibe. Armseliger du, der du nie Menschen lenkst, nie die Wonnen der Staatskunst kennen wirst: ich sage dir, gebeugt habe ich den Nacken unter diesen Staat, um ihn den jarten Leib, den du zerfallend wähnst, gehärtet und tastet, für diesen nämlichen Staat die Freude ausgerauft aus meinem Leben. Und da ich litt für ihn und verzweifelte, und endlich doch das Schicksal würgte und siegte, trägt mich jetzt der Strom seiner Millionenleben. Weißt du etwa, wohin? Ich sage dir, unendliche Weiten noch sehe ich vor meinem Lauf. Auf tausenden beglückter Leben ruht das meine und schwingt sich auf in Höhen, die euer Auge nicht erreicht. Das Ende des Fluges, noch fühle ich es nicht! Der Tod soll ihn hemmen, mit dem du mich schreden willst? Dieser elende Tod, mit dem ich tausendmal verkehrte, der auf meinen Wink aus den Eisenmäulern fuhr und Tausende in ihr Grab blies? Dieser Tod, den ich selbst zum stöhnenden Sklaven eben meines Staates machte? Allweiser Narr du, sieh, wie ich mein Werk halte und treibe und deinen Tod verlache! Hörst du, daß ich seiner lache?«

Und gellend schnitt es durch den Raum,

daß der Schweizer in eifigem Grausen sein Haupt in den Händen barg und sein Ohr dem Laut verschloß. Ruhelos, getrieben von dem heißen Fieber, trug indes der König die entstellten Glieder auf und ab durch das Gemach. Keuchend ging sein Atem, und noch immer glühte in den Augen jenes wilde Feuer, das keines irdischen Lichtes Widerschein war. Vor seinem Tische blieb er nach einer Weile rastlosen Wanderns stehen und schwang die Silberglocke, daß der schreiende Ton auch den Schweizer emporschreckte. In der Tracht der königlichen Sekretäre trat ein Mensch ein, die bearbeiteten Papiere in Empfang zu nehmen. Wiewohl nun in dieses Mannes Gebaren zunächst nichts Ungewöhnliches war, stuchte der Schweizer doch bei seinem Anblick. Auf dem zwerghaften, durch Mißwuchs verunstalteten Körper saß ein riesenhafter, kahler gelber Schädel. Böse blickten die Augen, und die viel zu kurzen Lippen ließen des weit vorspringenden Kiefers lange gelbe Rastzähne frei, daß es aus sah, als sei der ganze Mann ein gräßliches, menschengewordenes Satansgrinsen. Da dieser Schreiber nun vor den König trat und den langen Arm nach den Papieren ausstreckte, eben da begegneten sich beider Augen eine kurze Weile. Und ob es am Ende nur des Mannes Befangenheit war, so verzerrte sich doch in diesem Moment die Teufelsfrage zu seltsamer, schredlicher Wildheit. Nur einen Augenblick hatte dieses gewährt. Aber auch der König, der den Mann doch schon oft gesehen haben mochte, schien es nicht entgangen zu sein, denn er war, überrascht wohl von dem Grimassenspiel, einen Schritt zurückgetreten und reichte aus größerer Entfernung dem andern die Papiere und sah ihm sinnend noch eine Weile nach, als er schon längst das Zimmer verlassen hatte. So stand er und blickte ins Leere. Gewichen schien nun die Glut und der Wahn, der ihn eben noch umhergetrieben; und da er abermals zu dem Arzt sprach, klang es ruhig wieder und fast kühl: »Da ich Euch fragte, ob jemand da draußen außerhalb dieser meiner stillen Schloßwelt Euren Glauben an mein baldiges Ende teile, wicket Ihr meiner Frage aus; und Ihr hattet auch wohl ein gutes Recht dazu, da der Groll und mein Glaube an mein Schicksal mehr mein Wort beherrschten, als mir ziemte. Gut denn: die Last der Frage mag ich Euch nicht

gern von neuem auferlegen. Die Welt da draußen sah ich lange nicht. So will ich denn die Glieder, deren Kraft Ihr so mißtraut, erproben und selbst sehen. Euch aber bitte ich, mich zu begleiten auf diesem Gang.«

Da nun, als er der Dinge gedachte, auf die des Königs Weg wohl treffen mußte, bat der Schweizer und erinnerte an des Kranken eben erst überwundenen Zufall. Gewiß, unwissend und gering sei seine Kunst, und gar leicht könne er sich in seinem trüben Urteil getäuscht haben. Nie und nimmer dürfe der Kranke durch eine Anstrengung die Genesung stören, die vielleicht schon im Gange sei.

Da er aber auffah, erstarb ihm die Bitte auf den Lippen. Denn vor ihm stand, gerade und stolz, nicht der, der seiner Pflege befohlen war, sondern des großen Königs Majestät. Und da er in Friedrichs Auge blickte, erkannte er wohl, daß der nicht gewillt sei, dem Schicksal auszuweichen. »Die Bitte«, sagte der König, »nehmt als meinen Befehl. Im Vorzimmer harret meiner!«

Damit war der Arzt entlassen.

Eine Weile war vergangen, da schritten die beiden Ungleichen hinaus, voran der König, in einigen Schritten Abstand nach des Herrschers Weisung der Arzt. Trüb war auch jetzt der Tag und ungewiß sein Licht, wie es wohl auf den Wiesen der Unterwelt liegen mag. Kein Windhauch erweckte ihm Leben, und keines letzten Vogels Ruf milderte sein Todeschweigen. Dann endlich, als sie den Platz vor dem Schloß durchschritten, fuhren blitzende Fanfaren-schreie durch die große Stille, und mit dem flirrenden Stolz ihrer ehernen Zucht trat die Königswache ins Gewehr. Knapp und streng grüßte des Herrn Hand das sinkende Sponsion. Siehe, da blickte auf den Vorüber-schreitenden aus der eisernen Reihe so mancher, der ihn durch die blutigen Wenden seines königlichen Geschides getragen hatte; und mancher der Grenadiere forschte auch wohl in seinem Antlitz, ob es nun wohl bang und jagend schaue in die versinkende Welt. Aber es schritt dort der nämliche vorüber, der streng und kühl für seines Staates Ehre Blutströme hatte fließen lassen und den niemand je mit dem eignen Leben hatte zeigen sehen.

Erst als die rollenden Wirbel der Trom-

mel verhalten, mäßigte der König den Gang. Aber auch jetzt ging er schweigend und gebietend und in großem Stolz, daß der Arzt, der ihm folgte, ergriffen noch mehr als erstaunt auf ihn sah. So hatten sie bald des Parkes Grenze erreicht und sahen hinaus auf die weite Landstraße, die die Ebene durchschnitt und in der Silberferne sich im ungewissen verlor. Sie standen, gedeckt von des Parkes letzten Bäumen, und schauten hinab auf den glatten Weg. Leben war hier und Bewegung. Schwere Wagenzüge schwankten der fernen Hauptstadt zu, die man in der dichteren Wolke des fernen Horizonts vermuten konnte. Breitrüdige Pferde zogen reiche Fracht, und Zufriedenheit war auf den Gesichtern der Fuhrleute, als freuten auch sie sich des Reichtums der Lasten. Der König schaute hinab und sprach kein Wort. Erst als seltsame Vitaneien und eintöniges Singen von der Landstraße kam, entstandte er seinen Begleiter, zu sehen, was es gäbe. Während der sich durch die Feden schob, erschien unten ein wunderlicher Zug: auf den Schultern von vier schwarzgekleideten und mürrisch dreinschauenden Männern schwankte ein notdürftig gezimmerter Sarg. Kein Priester schritt dahinter; Weiber nur in wunderlichen Trachten und Männer mit dunklen Gesichtern schlossen den Zug und psalmobierten grell und mißtönend unverständliche Lieder. Das Begräbniß einer Zigeunerin sei es, die im Spittel gestorben, meldete der Arzt. Der König erwiderte nichts und zog nachdenklich den Hut, bis der Zug vorüber war.

Freundlicheres löste den Tod ab. Erntewagen kamen, und am Weg die Lindenäste haßten nach goldener Beute. Dann wieder waren es der Stadt bunte Gestalten, die der Müßiggang vorüberführte; stattlich gekleidete Bürger und Liebespärchen, die lachend vorüberzogen. Von den tiefselabenen Lastkähnen, die auf dem fernen Wasser schwammen, kam leises Singen. Dazwischen aber bröhten dumpfe Hammerschläge: Zimmerleute waren es, die im hochgiebligen Gebälk eines neuen Landhauses saßen. Kein Bild hastender, erraffender Eile war es, auf das sie saßen. Aber Friede war darinnen und wohliges Bürgerglück. Und der König lächelte, daß der Schweizer es verstand.

Dann wieder wandten sie ihrem freundlichen Lugaus den Rücken und schritten

weiter durch den feuchten Park. Einsamer waren nun ihre Wege und verlorenener. Es war eine Stelle, der damals noch keine pflegende Gartenkunst sich genahet hatte. Dichtes, schwarzgrünes Gebüsch säumte einen schmalen, selten nur betretenen Fußpfad, zwischen den Bäumen bedeckten geile, ekle Pilze den Boden, und schwerer lag über dieser Stelle der süßliche Brodem des Vergehens. Es war kein freundlicher Ort, und dunkle Sagen, die auch zu des Arztes Ohr ihren Weg gefunden hatten, raunten von einer Bluttat, die einst, vor langen Jahren, hier geschehen sein sollte. Der Nebel fiel, wurde zum feinen Regen und begann die beiden seltsamen Wanderer zu durchnässen, daß die Feder auf des Königs Hut traurig und schwer niederhing. Der achtete des Wetters nicht, und Scheu und Ehrfurcht hinderte in dieser Stunde den Arzt, das Wort an ihn zu richten und ihn zur Umkehr zu mahnen. So schritt er stumm hinter dem Alten, der im brauenden Nebel plötzlich kleiner und gramvoller erschien. An eine andre Grenze des Parkes waren sie nun gekommen. Der ging dort mählich in eine sandige Ebene über, die an einer Stelle nur, den letzten Bäumen nahe, zu einem kleinen Hügel sich erhob. Elende struppige Kiefern standen hier und gaben, ungewiß in den Nebel ragend, dem Bild unendliche Melancholie. Schmerzlich fast war des Ortes Einsamkeit. Kein Laut der fröhlichen, bunten Straße drang hierher. Kreischende Schreie nur eines Vogels durchschnitten die Luft, der, aufgeschreckt von den Schritten, sich erhoben hatte und nun in plumpem Flug den Scheitel der Höhe umkreiste.

Hier nun geschah es, daß der König plötzlich stehenblieb. Starr, als hätte etwas Besonderes seine Sinne gefesselt, sah er nach dem Gipfel hinüber. So blieb er eine Weile unbeweglich. Dann aber kam seltsames Leben in ihn. Nicht ruhig und stolz wie zuvor, sondern schwer und widerstrebend fast, als zwänge eine unsichtbare Feder die Glieder, begann er dem Hügel zuzuschreiten. Der Arzt, der es sah, wagte zunächst nicht, zu folgen, so sehr bannte ihn der seltsame Vorgang. Dann aber, als er den König den Hügel hinanschreiten sah, hörte er von dessen andrer Seite her Stimmen kommen, rohe Schreie, die ihm plötzlich das Blut erstarrten. Urogenbeine unerklärliche Angst um

den alten Mann, der da vor ihm schritt, packte ihn, daß er, des Königs Weisung vergebend, an ihm vorüberlief und in schnellem Lauf vor ihm den Gipfel erreichte.

Dort wies ihm das Grauen sein grinsendes Antlitz. Am Fuß des Hügels ballte es sich: zerlumptes Gefindel, eine wüste Schar, trotz den Hang hinan, Galgengesichter, denen tiefe Narben widerlich das Antlitz spalteten, mit ellen Schwären andre bedeckt; Bettler auf Krücken, verkrüppeltes elendes Volk, dazwischen wieder fette Weiber, die in plumphen Sprüngen zu den Tönen einer gellenden Querflöte tanzten, elles Gewürm, wie es selten nur und bei besonderen Gelegenheiten aus der Städte Winkeln kriecht, in denen es sich sonst weislich und tagstheubirgt. Es zog heran, es heulte und johlte, und Worte unerhörter Roheit überschrien den Lärm. Betroffen stierte der Arzt hinab. Denn zwischen ihm und dem Zuge lag wogend der Nebel und ließ ihn wesenlos erscheinen und schemenhaft. So stand er einen Augenblick stumm und betroffen da und sah es heranziehen. Dann spürte er ein leises Geräusch neben sich. Dort stand, auf den Stab gelehnt und ruhig in die kreischende Tiefe blickend, der König.

Da sprengte der Arzt die Fesseln, die Überraschung und Grauen ihm geschlagen. Dem Zug entgegen lief er, willens, die Hölle, die er dort ahnte, aufzuhalten. Was sie hier wollten, schrie er ihnen zu. Da lachte ungeheures Gelächter von unten herauf. Ob er denn nicht wüßte, daß der geizige Alte im Schlosse oben tot sei? Sie wenigstens wollten sich nicht nehmen lassen, den Tag just hier vor seinem Parl zu feiern, denn andre, freiere Zeiten seien nun gekommen. Und schrilles Kreischen ver- schlang wieder die Worte.

Da nun, wie er im menschlichen Laut nichts weiter spürte als menschliche Niedertracht, sagte die Wut den Schweizer und trieb ihn den Hang hinab, den Lärmenden entgegen. Sei es nun, daß sie den starken heraneilenden Mann fürchteten, oder daß sie nun plötzlich oben auch den Großen, Alten erblickten, dessen Tod sie feierten — in alle Winde zerstob das Gefindel. Den Hang hinab lief, humpelte, rollte es, fluchte und kreischte schon in der Ferne und ward vom Nebel aufgesogen, aus dem es gekommen war.

Einen aber fing sich der Schweizer. Und in seiner grenzenlosen Erbitterung konnte er es nicht ändern, daß er seinen Gefangenen zu Boden warf, auf ihm kniete und seine herben Häuste ihn fühlen ließ. Erst der König, der hinzugetreten war, unterbrach ihn, daß er von dem Daliegenden abließ.

Ein großer, starker Bursch war es, mit der großen brutalen Kinnlade und den gewaltigen Tagen einem großen häßlichen Affen ähnlicher als einem Menschenwesen. In den Augen nur mochte bei allem Spitzbubentum so etwas wie Treuherzigkeit liegen. Nun freilich blickten sie ängstlich um sich, und der breitschultrige Rumpf mit dem Nacken, der wie geschaffen war für des Henkers Beil, trotz jämmerlich in sich zusammen vor dem großen, dem ruhigen Blick, der auf ihn hernieder sah. Er sei ohne Schuld, versicherte er sofort, die andern, die Schlimmen, sie hätten ihn eben mit sich genommen. Sie hätten ja wirklich geglaubt, daß ... Hier schwieg er verlegen und sah angstvoll wie ein gefangener Raubvogel den König bald und bald den Arzt an.

Wo er herkäme, fragte Friedrich, und kein Groll war in seiner Stimme. Er solle alles nur geradeheraus erzählen, ihm werde keinerlei Leids geschehen. Da nun, als er sich in Sicherheit sah, erhob sich der andre und grinste breit und begann eifrig und nicht ohne den Schein der Ehrlichkeit zu erzählen. Jedermann habe heute geglaubt, daß der König gestorben sei. Es gäbe in der großen Stadt sogar viele, die meinten, er sei schon lange tot, und man verheimliche es nur, weil der neue König Unruhen von ihnen, den Armen der Stadt, befürchte. Sie hätten sich eben alle der Kunde gefreut, das müsse er wohl sagen, denn der alte König sei doch nun einmal ein strenger Herr gewesen, und es habe nicht viel Vergnügen unter ihm gegeben für arme Leute, wie sie seien.

Ganz unmerklich lächelte der König. Ob sie sich denn von seinem Nachfolger ein lustiger Leben versprächen, fragte er. Da wurde der andre bereit und pries eifrig die goldene und fröhliche Zeit, die alle erhofften. Und er fand des Rühmens kein Ende, bis er den Alten vor sich von neuem lächeln sah und ins Stoden kam und verlegen schwieg.

»Du hast wohl recht,« sagte der König. »Ihr werdet sicherlich gute Zeiten haben, und ihr sollt euch nur ruhig freuen.« Er griff in die Tasche und zog einen kleinen Seidenbeutel, den er dem unglaublich Schauenden reichte. »Nimm!« sagte er. »Und feiert nur, wie ihr mögt. Nur sollt ihr mir meinen Garten in Frieden lassen und«, fügte er ernster hinzu, »warten, bis ich nun wirklich nicht mehr da bin.«

Der andre, der immer noch nicht recht glauben mochte, was geschehen war, drehte den Beutel in der Hand, als wolle er fühlen, ob er sich auch wirklich nicht getäuscht habe, grinste vergnügt, sah auf den König und dann wieder auf den Beutel. Dann plötzlich wandte er sich, ohne ein Wort zu sagen, und lief eilends, als wolle ihm jemand die unerhoffte Beute abjagen, davon und war bald im Nebel verschwunden.

Eine Weile noch sah ihm der König nach. Dann wandte auch er sich und ging langsam im sinkenden Licht den Weg zurück, den sie gekommen waren. Keiner sprach auf dieser Wanderung ein Wort. Erst als sie am Ziele waren, wandte der König sich seinem Begleiter zu, und in seiner Stimme war eine unendliche Liebenswürdigkeit, wie sie der Arzt an dem Strengen noch nicht wahrgenommen hatte: »Ihr mögt nun wohl die Wahrheit über mich gesprochen haben, und es ziemt, sich zu fügen. So bitte ich Euch denn, im Schlosse zu bleiben diese Nacht, und die andern, und um mich zu sein, wenn mein Leib Eurer Hilfe bedürfen sollte.«

Dem Schweizer aber, über den selbst das königliche Geschick gekommen war wie eine unerbittliche Sturzwelle, verschloß unsägliches Weh den Mund. Da aber, wie der große alte Mann des Jüngeren Herzensnot sah, neigte er sich zu ihm, und seine Hand, die in einem harten Herrscherleben der Liebstungen gar wenig spendet, ruhte einen Augenblick, flüchtig und leicht, auf dem Haupte des andern. Dann wandte er sich und ging.

Der Schweizer aber saß lange auf den Stufen vor dem zierlichen Hause und sah hinaus in den Park, über dem nun das Dunkel lag.

Von jenem Tage an, da er den Unbesieglischen niedergerungen, schaltete der Tod herrischer und freier in dem Schlosse

denn zuvor. Nun schlich er nicht mehr die Gänge entlang und wisperte nicht mehr durch die Zimmer. Er wartete nicht mehr, ein bescheidener Ansprecher, in den Vorzimmern, harrend, daß man ihn einliesse. Ein Gleichberechtigter, stand er nun in seiner prachtvollen Majestät neben dem König und neigte sich dem Sterbenden über die Schulter. Da erschraf dann wohl der König über den Druck der harten Hand, die er dort fühlte, und vor dem Antlitz, das ihn ansah. Von seines Riesengeistes letzten Plänen schredte ihn quälende Unruhe. Entsetzt erlebten nun die Minister und die königlichen Sekretäre, daß der königliche Herr, wie er es doch nie getan, aufsprang, daß es ihn planlos umtrieb und ohne Ziel. Die Augen irrten umher, als suchten sie nach einem festen Halt, da die Nebelkluft sich aufthat vor ihnen. Durch die Gänge, durch die Säle, durch die Treppenhäuser und Stiegen irrte der müde Leib, getrieben, gehebt von des Ewigen Anblick, in dessen harten Zügen ein menschlich Auge nicht sogleich die ewige Liebe erkennt. An dem düsteren Kaminfeuer, das sein Gemach spärlich nur wärmte, ließ er sich todesmatt endlich nieder und sah, des letzten, großen Unfriedens voll, in die fladernde Glut. »Die Ruhe finde ich nicht, ich weiß nicht, was ich tun soll. Sag, Schweizer, ob du es weißt!« Der aber, der Junge, Unbereitete, der er war, wußte die Antwort nicht. So hielt er sich an seine Pflicht, zu helfen und zu lindern. Und er trug den leichten Leib seines königlichen Herrn auf sein letztes Lager.

Da aber die Tage vergingen, fand der herrliche Geist sich wieder, und Ruhe ward wiederum in ihm und viel Gelassenheit. Abermals fand ihn das Morgengrauen an seines Tages Arbeit. Und die ihn an jenem Morgen an seinem Plage sahen, von dem aus sonst seine Depeschen die Welt gelenkt, sie sagen, es sei der unirdischen Majestät in ihm mehr gewesen, als sie hätten ertragen können. Da aber der König sah, daß ihn nun schon eine Kluft trenne von den Bezirken atmender Menschlichkeit, entließ er mit gemessenem Gruß seiner Arbeit gewohnte Helfer. Der Schweizer nur, der wohl ahnte, daß sich ihm hier mehr offenbaren wollte, als er in seinem Leben noch erhaschen könnte, der Schweizer allein blieb. So ward er des Königs letztes Werkzeug;

und nach des Herrschers Weisung flog seine Feder lange Stunden über das Papier, bis vollendet war, was auch dieser Tag erheischt hatte. Andres, was der König als sein Geheimnis mit ins Grab nehmen wollte, übergab seine Hand getreu den Flammen. Und da die Sonne sich neigte, verließ der Meister ruhig die geordnete Werkstatt.

Es war nach endlosen trüben ein Sonnentag. Da das königliche Gestirn zur Ruhe hinabstieg, rot und in unnahbarer Glut, schob man des Königs Sitz zum letztenmal hinaus auf die Terrasse. Niemand durfte ihm nahen in dieser Stunde. Er aber sah lange in die himmlischen Flammen und schied gelassen vom Licht.

Abermals war es der Arzt, der ihn in sein Gemach zurückgeleitete. Eine Kerze nur focht dort mühsam gegen das große Dunkel. Ganz still nun sah der Rastlose vor sich hin. So gingen Stunden.

An seinem Sitz kniete der junge Arzt und forschte in des Vergebenden Antlitz, ob wohl Bitternis in ihm sei und, nun er selbst so erhaben war, Spott über das Geschlecht, das er hinter sich ließ. Aber ehern blieben die Züge auch jetzt, und kein irdisch Auge konnte sie durchdringen. So saßen sie lange.

Da aber die Mitternacht vorüber war und tief heruntergebrannt die ärmliche Kerze, siehe, da wandte der König das Haupt zum

letzten Genossen. Die Hand hob Friedrich, die magere, und hielt sie dem Getreuen hin. »Wie danke ich Euch?« fragte er.

Da fühlte der andre, daß auch auf ihn ein Licht fiel von der Sonne dieses Todes. Und es hielt ihn nicht länger, und er bat und flehte: »Ach, Herr, da Ihr so einsam wart in Eurer Größe und Euch nicht verstanden, die Ihr emporhobt, so nennt mir denn, was Euer Ziel ist und, nun Ihr geht, der Sinn Eures Lebens!«

»Der Staat!« sagte Friedrich und sank zurück.

Da erhob sich der kniende Arzt und stützte zart das gesunkene Haupt. In seinen großen, ungefügen Händen hielt er des feinen Schädels Wunderbau und sah ihn lange.

Mager war das Antlitz, und von der Lebenskraft jedes Atom sparsam und weise verbraucht. Kühn sprang die Nase, und streng war der Mund, dessen Winkel der Tod leicht nach unten gezogen hatte.

Eines alten großen Römers Antlitz schien es lange. Da aber die Starre wich und die Herbeheit des Todes, siehe, da ward es jünger und leuchtender, wie das eines Jünglings, der früh den Kreis vollendet.

Und da die Spannung sich löste und der Tatendrang, da war viel Güte in ihm. Der Arzt sah den Wechsel und staunte lange.

Dann erlosch das kämpfende Licht.

Einsamkeit

Alle Wege trennen sich und schreiten
Einsam durch den Wald der Ewigkeiten,
So auch du, mein lieber Wandersmann;

Alle Sonnen, alle Sterne brennen
Nur sich selbst im letzten Selbsterkennen,
So auch du, mein lieber Wandersmann;

Wem du heute hast die Hand gegeben,
Morgen ist er dir ein fremdes Leben,
So auch du, mein lieber Wandersmann.

Über allem lärmenden Getriebe,
Neben deinem Haß und deiner Liebe
Thront die Einsamkeit, mein Wandersmann.

Alfons Pehold



August Böcher:

Intérieur



Abbild. 1. Zerstörte Häuser in Lwów

Vom Feldzug im Osten

Von Hauptmann Carl Lange

Mit zweiundzwanzig Abbildungen nach Aufnahmen von Max Grumblies

Für den Soldaten hat der russische Feldzug von Beginn an den Vorzug der Bewegung und Abwechslung gehabt, während es in Frankreich keine Seltenheit war, daß sich die Truppen über ein Jahr lang im Stellungskrieg gegenüberlagerten. Aber auch in Rußland ist ein monatelanges Stillliegen vorgekommen. Nach den Einfällen in Rußisch-Polen unter Hindenburg und seinem wunderbaren Rückzug auf Czestochau und Hohenfals wurde das russische Millionenheer, das rücksichtslos wie eine Dampfwalze alles Widerstrebende niederdrücken sollte, durch den durchgreifenden Erfolg bei Lodz auf Warschau zurückgedrängt. Aber Wloclawek, Kutno, Lodz ging es bis zur Bzura, Sucha und Rawka vorwärts. Hier wurden die russischen Massen monatelang festgehalten.

Ich hatte das Glück, kurz nach der Einnahme von Lwów und Skierniewice, die ihre große Bedeutung durch ihre Lage als wichtige Eisenbahnknotenpunkte haben, diese Städte kennenzulernen. Truppen, Wagen, Kolonnen, hin und her, Meldereiter, Stäbe, russische Gefangene, Flüchtlinge: es war ein

Durcheinander, wie ich es selten gesehen habe, dazu die vom Regen aufgeweichten Straßen, die noch ziemlich ängstliche Bevölkerung und die großen Trümmerhaufen der zerstörten Häuser.

Welche Wandlung war aber eingetreten, als ich nach kurzer Zeit diese Stätte wieder betrat! Die Straßen waren sauber, der Verkehr ging friedlich seine Wege, auf dem Markt handelten die meist jüdischen Kaufleute — man fühlte, hier hatte deutscher Ordnungssinn wohlthuend eingegriffen.

Die Trümmer der von den österreichischen Motorbatterien so wirkungsvoll zerstörten Häuser in Lwów (Abbild. 1) waren schon lange beiseitegeräumt. Es sei hier erwähnt, daß die Artillerie unserer Bundesgenossen eine recht kraftvolle und wirkungsvolle Sprache rebete. Aber nicht nur an das Aufräumen dachte der Deutsche, sondern auch an das Aufbauen. Eine Denkmals-einweihung (Abbild. 2) zeigt uns, daß die deutsche Besatzung — meist Landwehr und Landsturm — zu allererst ihrer gefallen Kameraden gedachte. Und so erhebt sich vor der schönen katholischen Kirche dieser schlichte Stein, der nachkommenden Ge-



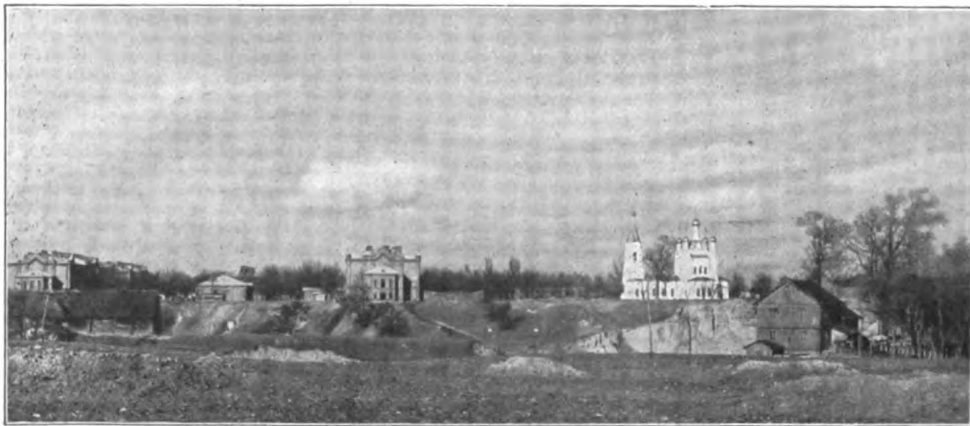
Abbild. 2. Denkmalseinweihung zur Erinnerung an die Gefallenen der Besatzung Lwicz

schlechtern von den bei Lwicz gefallenen Helden erzählen soll. Eine ganz eigne Sprache führt die Rückseite dieses Denkmals, auf der nämlich geschrieben steht: »Dem Andenken der tapferen russischen Gefallenen!«

Von Lwicz führt uns der Weg nach Skierniewice (Abbild. 3). Skierniewice ist schöner, ruhiger und hat seine besondere Bedeutung durch das prachtvoll gelegene Jagdschloß des Zaren. Das einfache Jagdschloß ähnelt dem Herrenitz eines schlichten Landebelmannes. Prunkvoll ist nur die am Parkrand stehende stattliche Kirche mit den in grünen und goldenen Spitzen auslaufenden Kuppeln, die an den Moskauer Kreml

erinnern. Die schönsten Gebäude der russischen Städte sind immer die Kirchen, von denen Lwicz sogar acht hat. Eine der schönsten, die ich sah, erscheint hier im Bilde (Abbild. 4).

Skierniewice lag monatelang dicht hinter unsrer Front. Ich hatte oft Gelegenheit, mit den in der Stadt Zurückgebliebenen zu sprechen. Die reichen Leute waren meist geflüchtet, die Juden fast alle geblieben. Und diesen überall verjagten und gepeinigten Juden kann man sein Mitleid nicht versagen. Von Ort zu Ort getrieben, vom Russen und Kosaken geschlagen und entwürdigt, boten sie oft ein Bild der Qual und des Schreckens



Abbild. 3. Skierniewice



Abbild. 4. Die Kirche in Skierniewice

dar. Es ist ja wunderbar, wie dies Volk sich gegenseitig unterstützt und wie es selbst in den größten Nöten und Seelenqualen gleich wieder an sich und seinen eignen Vorteil denkt.

Nachts waren die Leuchtfugeln zwischen den feindlichen Gräben deutlich zu erkennen, und da die Bahnlinie nun in unserm Besitz war, so gestaltete sich der Nachschub an Munition und Lebensmitteln immer günstiger. An einer unsrer Feldküchen (Abbild. 5) staunen die kleinen Polen über den Reichtum unsrer Fleischvorräte, die — sie wissen es ja ganz genau — ihnen nachher auch noch zugute kommen werden.

Da ich während des Stellungskrieges von

einem Korps zum andern versetzt wurde, gewann ich Einblick in die verschiedensten Gefechtsabschnitte. Bei meinen Umzügen durch das fruchtbare Land sah ich deutsche Soldaten bei der Ausschmückung ihrer Wohnungen, bei allen jenen Verrichtungen, die das Aufbauen dem Zerstören vorziehen.

In nächtlicher Stunde kam ich durch den Wald von Skierniewice in die Gegend von Bolimow, als die harten Kämpfe bei Humin tobten. Ich kann wohl sagen, daß mich die Russen dort sehr freundlich »begrüßten«. Zwar muß ich das von meinen neuen Kameraden, die mir später besonders nahestanden, auch sagen.

Unser Quartier in Bolimow war gerade



Abbild. 5. An der Feldküche



Abbild. 6. Das Innere der zerstörten Kirche von Bolimow

kein Dorado. Acht Offiziere in einer kleinen Stube, übrigens auch Wohn- und Eßstube zugleich. Ich könnte mir schöneres denken. Aber es war trotzdem dort oft sehr gemütlich. Selbst die schweren Brummer der Russen aus dem Walde von Tartak, die uns schon am frühesten Morgen begrüßten, konnten uns nicht weiter stören, aber später wurde es uns doch zu ungemütlich, und als meine Batterie Verluste hatte, bauten wir uns in der Nähe Bolimows Unterstände. Trotz verschiedenen Versuchen und einigen Volltreffern gelang es den Russen nicht, uns in unsrer Beobachtung zu beeinträchtigen. Es fanden Gottesdienste in der Kirche (Abbild. 6) statt, deren Zerstörung wir nicht sehen. Ob es wohl Absicht der Russen war, daß sie uns immer Sonntags besonders reich beglückten? —

Aber nicht nur Gottesdienste, auch Kirchenkonzerte hielten wir hier ab. Niemals hat auf mich der Choral »Wir treten zum Beten«, von Hunderten, so nahe dem Tode, gesungen, einen tieferen Eindruck gemacht. Und als wir einen unsrer Fernsprecher an der Nordseite der Kirche beerdigten, klang das schlichte Lied »Ich hatt' einen Kameraden« mit einer Innigkeit wie nie zuvor.

An den Kirchenmauern reihete sich Grab an Grab. Bolimow selbst wurde mit der Zeit fast vollständig zerstossen.

Trotz guter Übersicht fand die Beobachtung ihre Grenzen durch weitausgedehnte Wäldungen bei Tartak. Die schwere russische Artillerie, wohl teils aus der Festung Warschau herangezogen, brachte uns durch ihre flankierende Wirkung auf die weit umgebogenen Stellungen bei Mogily und Wola Szablowiecka viele Verluste.

Da mußten uns also die Flieger und Fesselballons zu Hilfe kommen. Ihre guten Beobachtungen brachten unsrer Artillerie hervorragende Unterstützung. Ich selbst war erstaunt, wie gut und wie weit es sich von oben beobachten läßt (Abbild. 7). Die Flußlinien, Wege und scharfkantigen Bauten heben sich, wie uns ja aus Fliegeraufnahmen bekannt ist, besonders scharf hervor.

Ich erwähnte schon, daß uns der Russe aus unsern Quartieren in Bolimow vertrieb. Eigentlich waren wir ihm nachher dafür recht dankbar, denn nun gab es einen reinen Wettbewerb für kunstvoll gebaute Unterstände und Garten- und Parkanlagen. In den aus drei Räumen bestehenden Offiziers-

unterstand bauten wir einen Kachelofen und eine Kochmaschine ein, deren Teile in dem zerstossenen Ort zusammengesucht waren. Sogar Bilder und Spiegel, Tische, Stühle, Vasen, Teppiche fehlten nicht. Wie viel angenehmer war es doch in den schönen Unterständen und in der Birkenlaube (Abbild. 8) als im Quartier auf dem Marktplatz! Auch konnte man hier wenigstens ungestört dem Gotte Morpheus huldigen.

Eine Ansicht unsrer vornehmen Villa »Onkel Paul« in der Hindenburgstraße gibt uns das kleine Bild zu Schluß (Abbild. 22). Sektör, unser treuer Wächter und Kriegshund, genoß besondere Vorrechte und war sehr stolz darauf. Er fühlte sich als Herrscher vor dem Unterstand ebenso heimisch wie als Gleichberechtigter auf dem Birkenstuhl in unsrer Birkenlaube. In kühlen Winter- und Frühlingsnächten spielte er als recht williger Fußwärmer eine große Rolle. Nach der vierwöchigen Taubheit, mit der ihn der Volltreffer im Quartier Bolimow geschlagen hatte, war er wieder der Alte, aber dem Gefalle, das er nun nicht mehr schätzte, ging er gern aus dem Wege.

In den langen Monaten des Stellungskrieges gab es auch Ruhetage. Ostern wurde auf beiden Seiten, bei Freund und Feind, feierlich begangen, d. h. die Ruhe durfte nicht gestört werden. Es war fast wie eine stillschweigende Verabredung.

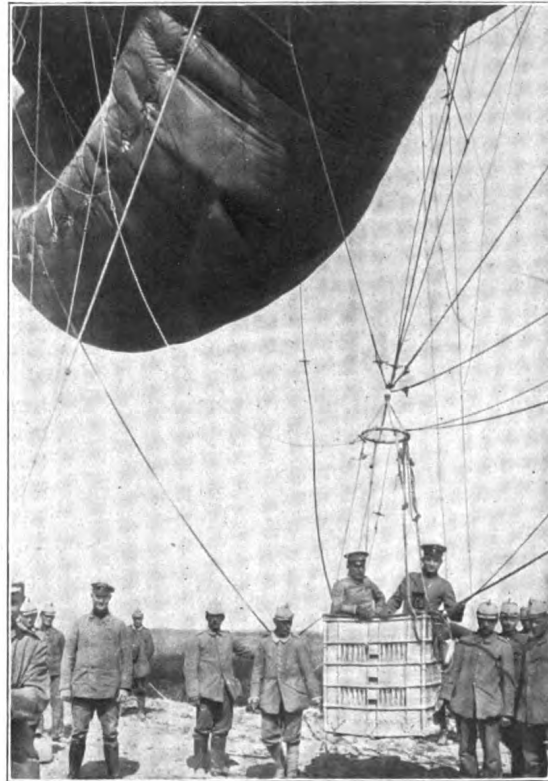
Wir machten dann oft Ritte in die abwechslungsreiche, schöne und waldbreiche Gegend. Besonders freundlich grüßte an der Bzura die Mühle bei Kompina (Abbild. 9).

Das war auch eine Erholungszeit für die Leute und, nicht zu vergessen, für die schweren Pferde; denn was sie geleistet haben und noch leisten, wird oft zu wenig anerkannt. Allwöchentlich zogen die Leute mit ihren Pferden an die Bzura. Dort gab es dann im Adamskostüm auf nackten Säulen oft ein fröhliches Getümmel (Abbild. 10).

Als letztes Bild vom Stellungskriege führe ich einen besonderen Kunstbau vor. Da die Unterstände leicht versandeten, nahmen wir einfach ein teilweise verfallenes Holz-

haus und zimmerten uns daraus ein photographisches Atelier, das häufig und gern besucht wurde (Abbild. 11). Wir sehen den Künstler bei der Arbeit und erkennen bei genauer Prüfung an den Wänden einige uns nicht unbekannte Bilder. Einer von manchem Leser empfundenen Verwunderung will ich vorgreifen. Alle geschaffenen Bequemlichkeiten und Betätigungen haben draußen doppelten Wert. Wieviel Anregungen und wieviel Freude brachten uns die Photographien! Wie entdeckten wir da und dort verborgene Talente, Gartenkünstler, Architekten, Zeichner, Maler, Tapezierer, Dekorateur usw.

Es war wirklich eine rechte Freude, einmal an und hinter der Front die Blockhäuser, die Waldstätten, die Parkanlagen und nicht zuletzt die Grabstellen der Gefallenen aufzusuchen. Selbstgeschnitzte Kreuze mit entsprechenden Sprüchen, mit Birkenstämmen umfriedete Kirchhöfe: wieviel Sorgfalt, Liebe und Treue sind darin geborgen! Und sind es nicht auch Werte, die damit geschaffen werden? Wohin wir blickten, überall



Abbild. 7. Mein Aufstieg im Sesselballon

blühte das Leben wieder empor, der Landmann bestellte den Acker, alle Kräfte wurden wieder angespannt, um die Wunden des Krieges möglichst bald zu heilen.

Hier liegt auch eine Quelle unsers Sieges, die wohl vielen erst durch den Vergleich ganz zum Bewußtsein gekommen ist. Das Dneinanderspielen aller Kräfte erzeugte die starke deutsche Faust, die trifft, wohin sie auch schlägt.

Es war eine merkwürdige Erscheinung — wenige Kilometer hinter der Front fast gar nichts vom Kriege zu fühlen. Nur in den

verbreitete die russische Regierung das Gerücht, die Österreicher und Deutschen hätten die Mutter von Czestochau nach der Eroberung des Ortes heruntergerissen und fortgenommen. Bedenken wir, daß trotz vielen Entbehrungen diese religiös veranlagten Menschen zu ihrer schwarzen Mutter von Czestochau häufig große Pilgerfahrten unternahmen, um ihr zu opfern und an der heiligen Stätte zu beten, so wird uns die Wirkung, die diese Lügennachricht ausüben sollte und mußte, klar.

Hieraus ergibt sich auch die unbedingte



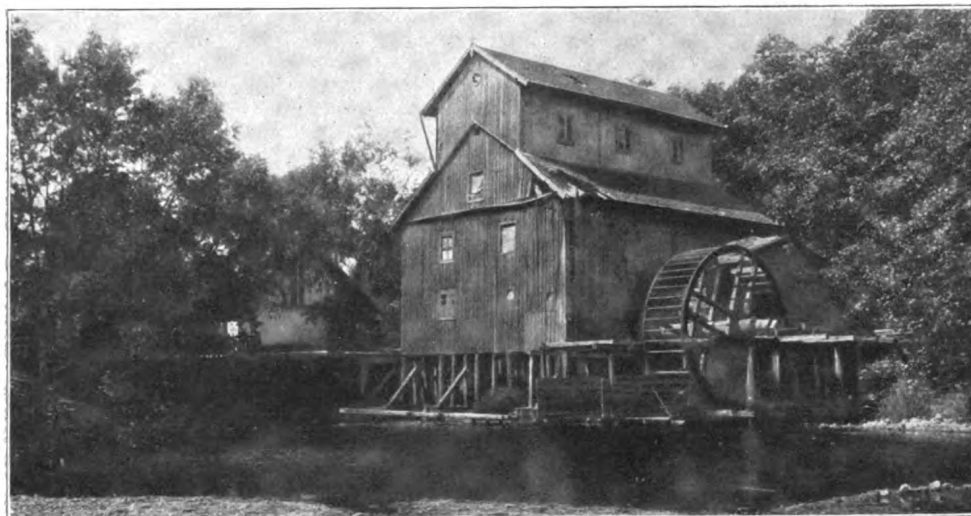
Abbild. 8. Unfre Birkenlaube

Städten zeigten sich die Spuren der bewegten Zeit. Die vielen meist schönen Kirchen erwähnte ich schon. Sie zeugen von der Religiosität der polnischen Bevölkerung.

Der Schmuck der Wohnstuben bestand aus Heiligenfiguren und Heiligenbildern. In der Mitte prangte die schwarze Mutter von Czestochau, die in möglichst bunten Farben schillerte. Es war der wertvollste Besitz der Familie. Oft sahen wir Männer und Frauen vor dem Bilde knien und beten. Endlos lange Sprüche murmelten sie vor sich hin, und nichts konnte sie in ihrer Andacht stören. Eine Art fanatischer Religiosität beherrscht diese sonst oft stumpfen Menschen. Um den Haß gegen Deutschland zu entfachen,

Unterordnung unter die Geistlichkeit, die einen ungeheuren Einfluß ausübt, nicht immer im besten Sinne. Das Bestreben, dem Gotteshaus außen und innen ein freundliches Aussehen zu geben, findet sich überall. Reich und bunt schillert der Altar. Alles soll auf die meist ungebildeten Massen Wirkung ausüben und Stimmung geben. Im Gotteshaus erscheinen die Betenden voller Andacht.

Gern denke ich an den schönen Anblick der Prozessionen, die durch die bunten Trachten der sonntäglich gekleideten polnischen Frauen und Mädchen eine Augenweide waren. Wir besuchten im Stellungskrieg oft die sinnvollen Maiandachten. Leider



Abbild. 9. Die Mühle bei Kompina

aber trennt sich das alltägliche Leben gar sehr von dem hier beschriebenen religiösen Leben.

Während wir im Stellungskrieg an der Rawka lagen, begann unter dem Generalobersten Madensen der Durchbruch in Galizien bei Gorlice und führte zu der Wiedereinnahme von Przemyśl und Lemberg und zu den wunderbaren Erfolgen, die uns die Befreiung Galiziens brachte. Nun hatte auch für uns die Stunde geschlagen, und als der Befehl für den Abmarsch kam, war die Stimmung froh bewegt.

In der Nähe von Lomica mußten wir in Swierz noch einige Tage warten (Abbildung 12). Das waren bei prächtigem Wetter rechte Erholungstage. Die reizvolle Um-

gebung, kleine Waldungen, Talschluchten, mit Erlen bewachsene Bäche führten uns zu frohen Wanderungen. Die Leute betätigten sich wieder in Sport und Spiel, und unser selbst bei der Division gern gehörter Gefangenschor erfreute uns an den schönen Sommerabenden. Die Kornfelder zeigten hier nirgend Spuren von Verwüstung, und die Saat ging sichtlich zur Reife.

Die Bewohner dieses schönen Glädens Erde schienen echte Lebenskünstler. Ich muß gestehen, daß sie einen besonders sympathischen Eindruck machten. Sie waren sauber und fleißig, und wir sehen im Bilde an den geschmackvoll gekleideten Kindern und an dem ausdrucksvollen Äußeren des alten Bauern, daß wir es hier mit einem kräf-



Abbild. 10. Unsere Pferde in der Bzura



Abbild. 11. Der Photograph Grumbly in seiner selbsterbauten Werkstatt

tigen Menschenlag zu tun haben. Mit einer bewunderungswürdigen Ruhe und Ergebenheit fanden sich die Polen mit ihrer nicht gerade beneidenswerten Lage ab, denn sentimentale Rücksicht gibt es im Kriege nicht.

Der Abschied von diesen heiteren Tagen, die uns nur durch einige Flieger und abends durch Leuchtkugeln den Krieg in Erinnerung brachten, wurde uns schwer. Aber dann kam die Freude, Deutschland wiederzusehen. Eines jeden Gedanken wanderten wohl zurück zu dem Tag, da er die Grenzen des lieben Vaterlandes verlassen hatte. Jeder fühlte eine tiefe Dankbarkeit, daß es ihm gerade vergönnt war, sein Vaterland noch einmal zu sehen.

Die Fahrt führte uns nach dem Nordosten Deutschlands, aber niemand wußte, wohin. Wir hofften auf Kurland, aber wir hofften falsch. Unter Hindenburgs Führung ging es über Prasnyß zwischen Roshan und Pultusk auf den Bug zu und nach den bewegten Tagen des Durchbruchs bei Prasnyß in Gewaltmärschen vorwärts. Der Zange von Prasnyß, die den Russen immer mehr einklemmte, konnte der Feind nicht enttrinnen.

Sein Weg führte unaufhörlich rückwärts.

Ansinnige Verheerungen und Verwüstungen zeigten uns die Richtung des abziehenden Feindes. Trotz allen Vorsichtsmaßregeln und den vielen rückwärtigen Verteidigungsstellen konnte der Russe sich nirgend halten. Immer war ihm Hindenburg überlegen, der ihn von irgendeiner Flanke bedrohte oder umfaßte.

Bei Makow (Abbild. 13), dessen Marktplatz arg unter der Beschießung gelitten hatte, hielt sich der Russe gar nicht auf und flüchtete nach dem Narew zu, nachdem er natürlich alle Brücken zerstört hatte. Das gab in Makow eine kurze Rast. Es war seltsam, zu sehen, wie die jüdische Bevölkerung schon kurz nach der Beschießung ihrer Wohnhäuser Tee, Brot und andre Dinge verkaufte. Die Erwerbslust der Juden ist eben nicht umzubringen.

Unsre Pioniere hatten die Brücke bald wieder hergestellt, und der Vormarsch ging weiter. Nach dem Fall der Festungen Roshan und Pultusk ging es über den Narew auf den Eisenbahnnotenpunkt Malkin zu. Am Bug fanden wir die Fühlung mit der Nachbararmee. Hier sei erwähnt, daß ein österreichisches Bataillon durch die Unterstützung unsers rechten Flügels sich besondere Verdienste erwarb.



Abbild. 12. Letztes Quartier in Smierzy vor dem Ausmarsch des Korps

Im Vormarsch auf Wolkowysk und auf den Nordrand des Urwaldes bei Bzelsk boten sich immer die gleichen Bilder.

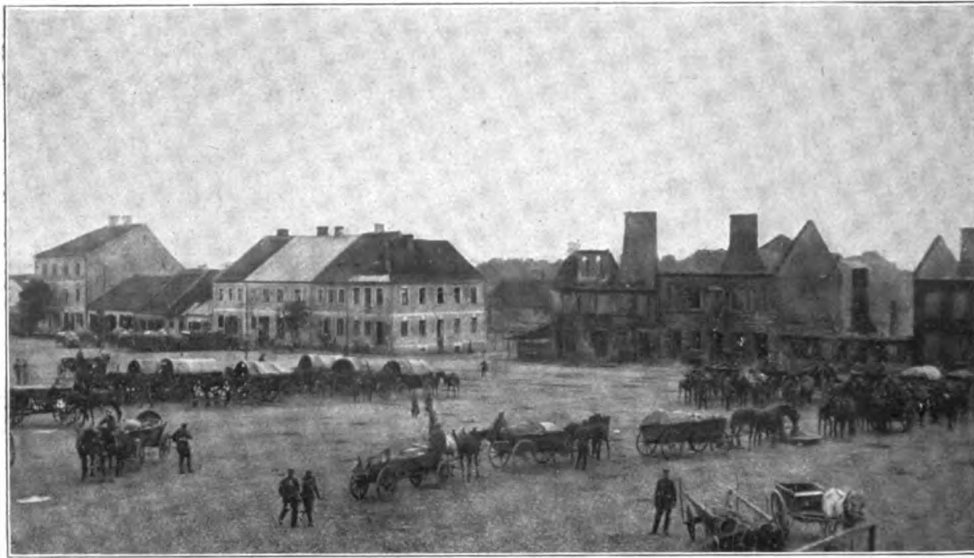
Zuerst zwangen die Russen die Polen, mit ihren Panjewagen und ihrem Vieh zu folgen, aber der Deutsche drängte zu sehr und saß ihnen zu dicht auf den Fersen; so ließen sie die Polen mit ihren Siebensachen als unnützen Ballast zurück. Um die Juden, denen man rücksichtslos ihre Häuser verbrannte, kümmerte sich kein Mensch. Sie flüchteten meist in die nahen Wäldungen und kamen dort aus ihren Verstecken und Erdhöhlungen erst heraus, als die deutsche Front sich weiter vorwärts bewegte. Aus den reichen Talgebieten des Bug zogen stundenlang an uns polnische Flüchtlinge (Abbildung 14) vorüber, Vieh und Pferd, Wagen und Gerät.

Ostpreußens schwere Zeit erstand wieder vor unsrer Erinnerung. Traurige Bilder der Verheerung! Kolonnen von Flüchtlingen stuteten zurück. Hab und Gut, Kind und Greis lagen zusammen auf dem schwerbelasteten Wagen. Oft kam es zu großen Stauungen. Dann mußten die Flüchtlinge, um den Vormarsch nicht aufzuhalten, auf dem freien Felde auffahren, und es entstan-

den ganze Wagenörter, die sogar das Ziel feindlicher Flieger wurden. Es war aber auch leicht eine Verwechslung mit der Ansammlung von Lebensmittelwagen möglich. Die bewundernswerten Leistungen des Nachschubs an Munition und Proviant in den Zeiten des schnellen Vormarsches sind über jedes Lob erhaben.

Bei aller weit vorausschauenden Vorsicht Hindenburgs ist dies ein Ruhmesblatt für die Etappen und Kolonnen — und für die Pferde, die leider auch recht oft einfach liegenblieben und erschossen werden mußten. Eins unsrer Bilder führt uns zu einem solchen Wagenpark. Die Lebensmittelwagen der Regimenter (Abbild. 15) empfangen Proviant von den Kolonnen, die die Lebensmittel nach vorn führen.

Aber ein noch anderer, uns recht sympathischer Verkehr spielte sich auf der Heerstraße ab. Nicht nur Kolonnen von Flüchtlingen, auch Kolonnen von Gefangenen begegnen uns (Abbild. 16). Die Muschids scheinen aber gar nicht traurig und sind wohl im Grunde genommen recht froh, daß der Krieg für sie beendet ist. Jedenfalls zeugt die Bewachung von sehr wenigen LandsturMLEuten dafür, daß wir uns ihrer ganz



Abbild. 13. Marktplatz von Makow

sicher fühlen. Oft traf ich nachts Tausende von Gefangenen, von denen sich kein einziger im dunkelsten Walde verlor. Es ist in ihren Gesichtern ein seltsames Gemisch von Gutmütigkeit und Roheit, das ihren Charakter widerspiegelt. Auffallend erscheinen die vielen Deutschsprechenden, aus deren Erzäh-

lungen die schlechte Behandlung der Deutschsprechenden bei den Russen hervorgeht.

Je tiefer wir in das Innere Russisch-Polens einrückten, um so schlechter wurden die Wege. Der häufige Regen verbesserte sie auch nicht, aber unsern Vormarsch hielt er nicht auf. Zu den verwundeten Men-



Abbild. 14. Polnische Flüchtlinge kehren vom Zug zurück



Abbild. 15. Beim Lebensmittelempfang

ischen und Pferden kam da und dort auch ein verwundeter Wagen. Den zu heilen war wichtiger als alles andre. Da mußte dann die Feldschmiede an die Arbeit und mit ihren Pflastern helfen (Abbild. 17). Der ver-säumte Marsch wurde bald wieder eingeholt.

Wer hätte wohl vor dem Kriege gedacht, daß unsre oft unbeweglich gescholtene schwere Artillerie auch durch den dicksten Dred durch-kommt? Man ruft und schreit nicht umsonst nach ihr. Gott sei Dank, da kommen die Schweren, sagen die Infanteristen, und die hervorragend ausgebauten Bahn-, Fluß-

und Waldstellungen, nicht zuletzt die Städte und Dörfer, können davon erzählen.

Eine geschickt gebaute Waldstellung — sie bauen verteuftelt geschickt, die Russen — fanden wir bei Koblyn (Abbild. 18). Wir sehen da noch den Einschlag von Geschossen und Gewehrfugeln. Durch die Bäume schimmern die hinter einer Stellung liegenden Unterstände.

Der Russe hat ein fabelhaftes Verständnis für die Ausnutzung des Geländes. Er paßt sich jeder Bodenwelle an und legt besonderen Wert auf Flankierungsgräben. Aber das



Abbild. 16. Russische Gefangene



Abbild. 17. Unsere Feldschmiede

Gefühl, daß hinter ihm noch viele andre Verteidigungsstellen seiner harren, treibt ihn sicher weder vorwärts noch gibt es ihm Widerstandskraft, seine Stellung zu halten. Es muß gerade keine sehr moralische Wirkung ausüben, immer beim Zurückgehen damit vertröstet zu werden, daß die amerikanische Munition und Japan bald zur Hilfe kämen.



Abbild. 18. Russische Waldstellung

Das ewige Hurrafschreien der Deutschen und der Fall einer russischen Festung nach der andern wirkte auch nicht gerade ermutigend. War es den Russen anfangs noch möglich, ihre Zerstörungswut an Juden und Polen auszulassen, so hörte das schließlich auch auf; denn nun wollten die Führer das Vernichten und Verbrennen nicht mehr gestatten. War es die Einsicht der Zwecklosigkeit, oder war es die Rücksicht auf die Bewohner des tieferen Rußlands?

Jedenfalls kam es uns wenig zugute —

gen vor unsern Augen auf, vor allen Dingen bei den großen Walblagern am Bug und an der Szara. Züngelnde, wärmende Wachtfeuer gaben den hohen Tannenstämmen ein geheimnisvolles Aussehen, und der Nachtwind, der durch den Wald rauschte, spielte in unsre Träume hinein und ließ uns manchmal die harte Wirklichkeit des Krieges vergessen. Heimatbilder tauchten aus der Tiefe der Nacht empor, der verirrte Klang einer Zither erquickte unsre Herzen. Beim Rückschauen bleibt uns ja meistens nur das Schöne vor



Abbild. 19. Meine Pferde Salvator und Fieselotte

höchstens unsern Pferden —, denn auf diese »Lausbuben« verzichteten wir. Die Scheunen waren ja nicht unwichtig, denn da fand sich noch Futter für unsre Pferde. Die Scheunen waren auch noch ganz sauber, und da wechselten wir einfach: die Pferde quartierten wir in die Wohnungen (Abbild. 19), und wir zogen in die Scheune. Sehen die Pferde nicht ganz befriedigt aus? Aber sie hatten es selten so gut. Oft mußten wir auf freiem Felde oder im Walde unsre Zelte aufschlagen.

Diese Sommernächte unter dem freien Himmel waren schöner als in den Häusern. Erinnerungen aus Wallensteins Lager stie-

gen vor unsern Augen. Zu dem Schönen und Wahren gehört vor allen Dingen die uns umgebende Natur, deren tägliches Wachsen wir sahen und fühlten. Viele meiner Leute haben mir das selbst gesagt. Manchen von uns war früher durch Beruf und Arbeit nie die Möglichkeit zur Naturbeobachtung gegeben; hier standen wir an ihren Quellen und genossen davon. Das Erwachen des Frühlings, die Sommerreise, der farbenfrohe Herbst und der sterbende Winter standen uns nie näher. Werden und Vergehen überall. Mit welcher Freude sahen wir von unsern Beobachtungsstellen an der Rawka dem Bau der Storch- und Schwalbennester zu, mit welcher Freude

hörten wir die jubelnden Lerchenlieder! Ein neuer Sinn ging uns auf. Fabelhaft war die Gleichgültigkeit der Singvögel und der Störche, die sich durch kein Schrapnell- und Kugelfeuer von ihren angestammten Plätzen verjagen ließen.

Noch eine Erkenntnis ist uns draußen geworden. Wer Augen hat, zu sehen, wird überall in der Natur das Schöne finden. Hoffentlich ist allen, die in die Heimat zurückkehren, diese Erfahrung innerster Besitz geworden; denn dieser Besitz macht ihre

ren, um neue Lebensmittel und Getränke zu holen (Abbild. 20).

Unser Vormarsch fand sein Ende in der Nähe von Nowogrodek. Bei Volkowysk, an der Zeltwjanka und an der Szara gab es noch im September heftige Kämpfe. Die Armee Gallwiz, zu der wir gehörten, hatte die Fühlung mit der Armee des Prinzen Leopold von Bayern im Süden und mit der Armee Scholz im Norden gewonnen. Unsere Hoffnungen auf einen endgültigen Sieg stiegen durch die Nachrichten des Falles der



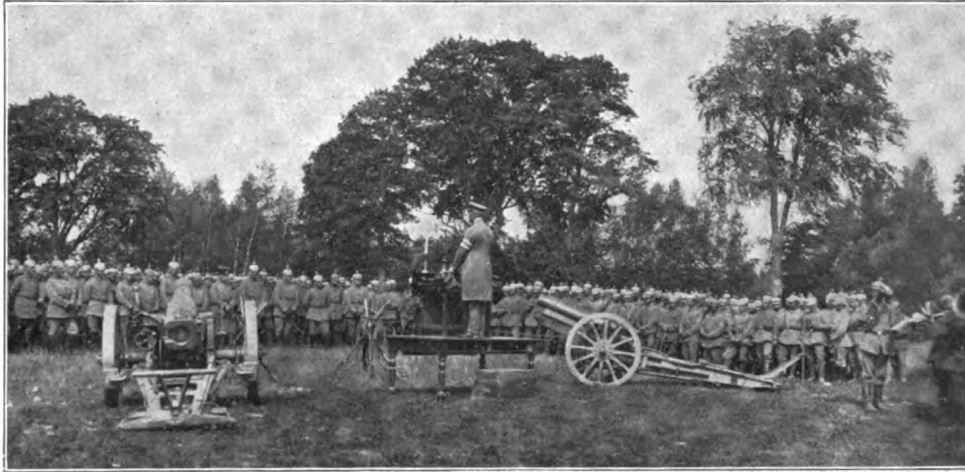
Abbild. 20. Der Marketender kommt!

Herzen für alles Gute und Edle empfänglicher und bereichert ihr ganzes Leben.

Bei dem schnellen Vormarsch der Armee war es natürlich oft nicht möglich, sich der Schönheit der Naturerscheinungen hinzugeben, aber es fand sich doch da und dort einmal eine freie Stunde, und die genossen wir doppelt dankbar. Sie gestaltete sich zu dem größten aller Freudenfeste, wenn die Feldpost herankam, die dort oft wochenlang ausblieb. Aber es gab noch andre Freuden. Als der lang ersehnte Marketender aus Deutschland mit einer Reihe von Waren ankam, mußte er schon am nächsten Tage den Ausverkauf ankündigen und konnte am übernächsten Tage wieder nach Deutschland fah-

festungen Rowno (17. 8.), Brest-Litowsk (26. 8.), Olita (27. 8.), Grodno (3. 9.), Wilna (18. 9.) immer mehr, aber zu einer völligen Vernichtung des Feindes kam es nicht. Und trotz dem wunderbaren Siege und Erfolge der Deutschen hat sich der Russe wieder zum Kampfe gestellt.

Das Leid im Leben klärt den Menschen, und das Leid eines Volkes sollte die Menschen klären. Die gemeinsame Gefahr bindet uns enger zusammen, und die Gemeinsamkeit des Erlebens läßt alles in hellerem Licht erscheinen. Die Menschen, die dem Tode gemeinsam ins Auge gesehen haben, fühlen sich enger verbunden, und manche im Felde geschlossene Kameradschaft wird zu einer Le-



Abbild. 21. Predigt nach mehrmonatiger Offensive

bensfreundschaft werden. Das Verhältnis zwischen Vorgesetzten und Untergebenen ist ein andres als im Frieden. Auch hier bindet das gemeinsame Leid und die gleiche Gefahr. Wir haben ja in dieser Zeit oft herrliche Briefe von Leuten gelesen, aus deren Worten ein unbegrenztes Vertrauen und eine warme Zuneigung spricht. Anderseits hören wir Offiziere mit einem Stolz von ihren Leuten sprechen, daß es auch unsre Herzen erfreut.

Das prächtigste Beispiel bietet hier wohl unser Hindenburg. Weiß der Mann, daß Hindenburg führt, so ist eben die Sache gewonnen. Überall ein grenzenloses Vertrauen zu seiner Kraft:

Das Kind auf der Straße,
Die Frau im Heime,
Der Mann im Felde,
Sie preisen einen Namen.
Stark — schlicht — groß,
Phrasenlos.

Daher sind wir auch unserm Kaiser unendlich dankbar, daß er bei seinem letzten Besuche im Osten Hindenburg den Nationalheros nannte. Selten ist ein Wort mehr aus dem innersten Volksempfinden heraus geboren worden.

Fast unbegreiflich erscheint es wohl Fernstehenden, daß

die Stimmung draußen im Felde, trotz allen schweren Stunden, oft mehr fröhlich als ernst ist. Nach den seelischen Erregungen und dem schweren Erleben muß sich die Brust von dieser Last befreien, und da ist der Humor eine der Herzstärkungen des Krieges. Die Zeit verfliegt so unsagbar schnell, daß keine Zeit zum Nachdenken und Kopfhängen bleibt und bleiben darf. Die Stunde gebietet, sie ist ein gestrenger Herr. Das Gefühl und Mitempfinden wagt sich nur in den seltensten Augenblicken hervor. Den Toten, die zu beiden Seiten des Weges und an den verschiedenen Stellungen liegen, gilt nur ein kurzer ernster Blick; das Herz muß sich stark machen, weil es sonst unter der Last der Ereignisse zusammenbräche.

Einer erhebenden Feier möchte ich zum Schluß noch gedenken (Abbild. 21). An einem Ruhetage in waldbreicher Gegend versammelte sich unser Bataillon zu einer sonntäglichen Siegesfeier.

Auch hier standen uns die Geschütze, die heute einmal schwiegen, zur Seite, unsre treuen Kampfgenossen, die tausendmal aus ihrem Eiseninnern den Tod ausgestoßen haben. Es war eine ernste, schlichte Feier, die den gefallenen Kameraden galt und dem Dank gegen Gott.



Abbild. 22. Hektor als Wächter unsrer Villa
»Onkel Paul«

Ein Kriegsabend in der Bücherstube

Eine literarische Plauderei von Karl Strecker

Im Gegenteil!« rief der Alte in seiner lebhaften Art, »ich finde es sehr richtig, gerade daß Sie Glieder geworden sind. Ich wollte nur, ich könnte auch noch ein solches Vogelbäselein führen. Wie murmelt doch der Chor bei Sophokles:

Hätt' ich einer Taube Schwingen,
Zu den Wolken flög' ich auf,
Säh' der Feinde machtlos Ringen,
Säh' der Unsern Siegeslauf ...«

»Aber, Herr Professor,« warf der Feldgrau ein, und ein Lächeln glitt wie Sonne über sein gebräuntes Gesicht, »durch diese Tätigkeit bekenne ich mich ja gerade als ihren ehemaligen Schüler. Sie haben ja immer sozusagen über den Dingen geschwebt.«

»Ach du lieber Gott!« rief der Alte und schlug mit beiden Handflächen auf die Lehnen seines Armstuhls. »Ich sitze hier als alter Uhu in meinem Astloch und blinzele in den Tag. Nicht einmal als Uhu — höchstens als Ohreule oder Kauz, ja: »alter Kauz«, das ist das richtige.«

»Na,« lachte der andre und sah sich in dem saalartigen Raum um, dessen Wände bis an die Decke hinauf mit Büchern bestellt waren; »immerhin ein ganz erträgliches Astloch. Wer die Weltliteratur so in Reichnähe hat, der schwebt doch wirklich ein bißchen über den Alltagsdingen.«

»Glauben Sie das nicht so ohne weiteres.« Professor Amthor schüttelte den weißen Kopf. »Seit Beginn des Krieges nicht mehr. Da sitze ich wirklich wie die Eule im Astloch. Ich habe für nichts mehr Sinn als für den Krieg — und was damit zusammenhängt.«

»Wie?« rief Doktor Schrödter erschrocken. »Und Ihr großes Wert über die Erzählfunktion der einzelnen Kulturvölker?«

»Schläft. Am 1. August 1914 hat es die Augen zugemacht, und seitdem schläft es. Denken Sie sich: in der Nacht vorher war hier in der Bucherei ein furchtbarer Aufruhr. Es hat richtig gespuckt.« Mit vollkommen ernster Miene fuhr er fort: »Ich war schon um halb zwölf zu Bett gegangen und gerade eingeschlafen, als mich hier ein furchtbares Getöse wedte. Ich stürze herein — und was sehe ich?«

Lächelnd antwortete der Privatdozent in Feldgrau, der den Humor des Alten kannte: »Doch nicht etwa gar eine Bücherschlacht, wie in Immermanns 'Münchhausen'?«

»Genau dasselbe. Wie bei Immermann zwischen Görres und David Strauß, so war hier der Kampf im Großen entbrannt. Mit

ihren Dedeln schlugen die Werke der feindlichen Völker wie wahnsinnig aufeinander ein; und es war nur ein Glück, daß die deutsche Literatur bei mir am stärksten vertreten ist, überdies meist in handfesten Einbänden.«

»Ach, deshalb haben Sie wohl den Stapel deutscher Werke da drüben neu binden lassen?« Er wies in die Ecke, wo eine Anzahl Bücher in neuen Einbänden aufgeschichtet stand.

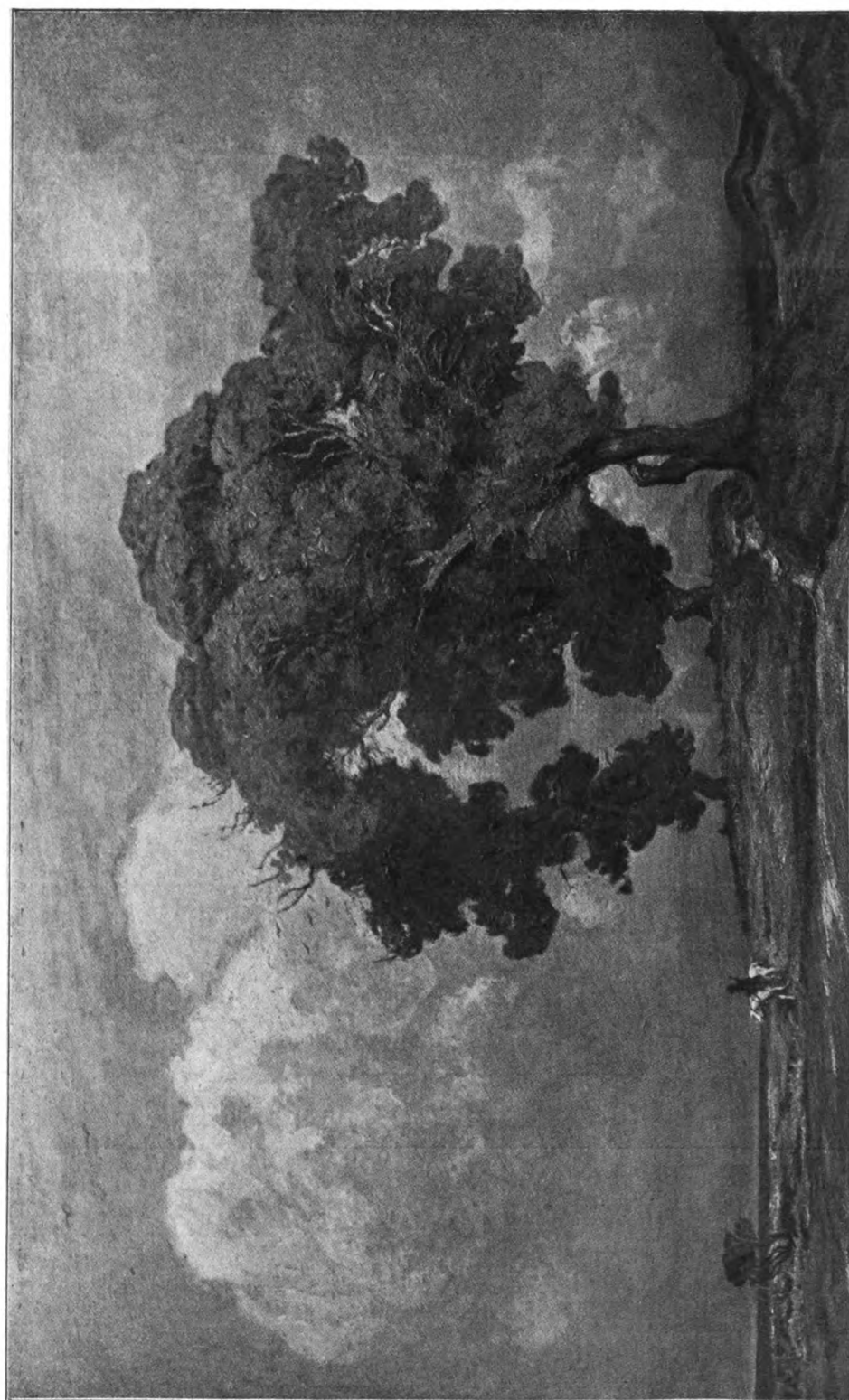
»Ganz recht, ich wollte meinen Landsleuten Waffen und Munition liefern; ich denke, das ist anständiger, als wenn Amerika — er brach ab und wies auf seine Büchergestelle — »Aber sehen Sie mal: ich habe die Schlachtreihen ein wenig geordnet. Die 'Entente' steht dort unter Englands Oberhoheit: Edmund Gosse und Kipling als Heißsporne obenan, Anatole France, Maeterlinck, d'Annunzio decken die Flanken, einige Abtrünnige wie Spitteler traben in der Nachhut. 'Ehrlich Spiel' war mein Grundsatz —«

»Aber was sehe ich!« rief plötzlich Doktor Schrödter. »Da steht ja Carlyle neben Treitschke!«

Der Alte lächelte geheimnisvoll. »Ja, das hat sich im Lauf der Tage oder vielmehr der Nächte so ergeben.«

»Ich verstehe Sie nicht.«

»Sie müssen nicht glauben, junger Freund, daß es nun jede Nacht hier oben so wüst zugegangen ist. Jene Prügelei war nur eine Folge des plötzlichen Aufstoderns und der schenbaren Sinnlosigkeit dieses Weltbrandes. Uns allen ging es ja in den ersten Tagen nicht besser. Aber Sie müssen bedenken, daß wir uns hier oben in der denkbar besten Gesellschaft befinden — von einigen Ausnahmen abgesehen. Die Edelsten, die feinsten Köpfe der Menschheit leben hier beieinander. Sie sehen wie stumme Freunde auf uns herab. Es bedarf nur eines Winks, und sie beginnen zu erzählen, zu deuten, zu raten, zu beweisen, zu erklären, zu lächeln, zu schelten und zu träumen. Natürlich geht es bei so verschiedenen Persönlichkeiten und Meinungen nicht ohne Auseinandersetzungen ab. Oh, das wirpelt und raunt des Nachts, sage ich Ihnen! Und daß diese Erörterungen besonders lebhaft wurden seit Ausbruch des Krieges, ist ja erklärlich genug. So sitze ich alte Ohreule denn hier oben und höre wunderliche, geheimnisvolle Nachtgespräche, höre feinere Dinge über dieses Völkerringen als Sie dort unten im Lärm des Tages. Und erkenne Zusammenhänge, Gründe und Folgen, die kein amtlicher Bericht, keine Zeitung ent-



Adolf Obst: Eichen am Meer

hält. Fingerzeige für Gegenwart und Zukunft. Rätselsfragen der Völker.»

»Gibt es die wirklich noch?« fragte der Doktor. »In der heutigen Zeit des Verkehrs—«

»Aha! Ja, so hört man's freilich. Ein Reisender, der vier Wochen oder meinetwegen vier Monate im Auslande gewesen ist, glaubt Land und Leute dort genau zu kennen. Gewöhnlich braucht man diese Herren nur mit einer Frage aufzuwecken, und sie schnarren sogleich wie ein Uhrwerk ihre eiserne Meinung ab.«

»Wenn ich nicht irre, Herr Professor, sind Sie selber früher viel im Ausland gereist.«

»Daher weiß ich es ja eben.« Ein Blid schalkhaften Humors bligte hinter der goldenen Brille des Alten hervor. »Auch ich habe hierin gesündigt. Gerade auf meinen damaligen Reisen aber habe ich erfahren, daß wir als Fremde wohl die äußere Tünche von Völkern und Ländern, die sichtbaren Merkmale und Unterschiebe erfassen können, um so schwerer aber den 'heimlichen Kaiser' eines Volks. Das Herz eines Volks schlägt in seinem Schrifttum, in seinen Dichtern. Freilich ist auch da noch für den Fremden ein gewisses Geschick vonnöten, um es zu finden. Aber so viel ist gewiß: nur in den Büchern eines Volkes entdecken wir seine wahre Seele.«

Er war bei den letzten Worten aufgestanden und ging in schnellem, kuschendem Gang, kaum merkbar hinfend, an den Bücherwänden entlang. Sein Schüler folgte ihm mit stillen Augen, in denen Verwunderung und Verehrung glänzten. Er wußte, daß der alte Amthor nur selten noch die Straße betrat; ein Fuhleiden und sonstige Gebrechen des Alters erschwerten ihm die Bewegung; es machte einen gar kläglichen Eindruck, wenn er langsam, den Kopf tief in den gestrickten Schal gezogen, auf der Straße daherkumpelte. Aber hier: wie ein Jüngling eilte er von einem Gestell zum andern, tritt und Leiter flogen nur so in seinen Händen, hurtig und sicher erklimmte er ihre Stufen, in wahrhaft waghalsigen Stellungen erfaßte er mitunter das Buch, das er brauchte, und das er so sicher herausfand, wie ein Klavierkünstler die einzelne Taste anschlägt. Wie ihn das kleidete! Es schien, als sei dies sein eigentliches Element, in dem allein er sich seiner Natur gemäß bewegen könne, wie das Eichhörnchen im Geäst, wie der Maulwurf im Wühlgang, der Fisch im Wasser nur seine wahre Natur entfaltet. Der Feldgraue konnte den Blid nicht von der kleinen zierlichen Gestalt des Greises wenden, die soeben aus einer Reihe ungebundener Bücher eins in gelbem Umschlag hervorjagte.

Statt alles Geredes, sagte der Professor, indem er das Buch aufschlug und zu seinem Gast an den Tisch trat, »wollen wir gleich einen

Kopfsprung in medias res tun. Ich habe hier einen Roman von Josephin Péladan: 'Das allmächtige Gold'. Nebenbei gesagt: ich schätze Péladan nicht so hoch wie sein Bewunderer Strindberg, mir ist er zu stilllos. Aber er ist aufrichtig. Sehen Sie hier. In einem Badeort spielt ein junger Musiker im Speisesaal Wagner. Ein alter französischer General empört sich darüber:

'Wagner ist ein Preuße.'

'Ein Genie!' rief seine Tochter.

Meine Tochter, ich werde nicht erlauben, daß mein Blut die Feinde Frankreichs bewundert. Das ist vielleicht der Wagner, der 1870 für die Straßenräuber die Siegesmusik gemacht hat!?

Ja, er hat für Kaiser Wilhelm ein schönes Werk geschaffen, den Kaisermarsch.'

Der Tisch interessierte sich, der General erhob die Stimme für den Zuhörerkreis und rief: Ich würde dir eher die Finger zerbrechen, ehe ich von meinem Fleisch und Blut das Triumphlied unsrer Sieger spielen lasse.'

Dann zerbrich diese Finger, denn sie haben den Kaisermarsch gespielt, und sie finden nur Vergnügen an deutscher Musik.'

Ein Badenstreich, der sie auf die Schulter der Mutter niederwarf, der Badenstreich eines Haudegens, war die Antwort des Generals.

Sie sehen hier,« sagte der Professor, das Buch zuklappend, »wie ein französischer Schriftsteller von zweifelloser Aufrichtigkeit uns den Fanatismus des Deutschenhasses in seiner Heimat schildert. Das war mehr als drei Jahrzehnte nach dem Deutsch-Französischen Kriege, lange vor dem jetzigen.«

»Und ist sicherlich in keinem Zuge übertrieben. Man braucht nur flüchtig die gegenwärtige französische Literatur und Presse zu überblicken, um diese Wut zu erkennen. Da besubelt sich selbst ein Mann wie Maurice Barrès mit dem Ausspruch: 'Die Eiths und Gurtbas wissen, daß der Boche ein brediges Tier ist' — und ähnlich unflätig benehmen sie sich alle da drüben, alle, mit kaum erkennbaren Ausnahmen.«

»Ja, es ist traurig. Selbst ein so feiner Kopf wie der greise Anatole France stimmt mit ein. Romain Rolland allein scheint in letzter Zeit sich auf die Würde eines Kulturmenschen besonnen zu haben. Ein weißer Nabe!«

»Wie erklären Sie diese Angeheuerlichkeit?«

»Ich las einmal irgendwo,« antwortete der Alte, und über seine klaren Augen huschte ein flüchtiger Schatten unsäglich Menschenverachtung, »der bauerndste und giftigste Haß sei der verletzter Eitelkeit. Und da nun Eitelkeit unbestreitbar die schlechteste Eigenschaft der 'grrrande nation' ist —«

»Verzeihung, verfallen Sie, mein verehrtester Lehrer, nicht auch jetzt ein wenig in die Ungerechtigkeit, die der Krieg ja freilich —«

»O nein! Diese Erkenntnis hat eine lange Pfahlwurzel, sie reicht in manches Grab hinab. Nur ein Beleg. Sie kennen den Briefwechsel zwischen Renan und David Strauß 1870?«

Schröbter nickte. »Aber ich entsinne mich nicht mehr der Einzelheiten. Ich wäre Ihnen sehr dankbar, wenn Sie —«

Der Professor hatte schon das Buch hervorgeholt und sagte, während er darin blätterte: »Strauß antwortet auf Renans Vorstellung, wie wir Frankreich durch eine schonende Behandlung' versöhnen könnten, so daß es, das sich einzig der Erinnerung an seine Fehler und der Entwicklung seiner inneren Zustände hingeben werde', folgendes:

»Sie müssen uns schon entschuldigen, aber die Gallia als Büßende uns zu denken, ist eine Vorstellung, die wir ohne Lächeln nicht vollziehen können. Ja, sie wird sich ihrer Fehler, ihrer Niederlagen erinnern, d. h. sie wird Rache tochen für diejenigen, die sie ihr beigebracht haben. Das aber wird sie tun, ob wir ihr dazu auch noch Land abnehmen oder nicht. Ein Volk, das für Sadowa, also für eine ihm ganz fremde Niederlage, Genugtuung haben wollte, wird für Wörth und Metz, für Sedan und Paris zehnfach um Rache schreien, wenn wir ihm auch weiter nichts zuleide tun, als daß wir es so oft geschlagen haben. Wir verbessern also unsere Lage für die Zukunft im mindesten nicht, wenn wir es schonen, im Gegenteil, wir verschlechtern sie. Da wir von seinem guten Willen unter keinen Umständen etwas zu erwarten haben, müssen wir darauf bedacht sein, daß sein über Wille uns fortan nicht mehr schaden kann.«

»Wundervoll!« rief der Feldgrau. »Und wie auf die Gegenwart gemünzt.«

»Eigentlich müßte ich den ganzen Brief vorlesen, denn nicht minder treffend ist, was Strauß über Elsaß-Lothringen sagt und über die Pflicht des Siegers, seinen Sieg zu nutzen, um sich vor Spott und vor Reue zu bewahren.«

»Ja, er trifft hier den Nagel auf den Kopf, was ihm sonst ja nicht immer gelingt. Freilich richtet sich Nietzsche's geistvolle Abfertigung Straußens in den Unzeitgemäßen' eigentlich nur gegen stillistische Nachlässigkeiten.«

»Sie kommen zur rechten Zeit mit Nietzsche!« rief Sophus Amtthor und schlitterte auf seinen Leberpantoffeln an eine andre Bücherreihe. »Wissen Sie auch, daß der diese Abrechnung schon 1873 vorausgeahnt hat? In seinem Mahnruf an die Deutschen —«

»Ich erinnere mich,« warf der Privatdozent ein. »Wir Deutschen werden den andern Völkern erst dann ehrwürdig und heilbringend sein, wenn wir gezeigt haben, daß wir furchtbar sind und das nachher — ich weiß die Worte nicht

genau — durch gesteigerte Kunst- und Kulturarbeit wieder vergessen machen. Das Merkwürdige an dieser Prophezeiung ist, daß Nietzsche mit ihr nicht allein steht. Gerade unsere lyrischen Dichter, zu denen er ja auch gehört, haben in diesem Betracht seit langem eine höchst merkwürdige, verstellte Prophezie entwikkelt.«

»So? Der Stoffkreis meiner letzten Arbeiten hat mich der Lyrik etwas entfremdet. Aber Sie sind ja darin zu Hause. Sagen Sie doch mehr darüber.«

»Wie ich sehe, stehen hier«, sagte der Dozent, der aufgestanden war, »Ihre deutschen Lyriker. Darf ich einmal Umschau halten?«

»Ich bitte Sie darum.«

Dem Alten kam eine kleine Unterbrechung nicht ungelegen. Schon seit einer Weile mahnte ihn eine empfindliche Trockenheit in der Kehle an sein Vorhaben, dem Gast eine kleine Erfrischung vorzusetzen. Während Schröbter in den Büchern suchte, schlurste der Alte schnell und heimlich aus der Tür. Aber wie es ihm gewöhnlich bei Heimlichkeiten zu gehen pflegte: im letzten Augenblick stieß er an jenen hohen Stapel neugebundener Bücher, der mit erheblichem Krachen umfiel und den Gast in eine leichte Staubwolke hüllte.

Als der Alte nach einer Weile mit Wein und Gläsern zurückkehrte, hatte Doktor Schröbter schon eine Reihe lyrischer Verse aufgeschlagen und sich zur Hand gelegt. Er begann:

»Aus Herweghs Gedicht 'Die deutsche Flotte' wird Ihnen die merkwürdige Stelle in Erinnerung sein, wo er sagt, der Purpur eigne dem Kaiser, nicht 'Krämerschultern'. Und er ruft 1841 dem vorgeahnten deutschen Kaiser im Hinblick auf jene 'Krämer' zu:

Ergreif ihn, er ist dein.

Ergreif ihn, und mit ihm das Steuer

Der Weltgeschichte, faß' es fest!

Ihr Schiff ist morsch, ihr Schiff ist led,

Sei du der Welt Erneuer!

Daß wir 'von Ost und Nord und West' einmal gleichzeitig angegriffen werden, weiß Otto Ludwig schon 1848. Er singt in dem Gedicht 'Die große Krise des Jahrhunderts':

Und Millionen Stimmen

Auffauchzen nah und fern,

Es steigt mit neuem Glimmen

Des Vaterlandes Stern.

Drum laß die Dränger kommen

Von Ost und Nord und West,

Was soll den Drängern frommen,

Steht Deutschlands Einheit fest?

Und durch die deutschen Lande

Ein Sprung, ein Griff, ein Schlag ...«

O Vaterland voll Ehren,

Vor allen Völkern groß!

Noch deutlicher spricht Geibel diese Prophezeiung aus. Er höhnt in der „Konferenz von London“ —

„An die Stelle erinnere ich mich,“ warf Amthor ein. „Sie ging neulich durch die Zeitungen. Franzmann, Brit' und Russe werden bei Deutschlands Jörn die Welt in Flammen sehn' — oder so ähnlich.“

„Ganz recht. Aber nicht minder deutlich derselbe Dichter neun Jahre später (1859):

„Dann, o Deutschland, sei getrost!

Dieses ist das erste Zeichen,

Wenn verbündet West und Ost

Wider dich die Hand sich reichen.

Wenn verbündet Ost und West

Wider dich zum Schwerte fassen,

Wisse, daß dich Gott nicht läßt,

So du dich nicht selbst verlässest ...

Bis du wieder, stark wie sonst,

Auf der Stirn der Herrschaft Zeichen,

Vor Europas Völkern thronst,

Eine Fürstin sondergleichen ...“

Der Alte sprang auf und füllte beide Gläser mit leuchtendem Rheinwein. Sie stießen an und tranken aus. Der Doktor fuhr fort:

„Friedrich Heibel hat zwei Jahre vor seinem Tode (1861) in dem Gedicht an König Wilhelm es vorausgesehen:

„Nicht bloß, daß sich der Erbfeind rüstet,

Der Karls des Großen Reich gesprengt,

Und daß den nord'schen Ar gelüftet,

Der schon durchs Wachsen uns bebrängt:

Auch die Bedientenvölker rütteln

Am Bau, den jeder tot geglaubt ...“

Er ruft Österreich und Preußen auf, den Weltschen und den Neuzen zur Ruh zu weisen:

„Dann wird man deutscher Art sich neigen
Und ehren, was man sonst geschmäht.“

Heinrich Leuthold aber mahnt nach dem Kriege 1871 die Deutschen, eingebend zu sein, daß sie ihre Einheit und Macht dem Schwert verdanken; sie sollen daher selbst unter Myrtenreisen noch das Schlachtschwert tragen:

„Denn die Zeit ist ehern, und Feinde dräu'n dir
Wie am Hofe Ehels den Nibelungen;
Selbst zur Kirche nur in den Panzerhemden
Gingen die Helden.“

Seine Mahnung wird erst der Enkel segnen,
Wenn er unverbroffen die Waffen wahrte
Menschenalter hin, bis es ihm obliegt, im
Weltkrieg zu siegen.“

„Es ist erstaunlich,“ begann Professor Amthor, während ein letzter Abendstrahl durchs Fenster einen goldenen Lichtfleck hereinwarf und über sein leichtgerötetes Gesicht mit dem silbernen Lodenrahmen strich, „wie klar unsre Poeten das, was uns unsäglich dünkte, vorausgesehen haben —“

„Und da sie hierin recht behalten haben, dürfen wir auch ihre feste Zuversicht auf den Sieg mit Genugtuung buchen,“ warf der Doktor ein.

„Denn niemand kennt das deutsche Wesen besser als die deutschen Dichter. Sie hatten im Grunde alle den einen Glauben an unsern furor teutonicus, den der prachtvolle Liliencron in diese militärische Fassung bringt:

„Daß dir, mein Vaterland, es Gott bewahre,
Das Infanteriesignal zum Advancieren,
Dann bist du sicher vor Franzosen und Basch-
liren.“

Dies alles sind,“ sagte der alte Professor, „neue Blätter und Zweige an dem alten Stamm des germanischen Wesens, dessen kriegerische Vorzüge Tacitus nur darum nicht mit den andern Eigenschaften bucht, weil es der Feind ist und das Römerheer diese Tugenden in Erbpacht genommen hatte. Aber nicht nur unsre Geschichte, auch unsre älteste Dichtung gibt genügend Beweise für diesen Vorrang germanischer Eigenschaften. Ich brauche Sie nicht an die Kampfreude im Beowulf-, Hildebrand-, Walthari- und Nibelungenlied zu erinnern, an das grimme Lachen der alten Helben. Man hätte glauben sollen, daß später das Elend des Dreißigjährigen Krieges — der nur die trübsten Schattenseiten der Völkerkämpfe zeigte — die Kriegsbegeisterung des Deutschen stark gedämpft hätte, aber nein, diese dreißigjährige Prüfung hat das, was in unserm Volke hart und stark war, nur noch einmal gesiebt, durchgemustert und tüchtig gegerbt. Sehen Sie sich ein altes deutsches Bauerngesicht an. Das ist wie aus Erz gegossen, da hat die Not der Jahrhunderte dran gegerbt. Es ist kein Zufall, daß bei uns so viele alte Sprichwörter von der Not handeln: Not bricht Eisen, Not kennt kein Gebot, Not lehrt beten. Auch unsre schönsten Kirchenlieder hat die Not geboren: „Aus tiefer Not schrei' ich zu dir“, vor allem aber das mächtigste Lied menschlicher Unerlöschbarkeit, das Lutherlied von der festen Burg, in dem sich Not auf Gott reimt.“ Er lachte grimmig auf. „Die Engländer sollen sich doch nicht einbilden, ein Volk, in dem diese Überlieferung lebt, auf die Knie zwingen zu können. Wir haben den Dreißigjährigen, haben den Siebenjährigen Krieg überstanden, wir werden auch diesen zwei-, oder meinetwegen dreijährigen Krieg überstehen.“

„Ich hatte,“ nahm der Privatdozent das Wort, indem er in einem alten Bande blätterte, „mir hier gerade einen wundervollen Beleg zu dem, was Sie sagen, zurechtgelegt, eine dichterische Veranschaulichung des deutschen Kampfergrimmes, die um so wertvoller ist, als sie gerade aus dem Dreißigjährigen Kriege stammt. Achim v. Arnim führt in des „Knaben Wunderhorn“ an, was Zingraf, aus alter braven Lands-

leute Mund im öden Dreißigjährigen Krieg lehrend uns zu Gemüte führt:

Drum gehe tapfer an, mein Sohn mein Kriegs-
genosse,

Schlag ritterlich darein, dein Leben unverdrossen
Fürs Vaterland einsetz', von dem du frei es
auch

Zuvor empfangen hast; das ist der Deutschen
Brauch. ...

Kannst du nicht sechten mehr, du kannst mit
deiner Stimme,

Kannst du nicht rufen mehr, mit deiner Augen
Grimme

Den Feinden Abbruch tun in deinem Selbennut,
Nur wünschend, daß du teu'r verkaufen mögst
dein Blut.

Im Feuer sei bedacht, wie du das Lob er-
werdest,

Daß du in männlicher Postur und Stellung
sterbest,

An deinem Ort bestehst fest mit den Füßen dein,
Und heiß die Zäh'n' zusamm' und beide Lefzen
ein.

Daß deine Wunden sich lobwürdig all befinden
Da vorne auf der Brust, und keine nicht da-
hinten,

Daß dich dein Feind der Tod im Tod bewun-
dernd zier',

Dein Vater im Gesicht dein ernstes Leben spür'.
«

«Erstaunlich, erstaunlich!» rief der Alte. «Und
beiß die Zäh'n' zusamm' und beide Lefzen ein...
Daß dich dein Feind der Tod im Tod bewun-
dernd zier', dein Vater im Gesicht dein ernstes
Leben spür'. Ja, das konnte nur ein Deutscher
dichten.»

Er ging eine Weile erregt auf und ab, dann blieb
er vor dem Fliegerleutnant stehen und sagte: «Mir
fällt da eine Stelle aus dem *Armen Mann im
Todenburg* ein. Man versteht den furor teu-
tonicus erst recht, wenn man da liest, wie dieser
verträumte Schweizer, Ulrich Bräker, als
preußischer Soldat angeworben, in der Schlacht
bei Lomossig in nicht geringen Angsten die
Kampfeswut der Brandenburger und Preußen
miterlebt.»

«Der Geist, der damals in den Grenabieren
Friedrichs herrschte, ist ja im Grunde eben der,
von dem wir vorhin sprachen, er rüttelte das
deutsche Gefühl in einer verworrenen und ziel-
losen Zeit auf. Sie kennen ja bei Goethe,
den man geradezu einen Preußenfreund nennen
könnte, in *Dichtung und Wahrheit* jenes offene
Bekenntnis über den Einfluß Friedrichs.»

Doktor Schröbter bejahte.

Amthor fuhr fort: «Im selben Abschnitt aber
bemerkt Goethe sehr fein, daß die überragenden
Heerführer, die Vollbringer großer Taten, eben
dadurch dem Volk so ans Herz wachsen, daß sie
das Schicksal der Allerletzten bestimmen

und teilen und dadurch viel interessanter
werden als die Götter selbst, die, wenn sie
Schicksale bestimmt haben, sich der Teilnahme
daran entziehen.»

«Gewiß, so dichtet das Volk, wir sehen es ja
heut wieder, und das ist sehr schön. Aber merkwürdig: die Dichter selbst, wenigstens die bedeutenden, wenden sich mehr und mehr von der Form des eigentlichen Heldengebichts ab. Wo hätten wir ein würdiges Friedrich- oder Bismarck-Epos? Schiller hat sich ja viele Jahre mit dem Plan einer Friedrich-Epopöe getragen, aber dieser sonst so Entschlußfreudige konnte sich nicht dazu entschließen. Warum nicht?»

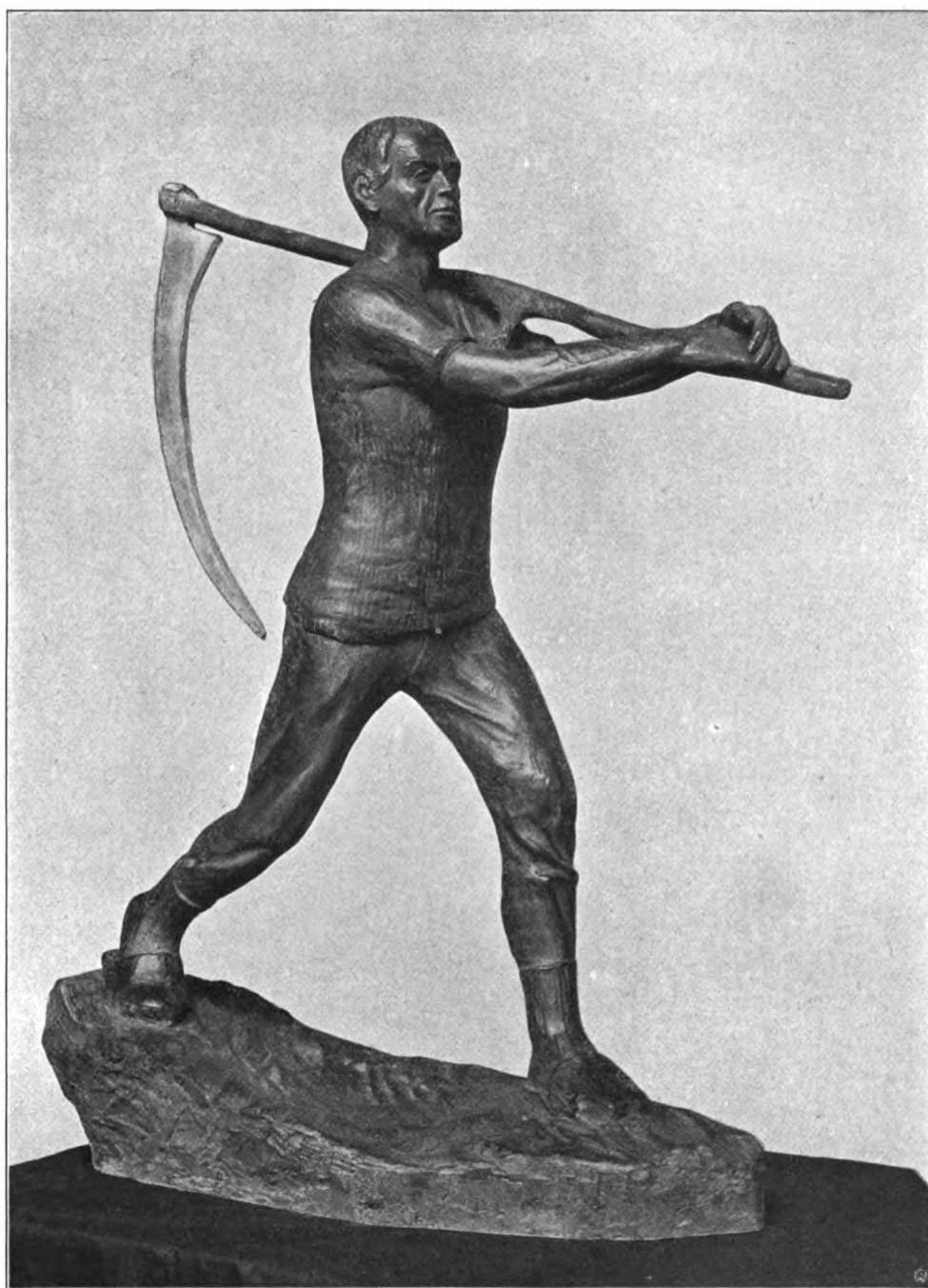
«Schiller», erwiderte der Alte, «hat wohl mit dem feinen Künstlerinstinkt, der ihm eigen war, herausgeföhlt, daß er in einem Friedrich-Epos nicht ganz das, worauf es für die Welt ankam, zum Ausdruck bringen würde. Ihn reizte, wenn ich recht sehe, in derartigen geschichtlichen Stoffen immer vornehmlich der Kampf der jungen Welt mit der alten, er würde nach einem plastischen Ausdruck in dem Verhältnis Friedrichs II. zu seinem Vater, in diesem Kampf auf Leben und Tod, künstlerisch gerungen haben. Denken Sie an das Verhältnis von Karl Moor, von Ferdinand v. Walter, von Don Carlos, von Max Piccolomini zu ihren Vätern! Immer der fast gleiche Kampf. Immer ist es der Revolutionstrieb des achtzehnten Jahrhunderts, der Schillers jugendliches Föhlen bestimmt. Das Herausarbeiten dieses Zwiespalts hätte im Friedrichsstoff aber zu einer Achsenverschiebung geführt; denn Friedrich baute ja später gerade auf den Grundmauern, die seines Vaters störrische Eigenart geschaffen hatte: Disziplin, Geld, ein tüchtiges Heer. Das hat der Alte Fritz selber später sehr wohl eingesehen.»

«Ich erkenne meinen alten Lehrer», sagte der Feldgrau und hob sein Glas gegen den Professor. «Aber ich sollte doch meinen, daß Schiller ein solches Heldengebicht gelungen wäre. Wie hat er den Soldatengeist in Wallensteins Lager, besonders in dem schönen Reiterlied getroffen!»

«Es ist wahrscheinlich, daß er sich eingeföhlt hätte, wie man jetzt sagt. Immerhin haben die Süddeutschen den Preußengeist niemals so gut getroffen wie der Oberlausitzer Lessing in *Minna von Barnhelm* und schon in *Philotas*, oder gar der in der Mark geborene Pommer Heinrich v. Kleist. Denken Sie an den alten Kottwitz! Auch Grabbes *Blücher* jenen im *Napoleon* gehören hierher, weniger Otto Ludwigs *Torgauer Heide*, die ist nicht ganz echt.»

«Aber Goethes *Göt?*»

«Ja, der *Göt?*» rief der Alte und schlug mit der Hand auf den Tisch. «Das ist frisches



Fritz Gärtner:

Der Sensenträger

Quellenrauschen im Walde! Das ist mehr noch als frisch, das ist deutsch! In echtestem Altgold strahlen diese mittelalterlichen Bilder, und der kriegerische Geist kampftroher Männlichkeit reißt sogar mich alten Mummelgreis noch fort. Denken Sie an Lese, an den Knappen Georg, an die Ritter und rebellischen Bauern, an Selbzig, vor allem an Götz selber —

»Und aus dieser dramatischen Sturmgewalt,« fiel der Feldgrau ein, »diesen Feuerzungen des Pfingstens deutscher Dichtung leuchtet noch ein besonderes Vermächtnis als schönes Kleinod junggoethischen Geistes hervor: die fröhliche Kameradschaft und freundschaftliche Treue zwischen den Kampfgenossen — eben den Götz, Lese, Georg; übrigens auch bei Lessing: Just und Werner. Ach, diese deutsche Kameradschaft! — Ich habe sie kennengelernt da draußen, zuerst im Schützengraben, dann hoch in den Lüften. Es ist etwas Herrliches um diese stets freundliche und aufmunternde, aber auch ernste und hilfsbereite Brüderlichkeit, mit der einer für den andern eintritt. Auch das ist ein Zeichen für den deutschen Soldatengeist. Und der Geist ist es, der schließlich den Ausschlag geben wird ...«

Die Sonne war lange hinunter, aber Lehrer und Schüler bemerkten nicht, daß sie im Dunkel saßen. »Ganz gewiß,« sagte der Alte. »Die unübertrefflichen Eigenschaften des deutschen Kriegers sind ja schließlich stärker als der ganze erstaunliche Verleumdungskrieg unsrer Feinde. Lügen haben kurze Beine. Nur ein Beispiel: Die Franzosen waren schon Anno 70 so giftig in ihrer Wut, daß sie nichts an uns gelten ließen. Selbst ein Kopf wie Maupassant war von Haß geradezu verwirrt. Und doch läßt diesen Dichter ein Rest von realistischen Verantwortlichkeitsgefühl die deutschen Soldaten mitunter so darstellen, wie sie wirklich waren. Es ist gerade in jetziger Zeit beachtenswert« — fuhr er fort, während er das elektrische Licht andrehte — »wie Maupassant zum Beispiel hier« — er suchte eine kleine Weile — »in der kostbaren kleinen Satire 'Didchen' die deutschen Soldaten im französischen Quartier schildert. Da heißt es:

Der erste preussische Soldat, den sie entdeckten, schälte Kartoffeln, ein zweiter reinigte den Laden eines Friseurs, ein anderer, bärtig bis an die Augen hinan, küßte ein kleines heulendes Wurm, ließ es auf seinen Knien reiten, um es zu beruhigen. Und die biden Bauernweiber, deren Männer im Felde standen, gaben durch Zeichen ihren gehorhamen Siegern zu verstehen, welche Arbeit sie verrichten sollten: Holz hacken, Suppe kochen, Kaffee mahlen. Einer von ihnen wusch sogar die Wäsche seiner Quartierwirtin, eines alten arbeitsunfähigen Weibes.

Westermanns Monatshefte, Band 120, II: Heft 720

Denken Sie sich«, fuhr der Alte fort und warf das Buch heftig auf den Tisch, »französische Soldaten, oder englische, oder Kosaken als Sieger in unserm Lande! Wie die sich benehmen würden! Der Begriff 'Barbar' ist in ihrem Munde für uns wirklich ein Ehrentitel! In einer sehr merkwürdigen, weil durchaus bestätigenden Übereinstimmung mit Maupassant schreibt übrigens Zola in seinem 'Zusammenbruch' von den deutschen Siegern.« Er suchte das Buch heraus und las die angestrichene Stelle:

»Die Eroberer richteten sich mit vollendeter Manneszucht ein. Man hätte sie für Bürgerleute halten können, die heimgekehrt waren und ihre langen Pfeifen rauchten. Auf einer Bank vor der Tür hatte ein roter Mensch das Kind der Magd auf den Arm genommen, ein Kerlchen von fünf oder sechs Jahren; er ließ es reiten, sagte ihm auf deutsch zärtliche Worte, und es belustigte ihn höchlich, zu sehen, wie der Knabe über diese fremde Sprache mit den rauen Silben lachte, die er nicht verstand ... Diese Preußen waren entschieden brave Leute.«

»Ei, ihr Herren Journalisten in Paris,« lachte der Doktor, »da werbet ihr, wenn ihr logisch denkt, was freilich eure Stärke nicht gerade ist, auch Maupassant und Zola so behandeln müssen wie den viel zurückhaltenderen Romain Rolland, den ihr einen 'Fahnenflüchtigen' nennt und nicht wieder nach Frankreich hineinlassen wollt. Es ist ja köstlich, daß diese Herren gerade die gescheitesten Köpfe Frankreichs so behandeln müssen.«

»Bei Zola«, fuhr der Professor in dem Buch blätternd fort, »finden sich in dem genannten Roman, soviel ich gesehen und notiert habe, drei ähnliche Stellen, denen nur zwei wirklichen Deutschenhasses gegenüberstehen. Zola bemüht sich, namentlich zu Anfang, objektiv zu sein. Die Niederlage der Franzosen nennt er 'vom Verhängnis vorausbestimmt gleich dem Geseß der Kräfte! Wir waren', sagt er, 'nicht bereit, wir hatten weder Kanonen, noch Soldaten, noch Generale; und der so sehr mißachtete (!) Feind erschien stark und fest und zahlreich mit vollendeter Manneszucht und Taktik.' — Ich habe mir hier noch einige Notizen gemacht: an acht Stellen handelt 'Débâcle' von dem Lügen-system der Franzosen, an zwei von ihrer grobmäuligen Art. Die völlige Disziplinlosigkeit der damaligen französischen Truppen — heute ist es wohl anders — wird im dritten und siebten, besonders aber im zweiten Kapitel sehr anschaulich geschildert. Die Franktireure kommen so wenig gut weg wie die Zuaven und die Chasseurs d'Afrique. Dennoch mißlingt Zola der Versuch, sachlich zu sein; im Grunde ist allem und namentlich den Deutschen ein Hohlspiegel vorgehalten, der das Bild verzerrt.«

»Überbies«, sagte der Doktor, »gehört der Roman zu den schwächsten Zolas. Wie gesucht sein Bemühen, in die Kriegsschilderungen den Faden einer Fabel zu spinnen; wie langweilig diese Fabel und wie lächerlich der Scharf sinn des Helden — heißt er nicht Maurice? —, der als einfacher Soldat alle strategischen Pläne der Heerführer klar überhaut und kritisiert!«

Der Alte nickte lächelnd. »Gleichwohl«, fuhr er fort, »es ist unverkennbar auch bei Zola, daß die französischen Dichter damals gerechter und maßvoller über uns urteilten als heute viele Neutrale. Gaben sie zum Teil doch offen Napoleon Schuld an dem Kriege. Zola sagt ausdrücklich im achten Kapitel: 'Wieviel brave Leute sollten durch seine Schuld sterben.' Und im folgenden Buch schildert er Napoleon bei Sedan, wie er halb wahnsinnig umherläuft, weil er den Kanonendonner nicht mehr hören kann. Zitternd hebt er die Hände empor: 'Oh, diese Kanonen, diese Kanonen, die nicht aufhören!' Zola setzt hinzu: 'Vielleicht stieg in ihm der schreckliche Gedanke an seine Verantwortung auf, erschienen ihm die blutigen Leichen, die seine Schuld zu Tausenden dort unten niedergestreckt hatte.' Ähnlich denkt Victor Hugo in seiner Dichtung 'L'Année terrible', wo er nach Aufzählung aller französischen Helden, die sich bei Sedan ergaben, ausruft: 'Diese alle streckten hier den Degen durch die Hand des einen Banditen.'«

»Hier spricht freilich«, warf Schrödter ein, »wohl ein wenig der Napoleonhaß Hugos mit, er nannte ihn ja immer 'Le petit'; aber es ist doch bemerkenswert, daß gerade die wirklich großen Franzosen trotz aller Nationalfeindschaft noch Worte der Vernunft und der Gerechtigkeit finden. Ein *Sully Prudhomme* freilich steht ziemlich vereinzelt da, der nach dieser 'Justice' geradezu sucht und sie in der Achtung des Menschen für den Menschen findet. Wie schön sein Traum, daß diese Achtung für den einzelnen einst zur Achtung der menschlichen Gesellschaft führen muß!«

»Ein Traum, den nur leider gerade seine Landsleute, zumal wenn sie die im Kriege Besiegten bleiben, unter keinen Umständen verwirklichen helfen. Die Nationalfeindschaft, von der wir vorhin sprachen, ist bei den Franzosen so ganz die oberste der Tugenden, daß sie durch sie völlig blind gegen ihre eignen Schwächen sind. Stendhal findet dafür im vierten Kapitel seiner 'Kartause' auf dem Rückzug bei Waterloo einmal sehr bezeichnende Worte. Indessen sind in diesem Punkt die Engländer weit unbefangener. Sie wissen ja, wie die englische Literatur förmlich strotzt von Selbsterspottung, man braucht gar nicht einmal an die giftigsten in dieser Hinsicht, an Swift und Byron, zu denken.«

»Freilich treten die übelsten Eigenschaften des Engländer in diesen Selbstporträts hervor und oft ganz ohne Absicht des Malers. Mutet es nicht wie eine blutige Satire auf die ganze Politik Englands an, wenn Shakespeare als das beste Mittel, zum Ziele zu gelangen, den immer wiederholten Rat 'Tu Geld in deinen Beutel!' hinstellt und diesen Rat gerade der schuftigsten Gestalt seiner Dichtungen in den Mund legt? Doch Shakespeares versteckte Schilderungen des englischen Charakters gaben ein besonderes Kapitel ab. Sicherlich hat Shakespeare schon darin die Politik Englands klar für Jahrhunderte vorausgesehen, daß er den hinterhältigen Anschlag und heimlichen Überfall durch die Mehrzahl geradezu zum Prinzip erhebt, wobei es vorteilhaft ist, zuerst die andern den Kampf aussuchen zu lassen, um nachher, wenn's ans Verteilen geht, ihnen die Beute ohne Gefahr abzu jagen. Der Überfall bei Gadshill in 'König Heinrich IV.' ist hierin durchaus vorbildlich. 'Wir können es so sicher tun wie schlafen,' meint Poins. Das erinnert auffallend an Sir Greys Ausspruch im August 1914: 'Uns wird die Teilnahme am Kriege nicht mehr kosten als die Neutralität.' Allerdings glaube ich, daß es ihm heute etwas peinlich sein wird, an diesen Ausspruch, der kennzeichnend für englische Großmäuligkeit ist, erinnert zu werden.«

»Ach«, rief der Professor aus und trat an die englische Ede seiner Bücherei, »heute muß man Swift, Carlyle, Ruskin lesen, um den großen Zusammenhang der Dinge im Auge zu behalten, auch die bekannte Rede des älteren Pitt 1778. Schon Goldsmith in seinem Gedicht 'Das verlassene Dorf' prophezeit dem stolzen Britannien, es werde

... tief und tiefer sinken und im Sterben

Sinabziehen Nachbarstaaten ins Verderben.«

»Abgesehen hat Goethe dies Gedicht übersetzt, dessen eifrige Studien über die serbische Volkspoesie jetzt auch wieder neuen Reiz gewinnen«, warf der Doktor ein.

»Derartige 'Aktualitäten' — dies greuliche Wort habe ich neulich im 'Duben' entdeckt — gab es in diesem Kriege schon mancherlei. So lebte bei der Belagerung Antwerpens für mich Schillers höchst lebendige Beschreibung der 'Belagerung von Antwerpen' wieder auf, und die Herrichtung der beiden Branden 'Glück' und 'Hoffnung' erinnerte mich, mit welchen Höllewerken der Vernichtung man sich schon damals zu Leibe ging. Auch eine Meißternovelle Wilhelm Raabes trat aus unverdienter Vergessenheit hervor: 'Die schwarze Galeere', in der dieser Meister die Kämpfe der Wassergeusen bei Antwerpen mit den feinsten Zügen fesselnder, spannender Kunst schildert.«

»Ich erinnere mich dunkel an die Novelle,« erwiderte der Dozent, »es ist wahr, sie spannt

wie ein Reifer von Dumas, und doch ist sie ganz Kunst. Auch das konnte Raabe also. Es hing nur von ihm ab, 'gelesen' zu werden; wenn er wollte, konnte er der erfolgreichste Roman-dichter seiner Zeit werden. Er zog es vor, der tiefste zu sein.»

»Über das«, sagte der Alte langsam, sinnend, »war gut so. Es gehört wohl zu der Seite seines Wesens, die man die deutschste nennen könnte.«

Ein heftiger Windstoß rüttelte an den Fenstern. Regen mit Schnee vermischt prasselte gegen die Scheiben.

»Wie es stürmt, wie es stürmt!« sagte kopfschüttelnd der Alte. »Oh, dieser furchtbare Winter. Noch immer kein klärender Frost, kein segnender Schneefall. Und da liegen sie nun draußen in West und Ost durchnäht in den Schützengräben, allzeit des Todes gewärtig, und schützen ihr Vaterland mit ihren Leibern. Und ich? Ich nutzloses altes Geschöpf hier oben zwischen meinen verstaubten Bänden ...! Er ließ traurig den Kopf sinken.

Da stand der selbstgraue Leutnant auf, trat zu ihm und legte seine Hand an die Schulter des Alten. »Sie, mein treuer und teuerster Lehrer,« sagte er mit leise bebender Stimme, »hüten hier die heilige Flamme, die uns alle mit Licht und Wärme nährt. Auch Sie sind ein deutscher Kämpfer. Waren es Ihr Leben lang. Und so stoße ich denn hier im Soldatenkleide mit ihnen an und spreche als Trinkspruch den Ausklang von Puttens 'Ich hab's gewagt mit Sinnen':

Auf, Landsknecht gut

Und Reuters Mut,

Laßt Putten nicht verderben!«

Hell klangen die Rheinweingläser aneinander.

Ein wundervoller Wein!« sagte Doktor Schrödter absetzend. »Und diese Blume! Duftendes Gold! Merkwürdig für ein Rheingold ist die Süße im Geschmad.«

»Die Süße und der Geschmad überhaupt,« sagte der Alte, und ein schalkhaftes Lächeln flog über seine Augen, ohne daß er eine Lippe verzogen hätte, »kommen vom Alter und von der Kultur ... Abgesehen,« fuhr er rasch fort, als er merkte, daß sein ehemaliger Schüler den Scherz zu einer kleinen Huldigung umbiegen wollte, »übrigens auch von der Lage. Die Weinsorten und die Völker sind sehr von der Lage abhängig; sie erhalten dadurch erst ihren Charakter. Sie wissen, daß verpflanzte Reben sich auf dem Boden, in dem sie Wurzel gefaßt haben, erst neu entwickeln, in einen andern Charakter hineinfinden müssen, wenn sie etwas gelten wollen.«

»Das sollten die Deutschen,« warf Schrödter ein, »eigentlich seit langem aus der Rhein-gegend her erkannt haben ...«

»Sie sollten, ja. Sollen und Haben stehen in dieser Hinsicht noch immer auf verschiedenen Blättern. Wenn Sie nur Leopold v. Ranke gelesen hätten, müßten sie schon wissen, daß die Staaten und in ihnen die Völker Individualitäten sind, die ihre besonderen Lebenskräfte, Lebenskräfte haben. Mit dem einfachen Verpflanzen in andre Kulturgehege ist's da nicht getan. Die Wesensart eines Volkes baut sich aus vielen unsichtbaren Zellen auf. Diese Zellen spürt man keineswegs dadurch auf, daß man sie von außen betrachtet.«

»Ich glaube,« fiel der Doktor ein, »der Rembrandt deutsche war es, der einmal sagte: durch den Tell' unsers Schiller, der nie in der Schweiz gewesen war, lernt man die Schweiz besser kennen als aus Baedekers Handbüchern.«

»Das ist ja das, was ich zu Anfang unsrer heutigen Unterhaltung sagte!« rief der Alte. »Ich höre hier oben zwischen meinen Dichtwerken und sonstigen Büchern mehr von den geheimen Quellen dieses Krieges und seinen Begleitererscheinungen, als ihr dort unten aus hundert neuen Zeitungen. Hier wispern leise Stimmen aller Völker und plaudern ihre Geheimnisse aus, um die nur ihre Dichter wissen.«

Nachdenklich musterte der Dozent die langen Zeilen der Bücherrücken an den Wänden. »Sie erzählten vorhin,« begann er nach einer Weile, »mit dem guten Humor, der noch immer so jung bei Ihnen geblieben ist, von der großen Bücherschlacht hier oben in der ersten Kriegsnacht, und daß Sie die Schlachtreihen geordnet hätten. In der Tat sehe ich eine ganz andre Zusammenstellung der Bücher als hier im Katalog.«

»Auch jenes Verzeichnis muß umgeändert werden; ich ordnete nach dem Geist, nicht nach dem Abc. Klare Scheidung kann nur zur Vertiefung führen. So habe ich hier in der großen Mitte der Längswand die deutschen Schriftsteller sozusagen als Mittelmacht hingestellt. Und alles, was ihnen innerlich verwandt ist, steht in ihrer Nähe.«

»Ich bemerkte vorhin schon, daß Carlyle — und hier stehen mehrere Nordgermanen — sogar Strindberg.«

»Strindberg,« sagte der Professor, »hat den stärksten geistigen Eindruck in seiner Jugend von Schillers 'Räubern' empfangen, seine naturwissenschaftlichen Studien erhielten ihren kräftigsten inneren Antrieb von dem schneidigen Ausfall Goethes gegen Newton in der 'Farbenlehre', und in seinen letzten Jahren hat ihn neben Swedenborg nichts so tief beschäftigt wie wiederum Goethe. Wie sehr ihn Nietzsche beeinflusst hat, ist bekannt. Strindberg war und blieb im Grunde Germane, den Deutschen nah verwandt, wenn er auch lange unter dem Einfluß französischer Kunstform stand.«

»Wo haben Sie denn«, fragte der Doktor, der aufgestanden war und die Gruppierung der Bücher in Augenschein nahm, »Karl de Costers 'Milen Spiegel' untergebracht?«

»Dort, neben Maeterlinck. Coster würde heute ebenso zetern und schimpfen wie sein Landsmann; er war im Grunde ein Deutschenbasser. Das weiß man nicht? Lesen Sie im zwölften und dreizehnten Kapitel des dritten Buches den Kampf Milen Spiegels mit 'Riesentraff', dem Deutschen. Er ist sichtlich als typisch deutsch gezeichnet, und Milen Spiegel sagt von ihm: 'Mehr stinkend als die Pest, den Ausatz und den Tod finde ich dies Gezücht von Elenben, die ... keine andre Sorge kennen, als ihre saure Frage und ihr zorngeiferndes Maul überall spazierenzuführen.' Das ist belgischer Ton. Schon Walter Scott kennzeichnet die Freude der Belgier an Roheit und Grausamkeit, und neben den bekannten 'belgischen Greueln' zu Beginn dieses Krieges ist gerade Costers 'Milen Spiegel' ein wirklicher Spiegel dieser belgischen Nationaltugend, die neben ihrer Lust am Essen, um es höflich auszudrücken, besonders charakteristisch für sie scheint. Lesen Sie die zahllosen Marter- und Freßszenen dieses Buches, und Sie wissen genug. Mit sichtlichem Behagen sind die gräßlichsten Folterqualen breit ausgemalt, immer wieder kehrt der Dichter liebevoll zu den wollüstig-blutrünstigen Schilberungen und zu den ebenso liebevoll ausgemalten Freßereien des Dickwanstes Lamme Goedzel zurück, den er den 'Magen des eblen flämischen Volks' nennt. Abrißens kann er trotzdem nicht umhin, das 'deutsche Lied' zu schätzen und zu bekennen, daß die Franzosen das Land Flandern 'verheeren wie Heuschrecken'. Genug von diesem Überschwärmten und im Grunde Vellagenswerten, denn es ging ihm herzlich schlecht auf Erden.«

»Bei uns wären derartig unflätige Beschimpfungen eines andern Volkes durch einen wirklichen Dichter — und das war Coster immerhin — kaum in der entschuldigenden Erregung dieses Krieges möglich,« sagte der Dozent.

»Bleiben wir bei dieser Vornehmheit, wenn gleich schon unser alter Klopstock Grund hatte, die Deutschen zu warnen. Sie kennen ja die Stelle. Wahrhaftig: 'sie denken nicht ebel genug'. Vielleicht sehen wir nach diesem Kriege erst ein, daß sie uns am allerwenigsten unsre Siege und unsre Vorzüge verzeihen. Ach, das Verzeihen gehört überhaupt nicht zu den Liebhabereien der Menschen. Da ist es schon am besten, des jungen Nießsche Rezept zu befolgen und zu zeigen, daß wir fürchtbar sind, trotz unsrer Friedensliebe. Kann man an der wirklich zweifeln? Von der Vernichtungsschlacht im Teutoburger Walde bis zu der an den Masurischen Seen haben wir Deutschen immer nur in der Notwehr so zerschmetternd dreingehauen.«

Der Doktor nickte ernst, während er immer noch an den Bücherreihen entlang ging und die Titel las. »Ich sehe, Sie haben Shakespeare, Milton, Byron nicht zu den heutigen Engländern, Dante nicht zu den heutigen Italienern, Corneille, Racine, Molière nicht zu den heutigen Franzosen gestellt.«

»Nein! Denn diese Großen trennt von ihren heutigen Landsleuten eine Welt!« Der Alte rief es mit erhobener Stimme, und seine hellen Augen nahmen einen harten Stahlglanz an.

Sie haben recht,« sagte der Doktor. »Die Größe schafft, die Ohnmacht schimpft und verleumdet. Dene Großen und manche andre noch würden sich nicht so erniedrigt haben. Auch die großen russischen Dichter haben Sie, wie ich sehe, nicht dem Vierverband der Lüge eingereiht.«

»Mit gutem Grunde. Zwar sind die meisten von ihnen nicht gut auf die Deutschen zu sprechen, aber das liegt zunächst an einer triebhaften Abneigung gegen westeuropäische Kultur überhaupt, dann aber an der Tatsache, daß die vielen in Rußland eingewanderten Deutschen sich tüchtiger bewährt und es weiter gebracht haben als die Eingeborenen. Die großen russischen Dichter des letzten Jahrhunderts stehen uns aber im Geist näher als die unsrer andern Feinde um diese Zeit, schon weil sie innerlicher sind.«

»Jedenfalls denkt man über einen Roman von Dostojewsky oder Tolstoi länger nach als über die ganze englische Dichtung der Gegenwart.«

»Und was war einem Turgenjew unser Goethe! Wie gern hat er in Deutschland gelebt. Sehr tief aber ist bei den meisten der Haß gegen England. Hören Sie nur, was der bei uns zu wenig gekannte Iwan Gontscharow in seinem Roman 'Fregat Pallada' sagt:

»Es verbrießt einen, zu sehen, daß die Engländer überall, auf jedem Boden, in jedem Klima sich einzuwurzeln wissen; noch mehr aber verbrießt es, sie ihre Erfolge stolz in die Welt hineinschreien zu hören, wie ein gaderndes Huhn, das ein Ei gelegt hat; und am verbrießlichsten ist es, daß sie in der Wahl ihrer Mittel, deren sie sich bei der Einnistung auf fremdem Boden bedienen, so gar nicht wählerisch sind, und daß sie, wo ihr englischer Handel und ihr englisches Recht versagen, einfach das mittelalterliche Faustrecht anwenden ... Die englische Manier besteht darin: ohne zu fragen, in die fremden Häfen eindringen und ans Land gehen; und wenn dagegen protestiert wird, Streit anfangen, sich beleidigt stellen, einen Krieg vom Zaun brechen. Oder Opium einführen ... Die Engländer halten die von ihnen unterworfenen

Völker nicht für Menschen, sondern für eine Art Arbeitsvieh, das sie nicht schlagen, sondern gut füttern und ausreichend bezahlen, dem sie jedoch ihre Verachtung nicht verhehlen.«

»Das klingt ja, als wäre es Wort für Wort auf das jetzige Vorgehen Englands gegen Griechenland gemünzt!« rief der Doktor.

»Und ist doch im Jahre 1855 geschrieben. Ja, ja: dieser Bundesgenosse! Abgesehen hat schon Gogol in den 'Memoiren eines Wahnsinnigen' sich ähnlich geäußert, auch Chomjakow in seinen Gedichten, Dostojewskij namentlich in seinen politischen Schriften, und Leo N. Tolstoi empfindet schon in seiner Novelle 'Luzern', wo er das Treiben der Engländer in den großen Schweizer Hotels kennenlernte, einen wahren Ekel vor ihnen, der sich später so wenig verringert, daß er — meist ungerechterweise, wie ich meine — sogar Shakespeare der englischen Untugenden bezichtigt.«

»Ich habe«, sagte der Doktor, »vor zwei oder drei Jahren Tolstois bedeutenden Nachlaß gelesen. Ich erinnere mich dunkel, daß namentlich in der meisterhaften Erzählung 'Chadschi-Murat' kostbare Streiflichter auf das Zarentum und die russische Kriegsführung fallen.«

»Ich brauche nur noch ein paar Lesezeichen zu setzen«, erwiderte Sophus Amthor und nahm den Band herab. »Die sinnlose Verwüstung und die Grausamkeiten der Moskowiter in Feindesland können schwerlich schärfer gebrandmarkt werden als von Tolstoi in dieser Erzählung. Er berichtet, wie die Russen ein Dorf der Tschetschenzen zerstört und niedergebrannt, die Moschee und den Dorfbrunnen verunreinigt, wehrlose Knaben erstochen haben, und fährt dann fort:

'Kein Wort des Hasses gegen die Russen wurde laut. Das Gefühl, das alle Tschetschenzen vom jüngsten bis zum ältesten diesem Feinde gegenüber hegten, war stärker als der Haß. Sie sagten sich, daß diese russischen Hunde keine Menschen seien, und ein solcher Abscheu und Ekel, ein solches Erstaunen über die sinnlose Grausamkeit dieser Kreaturen ergriff sie, daß der Wunsch, sie auszutilgen, wie man Wölfe, Ratten und giftige Spinnen austilgt, ebenso natürlich erschien wie der Trieb der Selbsterhaltung.'

So schreibt Tolstoi der Russe. Und dabei betont er ausdrücklich, daß diese Grausamkeiten auf Befehl des Zaren Nikolaus I., vermittelt und weitergegeben durch die Offiziere, verübt worden sind.«

»Unglaublich!« rief Schrödter. Aber ich erinnere mich des Eindrucks beim Lesen, daß Tolstoi in diesem Roman, wie überhaupt öfters in seinem ganzen Nachlaß, die unmenschliche Willkürherrschaft des Zarentums so scharf wie kaum ein zweiter geißelt.«

»Freilich. Und diese vernichtende Satire wirkt um so tiefer, als sie in vollkommener epischer Ruhe, scheinbar ohne Nebenabsicht vorgetragen wird. Kostbar ist die Ministeraudienz bei Nikolaus I. geschildert. Durch ständige Schmeichelei ist der Zar dahin gekommen, alles, was er tut, für richtig zu halten, obwohl seine Werke und Taten jedes gesunden Menschenverstandes spotten'. Er befiehlt die Todesfolter eines polnischen Studenten. Weshalb? Nikolaus hatte', sagt Tolstoi, 'den Polen schweres Unrecht zugefügt, und um dieses Unrecht zu rechtfertigen, mußte er sich in der Überzeugung erhalten, daß alle Polen Schurken seien... Er haßte sie in dem Maße, wie er ihnen unrecht getan hatte.'«

»Das hat ein Meister der Seelentunde geschrieben.«

»Hören Sie nun, was der Zar als Randbemerkung an den Bericht über den Studenten schreibt: 'Er verdient die Todesstrafe. Doch gibt es bei uns, Gott sei Dank, keine Todesstrafe. Und es ist nicht mein Wille, sie einzuführen. Er soll zwölfmal an tausend Mann vorübergeführt werden. Nikolaus.' Tolstoi setzt hinzu: 'Nikolaus wußte, daß zwölftausend Spießrutenhiebe einen qualvollen sicheren Tod bedeuteten, ja, daß die Verhängung einer solchen Strafe geradezu eine wollüstige Grausamkeit offenbarte, da bereits fünftausend Hiebe genügten, um den stärksten Mann zu töten.'«

»Dieser Nikolaus war der Großvater des Oberbefehlshabers Nikolaus Nikolajewitsch, dessen Heere unser Ostpreußen verwüstet haben.«

Der Alte nickte. »Wiederholt kommt Tolstoi auf die Grausamkeit dieser Hinrichtungen in dem Lande, wo es, Gott sei Dank, keine Todesstrafe gibt', zurück. Abgesehen fehlt es auch nicht an heiterer Satire. Da sind die Kriegsberichte an den Zaren, die aus jeder Niederlage einen Erfolg, aus dem Zurückwerfen einer Patrouille oder kleinen Abteilung aber einen großen Sieg machen.«

»Nun, wir haben es ja kürzlich noch erlebt, daß die Russen es fertigbekommen, von Warschau bis Dünaburg fortlaufend zu siegen; nach der Darstellungsweise jenes Berliner Schusterjungen: 'Da riß er aus, id immer vornweg.' Aber Sie haben recht, Herr Professor, die russischen Dichter nicht zu den Herren d'Annunzio, Kipling, Goffe, France, Maeterlinck und andern zu stellen. Die russischen Dichter haben diesen Krieg so wenig gewollt — ich erinnere nur an Gorki — wie das russische Volk. Beide sind auch im Grunde eher mitleidig als grausam... Aber wie ich sehe, haben Sie Spitteler zu jenen Herrschaften gerückt.«

»Mit eben dem Recht, mit dem ich Conrad Ferdinand Meyer und Gottfried Keller zu den Deutschen gestellt habe. Sie kennen

Meyers Vers 'Der Sturm erbraust' und sein Bekenntnis, daß er 1870 alles französische Wesen abgetan habe. Und Keller erst! Er liebte Deutschland wie seine Heimat. Hören Sie nur den 'Grünen Heinrich' — der Alte suchte eine Weile nach dem eingelegten Lesezeichen, das etwas heruntergerutscht war —, »wie ihm das Herz in starken Schlägen pocht«, als er zum erstenmal deutschen Boden betritt. Er begründet dies Herzklopfen so: »Denn ich befand mich auf deutschem Boden und hatte von jezt an das Recht und die Pflicht, die Sprache der Bücher zu reden, aus denen meine Jugend sich herangebildet hatte und meine liebsten Träume gestiegen waren ... Darum war mir das herrliche Funkeln der grünblauen Flammen des Rheinwassers wie der Geistergruß eines geheimnisvollen Zauberreichs gewesen, das ich betreten.«

Damit wollen wir schließen!« rief der Doktor, und seine Augen leuchteten. »Ich danke Ihnen herzlich für die innere Bereicherung durch diesen unvergeßlichen Abend.« Er hob sein Glas gegen den alten Lehrer.

»Fahren Sie denn wohl,« sagte der, während die Gläser hell aneinanderläuteten, »lieber Flieger, heben Sie sich bald wieder empor über die gemeinen Dinge dieser Erde. Sie werden nun wissen, daß die alte Cule, sagen Sie meiner wegen der alte Kauz, hier oben in seinem Astloch mancherlei hört, was denen da unten entgeht.«

»Oh, ich werde oft mit meinen Gedanken hierherliegen!« rief der selbstgraue Dozent, vom Rheinwein befeuert. »Ich werde Sie hier in steter Gesellschaft mit den besten Köpfen der Menschheit sehen, die Ihnen so viel zu verraten wissen; die, wie Sie vorhin sagten, deuten und raten und beweisen, die erklären und trösten und lächeln und träumen können. Sie werden in dem leisen Wispern dieser Nachtgespräche die Zusammenhänge der Dinge und die tiefen Gründe erkennen, die den Menschen dort unten entgehen; ein Flieger des Geistes werden Sie,

wie ich in Wirklichkeit, die Länder dieser Erde tief unter sich aufgeschlagen liegen sehen.«

Der Alte lächelte: »Was diese meine gute Gesellschaft hier oben bietet, sind nur erhöhte Ausdrucksformen des Lebens. Die Weltliteratur stellt das Emporringen des Weltgeistes dar, in dem jedes Volk seiner eignen Not und Sehnsucht folgt. Hoffen wir, daß unserm geliebten deutschen Volke seine Not genommen, seine Sehnsucht erfüllt werde. Darauf dies letzte Glas!«

»Noch eine Bitte hätte ich,« fuhr der Alte fort, nachdem beide ausgetrunken hatten. »Sie gehen nun hinaus, auf lange« — seine Stimme zitterte einen Augenblick, schnell überwand er die Schwäche — »und wer weiß, ob Sie — ob Sie mich noch wiederfinden, wenn Sie zurückkehren. Schreiben Sie mir noch ein Wörtlein dort in das silberne Buch dieser Stube.«

»Gern!« rief der Fliegerleutnant. Eine Weile stand er nachdenkend und ließ die große Tempelstille des Raumes auf sich wirken. Einen Augenblick huschte ein schmerzlicher Zug über sein offenes Gesicht. Er dachte: Vielleicht werde ich nie wieder hier — — Dann nahm er schnell die Feder und schrieb die Verse Schillers:

»... Aber in den heitern Regionen,
Wo die reinen Formen wohnen,
Rauscht des Dammers trüber Strom nicht mehr.
Hier darf Schmerz die Seele nicht durchschneiden,
Keine Träne fließt hier mehr 'dem Leiden,
Nur des Geistes tapfer Gegenwehr.
Lieblich, wie der Iris Farbenfeuer
Auf der Donnerwolke duf'tem Tau,
Schimmert durch der Wehmuth düstern Schleier
Hier der Ruhe heitres Blau.«

Dann drückte er dem Alten schnell beide Hände und stürzte davon. Der rief ihm noch durch die Tür auf die Treppe nach: »Glückauf! Glückauf! Zum Fliegen! Zum Siegen!«

Nachbarn sahen in dieser Nacht noch kurz vor Morgengrauen Licht in der Bücherei des alten Professors und von Zeit zu Zeit ein schwächtiges, etwas gebücktes Schattenbild, das sich hinter den Fenstervorhängen bewegte.

Sommer 1916

Du Seele mein, schweig stille!
Und ob der Sommer noch so grün,
Ob alle Tag' wie Rosen glühn —
Auch Krieg ist Gottes Wille.

Steht auch die Welt voll Prangen,
Uns darf die harte Hand nicht ruhn,
Eh' sie nicht drüben Einklehr tun —
Harr' noch, mein Herzverlangen!

Du Seele mein, mußt warten.
Dröhnt heut durchs Land das Eisenlied,
Einst wieder klingt der Gottesfried'
Durch all den Sommergarten.

Bleib nur getreu! Die Stunden,
Die Räder laufen allgemach,
Einst kommt der Auferstehungstag
Aus Leid und bitterm Wunden.

Hans Fr. Blund



Lord Ritchener

Ein Lebens- und Charakterbild nach neuen Quellen
Von Josefina Graf-Comtano (München)



Das Wellengrab hat sich über einem Manne geschlossen, der drei Jahrzehnte lang der Stolz und die Hoffnung des Britenvolkes war. Es wäre dieser Gestalt mit der ehernen Stirn und dem eisigen Blick gegenüber völlig unangebracht, das zartfühlende »De mortuis nil nisi bene« in Anwendung zu bringen. Mit jener Offenheit, die eine schöne Frucht des Weltkrieges ist, wollen wir ihn und sein Leben kritisch beleuchten, und zwar um unser Auge noch weiterhin zu schärfen für die Wesensart des gesamten Britentums überhaupt, dessen typische Verkörperung er darstellt. Das ganze ungeheure Selbstbewußtsein des echten Engländer, sein Erobererinstinkt und die gewissenlose Selbstverständlichkeit, mit der er über Leichen zur Vermehrung von Besitz und Herrschaft schreitet, all diese charakteristischen Eigenschaften zeigen sich in Ritcheners Natur vereint und bis ins Unheimliche gesteigert. Sein stahlharter Körper, sechs Fuß und einige Zoll hoch, schlant und gerade wie ein Lanzenstiel, sich herrisch redend über die Häupter der Menschen, sein schwer vom Bart überhangener, »unbehaglicher« Mund, seine hageren, von der Tropensonne selbst wie ziegelrot gebrannten Wangen, der leidenschaftslose, glühende Blick seiner »gefrorenen Augen«, der nie verriet, wenn das Gehirn nach einem Ausweg suchte, der die Menschen bis in das Innerste durchschaute, indes er verächtlich über sie hinwegzugleiten schien — das alles gibt das entsprechende Außenbild zu einem Charakter, »der mit der Durchschnittsmenschlichkeit sich nicht abgeben konnte«, der weder Begeisterung je empfand, noch Liebe begehrte oder gar Haß gefürchtet hat. Niemand soll uns vorwerfen, daß diese Schilderung feindlicher Voreingenommenheit entspringe; denn sie ist dem neuesten Werke entnommen, das Ritcheners Biograph Walter Terrol vor kaum einem Jahre erscheinen ließ, und das mehr drastisch als geschmackvoll meint, man solle Ritchener als den Typus vollendeten Engländerentums patentieren und ihn zur Ausstellung bringen bei der großen Pariser

Internationalen Weltausstellung mit dem Vermerk: »Erzeugnis ersten Ranges des britischen Imperiums, unsere englische Subanmaschine hors concours.«

Ritchener stammt aus einer Militärfamilie irländischen Ursprungs. Als ahne man seine ungewöhnliche Laufbahn, nannte man ihn Horatio nach dem großen Nelson und stachelte schon frühzeitig seinen Ehrgeiz durch Hinweis auf die Verwandtschaft mit Admiral Berry, der einer der fähigsten Offiziere Nelsons war. Auf die Militärakademie nach Woolwich geschickt, hört der Zwanzigjährige vom Ausbruch des Deutsch-Französischen Krieges. Er verläßt jäh die Schule, begibt sich heimlich nach Frankreich und läßt sich in der Mobilgarde der Côtes du Nord unter General Chanzy als freiwilliger Mitkämpfer einschreiben. Ohne recht ins Gefecht zu kommen, fällt er beinahe einem Ballonunfall zum Opfer. Die Annahme aber, als sei er damals einer Tat jugendlicher Begeisterung fähig gewesen, benimmt er uns selbst; denn mit Worten nüchternster und herbster Kritik versichert er: »Ich wollte nur nach all der Schultheorie einmal etwas von praktischer Kriegsführung in der Nähe sehen und habe dabei gelernt, wie wenig die Tapferkeit vermag, wenn ein Heer so schlecht organisiert ist wie damals das französische.«

Am Roten Meer, beim Wüstenritt, auf der Höhe biblischer Berge in Palästina finden wir ihn wieder. England, das aus besonderen und oft durchaus nicht rein wissenschaftlichen Beweggründen stets ein Interesse an der Erforschung fremder Länder hat, entsandte eine Kommission von Ingenieur-Offizieren zur Herstellung einer zuverlässigen Karte ins heilige Land. Am See Tiberias ruht der junge Ritchener und malt sich in Gedanken die einstige Lage der Kreuzfahrer hier aus, nicht etwa die ideale Idee, von welcher jene große Unternehmung geleitet ward, o nein, vielmehr die strategisch schlechtgewählte, unglückliche Stellung der abendländischen Scharen gegenüber Saladin, dem dadurch die Umzingelung und Vernichtung des Christenheeres möglich wurde.

Der spöttische Wunsch, die »Bibelmärchen« zu zerstreuen, führt ihn nach Mufam Benat Yafub, wo Erzvater Jakob einst gelebt haben soll und wo man ihm als hochbetagtem, blindem Greise noch stets den Rod Josefs brachte, damit er in Erinnerung an seinen Liebling das Antlitz darin berge. Die Stätte ist ein Heiligtum der Mohammedaner; eine kleine Moschee ist darüber erbaut, und darin schlummern hinter einer dunklen Wand, wie sich die Araber flüsternd erzählen, die sieben wunderschönen Töchter Jakobs noch in all ihrem Jugendreiz. Ein grüner Vorhang birgt das Pfortchen zu dem Grabgewölbe, und eine heilige Lampe brennt davor. Nur wer die liebliche Legende glaubt, erklärt der führende Scheich mit ehrfurchtsvoll gedämpftem Ton, darf sich der heiligen Stätte nahen. Ein Jude geht über das Gesicht des jungen Ritcheners, ein flüchtiger Schein von einem Lächeln des Hohns und der Verachtung. Er faßt den Scheich beim Arm und schleudert ihn beiseite; dann tritt er mit einem Fußstoß das morsche Pfortchen ein, und nichts ist bezeichnender als die jüdischen Worte, mit denen er später erzählt: »Ich nahm nichts wahr in dem Grabe als Schmutz und Gestank. Keine schlummern den semitischen Schönheiten erwarteten mich dort!« Dieses brüste Vorgehen gegen biblische Heiligtümer wäre dem rücksichtslosen Briten fast übel bekommen; er wurde in den Straßen von Nablus (dem alten Sichem) beinahe gesteinigt. Und einmal, in einer der sternklaren, oft so kalten Wüstenächte, erscholl vor dem Zelte der Reisenden wildes Geschrei: ein fanatischer Araberstamm unter der Führung des verwegenen Ali Agha überfiel die christliche Karawane, um ihrer »unheiligen Neugier« in diesem Lande ein Ende zu bereiten. Kaltblütig und breitspurig stand Leutnant Ritcheners vor dem Zelt. Er blutete aus einer Stirnwunde und hatte seine Waffe eingebüßt. Erbittert drangen die arabischen Maulkietreiber mit ihren Messern auf ihn ein. »Doch halfen wir uns, indem wir dem heulenden Mob einfach die Zähne einschlugen«, berichtete er nach Hause. Die Angreifer wurden angeklagt und, unter dem Druck Englands auf die türkische Regierung, schwer bestraft. Als Ritcheners nach Jahren zur Vollenbung jenes kartographischen Werkes wiedkehrte, da ritt er im Triumph durch Safed, wo er einstens angegriffen

worden war, und jener damals so wilde Sohn der Wüste, Ali Agha, gebrochen durch die Kerkerhaft und siech geworden durch die Freiheitsberaubung, sank zerknirscht zu seinen Füßen. Das waren Szenen, die wie eine Vorbedeutung für des kühnen Briten Zukunft schienen. Und hier im heiligen Lande, auf dieser abenteuerlichen und gefährvollen Forschungsreise, bedroht von Sandstürmen, Fieber, Cholera und dem Dolch der Beduinen, legte er auch den Grund zu jener meisterhaften Kenntnis des Arabischen, die es ihm später ermöglichte, als Mohammedaner verkleidet und unerkannt selbst von den Einheimischen, in Ägypten und dem Sudan seine geheimen politischen Missionen bei den Araberstämmen auszuführen.

Eine weitere Fülle starker Einbrüche stahl den entschlossenen Sinn des jungen Offiziers noch mehr. Er blickt in die kühnen Züge Abb el Kabers, des berühmten Araberhauptlings, der in den Jahren 1832—47 die kriegerischen Stämme Marokkos gegen Frankreich führte und mit seinen blizartigen Bewegungen die Feinde ständig in Atem hielt. Im Russisch-Türkischen Kriege begibt er sich auf den Balkan und wird ein Zeuge der Todesopfer, welche die furchtbare Winterkälte dort an der Front fordert.

Mit stolzem Selbstbewußtsein setzt er als einer der ersten den Fuß auf die Insel Zypern, die von der Pforte 1878 an England abgetreten worden war, und sendet eine musterhafte Karte von dem neuen englischen Besitz nach Hause. »Es war mir ein Rätsel,« erzählt ein Besucher Zyperns aus jener Zeit, »wie der junge, finsterblickende Offizier, der mich umherführte, buchstäblich jeden Winkel der Insel kannte — nur ein Engländer besitzt ein solches Schnüfflergenie.« — Ein Jahr darauf folgte die große Reise nach Kastamunni in Kleinasien, diesem Orte des konzentriertesten Islam mit 36 Moscheen und 4 Derwischklöstern; hier macht sich der fluge und scharfe Beobachter gänzlich vertraut mit den Bräuchen der Mönche, hier bringt er ein in das Wesen der Moslem, und stumm reißt in ihm die Kraft, dieses ganze Getriebe, wenn es der Fanatismus dereinst zur Flamme entfachen sollte, bewußt zu beherrschen. Sein günstiger Stern führt ihn im Jahre 1882 zu dem schönsten Schauspiel herbei, das einem Britenauge gewährt werden kann, zur Beschließung einer

Stadt durch britische Schiffe; es war das die Strafe, welche Alexandria für seine Empörung unter Arabi Pascha und für die Ermordung der Europäer erlitt, und seltsam knüpft den jungen Ritzhener von nun an sein Geschick an Ägypten und an den dunklen Erdteil überhaupt.

Zunächst wird ihm eine Aufgabe gestellt, wie sie mehr als alle Völkerstudien und Kartenzeichnungen seinem stolzen und harten Naturell entspricht. Er soll im Verein mit andern britischen Offizieren die ägyptischen Truppen reorganisieren. Die Fellahin (Landbewohner) des Niltals, welche das Hauptkontingent zum ägyptischen Heer stellten, galten bis dahin als militärisch ganz minderwertiges Material. Ein Augenzeuge schildert die Szene, wie Hauptmann Ritzhener sich zuerst seine braunen Rekruten vorführen ließ. Gleich einem Zirkusmeister, die Hände in den Hosentaschen, die Peitsche zum Gebrauch bereitgelegt, sah er den ungeschickten Turnsprünge und kavalleristischen Übungen dieser ländlichen Solbateska zu und stieß dann nur die Worte zwischen den Zähnen hervor: »Ich werd's den Burischen schon eintreiben!« Und es gelang. »Er hat's verstanden, auch dem letzten Kuli in den Reihen etwas von britischem Selbstgefühl einzuflößen«, schrieb der spätere militärische Berichterstatter über seine Tätigkeit. Und in der Tat, jene einst so disziplinselbstlosen Fellahin sind für Ritzhener das Gefolgsheer seiner glänzenden Zukunft geworden.

Und nun entrollt sich vor unsern Blicken das gewaltige Drama in Mittelafrika und damit die bedeutendste Phase im Leben dieses Mannes. Eine jener religiösen Epidemien, wie sie aus dunklen Trieben bebrückter Gemüter zuweilen jäb entstehen und in ihrem verderblichen Laufe Hekatomben von Menschenopfern fordern, war wie eine Glutwelle über den ganzen Sudan gegangen. Mohammed Achmed, ein kluger und wegener Ägypter, theologisch vorgebildet und als früherer Generalrechnungsführer der ägyptischen Regierung mit den Verhältnissen im Sudan vertraut, hatte den religiösen Fanatismus der Araber, ihre stumme Auflehnung gegen das türkische Joch und die dumpfe Gärung, in welche das Verbot des Sklavenhandels das ganze Land versetzt hatte, im Jahre 1881 schlau

dazu benutzt, sich als den »Mahdi« (Propheten) zu erklären, als den berufenen Nachfolger Mohammeds, den der Islam erwartete und der gekommen sei, die Völker zu befreien, die Ungläubigen zu bekehren oder zu vernichten. Eine gewaltige Schar fanatischer Anhänger sammelte sich um ihn; mit Hilfe dieser regellosen, aber von ihrem Wahn beseuerten Banden hatte er sich der Hauptstadt Khartum bemächtigt, ein ägyptisches Heer von 10 000 Mann unter Hids Pascha bei Kaschgil völlig aufgerieben, und England, das mit schlauer Berechnung, um seine Hand immer mehr in die ägyptische Verwaltung einzuschieben, seine Hilfe zur Bekämpfung des Aufstandes zur Verfügung gestellt hatte, mußte 1885 knirschend sehen, wie der Mahdi Khartum erstürmte und der englische Generalgouverneur Gordon nebst der ganzen Besatzung dabei den Tod fand. Ritzhener hatte während dieser ersten Mahdistenkämpfe eine höchst eigenartige Rolle gespielt. Im geheimen wirkend, leitete er sozusagen eine verborgene Gegenströmung gegen den Mahdismus. Auf die Hiobspost von der Niederlage des türkischen Heeres war er in rasender Eile, als Moslem verkleidet, vom Toten Meer aufgebrochen und durch die Sandstürme der Wüste nach Ägypten geeilt. Er hatte vor der Welt in Turban und Kaftan vortrefflich die Rolle des frommen Mohammedaners »Abdullah Bey« gespielt, der von einer Reise nach Jerusalem zurückkam; heimlich aber hatte er, in arabischer Tracht und mit Englands Gold reich versehen, die noch schwankenden Araberstämme aufgesucht; er hatte den Scheichs gedroht, ihnen geschmeichelt, sie mit goldenen Gründen zu bewegen versucht, sich auf türkisch-britische Seite zu stellen, und wo nichts half, da hatte er sie nach ihrem eignen Eingeständnis »schließlich doch bezwungen durch den unheilverkündenden Blick seiner gefrorenen Augen«. Noch in letzter Stunde war auf diese Weise der einflußreiche Mudir von Dongola gewonnen und ein drohender Aufruhr dadurch vereitelt worden, daß Ritzhener sich selbst als einer der Mitverschworenen unter die Eingeborenen mischte, ihre Pläne belauschte und enthüllte. In den Basaren von Dongola, in den Zelten von Bishara ward nur ängstlich flüsternd sein Name genannt. Am Roten Meer und in Suakin hatte er sich sodann als Komman-

dant der dortigen Streitkräfte mit fanatischen Verwischen, heimtückischen Sklavenhändlern und dem verwegenen Mahdistenführer Osman Digma herumgeschlagen und bei Sandub eine schwere Wunde erhalten. Kein Mann konnte nach Erfahrung, Unerfrodenheit und eiserner Energie geeigneter sein zur Wiedereroberung des Sudans, als er. Und 1892 erfolgt sein glänzender Aufstieg. Zum »Sirbar«, Oberbefehlshaber der ägyptischen Streitmacht, ernannt, hält er nun endlich die Macht in Händen, dem Mahdismus die Herrschaft wieder zu entreißen. Er wählt sich einen Stab erfahrener Offiziere; die britischen Salonlöwen, die man ihm schickt, sendet er mit Hohn zurück. Kein Mitglied seines Stabes »wagt in der Nacht mehr als ein Auge zuzutun«. Wer irrt, wird entlassen. Wenn Krankheit befällt, den sucht der Feldherr schleunigst loszuwerden. Der Genuß von Alkohol ist verpönt; die nachgeschickten geistigen Getränke werden vor den Augen der Soldaten in den Wüstenand gegossen. Der Blick des Sirbars durchschaut nicht nur jeden seiner Leute, er weiß auch die »Stellung jedes Lasttieres im Nachtrab«. Und mehr als je ist Kitchner hier der Mann von Eisen, den keiner liebt, vor dem aber alle zittern.

Die Schlacht bei Girket ist gewonnen. Sechs Wochen später rollt schon die Eisenbahn über das Schlachtfeld. Der Schienenstrang von Halsa durch die Wüste nach Abu Hamed, der für technisch unausführbar erklärt worden war, ist gelegt. Die Wüstentürme nehmen Eisenbahn und Telegraphen mit — nach kurzer Zeit sind sie neu entstanden. — In tiefem Schlaf, von einem unburchbringlich erscheinenden Verhau von Dornenbuden geschützt, ruhen die Mahdisten in ihrer »Jariba« (Lager) bei Atbara. Verstohlen, in schweigenden Nachtmärschen, führt Kitchner seine Scharen heran. Der Tag graut: »Denkt an Gordon!« ruft er donnernd seinen Soldaten zu. Sie stürmen durch die Dornenbuden, und in zwei Stunden sind die Mahdisten niedergemetzelt, ein Werk völliger Vernichtung ist vollbracht. Der Sirbar schreitet durch das Lager und beugt sich finster über die Toten. Geschosse liegen um ihn her und explodieren im brennenden Graue; eine Rauchsäule steigt hinter ihm auf — seine Umgebung stößt einen Schrei des Schreckens aus; er bleibt un-

bewegt. Nur als seine Fellachen ihn umjubeln, werden seine Züge heller. »Dahmals, nach diesem Siege«, sagt einer seiner Offiziere, »war Kitchner für eine Viertelstunde vielleicht einmal ein Mensch.« Von da an war er einzig Eroberer und Triumphant. Von Hochrufen umbraust, sprengt er auf seinem arabischen Hengst durch Berber. Hinter ihm wird mit gebundenen Händen der Mahdistenführer Mahmud geschleppt; man trägt dem Unglücklichen eine Tafel voran, auf der mit großen arabischen Lettern geschrieben steht: »Ich bin der Mahmud, der sich gerühmt hat, Berber zu erobern.« An den Nachfolger des verstorbenen Mahdi, den Kalifa Abdullah, richtet der Sirbar die Herausforderung: »Du stehe fest mit deinen Helfershelfern in der nächsten Schlacht! Der Gott, an den du glaubst und den du preisest, wird furchtbar strafend über dich kommen.« Und jener Tag, der zu den blutigsten in der Geschichte des schwarzen Erdteils zählt und dessen Nennung noch lange später in der Welt einen Schauer weckte, der Tag von Omdurman (1898), erschien. Dicht unter dem roten Banner Ägyptens, nicht achtend der Mahdistenkugeln, die sich auf die verräterische Farbe richteten, ritt Kitchner voran, so starr und kaltblütig, daß ein Fellache flüstert: »Zehn Araber bezwingen den da nicht!« Diesmal hat sich die Hauptmacht des Mahdi, 55 000 Verwische, dem ägyptisch-britischen Heere gestellt; sie alle haben geschworen, zu siegen oder auf dem Plage zu bleiben. In furchtbarer Gleichmäßigkeit mähen die britischen Maschinengewehre ihre Reihen nieder; die moderne Kriegstechnik macht die Kraft des Fanatismus zunichte. Und als die Schlacht zu Ende ist, da liegen die Verwische in ihren weiten weißen Gewändern dicht aneinandergereiht und unübersehbar auf dem Kampffelde, als wäre Schnee gefallen. Sie bleiben dort liegen als abschreckendes Zeichen, den Raben und Geiern zur Speise. Und kein Verwundeter wird geschont, auf den strengen Befehl des Feldherrn müssen sie alle sterben. Auch später noch wurden die eingebrachten Gefangenen auf ein bestimmtes Blutfeld gebracht und dort getötet. Der Emir Isakub, ein überzeugter Mahdist, haucht unter dem Feuer der englischen Gewehre sein Leben aus, und Elatin Pascha, sein Tobfeind, stürzt aus

den Reihen der Briten hervor und betrachtet, über den Sterbenden gebeugt, mit Wonne dessen letzte Todeszudungen. Mit voller Kaltblütigkeit geschahen diese Verbrehen, sie hatten nicht einmal mehr die Hitze des Kampfes zur Entschuldigung. Ein Schrei des Entsetzens ging damals durch die zivilisierte Welt. Die englischen Zeitungen aber schwelgten in Siegestrunkenheit. Schamlos erklärte die »Saint James Gazette«, die Mahdisten seien ja eigentlich nur Wilde und als solche zu behandeln. Sirdar Kitchener aber trönte sein Werk, indem er das Grab des Mahdi öffnen und dessen Gebeine in den Nil streuen ließ. »Was wollt ihr? Wer will ihn tabeln?« schreibt der »Pioneer«-Korrespondent, einer der fünfzehn Berichtstatter, die dem Heere folgten. »Wie Ludwig XIV. sagen konnte: 'Der Staat bin ich', so kann hier Kitchener sagen: 'Der Sudan bin ich! Mein Wille ist Gesetz.'«

Drei Tage nach der Schlacht von Omdurman hört der Sirdar, eine fremde europäische Macht habe am oberen Weißen Nil, in Faschoda, ihre Flagge gehißt. So schnell als ihn Reittier und Nilboot tragen, eilt er mit seinen Hochländern heran. Wutentbrannt stellt er den französischen General Marchand zur Rede und erzwingt das Herabholen der französischen Flagge. Ein Kriegsturm brauste damals durch Frankreich, und jahrelang brannte die »Schmach von Faschoda« den Franzosen auf der Seele, bis ein größerer Haß sie vergessen machte. Der Gewalthaber im Sudan aber empfängt die volle Anerkennung seiner Regierung. Er hat nach englischer Auffassung »mit vollendetem Takt« gehandelt. Ganz England fühlt mit Triumph, daß Frankreich nun hinausgebrängt ist aus Mittelsafrika und daß die Klaue des britischen Löwen sich fester und fester um Ägypten und den Sudan schließt.

Jauchzend empfängt die britische Insel den heimgekehrten Feldherrn. Sein Name ist in aller Mund, sein Bild hängt in Palast und Hütte, sein Glück, »Kitchener's luck«, ist sprichwörtlich geworden. Er wird zum Generalgouverneur des Sudans, dann zum Viscount von Khartum ernannt; die Stadt London überreicht ihm ein mit Edelsteinen besetztes Ehrenschwert. Und ein goldener Regen von einer Million Mark, die Gratifikation des dankbaren Vaterlandes,

senkt sich über ihn herab. Er hat ja nicht nur die höchste Tapferkeit, er hat auch jene Eigenschaft bewiesen, die jedem Britenherzen so teuer ist: eine an Knäuserei grenzende Sparsamkeit. Er hat seine »eiserne Hand« auch auf der Kriegskasse gehalten. Seine Ausgaben für den Feldzug im Sudan sind um 300 000 Pfund Sterling unter dem Voranschlag geblieben. Und in höchster Begeisterung ruft Lord Salisbury aus: »Wenn Kitchener nicht Englands größter Heerführer wäre, so würde er unser bester Schatzkanzler sein!«

Im fernen Sudan aber ist heute noch ein seltsames Wahrzeichen an jene Mahdistenkämpfe zu sehen. Die vor Kitcheners furchtbarem Schwert fliehenden Derwische hatten auf ihrer Flucht Knoten in die gerten-schlanken Bäumchen am Wege geschlungen, um ihre nachkommennden Gefährten zu warnen. Mit diesen Knoten im Stamme sind die Bäumchen nun zu stattlicher Höhe emporgewachsen und stehen so noch jetzt, wie Reisende neuester Zeit berichten, als Naturdenkmal an Kitcheners blutige Zeit.

Und nun schlagen wir das dunkelste Kapitel in dieses Mannes Tatenchronik auf, den Burenkrieg. Die gewaltigen Ereignisse von heute haben die Erinnerung an die Tragödie im Kapland im Gedächtnis der Gegenwart zurückgedrängt. Das kalte Sturzbad bitteren Unbants hat unser heißes Mitempfinden für die Buren beinahe ausgelöscht. Doch gerade jetzt, wo uns die rosenrote Brille des kosmopolitischen Wohlwollens von Feindesfaust herabgeschlagen worden ist, sind wir Deutsche mehr als je berufene Richter auch über jene Zeit. Und wenn wir nun mit klarem Blick den neuen Quellen und den zuverlässigen Berichten darüber nachgehen, dann nehmen wir die erschreckende Tatsache wahr: die Welt hat bisher unter dem Druck der englischen Zensur noch viel zu wenig von jenen Greueln erfahren. Es hat sich Schlimmeres da unten im dunklen Erdteil abgespielt, als je in Deutschland bekannt war und bekannt sein durfte. Als Feldmarschall Lord Roberts nach den entscheidenden Vorgängen auf dem Schlachtfelde vom afrikanischen Schauplatz abtrat und den Oberbefehl in Kitcheners Hand legte, da sprach er abschiednehmend das echte Britenwort, das er auch nach England bepeschiert hatte: »Der Krieg ist

im wesentlichen erledigt.« (»The war is virtually over.«) Sein Nachfolger aber, dem die verhängnisvolle Gabe, besiegte Völker bis ins Mark zu treffen, vollendet eigen war, erkannte, daß das Nachspiel im Burenlande schwerer und wichtiger sei als die Hauptaktion, und daß es nunmehr gelte, die Kraft des kleinen Volkes, das sich so kühn erhoben, bis ins Innerste zu zermürben, so daß es auf Menschengedenken zu neuem Widerstande gegen England unfähig sei. Und woran faßt man den Kämpfer, der an der Scholle hängt? An seiner Heimstätte, an Weib und Kind. In die blühenden Farmen des Burenlandes — nach Dewets und Bothas Feststellung etwa 30 000 an der Zahl — stieß die britische Faust die Brandfadel. Kein ungewohntes Kriegsbild für die deutschen Leser der Gegenwart, die den Brand und die Verheerung Ostpreußens miterlebt haben. Das aber dürfte nur dem Britentum möglich sein, daß Offiziere während der Zerstörung sich ans Klavier setzen und zur Vernichtung lustig aufspielen; daß sie die weinenden Familien der dem Untergang geweihten Farmen vor ihren Wohnstätten zusammentreiben und sie zwingen, die englische Huldigungshymne »God save the Queen!« anzustimmen, indes das englische Dynamit krachend die starken Mauern ihrer Häuser sprengt. Wir wollen hier nur einige charakteristische Gruppenzeichen aus jenem großen Gemälde menschlichen Jammers: Auf den Stufen der Dorfkirche, des einzigen Gebäudes, das erhalten blieb, lauert mit weitgeöffneten, entsetzensstarrten Augen eine Anzahl Burenfrauen und Kinder. Eine weißhaarige Greisin aber steht unter ihnen mit hochgehobenem Haupte. »Ich singe eure Hymne nicht!« ruft sie den britischen Soldaten zu. »Doch, weil du, Gott, mich durch Hinwegnahme aller meiner Erdengüter in meiner christlichen Ergebung prüfen willst, so will ich mich bezwingen und dir singen: Lobpreise meine Seele den Herrn!« Und weinend, schluchzend stimmen alle Beraubten in den frommen Gesang mit ein. Auf einer Brandstätte kniet ein Burenweib und zerrt ein schwelendes Linnen aus der Asche. »Mit solchem Linnen«, spricht sie mit schneidender Stimme zu den Brandstiftern, »bin ich auf's Schlachtfeld geschlichen in der Nacht und habe euren blutenden Soldaten so gut wie unsern Helden bei

Bloemfontein die Wunden verbunden. Und wie habt ihr mir's gebant! Mein Sohn ist erst zehn Jahre alt — oh, wäre schon die Zeit da, wo er eine Flinte gegen euch tragen kann!« — Hohnlachend über all diese Klagen reiten die Briten von den Trümmerstätten. In den Taschen der Offiziere klinkt das Geld, das sie geraubt haben, die Sättel der Soldatenpferde sind »wie die Christbäume behangen« mit kupfernen Teefesseln, mit feinen Schals und Dedden, mit Geflügel und Saugschweinen, mit Körben voll Gemüse. Ein Reiter hat ein schwarzes Bahrtuch, aus einem Burengrab hervorgezerrt, dem Pferde aufgelegt. Wo ist hier Kitcheners eiserne Disziplin und wo sein drohendes Auge, vor dem die Plünderer im Sudan zitterten? — Und nun rollen nach allen Seiten die mit Röhren bespannten Karren durch das Land. Die berühmten Razzias auf die Burenweiber und Kinder werden veranstaltet. Sie gehen ja »so freiwillig und so gern« in Kitcheners Konzentrationslager. Mit immer gleicher Roheit verläßt die britische Soldateska die Greisinnen und die werdenden Mütter, von denen manche unter dem Hohn der Eskorte von ihrer schweren Stunde unterwegs überfallen werden, auf die Wagen. Und dann umschließen all den Jammer dünne Zeltwände, von Drahtgittern umzogen und von englischen Schildwachen umstellt. Der Sonnenbrand, der Nachttau, der Regen, der bittere Frost und dazu der nagende Hunger sind unter diesen Zelten Alltagsgäste. Eine wahrhaft satanische Verordnung Kitcheners hat verfügt, daß alle Frauen, deren Männer die Waffen noch nicht niedergelegt haben, auf halbe Portion gesetzt werden. Es war dies eine positive Tortur, um die noch unter den Waffen stehenden Buren vom Kampfe abzubringen. Diese empörende Maßregel bleibt bestehen, bis die Vertreter fremder Staaten in Pretoria protestieren und ihre Abschaffung erreichen. Inzwischen aber schleichen sich die Seuchen und der Tod an die Baracken heran und raffen die verhaßte »Burenbrut« hinweg. Wir wollen nur einen Blick werfen in ein einziges Zelt, wie es die Engländerin Miss Hobbhouse beschreibt: Ein zwanzigjähriges Burenmädchen liegt darin am Typhus sterbend auf einer Holzpritsche. Der Vater, ein stattlicher Bur, ist für die Todesstunde seines Kindes aus der

Gefangenschaft losgelassen worden. Im Nebenzelt hält die Frau des Buren ein zweites sterbendes Kind im Arm; die Glut des Fiebers hat ihm die Lippen von den Zähnen zurückgezogen; sein ganzes Gesichtchen besteht nur noch aus einer über die Knochen gespannten pergamentartigen Haut und einem Paar großer, dunkler, todtrauriger Augen. Fünf andre Kinder der gleichen Familie liegen tödlich erkrankt als Opfer des Hungers und der Seuche umher. Man hat ja keine Milch für die Kleinen, obwohl es nach dem Zeugnis einer Engländerin in Pretoria deren genug gäbe. Als Zucker erhalten sie das Abgeschöpfte, das beim Kochen des Sirups entsteht, buchstäblich den »Abschaum«, wie ja auch von jeder andern Nahrung. Kein Wunder, daß sie »umherwandeln wie die Skelette und welken wie die Blumen«. »Bis an das Ende der Zeiten wird das Schluchzen dieser Kinder im Dunkel zu hören sein«, schreibt Miss Hobhouse. Als aber jene Menschenfreundin, die Zeugin all des Jammers gewesen war, nach England zurückkehrend das Mitleid der Öffentlichkeit für jene Unglücklichen erwecken wollte, da schäumte der Londoner Mob vor Wut, da bewarf man sie mit Steinen, da versagte ihr die britische Geistlichkeit selbst die Räume der Kirchen, um darin für die Burenkinder zu reden und zu bitten, »im Namen dessen, der einst die Kindlein zu sich kommen ließ«. Kitchener aber berichtete nach London an das Kriegsamt: »Dank unsrer guten Organisation herrschen in den Konzentrationslagern Überfluß und Gesundheit. Es ist wahrlich ein Vergnügen, zu sehen, wie die Kinder umherpringen und harmlos zwischen den Zelten spielen, während ihre Mütter ihnen lächelnd zuschauen.« »O Heuchelei, elende, schmachvolle Heuchelei des Britentums!« schreibt der Engländer Stead in jener flammenden Anklageschrift gegen sein Vaterland: »Ich müßte über die Klageklänge eines Jeremias verfügen, um den menschlichen Jammer im Burenland, den England verschuldet hat, der Nachwelt zu schildern! Zwei Worte aber werden von jetzt an für immer identisch sein: der Name Kitchener mit Brutalität.«

Nicht um das Mitgefühl der Gegenwart nachträglich zu erregen, ist jene Zeit noch

einmal heraufbeschworen worden. Wir sehen der Greuel genug im Weltkrieg, und wir brauchen, nüchtern gesprochen, unsre ganze Empfindung jetzt für uns selbst. Aber nicht oft und eindringlich genug kann das warnende Menetekel der englischen Taten in das gute, vergehende Herz, in das gern vergessende Gedächtnis der Deutschen mit feurigen Lettern eingeschrieben werden. Jeder Tag zeitigt neue Lügen über uns und unser »Barbarentum«. So wollen denn auch wir den gerühmten »Größen« unsrer Feinde die Maske herabreißen und der Welt zeigen, wer die Barbaren waren und sind.

Und nun noch ein charakteristisches Schlußbild aus Kitcheners Leben. Als dieser 1906 als Reorganisator der indischen Armee auch Nepal, das Land der Gurthas, bereiste und Truppenschau hielt, da wurde er in der Willkommadresse gefeiert als derjenige Brit, der »jedem Gurthaherzen unendlich teuer sei«. Zwanzigtausend Gurthas marschierten bei der Stadt Rhatmandu an ihm vorbei. Sie loderten ihre tüdischen Messer und lechzten, wie ihr Maharadja sagte, nach der Ehre, im nächsten Zukunftskrieg unter Englands Fahnen zu fechten. Nun haben sie diese »Ehre« erreicht. Wo aber ist im Weltkrieg Lord Kitcheners Lorbeer geblieben? Der größte Feldherr Englands, der Triumphator des Sudans, zu dem »das Vertrauen so groß war wie das britische Imperium selbst«, er hat es nicht vermocht, den Sieg an die englischen Fahnen zu knüpfen. Er, der geringschätzig von uns sagte: »Ich kenne sie, diese Deutschen, und werde mit ihnen fertig werden« — er sah seinen Eisenwillen zerbrechen an dem Granitblock deutscher Kraft. Auch sein altes Völkerbändigungs mittel, das Gespenst des Hungers, das er uns gesandt, wird in deutschen Landen versagen. Optimistische Beurteiler haben von Kitchener gesagt: »Er war zum mindesten ein ehrlicher Feind. Er hat niemals vorgegeben, Deutschland zu lieben.« Gewiß; doch auch er hat von dem »demoralisierenden, alles knechtenden Kultus des Militarismus in Deutschland« gesprochen, der »zerschmettert werden müsse«; auch er, der Mann der Tat, hat teilgehabt an dieser in seinem Munde doppelt lächerlichen und heuchlerischen Phrase.

Von der heilpädagogischen Fürsorge für ertaubte, schwerhörige und sprachkrank gewordene Kriegsteilnehmer

Von Franz Wegwitz

Je schwerer und je länger der Krieg geworden ist, um so mehr hat sich offenbart, welche Fülle von wirtschaftlichen, technischen und geistigen Kräften in Deutschland vorhanden war. Und seine Stärke und Unbesiegbareit erweist es nicht nur seinen staunend erbitterten Feinden im Kampfe, sondern auch sich selber dadurch, daß es mitten in zerstörender und werteverfälschender Zeit mit schaffendem Geiste wieder aufbaut. Überall, wohin wir blicken, sei es dahin, wo Land und Heim zu Schaden kamen, wie in Ostpreußen, oder dahin, wo sich am deutlichsten zeigt, daß der Krieg Wunden schlägt, in die Lazarette, kann es uns mit Genugtuung erfüllen, in welcher vorbildlicher Weise die Kriegsfürsorge in Deutschland arbeitet. Durch vielfache behörbliche wie private Veröffentlichungen ist die Kenntnis dieser rätenden und helfenden Bestrebungen in weite Kreise gedrungen. Dazu kommt, daß bei vielen dieser Kriegsfürsorgebedürftigen schon die Sichtbarkeit ihrer Leiden mitfühlende Aufmerksamkeit erweckt. Wer dem Vaterland sein Augenlicht zum Opfer brachte, wer eins oder mehrere seiner Gliedmaßen einbüßte, ist des Verständnisses für seine schwierige Lebenslage sicher. Nicht in gleichem Maße wird dies den Ertaubten, Schwerhörigen oder Sprachkranken zuteil.

Auch hier liegt die erste Fürsorge in der Hand des Arztes. Während aber bei der weitaus größten Zahl äußerlich und innerlich Verletzter nur die ärztliche Behandlung nötig ist, muß sich bei Ertaubten und Sprachkranken zur Wiedererlangung der Gesundheit an diese die heilpädagogische Fürsorge anschließen. Sie erfolgt in Abereinstimmung mit den Beratungen und Entscheidungen der obersten militärischen Medizinalbehörde in den deutschen Taubstummenanstalten. Auf der Kriegstagung des Bundes deutscher Taubstummenlehrer im Dezember 1915 in Berlin sind Richtlinien für diese Fürsorgebestrebungen von Ärzten und Taubstummenlehrern festgelegt worden. Und so wird nun in ständiger Verbindung mit den Sanitätsämtern von den deutschen Taubstummenlehrern hinter der Front Kriegsarbeit getan.

Da dem Laien nicht zu häufig Gelegenheit geboten wird, sich den Unterrichtsbetrieb einer Taubstummenanstalt eingehend anzusehen, so sind die Meinungen, die über Taubstummenbildung und -unterricht herrschen, auf die wenigen Beobachtungen gestützt, die sich da machen lassen, wo Taubstumme sich einzeln oder in Gesellschaft zeigen. Daß man nach dem, was man dabei sieht und hört, geneigt ist, zu fol-

gern und zu verallgemeinern: der Taubstumme stoße meist unartifulierte Laute aus, könne nicht sprechen, sondern verständige sich mit Hilfe der Gebärdensprache oder Schrift, ist keinem Fernerstehenden zu verübeln. Der flüchtige Augenschein lehrt dies tatsächlich. In Wirklichkeit steht es anders damit. In deutschen Taubstummenanstalten wird seit Samuel Heinicke versucht, dem Gehörlosen die Lautsprache anzubilden. Daß mit der Erwerbung der Wortsprache (im Gegensatz zur Gebärdensprache), und zwar der Lautsprache, sowohl der allgemeinen Geistesbildung wie auch der sozialen Stellung des Vierfüßigen gedient wird, braucht nicht weiter ausgeführt zu werden. Zur Klärung sei jedoch noch folgendes Grundsätzliche erwähnt: Nachdem, gestützt durch philosophische wie psychologische Forschungsergebnisse, erwiesen, wie eng Denken und Bewegung funktionell miteinander verbunden sind, kann die Anerkennung der Mitbenutzung der Gebärde im Taubstummenunterricht zum Zwecke der Anbildung der Lautsprache nicht mehr verweigert werden. Die Gebärdensprache ist zwar die Muttersprache des Taubstummen, ideelle wie soziale Gründe verlangen aber mit Notwendigkeit, daß er auf ihrem Grunde in die Wort- und Lautsprache hineinwächst. Daß dies möglich ist, hat eine nun fast hundertjährige Erfahrung bewiesen. In welchem mehr oder minderen Grade hängt von der körperlichen und psychischen Beschaffenheit des taubstummen Jünglings ab. Bei einer gerechten Beurteilung der Leistungen des Taubstummenlehrers wie des taubstummen Schülers muß stets berücksichtigt werden, welche schweren Behinderungen sowohl für die Übermittlung des geistigen Inhalts der Sprache wie der äußeren lautlichen Form bestehen. Nur in seltenen Fällen wird hier mühevollste Arbeit durch hervorragende Erfolge belohnt, im Durchschnitt sind Beherrschung von Sprache und Sprechen, am Vollständigen gemessen, bescheiden. Aber trotz allem ist ein gewisser Grad von Lautsprach- und damit Lebensbetätigung im Kreise der Vollständigen (selbst bei geringsten geistigen Gaben) möglich. Mit Erreichung dieses Zieles muß sich der Taubstummenbildner bescheiden.

Dies alles war, wie Erfahrungsbeweise haben, den Kriegsbeschädigten fast durchweg unbekannt, die von der militärärztlichen Behörde nach der Feststellung von Ertaubung oder Schwerhörigkeit in eine Taubstummenanstalt zur weiteren Behandlung ihres Leidens geschickt wurden. Infolgedessen hatten sie auch keine Ahnung davon, was sie denn eigentlich hier lernen sollten und lernen konnten:

nämlich das Absehen. Außer der Übermittlung der Sprache durch die Schrift muß sich der Taubstumme — da eben alles Lautliche für ihn wegfällt — damit begnügen, sie auf optischem Wege aufzunehmen. Deshalb spielt die Fähigkeit und Fertigkeit des Absehens eine so große Rolle bei ihm. Aber das Wesen des Absehens vom Munde ist zu sagen: psychologisch gleicht es etwa den Geistesvorgängen, die beim Lesen in Tätigkeit treten. Es ist also apperzeptiv, d. h. blißschnelle Phantasietätigkeit und Kombinationsgabe, Rückerinnerung an gleich oder ähnlich schon früher im Bewußtsein Gewesenes verbindet — wie beim Lesen — die in der Schnelligkeit des Sprechvorgangs wenigen sinnlich scharf und unterscheidlich wahrnehmbaren Gesichtsbilder zum zusammenhängenden Redefluß und damit zum Verständnis des Gesagten. Es liegt auf der Hand, wieviel schwieriger hierbei eine sinnvolle Synthese der ersichtbaren Elemente ist als beim Lesen. Nicht nur daß die Flüchtigkeit der Mundbilder erschwerend wirkt, auch die Doppeldeutigkeit gleichartiger Sprachelemente, ja die Unsichtbarkeit einer Reihe von ihnen wirkt hemmend. Dazu kommen dann noch rein äußerlich hindernde Dinge: vor allem die Ungleichheit der Mundform der Sprechenden oder schlechte Augen des Absehenden. Der Flüchtigkeit der Rede kann ja leicht durch Wiederholung begegnet werden, und die Vieldeutigkeit und Unsichtbarkeit mancher Elemente überwindet Kombinationsfähigkeit und das im Absehungunterricht methodisch erlernte genaueste Wissen darum. Den beiden andern Erschwernissen des Absehens gegenüber, zu denen etwa noch zu weite Entfernung vom Sprechenden, Angebuh und Angesicht des Sprechers hinzukommen, ist allerdings der Absehende machtlos und muß dann auf diese Art Sprache aufzunehmen verzichten und zu Papier und Stift greifen.

Das alles haben die Erfahrungen im Taubstummenunterricht erwiesen. Diese Erfahrungen nun zu nutzen und auch den im Kriege Schwerhörig Gewordenen oder Ertaubten zugute kommen zu lassen, ist Zweck und Ziel ihres Besuchs in der Taubstummenanstalt. Dabei stellte sich fast allenthalben zuerst die so notwendige seelische Aufmunterung als heilsame Vorbedingung für den Eintritt in die wirkliche Arbeit des Absehlernens ein. Das durch den Gehörverlust aus dem Umlreis der tönenden Welt plötzlich in Stille und Abgeschlossenheit versetzte Gemüt erwachte aus tiefer Niedergeschlagenheit und Hoffnungslosigkeit zu neuem Lebensmut, wenn es vor Augen sah, was es bisher nicht gewußt hatte, daß auch für den Gehörlosen in gewissem Grade noch die Möglichkeit besteht, wieder in den Kreis der Neben-

den einbezogen zu werden, eben durch die Kunst des Absehens. Und wenn man den Ertaubten oder Schwerhörigen dabei noch darauf hinwies, welcher Vorteil ihm daraus erwachse, daß er — im Gegensatz zum Taubstummen mit seiner verhältnismäßig geringen sprachlichen Bildung — durch seine frühere Hörperiode die gesamte Muttersprache als helfenden Hintergrund im Bewußtsein trage, so ging er mit frischem Mut an die Arbeit. So kann denn auch vom Erfolg, der erzielt wurde, das Absehen zu lernen, gerade bei vielen ertaubten und schwerhörigen Kriegsteilnehmern nur Gutes, ja oft Hervorragendes berichtet werden. Dem Lebenskreis von Familie und Arbeitsgemeinschaft in allen Fällen, in vielen auch dem Verkehr mit der hörenden Menschheit überhaupt sind nach einigen Monaten der Teilnahme am Absehungunterricht die ertaubten und schwerhörig gewordenen Feldgrauen wiedergegeben worden. Und vielen wurde die Gewißheit, daß sie wieder brauchbar und zufrieden im tätigen Leben stehen.

Wenn auch bei den durch Verschüttung oder Erschütterung bei Granater Explosionen Ertaubten oder schwerhörig Gewordenen sich infolge Überspannung des gesamten Nervensystems teilweise körperliche Rückstände der erlittenen Beschädigungen finden, so z. B. Kopfschmerzen, Schlaflosigkeit oder Ohrenschmerzen, das Gesamtbild dieser Kriegsbeschädigten ist nach einiger Zeit körperlich und geistig meist gleichmäßig.

Im Gegensatz dazu steht die zweite Art Fürsorgebedürftiger: die Sprachkranken. Hier gibt es beinahe kaum zwei als gleichartig zu bezeichnende und zu behandelnde. Vielleicht lassen sie sich rein äußerlich trennen: in solche, deren Sprachkrankheit in einer Verwundung ihren Grund hat (Gehirnschuß, Kehlkopfschuß, Rückenmarkverletzung), und in die, welche, äußerlich unsichtbar, innere Störungen und Erkrankungen des Nervensystems davongetragen haben. Die Krankheitsercheinungen im Bereiche der Sprache, d. h. des Sprechens, des Gedächtnisses, des Schreibens usw., sind dabei oft die gleichen. Nur besteht da, wo anatomische Veränderungen durch die Verletzungen hervorgerufen wurden, meist die Möglichkeit schnellerer Heilung. Anatomische Heilungen bringen (namentlich bei jugendlichen Körpern) oft auch die Genesung der Sprachleiden mit sich. Viel schwerer sind die Fälle, in denen funktionelle Nervenerkrankungen die Ursachen der Sprachleiden sind, vor allem auch deshalb, weil sich dabei nicht selten herausstellt, daß die auftretenden Behinderungen Wiederholungen und Verstärkungen schon früher in Anlage oder tatsächlich vorhanden gewesener Erscheinungen sind.

Ein paar Beispiele! Durch linksseitigen

Gehirnschuß, also Verletzung des in der linken Gehirnhälfte lagernden Sprachzentrums, ist Hörstummheit eingetreten. Der Betreffende vermag wohl die Sprache zu hören und zu verstehen, jedoch nicht selbst zu sprechen. Durch Unterricht, der dem Artikulationsunterricht bei kleinen Taubstummten gleicht, ist es möglich, den Stummten wieder zum Reden zu bringen. Erfolgreich geschieht dies meist mit Zuhilfenahme der Schrift. Behinderungen treten erschwerend dann ein, wenn, wie oft bei linksseitigen Gehirnverletzungen, Lähmungserscheinungen in der rechten Körperhälfte auftreten, also die rechte Hand zum Schreiben unbrauchbar ist. Jedoch auch hier wird Rat geschafft: es wird dem Kranken das Linkschreiben beigebracht. Auch rechtsseitige Gehirnverletzungen sind Ursachen von Sprachkrankheiten, und dabei sind vielfach, der überkreuzwirkenden Nervenkongestion unseres Körpers gemäß, linksseitige Lähmungen zu bemerken. Die Sprachkrankheit bestand beispielsweise in einer dem Stottern ähnlichen Unsicherheit beim Sprechen. Im Verlauf der Gehirnheilung verminderte sie sich, durch geeigneten Sprachunterricht unterstützt; auch die Lähmungserscheinungen verschwanden. Nicht selten sind bei dieser Art Kriegsbeschädigter Gedächtnisstörungen, teils leichter, teils schwerer Art. Auch Fälle von Agraphie (Unmöglichkeit, zu schreiben) traten als Folgeerscheinungen von Kopfschüssen zutage. Diesen kann durch Schreibübungen abgeholfen werden. Bei gleichzeitig dabei auftretender Gedächtnisschwäche konnten Besserungen nicht in dem Maße beobachtet werden wie beim Sprechen und Schreiben.

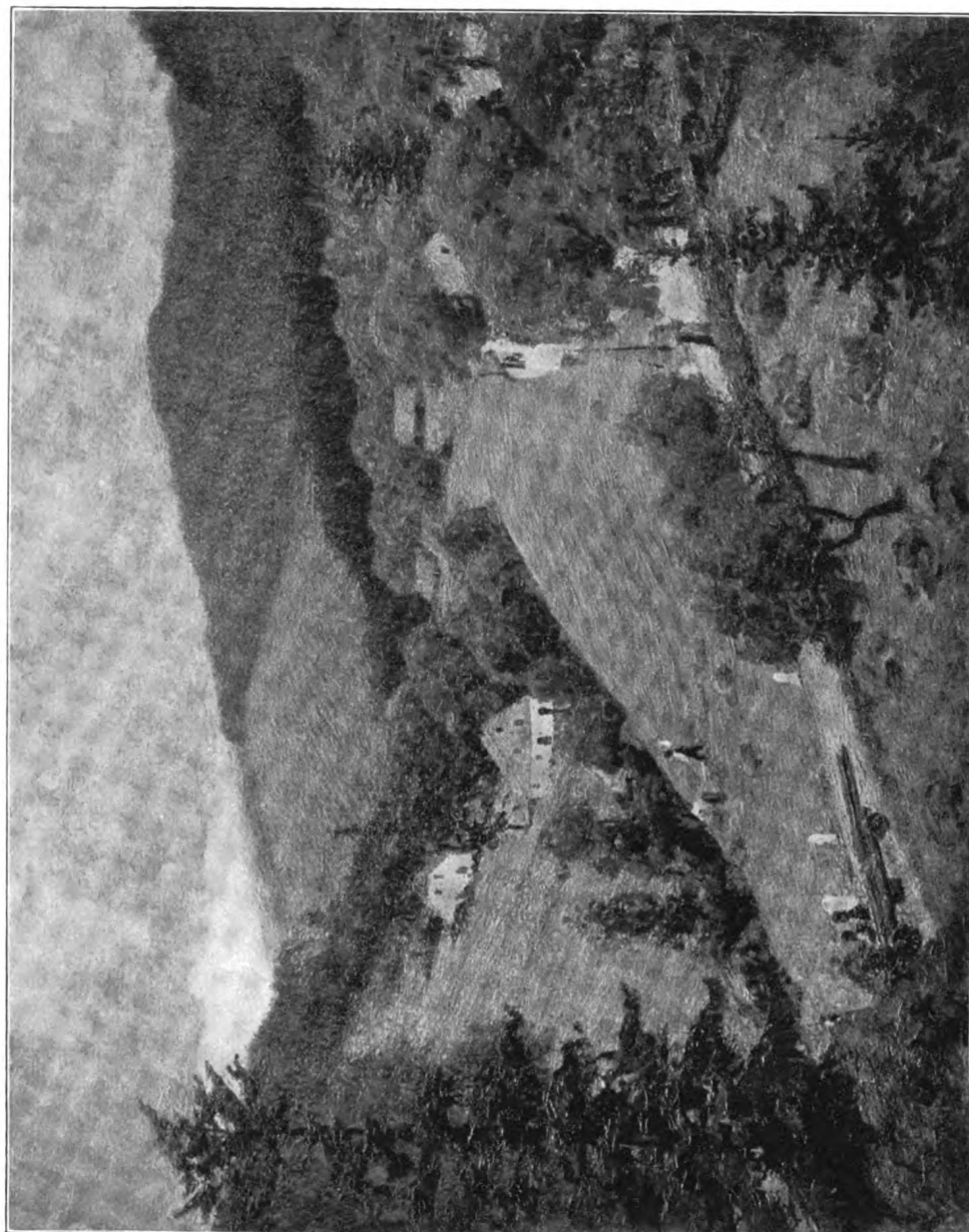
Bei diesen Fällen von Sprachkrankheit war auch die seelische Behandlung der Kranken von größtem Nutzen. Und der aufmunternde und beruhigende Einfluß des Lehrers hatte dieselbe wichtige Bedeutung wie bei jedem Nervenarzt. In stärkstem Maße, oft mehr als alles Unterrichtsgeisch, wirkt diese Art der Behandlung bei den Sprachkranken, deren Leiden ohne äußere Verletzung auftreten. Zu diesen gehören, außer den durch sogenannte »innere Verwundungen« — infolge von schweren Erschütterungen des ganzen Körpers — aphatisch (stumm) gewordenen Personen, vor allem die vielen verschiedenen Stotterer. Bei diesen Kriegsbeschädigten kann die heilpädagogische Übungsbehandlung oft erst nach längerer Zeit der Allgemeinberuhigung der Nerven beginnen. Sie ist eine der merkwürdigsten Unterrichtstätigkeiten, aber auch eine der schwierigsten, langwierigsten und anstrengendsten. Jeder dieser Sprachkranken muß mit größter Vorsicht seelisch und erzieherisch einzeln behandelt werden. Hierbei gibt es keine all-

gemeingültige Methode, und auch die Übungswege und -stoffe, die bekannte Sachleute auf dem Gebiete der Sprachheilkunde in Büchern niedergelegt haben, sind dem einzelnen Falle stets neu anzupassen. Ist bei einem zu beweglichen Stotterer mit seinen unbeherrschten äußeren Mitbewegungen von Körperteilen, die nicht der Spracherzeugung dienen (sogar Händen und Füßen), die Übungsbehandlung auf einer ständigen Beruhigungs- und Festigungseinwirkung aufzubauen, so sind im andern Falle bei Stotterern mit verminderten Sprechvorgängen und bei Schwerfälligen, oft tonlosen Sprechern wieder mehr Lösungsmaßnahmen der zu ungelenten Sprechfunktionen anzustreben. Ist der eine behindert beim Lesen, so ist hier durch Übungen helfend und bessernd einzuwirken; fällt dem andern das freie Sprechen schwer, so muß er mit Vorsicht und Geduld in selbstvertrauensstärkender Weise wieder daran gewöhnt werden.

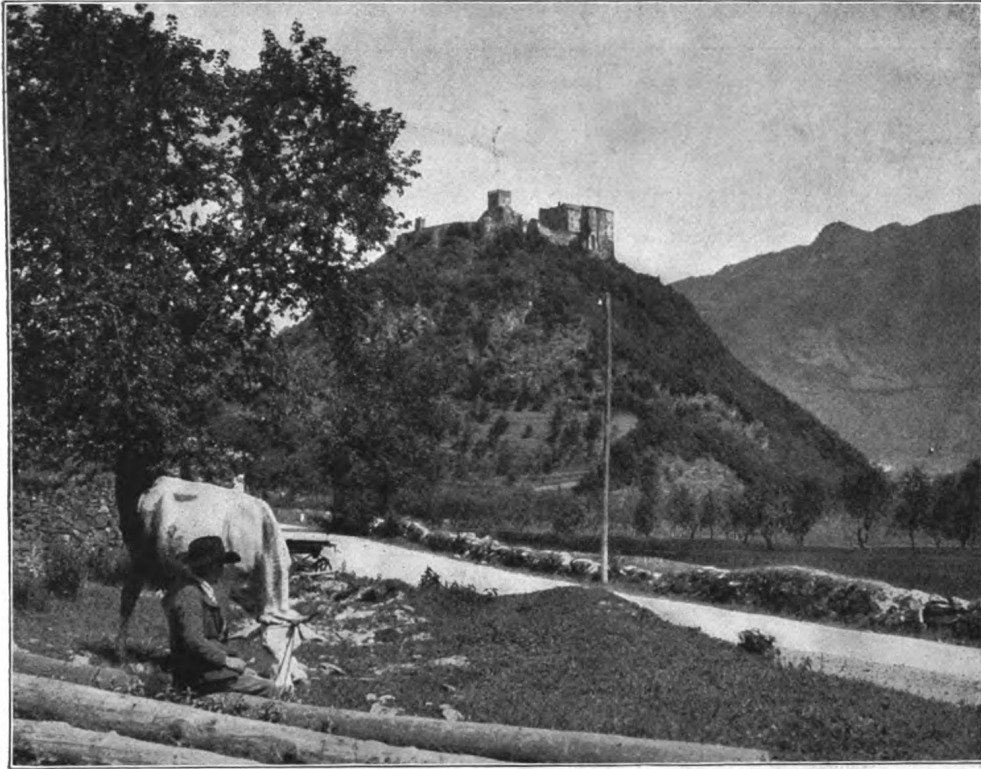
Schon diese wenigen Andeutungen aus einem ungemein vielfältigen Gebiet psychischer Krankheitserscheinungen lassen ahnen, was für schwere, in die Lebensbetätigung eines Menschen tief einschneidende Beschädigungen vorliegen, welche mühevoller, Zeit, Kraft und Geschick erfordernde ärztliche wie heilpädagogische Arbeit zu ihrer Beseitigung nötig ist. Sind hier auch Erfolge gänzlich abhängig von dem Grad der Erkrankung, so ist doch nur in den seltensten Fällen die Behandlung aussichtslos. Vielfach haben völlige Stummheit, tonloses Sprechen und die vielfachen Arten des Stotterns beseitigt werden können, wo nicht gänzlich, doch so, daß ein Fortkommen im Leben wieder möglich war. Man hat wohl versucht, viele der hier erwähnten Sprachleidenden mit einem Worte als hysterisch zu bezeichnen. Da ist, wie Prof. Guzmann gemahnt hat, äußerste Vorsicht nötig! Höchstens in einem miterlebten Falle, wie in dem, daß einem durch Vershüttung ohne äußerliche Verletzung taub und völlig stumm Gewordenen nach etwa zehn Monaten die Sprache plötzlich — ohne Schreck — im Verlauf von wenigen Stunden wiederkommt, möchten wir das Leiden des Betroffenen hysterisch nennen.

Was alles das, worauf hier in kurzen Andeutungen hingewiesen wurde, für die zu bedeuten hat, an denen es getan wird, das tritt besonders bei so plötzlicher Entstummung mit ergreifender Deutlichkeit zutage. Aber auch dann, wenn nur auf dem Wege langsamer, mühevoller Arbeit gebessert und geholfen werden kann, wird die Einsicht in die Wichtigkeit dieser bei uns in vorbildlicher Weise geregelten Fürsorgemaßnahmen nicht mangeln und die Dankbarkeit derer, die sie genossen haben, lebenslang nicht erlöschen.

.....



Otto Schiele: Agnetendorf im Kieferengebirge



Blick auf die Burg Persen

Kufn. Altophot G. m. b. H., Wien

Burg Persen im Suganer Tal

Von Hofrat Josef Erler (Wien)



Wissen Sie, welche Leute stets den hellsten Blick und das feinste Gefühl für die Naturschönheiten unsers herrlichen Alpenlandes bewiesen haben?« hatte mich einst auf einem Spaziergang der genialste Dichter Tirols, Adolf Pichler, gefragt und mit dem leicht ironisierenden Lächeln, das so oft die zugekniffenen Lippen seines bartumrahmten gutmütigen Anfluges umspielte, darauf selbst die Antwort erteilt: »Die Raubritter und die Pfaffen, denn sie haben sich überall für ihre Burgen, Klöster und Wallfahrtsorte die schönsten Plätze auserwählt.«

An diese ebenso urwüchsigen wie zutreffenden Worte mußte ich mich unwillkürlich erinnern, als ich das erste Mal meinen Fuß in das mächtige Schloß Persen am Eingang des südtirolischen Suganer Tales setzte.

Vor nahezu einem Menschenalter war's. Jungfroh, voll schaffensfreudiger Lebenslust war ich aus dem Ablersore (Porta Aquila)

der altehrwürdigen Bischofsstadt Trient, an Villen, Gärten mit Pinien und Zypressen vorüber, durch die wildromantische Fersenschlucht heraufgewandert — das Ränzlein am Rücken, den Stab in der Hand, wie so gemütvoll das alte Volkslied singt. Zu Fuß im erstidenden weißen Kalkstaub der Heerstraße war ich dahingetrottet und hatte neidlos die schellenklingenden landesüblichen Drei- und Biergespanne mit ihren fluchenden und mit der Peitsche laut knallenden Kutschern, welche die ausländischen Badegäste nach den weltberühmten Mineralquellen und Kurorten des Suganer Tales Levico und Roncegno führten, an mir vorüber-rasseln lassen. Was war mir damals die Zeit? Ich hatte keine Eile, das Leben lag ja noch so weit vor mir, mit Muße konnte ich seine Schönheiten genießen, wo immer sie sich mir boten. So hatte ich lange am kühn geschwungenen Bogen der Ponte-Alto-Brücke, einem Wunder einstmaliger Baukunst, gestanden, sinnend dem Tosen des mächtigen Fersenfalles gelauscht, so gründ-



Der Herzog-Friedel-Turm auf der Burg Perßen

Aufn. Altophot G. m. b. H., Wien

lich die Geheimnisse der Straßensperre Civezzano zu enträtseln versucht, daß ich bereits den Verdacht des dort aufgestellten

militärischen Wachpostens erweckte, und war schließlich doch noch zu guter Stunde an mein Ziel, die altherwürdige Burg Perßen, gelangt.



Teilansicht der Burg Perßen

Eine morsche Burg, aus longobardischer Zeit stammend und wahrscheinlich aus einer römischen Anlage hervorgegangen. Als der erbitterte Streit der Bischöfe von Trient und Feltre um den Besitz des reichen Euganer Tales nach dem Zerfall des karolingischen Reiches beendet war und Friedrich mit der leeren Tasche es 1412 mit seiner Grafschaft Tirol vereinigt hatte, wurde die Burg mit ihrem Gebiet von Meinhard II. im Jahre 1531 den Trientiner Fürstbischöfen gegen Verzicht auf verschiedene ihnen in der Stadt Bozen zugestandenen Rechte überlassen und von den neuen Herren nachher ausgebaut.

Ein großes viereckiges Gebäude mit zwei Mauerfluchten, mit Erkern, Zinnen und Türmen reichlich ausgestattet. Kein besonderes Kunstwerk, ein geistliches Kastell, wie man sie in Form und Ausführung zu Dutzenden im Lande findet, von den Kirchenfürsten als Zufluchtsstätten für schwere Zeiten der Bedrängnis oder auch nur als



Aus Perjen

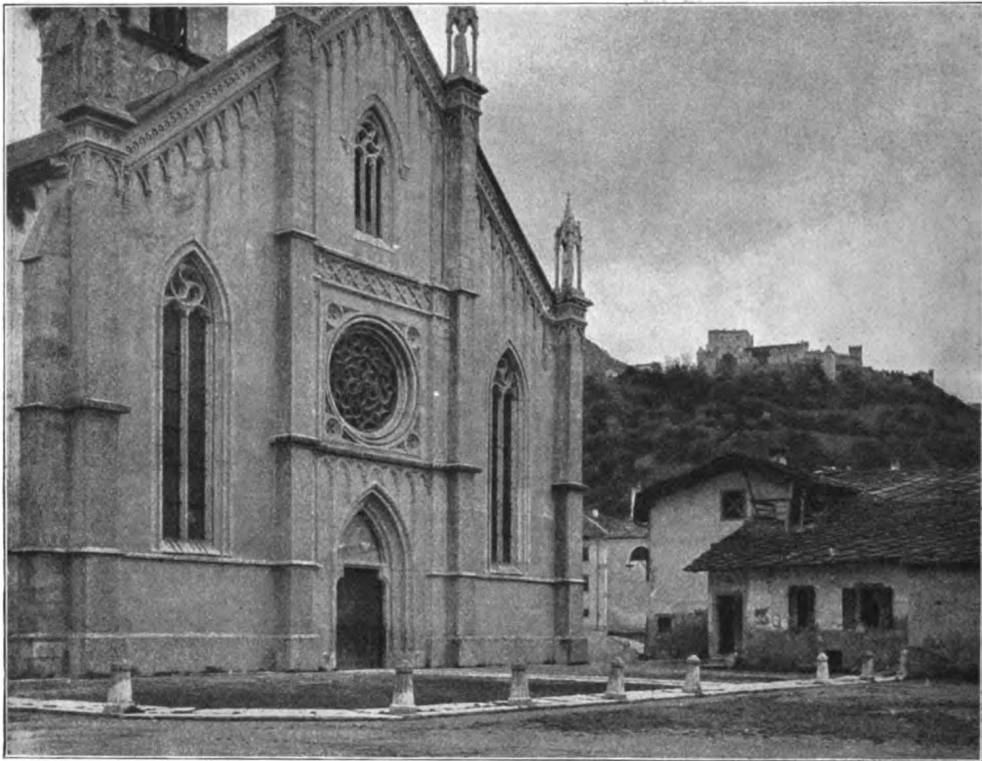
Kupf. Lithophot. v. m. b. S. Wien

luftige Sommerfröhen halb als Schloß, halb als Kloster aufgeführt und eingerichtet. Arm an Kunstschätzen, aber dafür um so reicher an Reizen der Natur. Und wohl nirgend wie hier hatte diese Mutter Erde mit so verschwenderischer Hand geboten, hier, wo sich starre nordische Schönheit mit dem schillernden Glanze und der goldenen Pracht des Südens so innig gepaart. Von der halbverfallenen Schloßmauer umfaßt der stauende Blick gleichzeitig die schnee- und eisstarrenden Gipfel der Adamellogruppe, die zerklüfteten Felschluchten des wilden Gersentales und das sonnenüberflutete üppige Eganer Tal mit seinen rebenumsponnenen Geländen, den prächtigen Kastanienwäldern und der glitzernden Perle des träumerisch versonnenen Caldonazzo-Sees. Ein Blick ins Paradies! Ein Tauchzer entrang sich meiner Brust und lockte ein altes, verschrumpftes und halbverkrüppeltes Männlein herbei, das sich mir in einer Sprache, die wohl welschen Klang, aber doch — wenn auch noch so schwer verständliche — deutsche Worte hatte, als Kastellan des bischöflichen Schlosses vorstellte.

An meinem Tauchzer wollte er sogleich den Landsmann erkannt haben, denn so jauchzte man nur in Tirol, und auch er sei



Turmruine der Burg Perjen



Kirche in Persen mit der Burg Persen im Hintergrunde

ein Tiroler, ein Pinaiter aus dem nahen Piné, und sei dort deutsch geblieben, wie es



Rohmeder-Turm auf der Burg Persen

seine Eltern und Urahnen waren, wenn sie auch von den Trientiner Herren noch so drangsalirt worden wären, des deutschen Stammes und deutscher Art zu vergessen. Und dann zeigte er mir, was in dem von seinen fürstbischöflichen Gebietern längst verlassenen, seit Jahrzehnten verwahrlosten, halbverfallenen Schlosse, das in der Geschichte der Trientiner Fürstbischöfe nie eine sonderlich bemerkenswerte Rolle gespielt hatte, überhaupt noch zu sehen war: einige Kumpelkammern und die noch nothdürftig erhaltene Kapelle, in der zu heiligen Zeiten, um den Bestand der einstigen fürstbischöflichen Residenz zu erweisen, von einem Pater eine kurze Messe gelesen werden sollte. Auch in einen ebenerdig gelegenen Raum ließ er mich blicken, der gleichzeitig Stall, Küche und Schlafstätte mit zwei elenden Bettgestellen war. »Dies ist meine Wohnung, Herr,« erklärte er mir, »wo ich mit meiner Enkelin hause. Dort seht Ihr sie im Parke, sie hütet unsern Viehbestand.«

Ich sah sie, ein schwarzhaariges, glutäugiges, barfüßiges und schmieriges Mädchen im Alter von etwa zwölf Jahren, mit einer



Halle auf der Burg Persen

mageren Ziege, die sie an einen Strich gebunden hielt. Die Enkelin und der Viehbestand des fürstbischöflichen Kastellans, wahrlich die treffendste Erläuterung zu dem kläglichen Verfall der einst so stolzen Burg Persen!

Und noch eins zeigte mir der alte Mann, als er mich durch die Wildnis des einstigen Schloßparkes führte: einen uralten Baum, eine Eiche, die sich gar seltsam zwischen den wuchernden süblichen Gewächsen ausnahm.

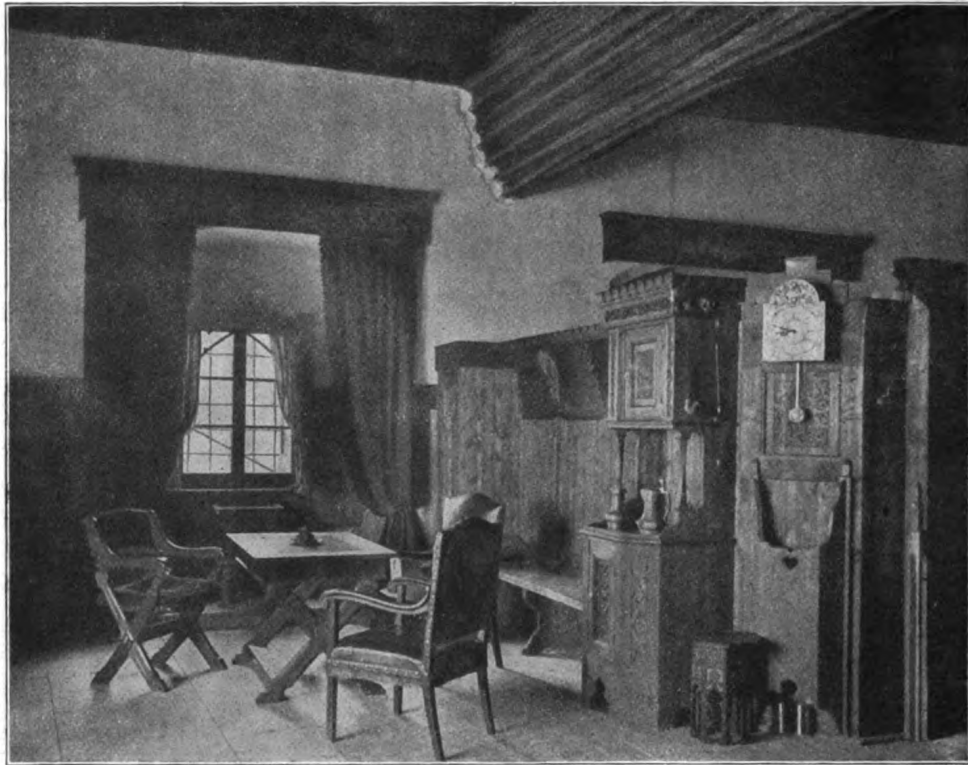
»Es ist eine deutsche Eiche, Herr, und wurde wohl vor Hunderten von Jahren von irgendeinem deutschen Schloßkaplan hierherverseßt. Ich hüte sie treulich, Herr, und gebe den Kaiserjägern, die in Pergine in Garnison liegen, im Juni ihr Laub, damit sie damit bei der Festfeier des Gedenktages der siegreichen Schlacht von Custozza ihre Hüte schmücken können.«

Deutsches Fühlen und Empfinden! Wie bei diesem alten Männlein aus Piné, so traf ich die durch Jahrhunderte verwehten deutschen Spuren überall auf meiner Wanderung durch die Umgebung der Burg Persen und des Euganer Tales: in den zerklüf-

teten Felsgegenden der Mocheni, auf den waldigen Höhenzügen Vielgereuts und La-



Kunst. Altophot G. m. b. H. Wien
Zimmer auf der Burg Persen mit Blick auf den Burgfried



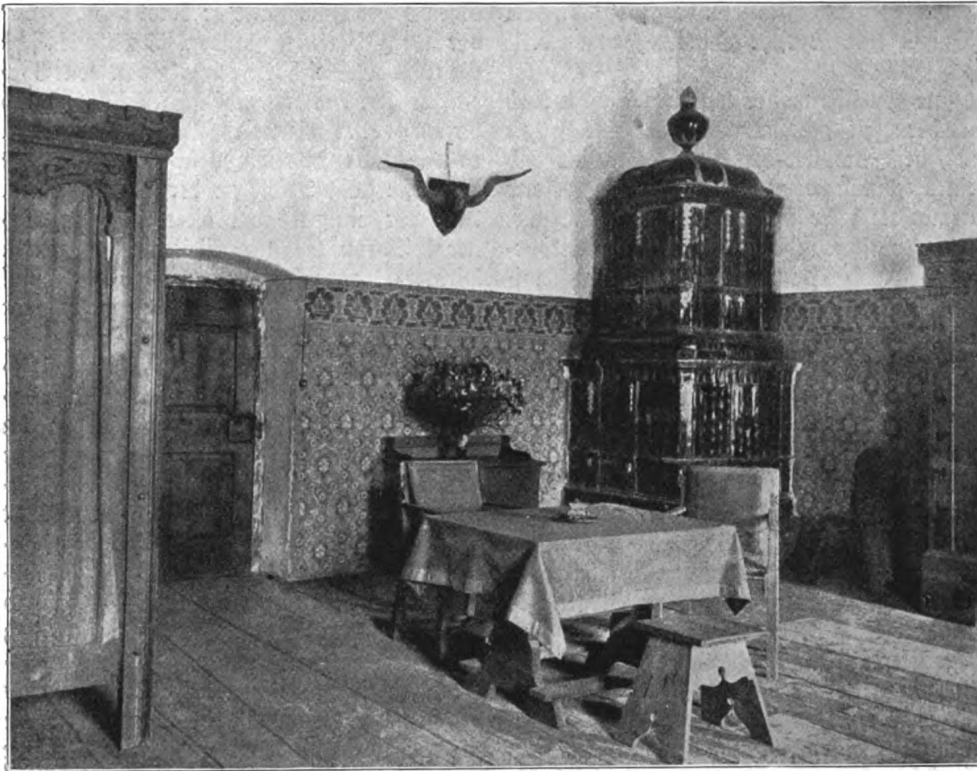
Zimmer auf der Burg Persen

Kupf. Altophot G. m. b. H., Wien

frauns, in den weltentlegenen zimbriſchen ſieben deutſchen Vicentiner Gemeinden Sette comuni. Teils als Überbleibſel longobardiſcher Zeit, teils mit den deutſchen Bergknappen vor Jahrhunderten hier eingewandert. Aus den deutſchen Gauen hatte man ſie gerufen, um aus den Trientiner Bergen die ſilbernen Schätze zu heben. Auf dem alten Trientiner Rathauſe ſteht heute noch der Spruch: *Montes mihi dant argentum nomenque Tridentum*. Die Berge geben mir Silber und den Namen Trient (Dreizack). Der Silberreichtum wurde im Laufe der Zeit erſchöpft, ſo manche der deutſchen Knappen ſind wieder mit ihren Familien in ihre Heimat zurückgewandert, andre aber ſind zurückgeblieben und haben ſich hier neue Heimstätten gegründet, auf fremdländiſchem Boden deutſche Sprache und Kultur auf Kinder und Enkel fortvererbt. Urdeutſche alte Familiennamen, kerndeutſche Benennungen von Dörfern und Gehöften, leider oft in greulichſter Weiſe italianisiert, fand ich noch auf allen Wegen und Stegen. Deutſchvölkische Vereine wie die Südmark, der Verein zur Erhaltung des Deutſchtums

im Auslande, der deutſche Schulverein und auch der Tiroler Volksbund haben das deutſche Volksbewußtſein dieſer auf einzelnen Vorpoſten befindlichen Stammesbrüder durch Errichtung von Schulen, Beſtellung von Lehrkräften, wirtſchaftliche Unterſtützungen, reiche Spenden von Liebesgaben zur Weihnachtszeit u. dgl. zu kräftigen und ſie trotz den heftigſten feindlichen Anſtürmen ihrem Mutterlande und damit unſerm öſterreichiſchen Vaterlande zu erhalten geſucht. Ob es ihnen gelungen iſt, darüber ein Urteil zu fällen, müßte zu Erörterungen führen, die den Rahmen dieſer lediglich auf perſönliche Eindrücke beſchränkten Schilderung der Burg Persen weit überſchreiten würden.

Als ich wiederkam! Ja, als ich wiederkam, wie anders habe ich alles auf der Burg Persen vorgefunden! Mir ſchien es ein Märchentraum. Wenige Jahrzehnte waren ſeit meinem erſten Beſuch verfloſſen, und nun führte auch bereits der die Welt erſchließende Schienenſtrang, über einen mächtigen Bogenbau ſich zu den rebenum-



Zimmer auf der Burg Persen

Kupf. Skizze v. O. m. d. H., Wien

iponnenen Geländen des Trientiner Sommerfites Povo emporwindend, durch die zahlreichen Tunnels der wilden Fersenschlucht in die paradiesischen Gefilde des Suganer Tales. Statt des halbverfallenen Kastells grüßte mir von der grünen Höhe des Ter-guzzo, den aufblühenden Markt Pergine überragend, ein freundliches Schloßgebäude entgegen, zu dem durch wohlgepflegte Anlagen ein bequemer Weg emporführte. Umfassungsmauern und Schloßhof waren in tadellosen Stand versetzt, die einst so unwirtlichen Schloßräume vollständig umgebaut, elektrisch beleuchtet, stilvoll und doch dabei ungemein behaglich eingerichtet. Überall herrschte reges und frohes Leben, überall klangen freundliche Laute deutscher Zunge.

Wie war diese überraschende Wandlung nur möglich geworden? In ungemein einfacher Weise. Ein für das Stammvermögen seines Bistums besorgter Trientiner Kirchenfürst hatte die Burg Persen, die er bereits dem vollen Verfall geweiht sah, einer deutschen Gesellschaft verkauft und damit gerettet, was an Geld und Vermögen für den Kirchenschatz noch zu retten war. Aller-

dings hatte er damit unter den Italianissimi einen wahren Entrüstungsturm entfesselt, da die Herren in diesem Akt einen schändlichen Verrat an der nationalen Sache erblickten.

Und nicht so ganz unbegründet, wofür der deutsche Unternehmungsgeist sorgte. Denn bald erblühte neues Leben aus den Ruinen, und Burg Persen erwachte aus seinem Dornröschenschlaf zu einem neuen, in seinen Tagen des Glanzes nicht gekannten Dasein. Aus der einstigen fürstbischöflichen Trugburg wurde sie ein mit allen Erfordernissen der Gegenwart ausgestattetes Erholungsheim, das seinen deutschen Besuchern zu jeder Jahreszeit, ob nun der süße Odem des Frühlings, der kühlende Seewind des Lago di Caldonazzo in heißen Sommertagen, das herbe Aroma des Herbstes mit seinen hesperischen Früchten oder die milden Lüfte des südlichen Winters den herrlichen Landstrich beherrschen mochten, seine gastlichen Pforten öffnete. Und die Deutschen kamen in immer größerer Zahl, berauschten sich an den üppigen Reizen der zauberumspunnenen Natur und bauten sich an den Ufern des Sees ihre Hütten, so daß im Schatten des

mächtigen Schlosses unter südländischem Himmel eine deutsche Siedlung entstand.

Eine Speiche weiter war das schwere Rad der Zeit gerollt. Ich kam und fragte nach dem Verbleib des alten Kastellans und seines glutäugigen Entelkinds. Niemand vermochte mir Auskunft zu geben. Sie waren verschwunden — gestorben, verdorben? Gleich Tausenden ihrer Leidensgenossen, die noch in dieser unsrer »vorge-schrittenen« Zeit unter dem welschen Kolonenelend schmachten.

Auch die altehrwürdige deutsche Eiche war von ihrem Plage verschwunden. »Ein Gewittersturm hat sie gefällt,« sagten mir die Kaiser-schützen — wegen des Edelweißsternes, der ihre Mühen zierte, und ihrer Tapferkeit »Die Tiroler Blumenteufel« genannt —, die unter dem gewaltigen Donner der Kanonen, der von den Grenzbergen des Suganer Tals herüberrollte, Schützengräben aufwarfen. Dabei schonten sie fürsorglich ein junges Lorbeerbäumchen. »Dies haben wir an die Stelle des alten Eichbaums gepflanzt. Seine Blätter sollen unsre Mühen schmücken, wenn wir den alten Erbfeind für immer aus dem Lande gejagt haben.«

Ja, der alte Erbfeind! Auch im denkwür-

digen Jahre 1866 hatte er bereits knapp vor der Burg Persen gestanden. Der italienische General Medici hatte damals von den Vorkriegsbergen Pergines aus ebenso sehnsüchtig nach Trient geblickt wie König Viktor Emanuel II. vom Turme von Aquileia aus auf die Schwesterstadt Triest an der blauen Adria. Und vor einigen vom österreichischen General Baron Ruhn geführten Kompagnien Tiroler Kaiserjäger und einer Handvoll schlichter Tiroler Landesverteidiger hatte er die Flucht ergriffen! Sicher wird auch diesmal der Tag nicht allzu lange mehr auf sich warten lassen, an dem die »Tiroler Blumenteufel« den Lorbeer vom jungen im Schlosspark von Persen selbstgepflanzten Bäumchen pflücken werden. Von den Zinnen des Schlosses werden aber dann dicht nebeneinander die im Bruderblood vereinigten österreichische schwarzweißrote und reichsdeutsche schwarzweißrote Fahne flattern und es weit hinaus in die Welt verkünden, daß Burg Persen ein von deutschen Bruderbänden gemeinsam geschaffenes vorgeschobenes Bollwerk gegen welsche Hinterlist und Tücke bleiben wird für Zeit und Ewigkeit; eine Wartburg im südlichen Lande, fest und treu zur Wacht an der hartgefährdeten deutschen Sprachgrenze.

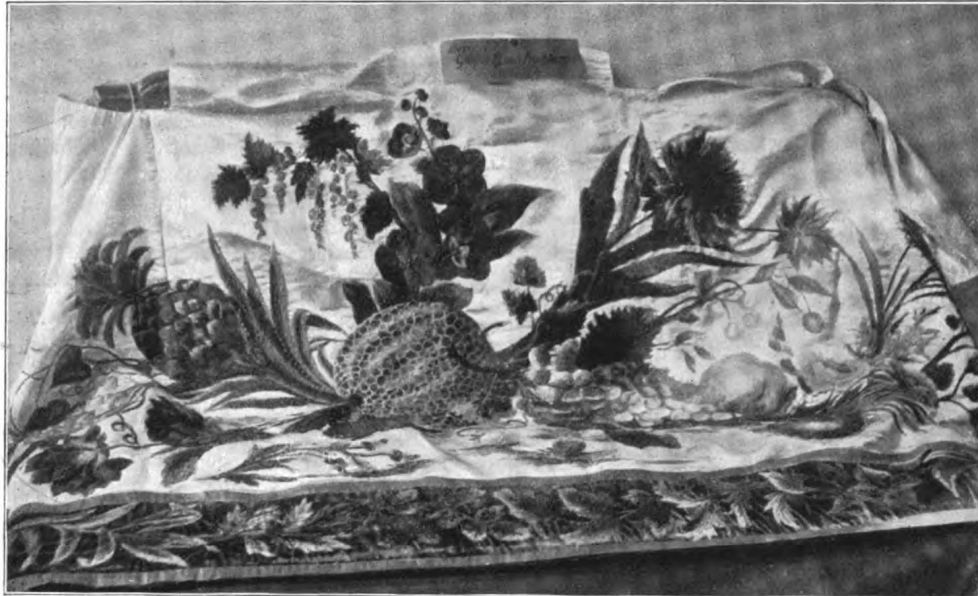
Reiselied im August

Sanft — so dehnt sich mein Herz ...
 Segel, gehoben von Lust,
 Sehnt sich weit ländervwärts,
 Stiller, blauer August.
 Sanft — so dehnt sich mein Herz.

Silberne Fäden fliehn
 An mir vorüber im Wind,
 Schimmernde Wolken ziehn,
 Wege bedrängen mich lind.

Wege verlocken mein Herz,
 Einer dem andern mich gibt,
 Wiesen zu, wälderwärts —
 Oh, wie die Erde mich liebt!
 Sanft — so dehnt sich mein Herz ...

Ina Seidel



Decke, nach der Natur gestickt von Baronin Kredessell. Bes.: Gräfin von Hochberg
Kunst. Alice Mahdorst, Berlin W, Kurfürstenstr. 107

Das Reich der Frau

XXXIV

Aus vergangener Zeit

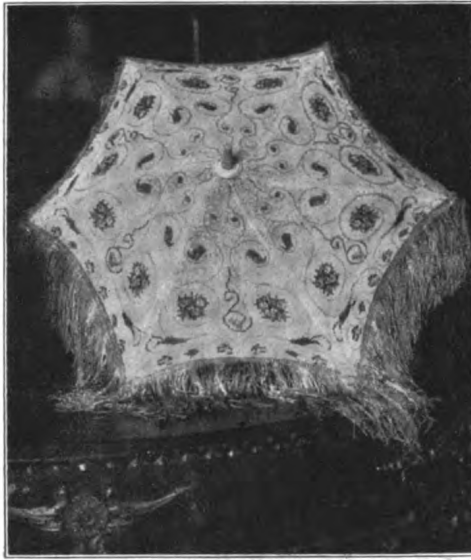
Von Jarno Jessen

Ein Triumph des Lebendigen vollzog sich in dem Wettstreit aller Kräfte vor dem Kriege. Man wollte die Welt aus sich selbst heraus schaffen, behandelte feinste Kulturwerte als Rehricht. Ganz plötzlich gebot das große Völkerringen dem eilenden Zeiger an der Uhr des Fortschritts ein Stillstehen, und statt freien Regens begann die Einstellung auf früher Geleistetes. Vorbildliches wurde wieder bei den Altvorderen entdeckt, aber oft schlug das Pendel zur Gegenseite aus, und wahllos galt Altväterhausrat als Wegweiser für Kriegsneuheiten. Eine Sintflut des Basarmäßigen schwoll auf den Ladentischen und in den Schaufenstern. Eiserne Kreuze zierten den Schmuck, buntwollene Riesensträuße Kissen und Teppiche, Feldherrnbildnisse die Tassen. Was den Speißbürger der Luisenzeit und des Biedermeiers entzündet hatte, verjagten Errungenschaften moderner Kunstgewerber. Bei diesem Durcheinanderrütteln fand es der gesunde Menschenverstand schwer, das Gleichgewicht zu finden, und allerlei Hilfsversuche setzten zu seiner Sicherung ein.

Ein paar dankenswerte Fingerzeige hat die Ausstellung »Aus vergangener Zeit« geboten. Sie wurde von dem Berliner Deutschen Lyzeum-Klub zum Besten der Cecilienhilfe der Frau Kronprinzessin, die der gebildeten Armut

so still und schnell die Retterhand entgegenstreckt, im Hohenzollern-Kunstgewerbehaus veranstaltet, und ihre Lösung hieß, nur Musterstücke der guten alten Zeit aus Privatbesitz als Weder des ästhetischen Gewissens vorzuführen. Der Untertitel »Kleinkunst und Kunstgewerbe im Dienste der Frau« hatte in Hof- und Patrizierkreisen einen Wettstreit entfacht, Bestes aus der Damensphäre aller Zeiten zusammenzutragen. So war nach einer Vorarbeit von kurzer Frist etwas wie ein Grünes Gewölbe im Taschenformat entstanden. Man bekam einen Vorgeschnack von den verborgenen Schätzen, die im Vaterland zutage treten müßten, wenn sich die rechten Wünschelruten in Bewegung setzten.

Kunst und Kunstgewerbe im Dienste der Frau? Es ließ sich nicht leugnen, daß der Charakter einer Luxuschau stark hervortrat, und mancher benutzte gern die Gelegenheit, um die Frau in diesen ernsten Kriegszeiten als eigentliche Urheberin alles Luxus hinzustellen. Aber die Kulturgeschichte belehrt uns eines andern. Sie erzählt von den Schätzen Salomonis, dem goldenen Haus des Nero, den Appigleiten der Medizäer, der roi galant und roi soleil, von den Dorian Greys der Salons, den Dandys und Stutzern. Strenge Scheidung des Nur-Fraulichen war selbst in der Ausstellung aus vergangener Zeit nicht recht durchzuführen. Manches



Kunst. Alice Mahdorf, Berlin W., Aurfürstenstr. 107
Schirm aus farbigen Perlen

besondere Stüd hatte der Mann für den Mann geschaffen, manche Sammlung dankte ihre Urhebererschaft dem Manne. Während Kriegsschreden die Seelen füllte, zog diese Luxuswelt magnetisch das Publikum an, und es stärkte die Gewissen, daß viele der holdesten Aberflüssigkeiten während traurigster Zeiten des Vaterlandes hervorgebracht waren. Die deutsche Kultur blüht eben als Immergrün, seit Tacitus feststellte, daß Gold und Silber, die Huld oder Zorn der Götter dem deutschen Boden versagte, doch wie irdenes Geschirr für Gebrauchsdinge in Germanien vorkämen. Wir haben während der mörderischen Glaubenswirren der Reformation einen klassischen Zeitabschnitt der angewandten Künste erlebt, und während der dreißigjährigen Verheerung des Heimatbodens sind Schloßbauten von unerhörter Pracht emporgewachsen. An erlesenen Kulturzeugen aus Tagen unsrer Groß- und Urgroßväter war die Ausstellung besonders reich.

Tugenden und Untugenden der Frau spiegeln sich in den Besitzstücken aus vergangenen Zeiten. Geduld, Zartfönn, Selbstaufopferung, aber auch Eitelkeit und Verschwendungssucht. Der Frau von heute schien die Frau des Einst vor allem überlegen als Künstlerin der Nadel. Die Bändchenstidereien, Verarbeiten, Nadelmalereien und Spitzen von damals scheinen jetzt kaum wieder erreichbar. Deutet es doch den Kern des Familiengeistes im feinsinnigen Bürgertum um die Mitte des vorigen Jahrhunderts an, wenn die Mutter auf Vegas' bekannter Gruppe näht und eine Tochter stidt. Dem entsprach die Mannigfaltigkeit der Formen und die oft überraschend künstlerische Ausführung der

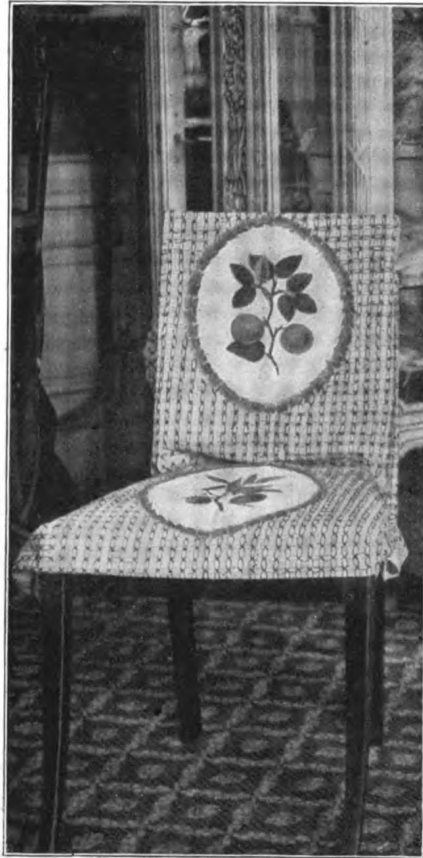
Gebrauchsdinge für die Näherei, wie Nähtische, Stidpolster und Nadelständer, alles reizvolle Geräte, wie sie heute kaum noch entworfen werden. Eine ganze Reihe Nähtischen verschiedener Besitzerinnen boten Ausstattungen und Füllungen für das feinschmederische Auge. Vornan stand ein Erbgut unsrer Kaiserin, einst als Geschenk der lieblich majestätischen Zarin Alexandra Feodorowna an die Schwester Alexandrine von Medlenburg gesandt. Eine wahrhaft kaiserliche Spende mit ihren blauweißen Wedgwood-Reliefs und Stahlzieraten, mit der Fülle kunstgehoener Einzeldinge. Eine Namensinschrift aus feingeschliffenen Stahlperlen nannte die stille, tiefe Herzogin Luise von Weimar als Besitzerin eines eichenen Arbeitslastens, der nur Dinge aus Bronze und Perlmutter in seinen weißen Samtwandungen bettete. Die Fürstin Hahfeld hatte mit Recht einen Nähtischen des Ausstellens würdig befunden, in dem Teile des Nähgeräts aus Perlmutter, die türstisenbesetzten Büchsen für Garne und Nadeln aus Bronze gearbeitet waren. Eine ganze Gruppe solcher Erbstücke war noch zu bewundern, und aus der besonders sorgfältigen und verständnisvollen Hut des Fräuleins Konopada war der kleine Kasten hergegeben, in dem



Kunst. Alice Mahdorf, Berlin W., Aurfürstenstr. 107
Feinste Webearbeit, Bildnis des Grafen von Paris nach Winterhalter. Bes.: Exzellenz von Essen

überwiegend rotgoldiger Bernstein als Werkstoff verarbeitet war.

Vorbildlich können auch die Frauen des früheren Deutschlands als Geschenkkünstlerinnen werden. Oft genug entwickelten sie echten Erfindersinn und kannten keine Schonung für Augen und Finger. Im Entwurf spielte das Persönliche eine wichtige Rolle. Da gab es Notizbücher, die die Braut dem Bräutigam verehrt hatte, mit Symbolen auf seinen Stand, auf zarte Beziehungen. Ein eingerahmtes Wasserfarbenbild zeigte eine freizügige Landschaft, offenbar den Ausschnitt aus eigener Gutsnatur, mit freien Wiesen, zügen und Obstgarten. Die Äpfel an den fruchtbaren Bäumen waren plastisch hergestellt wie Stidereien der Tudorzeit, die Genille-Weinstöcke mit blauen Perlentrauben behangen, und die Rosen an der Laube aus Seidenbändchen hervorgezaubert. Symbolik, diese einst vielbeliebte Verschleierungsform, spielte hinein, denn die Weinstöcke sollten die Brüder in der Familie des Verlobten bedeuten, ein köstliches Andenken an den Liebesfrühling einer Ahnin. Eins der anmutig-vornehmsten Dinge solcher Art hatte Erzellenz von Essen hergestellt. Es war ein Hochzeitsgeschenk, ein Kasten mit weißem Atlasbezug und breiten weißen Atlasbändern zum Verschluss. Die



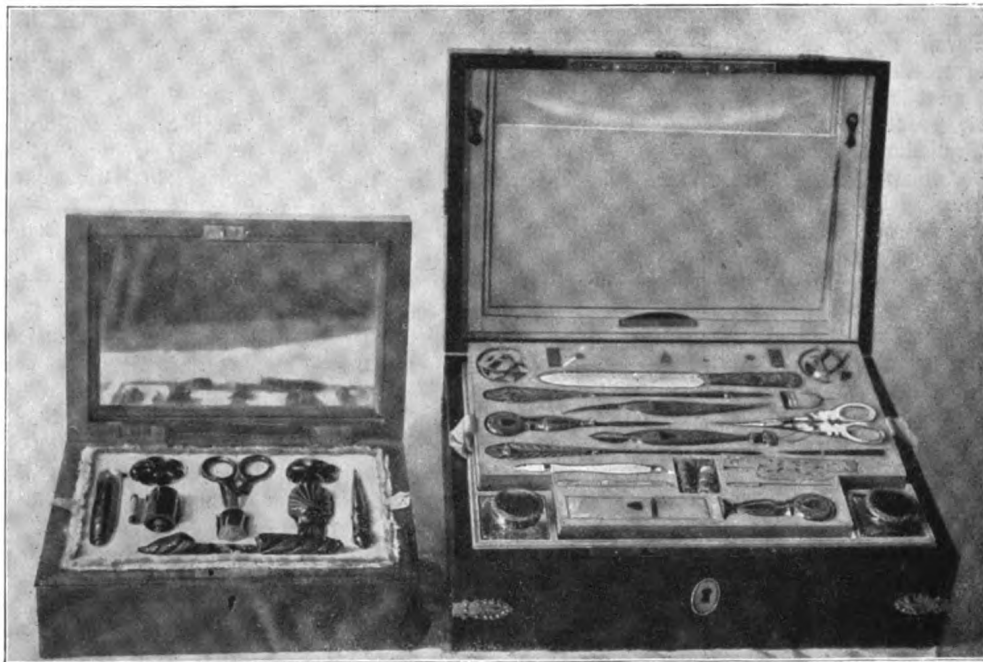
Ausn. Alice Wapdorf, Berlin W, Rurfürstenstr. 107
Stickerei Ottiliens von Goethe für Goethes Gartenhaus. Bes.: Frau Prof. Fleischer

Dedelfseite trug als Stirnzier ein gemaltes antikes Relief und als Mittelbild ein Griechenaltärchen. Alles, auch die Außenwandungen, war von zartbestickten Efeuranken und Blüten umzogen, und im rosenfarbenen Inneren bot der Dedel ein selbstverfasstes Hochzeitsgedicht in kunstvoller Schönschrift. Alles an solcher Gabe war weich und fein, schmeichelte den Sinnen, rief Tage zurück, in denen Schinkel schrieb: »Der Mensch bilde sich in allem schön, damit jede von ihm ausgehende Handlung durch und durch in Motiven und Ausbildung schön werde.« War doch Goethe selbst mit dem Rat, Anmut in das Schenken zu legen, kein bloßer Theoretiker gewesen. Als Dichter und Zeichner hatte er verschwenderisch Gaben gespendet, und so fühlte man sich angesichts einiger Handarbeiten dankbar von Altweimarer Geist umweht. Hier forderte vor allem der greise

Goethe unser Gedächtnis, denn die Frau seiner letzten Liebesleidenschaft, Ulrike von Levetzow, »die lieblichste der lieblichen Gestalten«, wirkte durch persönliche Besitztümer greifbar wirklich. Gehandarbeitet hat sie selbst in Gemeinschaft mit ihrer schönen Mutter, der einstmaligen Frau Hofmarschall, an der Reisetasche für Goethe, und zärtlich hat er sicher die große Wappenstickerei auf grünem Untergrund



Fingerhüte aus der Sammlung der Baronin von Schey



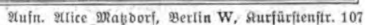
Kupf. Alice Mahdorf, Berlin W, Sturfürststr. 107

Nähkästen. Links: Bernstein, rechts: Gold und Silber. Bes.: Großherzogin Luise von Sachsen-Weimar auf der Fahrt von Marienbad nach Karlsbad betrachtet.

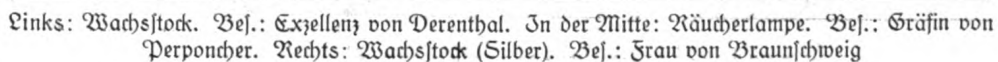
Und wie der Liebhaber, konnte der Fachmann vorzügliches Tisch- und Hausgerät, für Schmutz und Porzellan, das aus modernen Werkstätten hervorgeht. Wir haben den Wert der Gediegenheit schätzen gelernt, uns in der Verachtung



Scherensammlung aus dem Besitz der Baronin Villi von Schey



alle praktischen Bedürfnissen dienen. Dinge wie Plättchen, Teekessel, Wachstöße und Tischgeräte. Heute werden sie nach dem neuzeitlichen Grundsatz hergestellt, der in Gediegen-

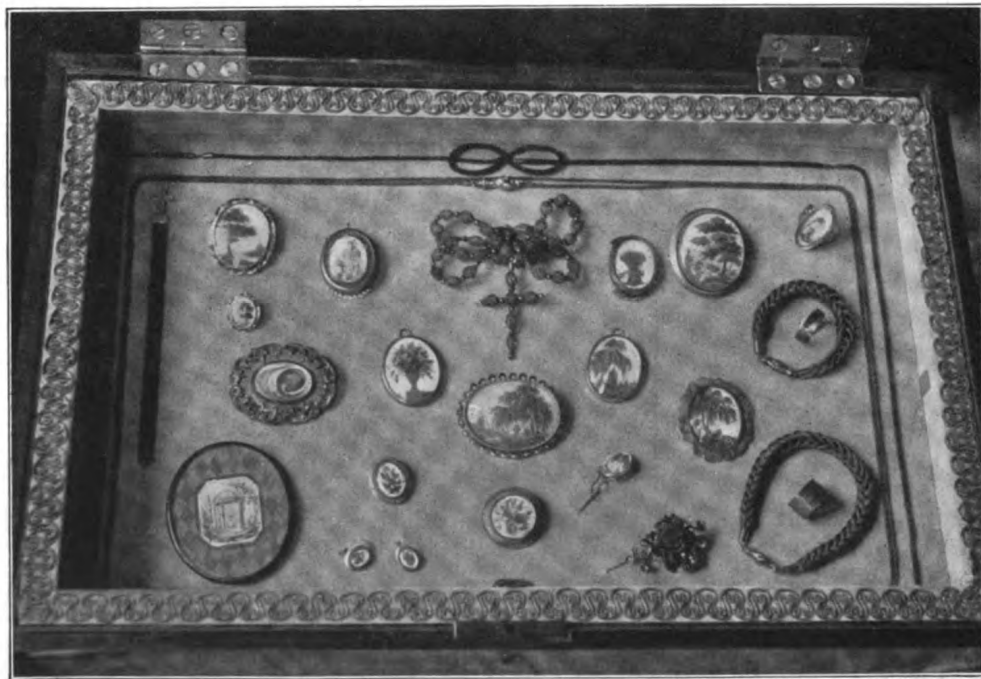


heit und bequemer Handhabung die Erfüllung sieht. Aber hier sprach auch noch ein höheres Bedürfnis, das ästhetische, mit, wenn der bloße Werkstoff durch feinste Ziertechniken gehoben war, wenn Endglieder oder Ansatzeile Entlehnungen aus den Schmudformen der Vergangenheit zeigten. Mit Recht empfindet es das Kunstgewerbe von heute als unwahre Gefinnung, dem Werk eine seiner Bestimmung wesensfremde Form mitzuteilen, etwa einem Wachsstock die Gestalt eines Weinsäßchens, einer Räucherlampe die eines Ofens. Doch fesselten solche Verwirklichungen in feinstem Goldsiligran den Kleinkunstkenner in der Ausstellung, Schienen für den Salongebrauch ebenso belustigend wie schön und nützlich. Vor diesen Stücken empfand man die Voraussetzung hoher Kultur für die Hausfrau. Ihre Hände müßten das zarte Berühren verstehen wie die der »Dame in Rosa« auf dem Gemälde des Alfred Stevens, die ihre Rippfächer wie Kirchenschätze ansah.

Ja, die gute alte Zeit! Wurde doch Siligran verarbeitet, so weit wir zurückdenken können. Der feine Silber- und Golddraht eignet sich so gut zu jeder Art von Gestaltungen. Er läßt sich in der Fläche oder als plastisches Gebilde haardünn oder kräftig verarbeiten, folgt willig den Einfällen der bildnerischen Hand, um kunstvolle Ornamente, ganze Blumensträuße entstehen zu lassen. Wie haben die friesischen Volkskünstler durch köstliche flachgehaltene Fadenverschlingungen in Gold und Silber, wie die bayrischen

durch wuchtig aufschwellende Silbergebilde den Ruhm ihrer Heimatkunst gemehrt! Es konnte gewiß aber auch den modernen Feinschmied auf neue Bahnen führen, wenn er an den prächtigen Einzelstücken aus dem Tafelsilber der gräßlich Harrach'schen Familie einen Anschauungstursus über die Verwendbarkeit bindfadendicker Siligrane erhielt. Hier lehrte die Empirezeit, wie solche Reliefs, scheinbar in die Luft hineinkomponiert gleich einer Art venezianischer Spitzen, Loderheit und Festigkeit einten. Fruchtkörbe wie diese können Lasten tragen, ohne selbst dem Gesetz der Schwere unterworfen zu scheinen.

Zur Erscheinung der Dame gehört Schmud, wie Blüten zur prangenden Laubfülle, und aus vergangenen Tagen trat die Liebe der Frau aller Zeiten zu diesem krönenden Beiwerk der Toilettenkunst augenfällig zutage. Werden die kleinsten kunstgewerblichen Gebilde doch auch zu einem Echo der herrschenden Stile. Sie lassen die Wesensrichtung ganzer Zeitabschnitte erkennen. Jedes Zeitalter besitzt seine eigne Schmudkunst, jedes auch immer eine vielseitige, denn die Mode ähnelte zu allen Zeiten der chinesischen Prinzess Caprice. Auch was unsre Ausstellung bot, wurde zur Beweisführung. Da gab es ein paar Damen, wie Frau Dr. Frieda Hahn, Frau Professor Wiegand, Frau Professor Sarre, Frä. von Solz, die, dank besonderen Anregungen und Studien, die Schönheit des Schmudes im klassischen Altertum oder in fernern Ländern entbedt hatten. Zierlich und



Sammlung von Haararbeiten. Bes.: Frau Geh. Rat Kayser

Kunst. Alice Mahdorf, Berlin W, Aufstiegsstr. 107



Mufn. Allee Mahdorf, Berlin W, Sürfürftenfr. 107

Lezte Kleider der Königin Luise

bedeutungsvoll zeigte sich an ihren Ausstellungsstücken Goldblech geprägt, filigran erfindungsreich gestaltet, Emaille mit künstlerischem Takt verwertet, Perlen und Steine geschmackvoll eingefügt oder schwebend befestigt. Bald waren griechische und römische, bald persische oder afrikanische Schmuckkünstler zu bewundern. Es störte die Harmonie gar nicht, wenn unter den ausgezeichneten antiken Stücken der Frau Wiegand ein paar besonders schöne Renaissancebrillen mit zum Anschauen geboten waren. Suchte man doch in dem glorreichen Abschnitt, da Holbein und die genialen Kleinmeister seiner Gefolgschaft sich nicht zu groß dünkten, um dem Juwelier Entwürfe zu ersinnen, allen Schwung der Phantasie, Formengefälligkeit und Farbenschönheit im Schmuck zu vereinen. Aus dieser Zeit stammte auch das schöne Kreuz, ein Erbgut der Frau von Hopfgarten, das einst der letzte König von Neapel ihrem Vorfahren zur Eröffnung der ersten italienischen Eisenbahn schenkte. Das Empire trat uns im Frauenschmuck mit Anmut und Würde entgegen. Geradlinig aufgereiht, wie die Garde für die Heerschau Napoleons, standen tiefstönige Halbedelsteine in den prächtigen Halsketten und Diadematen der Frau von Mutius, und seine Goldschmiedekunst hatte Teile ihrer Fassungen ornamental veredelt. Man freute sich der vielen zarten Goldbletchen am Armband der Königin Luise, glaubte in den himmelblauen Einstreuungen das Frühlingshafte und in den bunten Steinchen des Schlosses

das Redische ihres Wesens angedeutet. Solches Zierstück entsprach den vom Mecklenburg-Schwerinschen Hof ausgestellten Luisekleidern aus weißem Mull oder Batist mit schlichter Streublümchenstickerei oder sparsamem Besatz von Atlasrollen. Vor diesen Zeugen aus der Zeit der nackten Mode, als die Ärzte die Musselinschnupfen bekämpften, begriff man erst die Geschmacksverordnung, die als Höchstmaß der gesamten Frauenkleidung, Schuhe und Schmuck eingerechnet, 16 Lot gesetzt hatte. Wenig entsprach dem die wuchtige Brauthalskette der holden Königin, mit ihren weißen Gemmen in Mattgoldbleibern, die die glückliche Besitzerin, Frau von Jena, hergegeben hatte. Damals hing der politische Himmel düster über dem armen Preußen, und doch, trotz leeren Staatskassen konnten die Königsberger Bürger für die geliebte Königin die Geldmittel für die bandartig schwergeflochtene Goldkette aufbringen, die Gräfin Harrach zeigte.

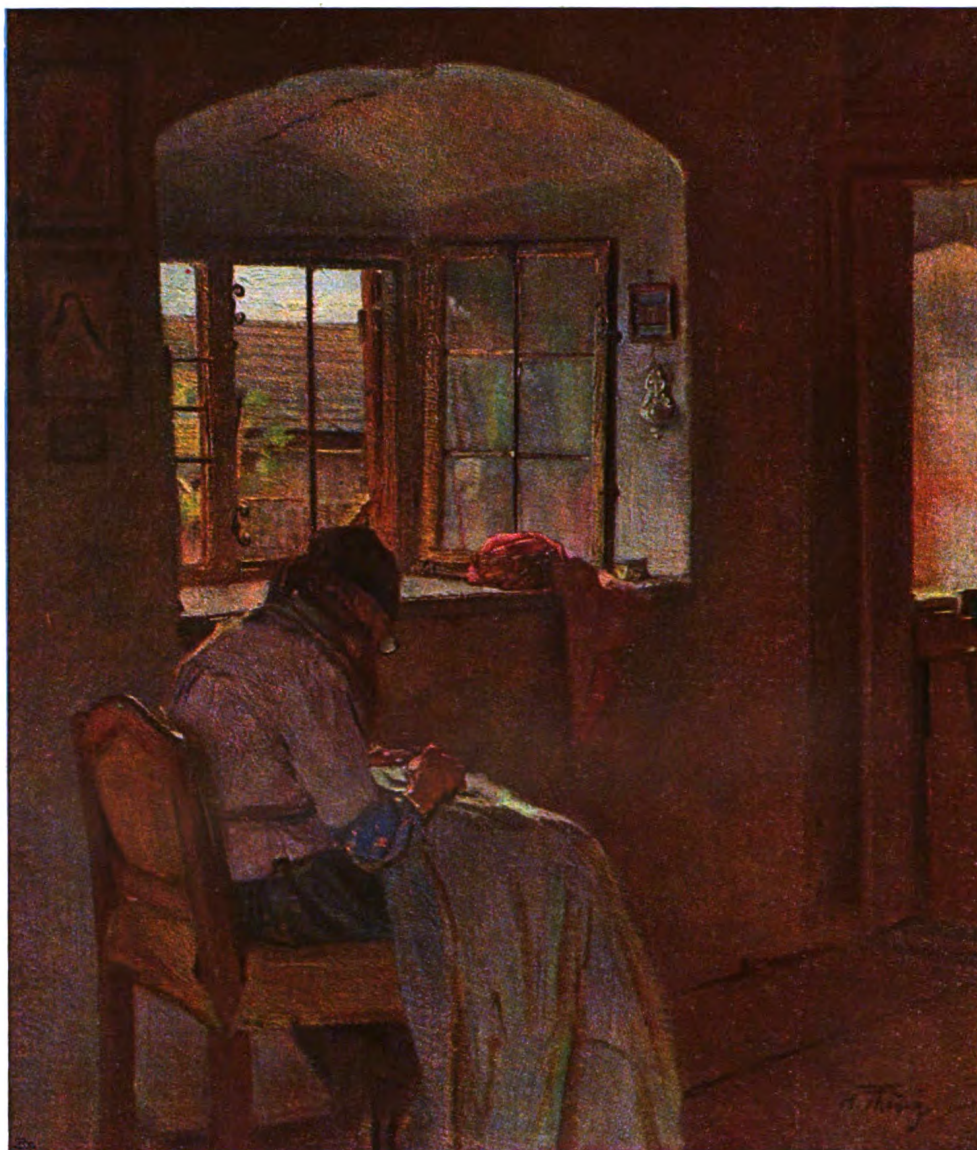
Von dem Eisenschmuck, den vaterländischer Opferfinn gern statt des Goldes hinnahm, war vieles in der Schau aus vergangener Zeit zu sehen. In größter Reichhaltigkeit bot die Sammlung der Frau Konsul Baschwich solche Zeugen der »geadelten Pöverté« früherer Zeiten. In manchen Zieraten schien das schwarze Metall durch Bearbeitung wie in Gold gewandelt. Gefügig hatte es sich in Ketten und Armbändern zu lustigen Reliefs ausgestalten lassen, hatte kleine leichte Dinge für den Toi-



Kupf. Alice Maydorf, Berlin W, Aufgärtenstr. 107
Gruppe von Höchst Porzellan aus dem Besitz der Frau Buckart

lettentisch der Dame gebildet. Bald trug es als hochgerolltes Schlinglein an vielen Häkchen die Ringe des Besitzers, bald diente es als Ständer, Leuchter und Handspiegel. Diesen Schmuckkünstlern war der herrschende Empirestil mit seinen würdevollen Motiven, den Helmschöpfen, Greifen und Adlern, den Sphinxen und Palmblättern entgegengekommen. Schwerer Schmut! Eigentlich ist er ein Widerspruch für zarte Frauenglieder, und doch forderten ihn auch später die Moden des zweiten Kaiserreichs. Als die lang herabfallenden Röcke sich bis zur Krinolineweite aufbauchten, Keulenärmel und breite Spitzenborten um den Halsauschnitt, große Schleifengarnituren beliebt waren, entsprachen ihnen die plakatierte Brosche, der tiefhängende Ohrring und das kolossale Armband. Viel Bergkristall, Türkisen, Granaten, Mosaikbilder und Kameen wurden damals verarbeitet, und, seit der Vermählung des Herzogs von Aumale mit einer Prinzessin beider Sizilien, auch die Koralle. Trotz allem Prohigen des Geschmads trat der Goldarbeiter jedoch zuweilen als sehr feiner Techniker hervor. Die vielen Schmuckstücke der Herzogin Alexandrine von Mecklenburg, auch Besitzerin der Gräfin Hochberg kennzeichneten diesen Zeitabschnitt am deutlichsten.

Viel Porzellanenes fand sich unter den Besitzümern des Einst. Dank unserm kriegsgekräftigten Nationalgewissen webt ein eigener Zauber um Alt-Meißen und Alt-Berlin. Trotz dem modernen Geschmad für geschlossenen Dekor — starke Farbigkeiten und glatte Flächenwirkungen — erobern die lustigen Streublümchenmalereien, die köstlich modellierte Gartenpracht des vieux Saxe noch aller Herzen. Biedermeierverhältnisselung wurde in der Ausstellung gestärkt durch viele besonders schöne Tassen. Hatte doch die Zeit der Glaservanten in der guten Stube von dem ausklingenden Kokos auch gern die Neigung zur »sentimentalen Tasse« übernommen. Man ließ allerlei Intimitäten des Herzens, auch Bildnisse gern auf diese Trinfgeräte malen. Der Schattenriß im weißen Oval war beliebt, und sicher würde ein Maler wie Ditmar, dem damals auch die ganze Königsfamilie saß, für solche Besonderheit noch heute Auftraggeber finden. Aber noch etwas Wertvolleres war den Alte-Zeit-Porzellanen zu danken, etwas, dessen heutige Vernachlässigung in Kunst und Kleinkunst eine fühlbare Lücke bedeutet: treue Kulturschilderung. Es trat an den Meißner Krinolinfiguren der Frau von Pannwitz, an kleinen Ludwigs-



Max Thedy:

Slickerin am Fenster

Aus dem Besitz der Kunsthandlung von Karl Haberstock in Berlin W

burger Musikanten, vor allem der kostbaren Höchster Gruppe unsrer Abbildung aus dem Besitz der Frau Budart jutage. Da war von der echten Künstlerhand des Bildhauers Melchior ein ganzer sittengeschichtlicher Zeitausschnitt in Porzellanmasse verewigt. Man sah die Dame bei der Toilette. Ein Abbé neben ihr hält das für sie entworfene Gemälde der neuesten Pyramiden-Haartracht. Schon ist dem Haarkünstler die Nachbildung gelungen, und ein Sachverständiger prüft durch ein Fernglas die höchste Spitze des Lodenaufbaues.

Seit der »Ausstellung der Frau in Haus und Beruf« ist die Begabung der Frauen fürs Sammeln entdeckt worden. Namen wie Ida Schöller, Sophie von Wedekind, Frieda Hahn, Lilli von Schen, Margarete Strauß und Wanda Frischen haben heute in Fachreisen bereits guten Klang. Wieder begegneten uns im Hohenzollern-Kunstgewerbehaus einige von ihnen, und ein paar neue Erscheinungen traten hinzu. Jede von ihnen hat sich beharrlich einem Sondergegenstand zugewandt. Auch hier zeigt sich der Meister erst in der Beschränkung, und der bloße Liebhaber kann sich durch Planmäßigkeit bis zur wissenschaftlichen Autorität entwickeln. Da hatte Margarete Kapser ein Vitrinentischchen aufgestellt, das sich ganz unauffällig der Gesamtschau einreihete. Es wollte nichts als Haararbeiten darbieten. Das Material an sich ist sicher keine Kostbarkeit, kann sie aber in höchstem Maße durch Gefühlswerte werden. Und da seine Verarbeitung in die Blütezeit der klassischen Dichtkunst fällt, unterstreicht es eine Epoche, in der noch die Besten das Herz als der Güter höchstes empfanden. Hier sah man mit Überraschung, was Geduld und Feinsinn einst alles aus Haaren herstellte: Broschen, Busennadeln, Armbandschlösser, Miniaturbildchen und Ketten. Die Farben schimmerten sahl, denn selbst Gold und Kupfer erbleichte im Laufe der Zeit, und doch gab es seine Dinge. In wuchtiger Barockfassung aus Gold und Blauemaille lagen da unter Glas als Mittelstück einer Brosche ein paar Loden, deren Schwung die ganze Herrenmode der steifen

Stehtragen und glattgebürsteten Scheitel andeutete. Eine niedrige Trauerweide über stillem Totenhügel in weiter Landschaft füllte eine andre Brosche, bei deren Betrachten elegische Spinettmusik durch den Raum zu zittern schien. Die Tochter einer solchen Sammlerin, Frau Professor Klingenberg, hatte sich am besten Vorbild für ihre Ohrringsammlung geschult. Wieviel Erfindersinn und technisches Geschick internationaler Edelschmiede kam da zum Ausbruch! Wir sahen Arbeiten friesischer Volkskünstler, die ästhetische Feinfühligkeit wie vornehme Ulmer Juweliers der Renaissance bewiesen. Volkscharaktere spiegeln sich in den turkistanischen Quasten, gehängen aus Halbedelsteinen und Perlen, in den massiven Goldschilbern der Holländerin, den mit Grazie gegliederten französischen Stüden. Die Sammlerin ist ihrem Objekt durch viele Länder nachgereist, ist ihm bei hoch und niedrig auf der Spur gewesen. Aufsehen hatte seinerzeit Frau Baronin von Schen mit ihrer Fingerhutsammlung erregt, und auf Wunsch waren die Liliputaner aus dem Königreich der Kleinkünste wieder zur Stelle. Jeder konnte nun in Ruhe betrachten, wie sie in ein- bis vierfarbigem Gold, in Perlmutter, Porzellan, Bergkristall, in Silber und Elfenbein, emailliert, gemalt, taufschiert, ziselirt hergestellt waren, Kinder Frankreichs vom XIV. bis zum XVI. Ludwig, Alt-Weißens, Persiens und Batterseas. Ihre kleine Scherensammlung, vorläufig nur aus dem 16. bis 18. Jahrhundert, überraschte durch wechselnde Formen und Bearbeitungen. Alt-Weißens hatte den Griffen einer Schere den Streublumenschmud seiner malerischen Entwicklungszeit mitgegeben, und manches kunstgehobene Stüd war einem Gehänge abgelöst, dessen Klirren und Schimmern einst dem Damenkleid der Renaissance Gewicht verliehen hatte.

Vielerlei aus der Vergangenheit konnte den Nachdenklichen beschäftigen. Auch wenn ihm das Fortschreiten mit dem »lebendigen Neuen« Herzenssache war, hier mußte er sich vor gewissen Überlegenheiten beugen. Er mußte die Weisheit der Alten verehren, dem Gestern wie dem Heute Gerechtigkeit widerfahren lassen.

Im Augenblick des Ausmarsches

Von Alfred Hein

Auf der Trommel liegt mein Herz,
 Tambour, schlag nur wild darauf!
 Morgen ist vorbei der Schmerz.
 Heiß! Dann geht's feindlandwärts,
 Drauf!

Lebe wohl! Grüß' Deutschland mir,
 Wenn ich's nicht mehr seh'.
 Bin todleicht, laß' alles hier,
 Glück und Liebe laß' ich dir —
 Auch klein wenig Weh?

Der Nachtreiter

Skizze von Sunnar Gunnarsson

Berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen
von Mathilde Mann

Im Grjótstal ging die Sage, daß in der Mitternachtstunde von zwölf bis ein Uhr viel Unreines zwischen den Gehöften im Schwange sei.

Alte Leute erzählten davon. Etwas hatten sie selbst gesehen, mehr noch war ihnen von andern erzählt worden. Aber sie glaubten an das Ganze wie an ihr Glaubensbekenntnis. Denn alle, die es ihnen erzählt hatten, waren wahrheitsliebende Leute gewesen — »unlügenhaft«, wie sie es zu nennen pflegten.

Eine Zeitlang hatte sich unter der Jugend die Neigung geltend gemacht, die Erzählungen der Alten für Ammenmärchen zu erklären. Der Glaube, daß das, was sie erzählten, unbedingt zuverlässig sei, hatte sehr nachgelassen unter dem heranwachsenden Geschlecht. Dadurch fühlten die Alten sich verlegt. Sie wollten gern, daß die Jugend ihnen recht gebe, denn sie waren so unumsstößlich davon überzeugt, daß sie recht hatten: es trieben sich auf dieser von Gott erschaffenen Erde Wesen umher, die lieber die Nacht als den Tag zur Ausübung ihrer Taten wählten. Da war es ja ganz natürlich, zu glauben, daß sie die Finsternis mehr liebten als das Licht — mit andern Worten: sie waren Kinder der Finsternis, um nicht zu sagen: die besonderen Abgesandten und Handlanger des Bösen, des Fürsten der Finsternis.

Aber es kam die Zeit, wo jeder Mensch, der wollte und den Mut dazu besaß, die Sache mit eignen Augen sehen und sich davon überzeugen konnte, daß die Alten recht hatten und die Wahrheit redeten. Die Alten fanden fortan wieder gespannte und andächtige Zuschauer, wenn sie von eignen und andrer eigentümlichen und unerklärlichen Erlebnissen und Gesichten redeten.

Es wurde nämlich eine bekannte Sache, daß, wenn man Geduld genug besaß, zu warten und einige Nächte hintereinander zu wachen, man sicher darauf rechnen konnte, einen weißen Reiter zu sehen, der auf einem

hohlschwarzen Rappen das Tal hinab- und wieder zurücksprengte, den Bergen zu. Viele hatten ihn schon gesehen. Einige waren wahnsinnig davon geworden. Die meisten kamen jedoch mit dem Schrecken davon und vielleicht mit einer kleinen Ohnmacht. Man erzählte, daß, wenn ein Blick aus des Reiters oder des Rosses Augen ein lebendes Wesen streife, dies vom bösen Geist besessen werde. Ja, wer seiner Neugier nachgab und sich entschließen konnte, das Geipenst anzusehen, der lief eine große Gefahr. Es sei aber wohl wert, die zu laufen, meinten viele. Denn erzählen zu können, ja nur selbst zu wissen, daß man den Abgesandten des Satans oder gar ihn selber leibhaftig mit diesen seinen eignen Augen gesehen hatte, so war das ja eine große Sache. Ja, es war fast als eine Art Ehre aufzufassen.

Die Leute aber, die nicht den Mut besaßen, selbst das Phänomen zu sehen, oder zu vorsichtig waren, um sich für den Genuß eines Augenblicks der Gefahr auszusetzen, den Verstand zu verlieren, konnten doch nicht umhin, zu erfahren, daß der Böse in der Nachbarschaft sein Wesen trieb. Lagen sie nur um die Zeit, wo er vorbeisaupte, wach in ihren Betten, so konnten sie dem mächtigen Dröhnen der acht Hufe des Rosses lauschen und deutlich den Widerhall in den Bergen hören.

Es war auch um die Winterzeit, als der Reiter zuerst entdeckt wurde. Da war der Erdboden gefroren und der Weg mit Eis belegt. Daher schallte es so. Und man konnte auch hören, daß es keine gewöhnliche vierbeinige Krade war, die da draußen in Nacht und Dunkel ihr Wesen trieb.

In Stapa, dem Gehöft, das am tiefsten taleinwärts und in nächster Nähe der Berge gelegen war, hatte man den sonderbaren Reiter ebenfalls gesehen und gehört. Vielleicht war man nirgend sonst so oft von dem Lärm, den sein Ritt verursachte, aus dem

Schlaf geweckt worden — zuweilen zweimal in derselben Nacht.

Björn auf Stapa war ein alter reicher Bauer. Er besaß Schafe zu Hunderten und Rüge und Pferde zu Duzenden. Es gehörte viel Arbeitskraft dazu, um die Wirtschaft zu betreiben, denn weder die Heuernte noch das Schaf- und Viehhüten war hier drinnen in dem Bergland eine leichte Sache. Deswegen hatte der Besitzer von Stapa außer mehreren erwachsenen Kindern viele Arbeitskräfte in seinem Brot.

Einer von diesen Leuten, und zwar der, den er auf Grund seiner ungewöhnlichen Tüchtigkeit und Treue von ihnen allen am höchsten schätzte, hieß Elbjárn.

Elbjárn diente jedoch nicht als Knecht auf dem Hofe. Er war eine Art Häusler. Wohnte in einer Hütte für sich — in einer Hütte mit steinernen Wänden, einem Grasstobdach und einem hölzernen Giebel, die in der Nähe des Wohnhauses lag. Er besaß auch eine Menge Schafe und ein Pferd, aß das ganze Jahr hindurch bei dem Hofbesitzer und arbeitete jede zweite Woche bei ihm; die übrige Zeit arbeitete er für sich.

Seine halbjährige Arbeit bei dem Bauern ging gerade auf mit seiner Kost, der Hausmiete für sich selbst, die Schafe und das Pferd und die freie Benutzung der zu dem Gehöft gehörigen Weiden im Sommer wie im Winter. Auch die Pacht für die Wiese mit einberechnet, auf der er Heu für den Wintervorrat erntete.

In dem Winter, als der weiße Reiter im Grjöstal zu spuren begann, war Elbjärn ungefähr dreißig Jahre alt. Bis vor fünf Jahren hatte er zu Hause bei seinen Eltern auf dem Odelshof Odöa gelebt, der lange im Besitz der Familie gewesen war.

Da war niemand weiter auf dem Gehöft als die Eltern und fünf Kinder: drei Söhne und zwei Töchter. Von diesen waren die Söhne die ältesten. Elbjárn war das mittlere der Kinder.

Da geschah es einmal, daß sein Bruder krank von einer Reise heimkehrte, von einer lebensgefährlichen, epidemischen Krankheit angesteckt. Und drei Monate später war Elbjárn der einzige Überlebende auf dem Gehöft. Die beiden Brüder waren die ersten, die starben. Und niemand ahnte, daß Elbjárn hierdurch gewissermaßen ein sehnlicher Wunsch in Erfüllung gegangen

war. Dies hing so zusammen: Elbjárn, der das Gehöft liebte, hatte bei sich gedacht — damals, als noch alle am Leben waren —, er wolle und könne tun, was es auch sein sollte, wenn er nur nach des Vaters Tod den Hof behalten dürfe. Aber das Besizthum war ihm nicht zugebach. Der älteste Sohn bestand auf seinem Erbrecht. Und der Vater schien keineswegs geneigt, Elbjárn zu Hilfe zu kommen. Oft hatte Elbjárn in Zorn und Unbedachtsamkeit gewünscht, sein ältester Bruder möge ... Ja, es ließ sich nicht leugnen: ja, er hatte gerabezu gewünscht, sein ältester Bruder möge sterben. Als ihm dann sein Wunsch erfüllt wurde, konnte er jedoch nicht froh werden. Denn keinen Augenblick zweifelte er daran, daß der Tod des Bruders durch seinen Wunsch veranlaßt worden sei. Und daß also er — seinen Bruder getödet habe! Jetzt würde er sein Leben dafür gegeben haben, daß der Bruder noch lebte. Als dann seine Eltern und die andern Geschwister, eins nach dem andern, starben — alle miteinander —, da meinte er, er könne nicht länger auf dem Gehöft bleiben, wie sehr er es auch liebte.

So verkaufte er denn sein Besitztum und den größten Theil des Viehbestandes. Nur dreißig von den besten Schafen behielt er und ein junges kohlschwarzes Rassepferd, Sleipnir, das des Vaters Liebling und Abgott gewesen war. Hiermit mietete er sich bei dem Bauer auf Stapa ein.

Es verwunderte niemand, daß Elbjárn zu Anfang wortfarg war und sich zurückhielt. Natürlich war es schwer für ihn, so auf einmal Eltern und Geschwister zu verlieren. Und es war nicht erstaunlich, daß ein Mann von Elbjárn's Beschaffenheit am liebsten allein sein wollte mit seinem Kummer, bis der ein wenig abgestumpft war, und mit seinen Erinnerungen, bis diese verblaßten. Aber als ein Jahr und gar zwei Jahre vergingen, ohne daß Elbjárn nennenswert andrer Leute Gesellschaft suchte oder sein ausgeprägtes Einsiedlerleben unter den Bewohnern des Gehöfts veränderte, da begann man sich zu wundern und zu schlußfolgern, daß er doch wohl ein wenig Schaden an seinem Verstand gelitten habe durch den großen Kummer, der ihn heimgesucht hatte.

Dieser Vermutung widersprachen jedoch hartnäckig Leute, die Elbjárn am besten

kannten oder doch ihn am besten zu kennen meinten. Dem Verstande dieses Mannes fehlte wahrlich nichts. Menschenscheu und einsam von Natur sein, das sei doch etwas ganz andres als verrückt sein. Und sie sagten, bei geschäftiger Arbeit, an einem warmen und hellen Sommertag, wenn das Heu duftend auf der Wiese lag und die Sense Quiqui und der Rechen Kra-fra sang, dann könne sich Elbjárns Gesicht beleben, und er könne mit seiner eigentümlich kinderfrischen Stimme fröhliche Worte sagen. So daß man sehen konnte, im Innersten des Herzens sei seine Stimmung gesund und gut. Nein, seinem Verstande fehlte sicherlich nichts. Aber ein wenig lintisch und unbeholfen sei er im Verkehr mit Leuten und in der Äußerung seiner Ansichten, das lasse sich nicht leugnen. Falls es sich nicht etwa zufällig um irgend etwas handelte, was seine Arbeit betraf; denn in diesem Punkt seien seine Äußerungen klar und bestimmt, und man könne sich auf sein Wort verlassen.

Elbjárn war allgemein beliebt. Er mischte sich nie ungefragt in anderer Zwistigkeiten. Wurde er gefragt, so gab er eine bestimmte Antwort und urteilte gerecht. Alle fügten sich deswegen willig seiner Entscheidung und fühlten sich zufrieden dabei. Niemand fand es schimpflich, sich Elbjárns Urteil zu beugen. Dazu kam noch, daß er nie an den gewöhnlichen Redereien der Jugend untereinander teilnahm. Alle folgten ihm und hatten ihn gern, weil sie fühlten, daß er auf der richtigen Seite war, und weil sie sich allmählich von seiner Unbestechlichkeit überzeugt hatten.

Wohl mehr als eine von den Mägden auf dem Hofe fand Gefallen an diesem einsamen Manne mit den starken, muskulösen Gliedern und dem scharfen, markierten, keineswegs schönen Gesicht. Aber in den meisten Fällen ward aus der Verliebtheit eher Freundschaft als Liebe. Denn Elbjárn schien nie eine von dem schönen Geschlecht mehr zu beachten als die andre. Selbst Tora, eine von den Töchtern des Hauses, ein schönes und stattliches Mädchen, das gar mancher von den jungen Hofbesitzern gern als Gattin heimgeführt hätte — selbst Tora verschwendete vergeblich ein halbes Jahr lang ihre zärtlichsten Blicke an den jungen Häusler. Und doch war niemand darüber in Zweifel, daß ihr Vater das Zustande-

kommen dieser Heirat gern gesehen hätte. Elbjárn mußte sonderbar blind sein, daß er das nicht ahnte. Er verkehrte in diesem halben Jahr genau so mit Tora, wie er bisher mit ihr verkehrt hatte, und änderte auch später sein Benehmen ihr gegenüber nicht. Es war keine Spur von Liebenswürdigkeit oder Kühle in seinem Benehmen ihr gegenüber zu bemerken. Die arme Tora! Ja, dann verging ihre Verliebtheit. Oder die Symptome dafür verwandelten sich vielmehr aus zärtlichen Blicken in geheime Gedanken und Wünsche in einem weichen und verwundeten Jungfrauengemüt.

Man konnte auf keinen Menschen zeigen und sagen: Da geht Elbjárns bester Freund! — oder: Das da ist Elbjárns beste Freundin.

Aber von Sleipnir, dem kohlschwarzen, glatthaarigen Rassepferd, konnte man sagen: Elbjárn liebt das Pferd! Und das sagten viele. Und zwar mit einem Entzücken in der Stimme, das bedeutete, Sleipnir sei auch seiner Liebe wert, und daß sie das Pferd liebten, weil Elbjárn es liebte, und daß sie Elbjárn vielleicht am allermeisten liebten, weil er das Pferd so lieb hatte. Seine Liebe zu Sleipnir bildete gleichsam eine Art Anknüpfungspunkt zwischen ihnen. Diese Liebe äußerte sich in einer übertrieben sorgfältigen Pflege. Früh und spät war er bei Sleipnir. Jeden Tag striegelte er ihn über den ganzen Leib und untersuchte seine Hufe. Er war unermüdblich in seiner Fürsorge. In Sleipnirs Stall war es so sauber wie in einer Menschenwohnung. Elbjárns erste Wanderung jeden Morgen galt dem Pferde, das ihn stets mit einem kleinen frohen Wiehern empfing. Und das letzte, was er am Abend tat, ehe er zu Bett ging, war, bei Sleipnir einzusehen, um sich zu überzeugen, daß es ihm gut ging.

Aber als der Winter ein wenig vorgeschritten war, wurde Elbjárn von unangenehmen Träumen geplagt. Des Morgens, wenn er erwachte, konnte er sich nicht mehr entsinnen, was er im Laufe der Nacht geträumt hatte. Aber er hatte ein Gefühl, als sei es etwas sehr Unangenehmes gewesen. Und wenn er am Morgen nach einer solchen Nacht zu Sleipnir hinauskam, begrüßte ihn dieser gar nicht mit seinem gewohnten frohen Wiehern. Auch setzte es ihn in Erstaunen, daß die Haare auf dem Rücken und an den Flanken des Tieres im

Laufe der Nacht in Unordnung geraten waren, als habe er sich lange Zeit an einem Pfahl gescheuert oder sich am Boden gewälzt.

Dies bekümmerte Elbjárn, und er konnte es nicht lassen, daran zu denken, und doch kam er nicht auf den Gedanken, daß dies etwas zu bedeuten haben könne. Trotzdem sann er darüber nach, aber wieviel er auch sann, er konnte zu keinem Ergebnis gelangen.

Und dann begannen die Leute, den weißen Reiter zu bemerken. Elbjárn hörte oder sah nie etwas von ihm, trotz wiederholten Anstrengungen und durchwachten Nächten. Deswegen verhielt er sich anfangs ein wenig zweiseifend dem gegenüber, was von diesem Nachtschwärmer erzählt wurde. Da er aber, wie alle Bewohner des Grjótals, abergläubisch war, fing er nach und nach an, diesen wunderlichen Gast in unmittelbare Verbindung mit sich und seinen sonderbaren Träumen zu setzen. Und er war bald davon überzeugt, daß dies Gespenst es namentlich auf ihn abgesehen hatte, und daß es ihn wie ein Alp verfolgte. Seine Ahnungen wurden dadurch bekräftigt, daß, wenn er des Morgens ganz ermüdet und zerschlagen von dem traumschweren Schlaf der Nacht erwachte, es sich stets herausstellte, daß der weiße Reiter gerade in dieser Nacht besonders arg gehaust hatte.

Da meinte er denn, daß kein Zweifel mehr möglich sei: das Gespenst verfolgte ihn. Die andern bekamen es nur zu sehen — einige wurden ja freilich fast wahnsinnig davon —, ihn aber verfolgte es.

Aber während er in einer Art von Übermut feststellte, daß das Gespenst ein Sendbote für ihn sein müsse, fühlte er sich gleichzeitig sehr niedergeschlagen. Weil nämlich dieser Feind, der ihn verfolgte, ihn stets überlistete — sich bei ihm einschlich. Wachte er eine Nacht, und wollte er ihm begegnen — wer es auch sei —, so blieb der Reiter feige weg. Das hatte sich schon so viele Male ereignet. Folglich konnte es zu keinem ehrlichen Kampf zwischen ihnen kommen. Er sollte hinterrücks überfallen werden.

Er begann diesen tückischen Teufel zu fürchten, der ihn ganz allmählich ums Leben bringen wollte. Er versuchte, sich des Nachts wachzuhalten, um ihn zu verscheuchen. Aber wenn er dann merkte, wie die Widerstands-

kraft verebbte und der Schlaf kam, trotz seinem Beschluß, sich wachzuhalten, wenn er fühlte, daß er dem Schlaf nachgeben mußte, da steigerte sich die Angst vor dem, was, wie er wußte, kommen würde, bis zum Wahnsinn; und gerade nach so einem hoffnungslosen Kampf wurde er am aller-ängsten von dem Alpdruck der Nacht befallen.

Unter diesen verzweifelten Umständen war es verlockend, einen von den Leuten vom Hofe des Nachts bei sich wachen zu lassen. Aber er wollte sich niemand anvertrauen. Ihm graute davor, daß jemand auch nur eine Ahnung von seinem Zustande bekommen könne. Oder davon, daß er von diesem Gespenst, über das alle redeten, besonders verfolgt wurde. Er war gezwungen, allein auszuharren. Aber es mußte wohl damit enden, daß er wahnsinnig wurde.

Eines Nachts, als er erst gegen drei Uhr eingeschlafen war, erwachte er kurz vor sechs und fühlte sich so angegriffen, daß er einen Augenblick daran dachte, diesen Tag liegenzubleiben.

Raum war ihm jedoch der Gedanke klar geworden, als er entsezt aus den Federn sprang und mit Fieberhaft sich anzukleiden begann. War es schon so weit mit ihm gekommen? — Nein, nein! Noch wollte er kämpfen! Noch wollte er versuchen, ob er dieses Ungetüm, das ihn quälte, nicht überlisten könne — überlisten, damit es ihm in offenem, ehrlichem Kampf begegnete. In der nächsten Nacht wollte er sich nur den Anschein geben, als schlafe er. Man hatte schon früher gehört, daß der Teufel sich überlisten ließ. Und im Besitz übermenschlicher Kräfte konnte dies Gespenst doch wohl kaum sein, da es sich offenbar scheute, ihm in welchem Zustand zu begegnen. Auf alle Fälle: schlimmer als es jetzt war, konnte es nicht werden.

Sobald Elbjárn völlig angekleidet war, ging er hinaus, um nach Sleipnir zu sehen. Als er die Klinke der Tür hob und sie öffnete, begrüßte ihn das Pferd nicht, aber das war jetzt bald nichts Neues mehr.

Als er aber die Tür ganz geöffnet hatte und dem Pferde gegenüberstand, ward er von Schrecken und Wut ergriffen über das, was er sah. Der Schweiß perlte ihm auf Gesicht und Händen, und jede sichtbare Ader wurde

rund und blauschwarz. Er begann vor Erregung derartig zu zittern, daß er sich an einem Pfosten halten mußte, um ruhig stehen zu können. Vor ihm stand Sleipnir, voll beleuchtet von dem hellen Tageslicht, das durch die Türöffnung fiel, naß von Schweiß über den ganzen Leib — dampfend naß. Und die Haare auf seinem Rücken und an seinen Flanken waren in Unordnung — wie nach einem Ritt? Ja freilich — wie nach einem Ritt! Wie schon so oft, so oft zuvor! — Also: da war jemand, der sein Pferd zur Benutzung stahl! Und fast ebenso schnell, wie ihm diese Erleuchtung kam, stand das andre klar vor ihm: derselbe Teufel, der ihn verfolgte, verfolgte auch sein Pferd. Und ... und Sleipnir — Sleipnir war also das Roß, dessen sich der weiße Reiter zu seinem berücktigten Ritt bediente!

»Ach, du allerhöllschwarzester Teufel der Hölle!« Die Worte kamen halb erstickt, träge, innerlich brennend. Elbjárn hatte keine Übung im Fluchen. Aber diesmal konnte er sich nicht beherrschen, und er wiederholte: »Ach, du allerhöllschwarzester Teufel der Hölle!« Und dann ballte er seine Fäuste in ohnmächtiger Rachsucht.

Am allermeisten aber peinigte ihn doch der Blick, den Sleipnir ihm zusandte, als er zur Tür hereinkam — ein betrübter, anklagender Blick, offen und sprechend, als komme er aus den Augen eines Menschen. Elbjárn aber verstand ihn nicht. Verstand nicht, daß das Pferd ihn anklagen konnte. Er hatte sich doch nicht gegen Sleipnir versündigt! Es sei denn, daß er nicht genug acht auf ihn gegeben hatte. Aber daß Sleipnir mißbraucht wurde, das sollte bald ein Ende haben! So wahr er etwas dafür tun konnte, so wahr es in eines Menschen Macht stand, dies zu verhindern.

Am Abend stapelte er so schwere Steine, daß er sie nur mit der äußersten Mühe vom Fled bewegen konnte, vor der Tür auf. Er wußte, es gab nur wenige im Grjótstal, die diese Steine nicht da liegenlassen mußten, wo sie lagen. In der Nacht hatte er einen seiner gewohnten Alpdrücke. Und als er am Morgen zu dem Pferdestall hinauskam, fand er die Steine an ihrem Platz vor der Tür. Es war nicht zu sehen, daß daran gerührt war. Sie lagen genau so, wie er sie am vorhergehenden Abend verlassen hatte. Er lächelte, trotz seinem schwermütigen Sinn:

über Nacht hatte Sleipnir doch in Frieden stehen können! — Aber das Lächeln verwand aus seinem Antlitz, als er hineinkam: Sleipnir zeigte deutliche Spuren von dem Ritt der Nacht.

Da geriet Elbjárn ganz außer sich vor Wut. Und geschwächt, wie er war, von Schlaflosigkeit, Alpdruck und Spannung, weinte und fluchte er in einem fort, während er das Pferd striegelte und es liebte. Aber das Pferd kümmerte sich nicht um ihn. Es sah so aus, als mache es sich gar nichts aus seinen Liebkosungen. Sein Blick schien fast zu sagen, daß es ihn hasse und verabscheue. —

Am diesem Abend ging Elbjárn früh zu Bett. Aber nicht um zu schlafen. Als er sicher war, daß sich alle auf dem Hof zur Ruhe begeben hatten, schlich er aus dem Bett, kleidete sich an und legte sich in der Nähe des Fensters auf die Lauer. Von hier konnte er die Tür des Pferdestalles beobachten. Die ganze Nacht saß er da und wartete. Vergebens. Es kam niemand, um Sleipnir zu nächtlichem Ritt über Berg und Tal zu holen.

Es schien ihm jetzt über jeden Zweifel erhaben, daß derjenige, der Sleipnir zu seinem nächtlichen Ausflügen benutzte, genau Bescheid wissen mußte mit seinen Plänen und Absichten, da der Reiter stets fortblieb, wenn er des Nachts wachte. Das mußte doch ein schlauer Teufel sein! —

Am nächsten Tage ersann Elbjárn etwas Neues: Er schmiedete eine eiserne Haspe, die er an der Tür festnagelte, befestigte eine entsprechende Krampe an dem Türpfosten und verschloß den Stall mit einem großen Hängeschloß. Den Schlüssel legte er am Abend unter sein Kopfkissen.

Er durchlebte eine entsetzliche Nacht. Der Schlüssel lag am Morgen genau auf dem Fled, wohin er ihn am Abend gelegt hatte. Aber er wagte kaum zu hoffen, daß das Pferd unberührt im Stalle stand. Und das war auch in der Tat nicht der Fall. Elbjárn fand es in einer jammervollen Verfassung.

Den ganzen Tag ging er still umher. Er dachte bei sich, daß er wohl bald nicht mehr Kraft genug besäße, um Zorn oder Erregung zu empfinden. Aber er zermartete sein Gehirn damit, was er nun ersinnen sollte. War hierbei wirklich nichts zu machen? Wie

sollte er Sleipnir nur einmal vor diesen Mißhandlungen bewahren? In der letzten Zeit dachte er mehr an das Pferd als an sich selbst, ja, er dachte in der Tat ausschließlich an Sleipnir.

Gegen Abend dämmerte in seiner Seele ein teuflischer Plan. Ihm war der Gedanke gekommen, daß, wenn Sleipnir nach diesen nächtlichen Ritten so schweißbedeckt war und die Haare auf seinem Rücken so in Unordnung gerieten, wie es der Fall war, derjenige, der ihn benutzte, wohl aus Fleisch und Blut sein müsse. Und er dachte weiter: Der Teufel muß also menschliche Gestalt annehmen, um dies sein Vorhaben auszuführen. Und dann muß man diese seine irdische Gestalt wohl treffen können. Wohlan! Wir werden ja sehen! —

Am Abend ging er in die Schmiede und suchte sich eine Sense heraus, eine schmale, lange schottische Sense mit einem dünnen Blatt. Die wetzte er, bis sie ungefähr so scharf geworden war wie ein Rasiermesser. Dann nahm er zwei Holzlöcher, die er so zurechtformte, daß sie fest auf dem Rücken eines Pferdes liegen konnten, der eine vor der Lende, der andre vorn, wo die Mähne ansetzte. An diese Holzlöcher befestigte er die beiden Enden des Sensesblattes und befestigte daran wieder Lederriemen, die unter dem Bauch des Pferdes zusammengeschmalt werden konnten. Diesen Morbsattel legte er so auf Sleipnir, daß die Sense in gleicher Linie mit dem Rücken des Pferdes lag und die messerscharfe Schneide nach obenkehrte.

Elbjárn klopfte Sleipnir auf den Schenkel, als er mit diesen Veranstaltungen fertig war, und sagte, indem er ging: »So, Sleipnir, nun kannst du mit Würde einen jeden Pferdebieb auf deinen Rücken nehmen!«

Hätte jemand die Worte gehört, so würde der Betreffende Elbjárn angesehen und sich gewundert haben, daß die Stimme, mit der diese Worte gesagt wurden, die seine war.

An diesem Abend legte sich Elbjárn zum erstenmal seit langer Zeit ruhig schlafen.

Es war in der stillen Mitternachtsstunde, in der gefürchteten Gespenstestunde. Der Mond glogte schläfrig von seinem hohen Himmel herab, und die Sterne verschwanden fast vor der Flammenpracht des Nordlichts.

Eine weiße Gestalt nähert sich der Tür des Stalles, in dem Sleipnir steht. Es ist ein nackter Mensch — ein nackter Mann. Er scheint nicht die Kälte der Frostluft an seinem unbeschützten Körper zu spüren. Auch nicht das Brennen von Eis und Schnee an den nackten Fußsohlen. Sein Gang ist aufrecht und spänstig. Mit Kenntnis und Geschicklichkeit öffnet er die Stalltür. Und nach einer Weile kommt er heraus, Sleipnir an der Hand führend. Während er die Tür schließt, gibt seine Hand die Mähne nicht frei. Dann leitet er das Pferd ein paar Schritte auf den Weg hinaus, der zum Tal hinabführt. Stützt dann — scheinbar ganz leicht — die Hand auf seine Mähne — und schwingt sich hinauf.

Da tönt ein fürchterlicher Schrei in die Nacht hinaus. Nein, es ist kein Schrei, sondern ein Brüllen, das die frostklare Luft durchschneidet. Der Mann breitet die Arme aus, und die Augen, die bisher stumpf und erloschen — blind waren, bekommen in demselben Augenblick, wie sie lebend werden, einen entsetzten, grauenvollen Schmerzausdruck.

Das Pferd ist bei dem Brüllen zusammengefahren. Dann springt es von bannen, aber nur wenige Schritte. Denn der Mann fällt von seinem Rücken herunter, und das Pferd bleibt über ihm stehen.

Und wie der Mann dort auf dem Rücken liegt, quer über dem mit Glatteis bedeckten Weg, die Arme nach beiden Seiten ausgebreitet, mit Augen, die aus ihren Höhlen treten, und einem Gesichtsausdruck, der in wahnsinnigem, unbegreiflichem Schmerz zittert und bebt, tritt das Pferd plötzlich, indem es ein gehässiges Wiehern ausstößt, mit beiden Vorderbeinen auf seinen Brustkasten. Die Rippen werden mit einem krachenden Laut zerquetscht. Es redt den Kopf hinab zu dem Manne, schließt die Augen, tastet mit dem Maul und — beißt.

Es hat den Hals des Mannes getroffen. Und nun beißt es zu: Und hebt den Kopf mit einem Ruck empor wie ein Raubtier, das seine Beute zerlegt.

Dann betrachtet es einen Augenblick den toten Körper.

Und als werde es sich plötzlich seiner Tat bewußt, stößt es ein schmerzliches Geheul aus, mehr ein Schreien als Wiehern, und faucht davon, in die Nacht hinaus.

Dieser gellende, wahnsinnige Schmerzensschrei erweckt alle Menschen auf Stapa. Sie liegen plötzlich ganz wach in ihren Betten und wagen nicht, sich zu rühren, ja kaum einmal zu atmen. Und sie kriechen, vor Schreden zitternd, tiefer unter das Federbett. Sie fühlen schauernd, wie ihnen der Angstschweiß aus jeder Pore ihres Körpers sickert.

Währenddessen sprengt Sleipnir dahin — aus dem Tal hinaus. Einmal über das andre — unzählige Male tönen die Schreie gellend in die Nacht hinein und hallen bröhnend von den Bergen wider. Und im ganzen Tal ist auch nicht ein Mensch, der in dieser Nacht noch ein Auge schließt.

Sleipnir aber saust dahin. Nur vorwärts — vorwärts. Vielleicht fühlt er wie ein Mensch, der ein Verbrechen begangen hat und vor seinem Gewissen fliehen will. Er kommt auf steile Felsklippen hinaus. Unter diesen Klippen brummt und singt und tost das blaugrüne Meer. Aber Sleipnir achtet nicht darauf, hält nicht an — sprengt weiter.

Und die Wellen schließen sich um seinen Rücken und dämpfen und verschlingen sein Schreien.

Aber die Stille der Nacht wird auf einmal so wunderbar hörbar. — —

Am andern Morgen fanden die Leute auf Stapa Elbjárns schrecklich zugerichtete Leiche. Von Sleipnir hat niemand je wieder etwas gesehen.

Es bildete sich jedoch die Sage, er sei — geradeheraus gesagt — der Böse selbst gewesen. Und dann war es ja auch nicht so wunderbar, daß er spurlos verschwinden konnte nach der sauberen Tat: zuerst hatte er Elbjárns Liebe denen gestohlen, denen sie von Rechts wegen zukam — jetzt fanden die Leute nämlich eine Erklärung für Elbjárns Kälte und Gleichgültigkeit dem schönen Geschlecht gegenüber —, und dann hatte er ihn getötet. Elbjárn habe wohl den Tod gelitten, weil er sich geweigert hatte, ihm seine Seele zu verkaufen, sagten die Leute. Und es war doch gut, zu wissen, daß Elbjárn durch seinen fürchterlichen Tod seine Seligkeit gewann.

— — — — —
Dies ist die letzte zuverlässige Sage von Gespenstern im Grjóstal.

Aber dies grauenvolle Ereignis lebt ja auch noch so frisch in dem Gedächtnis der Leute und ist so unumsstößlich wahr, daß ganz sicher Hunderte von Jahren vergehen werden, ehe junge Menschen zur Welt kommen, die es sich erlauben dürfen, ungläubig über die »Ammenmärchen« der Alten zu lächeln.

Sommer ...

Ich bin weithin gegangen,
Durchs sonnverbrannte Land.
Der Wind hat sich verfangen
In Haar mir und Gewand.

Die Bauern sind beim Heuen,
Dust weht zu mir heran,
Mein Herz ist ganz der neuen
Wegfreude aufgetan.

Den Gang hinaufgestiegen
Komm' ich in guter Ruh.
Ein Büblein mit zwei Ziegen
Nicht seinen Gruß mir zu.

Das Zicklein liebt die Blüten;
Hoch an die Brust gedrückt,
Kann ich den Strauß kaum hüten,
Den ich für dich gepflückt!

Alma Johanna Koenig

Von Kunst und Künstlern

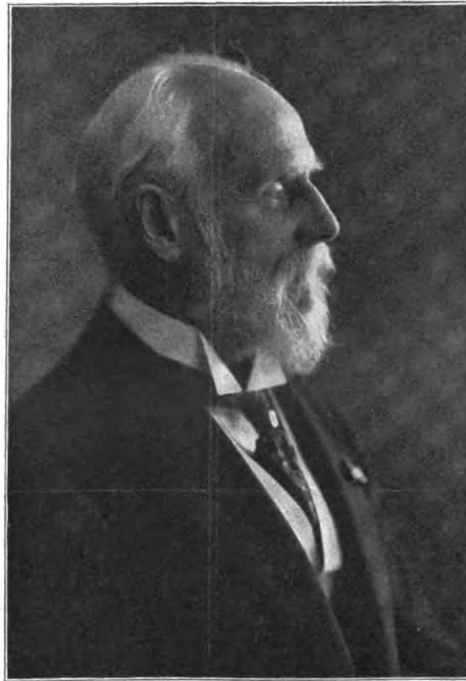
Zu Prof. Max Wiese's hiezigstem Geburtstage — Max Chedy: Dorf am Bach und Flickerin am Fenster — Innenbild von August Böcher — Otto Ehle: Agnetendorf — Adolf Obst: Eichen am Meer — Ernst Senkel: Meeresnähe — Fritz Gärtner: Senfenträger — Bildnis des Viceadmirals Scheer

Lange Zeit kannten und nannten wir den Berliner Bildhauer Max Wiese, der vom 1. August d. J. an zu unsern Siebzigjährigen zählt, fast nur als Gehilfen des Prof. Rudolf Siemering, der den jungen Westpreußen schon in den sechziger Jahren zur Mitarbeit an seinen großen dekorativen und monumentalen Aufgaben herangezogen hatte. Und gewiß: manches von Siemering's gesunder Realistik hat der Schüler dem Lehrer, der Gehilfe dem Meister zu verdanken, unter anderm auch die damals in Berlin noch wenig bekannte Modellierkunst in Wachs, die für seine spätere Entwicklung so fruchtbar geworden ist. Doch im Grunde hat Wiese sich seine künstlerische Selbstständigkeit schon aus dem Deutsch-Französischen Kriege heimgebracht, dem er freilich eine bei Gravelotte davongetragene Arm- und Brustverwundung mit einer längeren Störung seiner Arbeitstätigkeit bezahlen mußte, der ihn aber innerlich um so gründlicher und weiter vorwärtsbrachte. Als der Genesene 1872 in Berlin seine eigne Werkstatt begründete,

durfte er sicher sein, nichts mehr herauszubringen, was nicht neben dem Erlernten auch den Stempel der Selbstständigkeit trug, in der Erfindung wie im Ausdruck. Bei Siemering blieb der Realismus doch eigentlich immer auf das Kostüm beschränkt — nur einmal, bei seinem Gräfe-Denkmal in der Luisenstraße zu Berlin, ist ihm die Befreiung von dem gemilderten Klassizismus oder der zahmen Renaissance gelungen, denen die Berliner Bildhauerei damals verfallen war —; Wiese, so viel bescheidener seine Schöpfungen sein mochten, verfügte über den natürlichen Ausdruck einer glücklichen Intimität, die sich besser mit dem Boden Brandenburgs vertrug. Geholfen hat ihm dabei zweifellos seine Beschäftigung mit dem Kunstgewerbe, die er erst still für sich, dann auch als Lehrer an der Berliner

Kunstgewerbeschule und der Kgl. Zeichenakademie in Hanau zur Meisterschaft ausgebildet hatte; mehr aber noch eine durchs Blut von Vatersseite her vererbte innere Zuneigung zu der bürgerlich prunklosen Bescheidenheit unsrer Mark Brandenburg.

In Neuruppin, seines Vaters Heimatstadt, war Wiese zur Schule gegangen, dort hatte er zuerst aus Buchsbaumholz geschnitten, aus Wachs und Glaserkitt getnetet — es ist doch wohl mehr als Zufall, daß von dort auch Fontane ähnliche Gaben mit ins Leben hinausnahm; wir sind uns noch immer viel zu wenig klar darüber, wie weit die Stadt der Kindheit uns auf dem Wege ins Leben und Schaffen begleitet. Auch für Wiese hat es an monumentalen Aufgaben nicht gefehlt: er hat die Figur des Großen Kurfürsten mit den zwölf Hohenzollernbildnissen für den Giebel des Hohenzollernhauses in der Poststraße zu Berlin geschaffen, hat den großen Brunnen »Venus Arania« modelliert, der jetzt in der Krim steht und außer seiner künstlerischen auch eine



Ausf. Becker & Raab, Berlin
Max Wiese

technische Bedeutung hat, insofern er zum erstenmal die Vereinigung von Wasser- und Lichtanlage (damals noch Gas) durchführte; er hat eine ganze Anzahl von überlebensgroßen Büsten und Standbildern für öffentliche Gebäude geliefert — das alles aber verblaßt, schon weil es andre gleich oder ähnlich gemacht hätten, neben dem Neuruppiner Denkmal Theodor Fontanes, das eigentlich ein Doppeldenkmal ist: eins für den Dichter und Menschen, den märkischen Wanderer, nach dem es sich nennt, eins für die Landschaft, in der es steht. Nicht oft ward der Bildhauerkunst das Glück zuteil, den Ort, die Persönlichkeit des Gefeierten und die Persönlichkeit des Schaffenden in einem Werke so harmonisch zur Einheit zu verschmelzen. Ge-



Max Wiese: Das Fontane-Denkmal in Neuruppin

rade das Gutbürgerliche, die von aller Genialitätsstreberei befreite handwerkliche Tüchtigkeit und Behaglichkeit, die darin nicht zu verkennen ist, verschaffte ihm den wohlthuenden Eindruck einer reslosen Übereinstimmung zwischen Zweck und Wirkung. Die Vaterstadt Neuruppin dankte ihrem Sohne — oder sagt man in diesem Falle besser Enkel? — dies und manches andre in ihren Mauern von ihm aufgestellte Denkmal, indem sie in ihrem Kreismuseum aus Modellen und Abbildungen eine eigne Max-Wiese-Abteilung einrichtete. Dort, wo die Wurzeln seiner freundlichen Gaben ruhen, sollte der Künstler mit Frau und Tochter von Rechts wegen nun auch den Ehrentag seines Alters feiern. Vielleicht aber zieht er es doch vor, als unermüdlicher Arbeiter, der er ist, auch den 1. August mit dem Meißel in der Hand in seiner Schöneberger Werkstatt zu verbringen, wo das Marmorbild eines auferstandenen Christus, für seine Familiengruft in Neuruppin bestimmt, als jüngstes Werk des Siebzigjährigen auf der Drehscheibe steht.

Die farbigen Kunstblätter dieses Heftes bestreitet neben Max Kth, über dessen so früh und jäh beendetes Schaffen wir aus der Feder einer seiner ehemaligen Schülerinnen einen eignen Aufsatz veröffentlichen, der Weimarer Max Thedn, dem wir nach der Fülle und dem Wert seiner Schöpfungen den gleichen Dienst längst schuldig sind. Die Vorbereitungen für eine solche umfassende Würdigung sind getroffen, und so begnügen wir uns für diesmal, mit den farbigen Blättern »Dorf am Bach« und »Flüderin am Fenster« auf die

beiden in so seltener Gleichwertigkeit bei Thedn nebeneinander hergehenden Kunstgebiete hinzuweisen: auf seine aus der Münchner Überlieferung der Löffly- und Diez-Schule hervorgegangenen Innenbilder, die ihren novellistischen Gehalt fast immer den malerischen Geboten der Farbenstimmung unterzuordnen wissen, und auf seine Landschaften, die längst die Fesseln der Atelierkunst abgestreift haben, um ihre Frische unmittelbar von der Natur selbst zu empfangen.

Das Genrehafte, das dem Thednschen Innenbilde noch eigen ist, hat das von August Böcher, einem hauptsächlich in Berlin unter Maximilian Schäfer und Georg Ludwig Meyn ausgebildeten Rheinländer, vollends überwunden. Hier wirkt nur die feine Abwägung der Tonwerte Hell und Dunkel, und so verliert das auf Grau und Braun gestimmte Bild nicht viel von seiner Originalwirkung, wenn wir es, anstatt farbig, in Doppeltondruck wiedergeben.



Max Wiese: Das Schlüter-Standbild im Alten Museum zu Berlin

Die drei Landschaften dieses Heftes verdanken wir Künstlern, die unsern Lesern schon häufiger etwas von ihren neuen Schöpfungen gezeigt haben. Da bringt Otto Thiele, der uns sonst mehrmals mit Bildern aus seinem Lieblingsgebiet, den Berliner Markt- und Blumenhallen, begegnet ist, einen reizvollen Landschaftsauschnitt aus der Gegend um Agnetendorf, dem Wohnsitz Gerhart Hauptmanns; da läßt uns Adolf Obst ein norddeutsches Küstenbild (*»Eichen am Meer«*) sehen, das stark aufs Dramatische hin gestaltet ist, während Ernst Gensel mit seiner *»Meeresnähe«* sich wieder ganz als der feine, zarte und duftige Lyriker bewährt, der uns oft schon zu Gemüt und Seele gesprochen hat.

Fritz Gärtners *»Sensenträger«* vertritt die Plastik. Wir erinnern uns aus dem hier vor einigen Jahren über den jungen regisamen Künstler erschienenen Aufsatz (Oktoberheft 1912), mit welch glühendem Eifer er sich die Feldarbeit als Lieblingsgebiet erkoren hat, wie er aber bald darüber hinaus zu den künstlerischen Aufgaben geschritten ist, die die Welt der Industrie dem modernen Künstler bietet, und die ihm insbesondere an seiner Arbeitsstätte über der Ruhr so nahe auf den Leib rückte. Und wie sich in seinen Stoffen Feldarbeit und Großindustrie paaren, so vereinigt Gärtners in seiner künstlerischen Persönlichkeit den Maler mit dem Bildhauer.

Mit dem Bildnis des Vizeadmirals Scheer feiern wir in stolzer vaterländischer Dankbarkeit das Gedächtnis der Seeschlacht von Slager Raaf oder Horns Riß, die trotz allen Verdrehungskünften unsrer Gegner in der Weltgeschichte bestehen bleiben wird als die erste siegreiche Durchbrechung des Dogmas von der englischen Beherrschung der Weltmeere.

Wir wollen es als ein gutes Vorzeichen für die künftige Weiterentwicklung zwischen uns und den Neutralen, zumal den germanischen Völkern des europäischen Nordens, aufnehmen, daß es ein Schwede ist, der uns das erste Lebensbild eines so schlicht und ehrlich deutschen Malers wie Friedrich Wasmann geschenkt hat. Bernt Grönvold bemüht sich mit seiner Liebe und Arbeit nicht zum erstenmal um diesen Hamburger Maler des frühen 19. Jahrhunderts, der schon in seiner Jugend von der Nordsee nach Italien verschlagen, aus dem Protestantismus in den Katholizismus gelockt und in die Kreise der römischen Nazarener gezogen wurde, ohne doch durch all diesen Wechsel seiner heimatlich deutschen Art ernstlich entfremdet zu werden. Schon 1905 auf der Berliner Jahrhundertausstellung war Grönvold es, der die Kenntnis dieses lange Vergessenen — selbst Lichtwarf, der rührige Vorkämpfer des



Mädchenbildnis (Bleistift)

Aus *»Friedrich Wasmann«* (Leipzig, Insel-Verlag)

hamburgischen Kunstlebens, kannte ihn noch 1892 nicht — uns vermittelte oder erneuerte, und ihm auch ist es zu danken, daß wir sieben Jahre später in der Nationalgalerie einen noch runderen Überblick über Wasmanns künstlerisches Lebenswerk in einer mühsam, aber höchst geschickt und geschmackvoll zusammengebrachten Sonderausstellung gewannen. Aber die Wurzeln seiner Liebesmühe liegen noch weiter zurück. Bereits im Jahre 1896 ließ Grönvold Wasmanns von ihm unter abenteuerlichen Umständen aufgefundene Selbstbiographie erscheinen, mit dem Erfolg zwar, daß von der Auflage dieses für die Geschichte deutscher Kunst so wichtigen Buches sage und schreibe siebenzig Stück abgesetzt wurden! Seinen Mut konnte das nicht dämpfen, seinen Eifer das nicht lähmen. Mitten im Weltkrieg ist er jetzt mit einer neuen, glücklicherweise einfacher und billiger gestalteten Ausgabe dieses Künstlerlebens vor die Öffentlichkeit getreten, um von neuem für den Meister und sein Werk zu werben (Leipzig, Insel-Verlag).

Er tut es auch diesmal mit all der Bescheidenheit und Sachlichkeit, die der Germane unbewußt übt, wenn er sich einer als wertvoll und bedeutsam anerkannten Aufgabe gegenüberstellt. Eine Einführung von 13 Seiten — das übrige



Mädchenbildnis (Bleistift)

Aus »Friedrich Wasmann« (Leipzig, Insel-Verlag)

von den 300, die der ganze einfach, aber gediegen ausgestattete Band umfaßt, gehört dem Künstler selbst und seinen Werken. Wasmann erzählt sein Leben mit all der Gewissenhaftigkeit, all dem Ernst, all der Geradheit und Ehrlichkeit, aber auch all der Lebensfülle und all der Liebe zum Kleinen und Unscheinbaren, die aus seinen Bildnissen spricht. Wenn er nicht ein lebenswürdiger und wertvoller Maler gewesen wäre, wir müßten ihn allein dieser Aufzeichnungen wegen, die aus dem Anfang des Jahrhunderts bis an das Ende der vierziger Jahre reichen, als Erzähler lieben und als Kulturschilderer schätzen. Denn diese Selbstbiographie ist voller eigener Gedanken, Beobachtungen, Empfindungen und innerer Erlebnisse, wie es sich bei einem Manne von selbst versteht, der äußerlich ganz zu den Nazarenern zählte, aber als Maler, sobald nur sein wahres Wesen zutage kam, durchaus seine eignen Wege ging. Bei aller Verehrung, ja Liebe für Overbeck und Cornelius hatte er doch eine viel zu echte Freude an der sinnlichen Farbe, als daß er sich, zumal in seinen Landschaften und Zeichnungen, der puritanischen Weltflucht jener Klosterbrüder von San Isidoro hätte hingeben mögen. Selbst seine Bildnisse, so tiefe, weit hinter die Oberfläche dringende Menschenschilderungen es sind, so deutlich sie oft von einem ernsten, beinahe düsteren Temperament zeugen, sind keine trockne Atelierkunst, sondern verraten die Freude an der

freien Luft, den wechselnden Naturstimmungen, der Beobachtung momentaner Bewegungen, die Wasmann in Bozen und Meran unter stetem unmittelbarem Verkehr mit dem Volke in sich ausgebildet hatte. »So hat er denn auch«, sagt Grönvold, »alles mit dem Stift festgehalten, was ihm Wind und Wetter des Lebens vorüberführte, einmal in streng durchstudierter Zeichnung, ein andermal in wenigen geistreich andeutenden Strichen; hier ist dann mit den einfachsten Mitteln alles gesagt, jeder Strich drückt etwas aus.« Sich durchzusetzen und vorzudrängen, war freilich nicht seine Art; eine gewisse norddeutsche Behaglichkeit oder auch Bequemlichkeit vertrug sich gut mit dem handwerklich-bürgerlichen Eindruck, den seine Erscheinung und Lebensführung auf seine Umgebung machten: ein »kleines Malerle« nannten ihn die Leute, ohne doch die geistige Entfernung ganz zu verkennen, die ihn von allem Philistertum schied. Aber gerade dieses gutnachbarliche Aufgehen in die Volkstreife, mit denen er nun mal lebte, hat ihm doch wohl die Menschenkenntnis, die Naturwahrheit und die Ehrlichkeit vergönnt, die Kennzeichen all seiner Bilder und Zeichnungen sind, und die auch seine eigne Lebensbeschreibung so reizvoll gemacht hat. Reizvoll und kostbar, denn auch diese neue Ausgabe ist mit vielen sorgfältig ausgeführten Lichtdrucken nach Wasmannschen Zeichnungen und Gemälden geschmückt. Der nordische Maler aber, der dem lange übersehenen deutschen Kunstgenossen zu seinem Rechte verholfen und ihm ein so würdiges Denkmal gesetzt hat, darf selber seines Denkmals in unserm Herzen sicher sein. F. D.



Männerbildnis (Bleistift)

Aus »Friedrich Wasmann« (Leipzig, Insel-Verlag)

Literarische Rundschau

Von daheim und draußen

Etwas Ahnungsvolles, Prophetisches liegt manchmal im Erscheinen von Büchern. Wenn wir zu Beginn des Jahres 1916 ein zweibändiges Werk über die Reichsgründung von einem unsrer vaterländischen Geschichtsschreiber in die Hand nehmen und uns beim Lesen an der Gründlichkeit der Forschung, dem Ernst der Auffassung und der männlichen zielbewußten Klarheit der Darstellung erfreuen, so wissen wir doch, daß es lange vor dem Ausbruch des Weltkrieges nicht bloß geplant, nein auch geformt und niedergeschrieben ist. Denn solch ein Werk braucht lange Jahre, vielleicht Jahrzehnte, um zu reifen. Erich Brandenburg, der Leipziger Universitätsprofessor, gesteht denn auch ein, daß diese zwei Bände (Leipzig, Quelle & Meyer; geb. 14 M.) von insgesamt fast 1000 Seiten geschrieben und gedruckt vorlagen, bevor der große Krieg ausbrach. Dennoch aber ist es ein Zeit- und Gegenwartsbuch ersten Ranges geworden. Denn mag uns der Ausbruch des Krieges noch so überraschend und unver schuldet gekommen sein, sein Keim lag im Schoße geschichtlicher Notwendigkeit; wie Bismarck es vorausgesagt hatte, mußten wir einmal die Errungenschaften von 1870/71 gegen die Welt verteidigen und behaupten. Nun haben wir ja das große Werk von Sybel, ein Muster deutscher Geschichtsschreibung. Aber all die neuen Gedanken und Gesichtspunkte, die im Laufe dreier Jahrzehnte in majestätischer Fülle vor uns als Pflichten und Ziele aufgewachsen sind, konnte Sybel nicht sehen, nicht berücksichtigen, nicht erwägen und nicht würdigen. Hier erst werden sie lebendig, hier erst formen sie das neue Bild für den Webstuhl der Zukunft. Und wir haben ein Werk, das des alten klassischen Musters würdig ist. Tausend neue Fragen und Probleme wirft dieser Krieg auf; sie zu verstehen und richtig einzuschätzen, bedarf es der Kenntnis unsrer nationalen Vergangenheit. Bei Brandenburg haben wir den berufenen Führer dafür. Und so soll dieses Werk als Pförtner an der Schwelle des Kommenden stehen.

Heute freilich macht die Zeit selbst Geschichte. Und zu Hunderten und Tausenden sind die Federn am Werke, dem künftigen Geschichtsschreiber vorzuarbeiten. Namentlich über die Wichtigkeit der Feldpostbriefe, nicht nur für das lebendige Miterleben der Gegenwart, nein auch für den kommenden Geschichtsschreiber war man sich vom ersten Augenblick des Krieges an klar. Aber auch die Schwierigkeit der Auswahl und Sichtung stand uns gleich vor Augen, und deshalb begrüßten wir es mit ebensoviel

Erleichterung wie Vertrauen, als schon im November 1914 von Berlin aus ein Aufruf zur Sammlung von Feldpostbriefen erlassen und als Sammel- und Bearbeitungsstelle dafür das Märkische Museum mit seinem wissenschaftlichen Leiter Prof. Dr. Pniower genannt wurde. Ihm zur Seite standen eine Anzahl Historiker, wie Dietrich Schäfer und Richard Sternfeld — genug, man durfte die Zuversicht hegen, daß hier das Muster- und Standwert deutscher Feldpostbriefe erscheinen werde. Nur eins mochte in der Ankündigung enttäuschen: die Sammlung sollte erst nach dem Kriege und auch dann nur zu wissenschaftlichen Zwecken zugänglich gemacht werden. Diese Drohung — denn so und nicht anders haben wir jene Stelle des Aufrufs von vornherein aufgefakt bei einem Volkstriege, wie dieser es ist — hat sich zum Glück nicht erfüllt. Schon im Frühjahr 1916 ist aus der großen planmäßigen Sammlung des Märkischen Museums ein starker Auswahlband von 800 Seiten hervorgetreten (Oldenburg, Stalling; geb. 7 ½ M.). Die hier die Feder oder den Bleistift führen, sind Angehörige der verschiedensten Fronten, der Marine, der Luftwaffe und der Schutztruppe; neben dem Bericht des Offiziers steht ebenbürtig, ja, nicht selten überragend der des einfachen Soldaten, denn nicht auf die Darstellung taktischer oder gar strategischer Zusammenhänge kommt es hier an, sondern auf das unmittelbare persönliche Erlebnis des Einzelnen und auf die natürliche Gabe, es wahr, anschaulich und überzeugend wiederzugeben. Dieser Band, im Auftrage der »Zentralstelle zur Sammlung von Feldpostbriefen« herausgegeben, trägt sozusagen den amtlichen Stempel, aber das braucht hier, wo es sich nicht um Kritik, sondern um unverfälschbare Tatsachen handelt, kein Bedenken zu erregen: Haus-, Schul-, Volks- und Militärbüchereien werden das ihrige darin finden, und jedem einzelnen Benutzer wird es erwünscht sein, daß sich schon jetzt mit Hilfe eines Inhaltsverzeichnisses sofort für die meisten Schlachten und Gefechte zu Land wie zur See lebendige Augenblicksbilder finden lassen.

Auch unsre Forscher und Geographen, die im Frieden wissenschaftlichen Entbedungen in fremden Erdteilen nachgingen, haben sich in Kriegsberichterstatte verwandelt. So hat Prof. Dr. Georg Wegener, der Berater und Begleiter des Kronprinzen auf der Indiensfahrt, seine während eines Jahres im Großen Hauptquartier an der Westfront gesammelten Einbrücke in einem starken Bande veröffentlicht, der sich äußerlich von seinen wissenschaftlichen

Werken kaum unterscheidet. Dieses über 400 Seiten starke Buch, mit zahlreichen Abbildungen geschmückt (Leipzig, Brodhaus; geb. 10 M.), ist ebenso gewichtig wie der Rechenschaftsbericht über eine neue Forschungsreise, innerlich aber schlägt es einen so persönlichen, vom unmittelbaren Erleben des Augenblicks beschwingten Darstellungston an, wie er sich für ein wissenschaftliches Werk kaum finden würde. Die Ruhe freilich und die abwägende Sachlichkeit, die sich der Forscher auf langen erlebnisreichen Fahrten erworben hat, verläßt ihn auch hier nicht, und in der Weite des Gesichtsfeldes werden mit diesem »Wall von Eisen und Feuer« nur wenige ähnliche Bücher wett-eifern können. Vom Meer bis zu den Vogesen reicht die Front des Wegenerschen Buches, von all den Stätten und Ereignissen, die sich da aus der gewaltigen Feuerlinie herausheben: Lorettohöhe und Ypern, Couches und Antwerpen, Champagne, Vogesen und Argonnen, zeichnet es scharfumrissene Bilder. Es ist auch ein Auszug des Buches in billiger Ausgabe (1 M.) zu haben, ohne daß man ganz auf die Bilder zu verzichten brauchte.

Wie Wegener, so hat auch Ewen Hedin, der ruhmvolle Erforscher Mittelasien, Kamel und Karawane des Entbedungsreisenden mit dem Kraftwagen des Kriegsberichterstatters vertauscht. Alle Vorwürfe und Verleumdungen, die ihm seine Berichte über die Westfront bei unsern Feinden eingetragen haben, sind so wenig imstande gewesen, ihn einzuschüchtern, daß er, kaum ausgeruht, seinen Weg auch nach Osten genommen hat. Er ist auch hier der vorurteilslose, überlegene und geschulte Beobachter geblieben, der mit dem Wort, der Kamera und dem Zeichenstift gleich geschickt umzugehen versteht, aber das Herz des Schweden schlägt auf einem Boden, der vor zweihundert Jahren den Kampf Karls XII. gegen Zar Peter sah, stürmischer noch als an der Westfront für die gemeinsame germanische Sache, für die doch auf den Feldern Kurlands, Polens und Galiziens gestritten wurde. Die große Ausgabe seines Buches »Nach Osten!« (Leipzig, Brodhaus; 520 Seiten mit 267 Abbildungen, geb. 10 M.) läßt über die innersten Gefühle und die letzten Zielgedanken des Verfassers keine Unklarheit mehr: über dieses machtvollen Panorama des östlichen Kriegsschauplatzes von Mitau bis Czernowitz kreist der Adler germanischen Stammes- und Kulturbewußtseins. Um aber wenigstens einzelne in sich geschlossene Bilder und Skizzen dieses Gesamtgemäldes auch weiteren Kreisen zugänglich zu machen, hat der Verlag in bescheidenerer Ausstattung auch hier eine Feldpostausgabe von 182 Seiten mit 27 Abbildungen für 1 M. herstellen lassen, ein dankenswertes Unternehmen schon deshalb, weil der

von Hedin so schlagend durchgeführte Vergleich zwischen Belgien und Ostpreußen nicht weit genug unter die Leute kommen kann. Von allen Kriegsberichten werden die des unerfrodenern Schweden dereinst am lautesten für uns zeugen. Jetzt ist Ewen Hedin auf dem Wege nach Aleppo, um von hier aus über unsre dritte Front in einem neuen Kriegsbuch zu berichten.

Von der Yser bis zum Isonzo führen die Kriegsbriefe Paul Schweders, die den dritten Band seines Wertes »Im Kaiserlichen Hauptquartier« füllen (Leipzig, Bessel & Beder; mit vielen Bildern; geb. 3 M.). Wiederum ist der Band in sich abgeschlossen. Er bringt neben Abhandlungen allgemeineren Inhalts, wie über unsre Eisenbahnwesen und unsre Feldpost im Weltkrieg, in seinen Hauptteilen Skizzen und Studien aus Belgien und Frankreich sowie lebendige Schilderungen vom italienischen Kriegsschauplatz (Triest, Görz, Isonzo). Schweder entwirft mit der Gewandtheit des Berufsberichterstatters farbige Bilder der Ertlichkeiten und erzählt von der guten Verfassung, dem unerfütterlichen Kampfesmut unsrer Bundesgenossen. Er darf sich rühmen, der einzige deutsche Kriegsberichterstatter zu sein, der den Ereignissen von Anfang an, und zwar auf den verschiedensten Schauplätzen, gefolgt ist. Ehe noch die deutsche Mobilmachung verkündet wurde, wohnte er bereits an der Donau der ersten Beschießung der Serbenfeste durch die österreichisch-ungarischen Truppen bei, siedelte alsdann ins Große Hauptquartier des Westens über und folgte von hier aus den Kämpfen der deutschen Truppen in Belgien und Nordfrankreich, bis im Mai 1915 der drohende Kriegsausbruch zwischen Österreich-Ungarn und Italien ihn an die Isonzofront rief.

Wir haben in diesem Kriege gegen alles Fremde, auch die Neutralen, Liebedienerei und Anstolz, nicht aber die Dankbarkeit verlernt, wo wir auf Gerechtigkeit oder gar Wohlwollen treffen. Auch der neutralen Schweiz werden wir ihre Freundlichkeit nicht vergessen, um so weniger, als ihre Neutralität eine grundsätzliche, von geographischer Lage und Geschichte geforderte ist und sie selbst in einigen ihrer Teile uns daran erinnert hat, daß Deutschfreundlichkeit innerhalb ihrer Nationalitäten keine Selbstverständlichkeit ist. Auf der einen Seite der »Berner Bund« und die »Basler Nachrichten«, auf der andern die »Neue Züricher Zeitung« — unser Gedächtnis wird diese verschiedene Haltung der schweizerischen Presse bewahren. Drei Namen sind es vor allen, denen wir da Dank schuldig sind: Hermann Stegemann, Oberst Müller, Major Tanner. Dieser schweizerische Major Tanner, der als Berichterstatter erst der »München-Augsburger

Abendzeitung«, dann der »Basler Nachrichten« den Feldzug in Polen und den Karpathen, in Galizien und der Bukowina mitmachte, verleugnet niemals seinen schweizerisch-neutralen Standpunkt, er berichtet »niemandem zur Freude und keinem zu Leid«, einfach um der Wahrheit willen, wie er sie sieht, und um des Guten, wie es ihm für die menschliche Gesellschaft, die Weltfamilie, die einmal erreicht werden müsse, vorzschwebt. Diese »Frontberichte eines Neutralen« liegen jetzt in zwei Bänden mit insgesamt 242 Bildern nach eignen Aufnahmen des Verfassers bei Scherl in Berlin vor (je 3 A.). Militärische Fachkenntnisse vereinigen sich hier mit einer scharfen Beobachtungsgabe und einer leichten Feder; über alles dies aber triumphiert die freie Menschlichkeit, die unbestechliche Wahrheitsliebe, die überall auf den Kern der Dinge dringende Sachlichkeit und Natürlichkeit im Empfinden wie im Urteil. Major Tanner zeigt Blick und Verständnis auch für die sozialen, politischen und religiösen Vorgänge und Strömungen, ja, es ist ihm gegeben, hin und wieder die Lichter seines Humors spielen zu lassen: ein Zeichen dafür, daß seinem tapferen menschlichen Herzen nichts fremd ist, und daß er sich in allem Graus des blutigen Geschehens die Ruhe des überlegenen Historikers nicht hat rauben lassen.

Mit einer großen Illustrierten Weltkriegschronik versucht es der Verlag der Illustrierten Zeitung (H. J. Weber) in Leipzig. Ein schwieriges Unternehmen! Für den Krieg von 1870/71, der uns mehrere äußerst populäre Werke der Art gebracht hat, war ein solches Beginnen leicht durchzuführen, für den Weltkrieg von 1914—16 türmen sich die Hindernisse an allen Ecken und Enden. So hat denn auch der Bearbeiter des Textes, Dr. Paul Schreddenbach, bei all seiner Gewandtheit in vollstündlich übersichtlicher Darstellung seine Zuflucht zu Einzeldarstellungen nehmen müssen, die bald hier, bald da einsehen, bald nach Osten, bald nach Westen, bald in den Orient, bald auf die See hinübergreifen. Ein geschlossenes Bild will sich nicht recht gestalten, desto bunter ist das Mosaik, desto lebendiger die jeder neuen Wendung blitzschnell folgende Spiegelung des Augenblicks. Die photographische Aufnahme mit ihrer Beweglichkeit und Wirklichkeitstreue leistet auch hier die hauptsächlichsten Erläuterungsdienste, daneben aber tritt, reicher als in irgendeiner andern unsrer Kriegschroniken, die Zeichnung und Skizze auf. Dafür hatte der Verlag in den Kriegszeichnern und -malern seiner Wochenschrift Hilfskräfte an allen Fronten, und wenn einmal die eigne Beobachtung durchaus versagt, nun gut, so hat die auf Berichte gestützte Phantasie des Künstlers in die Bresche zu springen.

Neu und eigenartig haben Dr. Friedrich Raumann und Dr. Gertrud Bäumer die Arbeitsgemeinschaft und Arbeitsteilung für ihre Kriegs- und Heimatschronik durchgeführt (1. Band August 1914 bis Juli 1915; Berlin, Gg. Reimer): Raumann als der Politiker hat die äußeren politisch-kriegerischen Ereignisse, Gertrud Bäumer, schon seit Jahren seine Arbeitsgenossin, gleichlaufend damit die inneren Vorgänge und Stimmungen dargestellt. Die Tagebuchform bringt es mit sich, daß vieles von dem dort Verzeichneten heute schon als überholt, schief oder falsch erscheint, aber ähnlich wie das Engellsche Buch soll ja auch dieses in erster Linie ein Spiegel des lebendigen Augenblicks sein, und da darf es sich vor Klios nachprüfendem Blick nicht fürchten. Dem entspricht es durchaus, wenn in den Aufzeichnungen der persönliche Ton des Selbsterfahrens vorherrscht, namentlich in der Heimatschronik, die ja nicht nur die Geschichte der Wirtschaftsgesetzgebung und inneren Verwaltung, sondern auch kleine und größere bezeichnende Bilder aus dem Heimatleben gibt. Am besten sagt ein Satz aus dem Vorwort der beiden Verfasser, was beabsichtigt ist: »Es ist uns dieser Krieg von Anbeginn nicht nur ein militärischer oder wirtschaftlich-technischer Vorgang gewesen, sondern ebenso eine Seelenbewegung ohnegleichen, deren Zittern und Wogen nicht weniger zur Weltgeschichte gehört als das Aufsteigen und Absteigen der Heere und Geschwader, als das Wachsen oder Sinken der Materialvorräte und Preise.« Besondere Anerkennung verdient die kernige, von Gefühl und Leben bis ins letzte Wort erfüllte Sprache dieser Chronik.

Heimgärtners Tagebuch ist jetzt, nachdem es ein paar Jahre lang als selbständiger Band seinen Weg gegangen, den bei Stadtmann erscheinenden Gesammelten Werken Rosegggers einverleibt worden. Seiner Wirkung darf es auch in dieser schwereren und dauerhafteren Fassung gewiß sein. Denn so hat der Verfasser ja die Auswahl für das Buch von vornherein getroffen: alles, was allein dem flüchtigen Tage und seinem Für und Wider gehört, ist als Spreu den Winden preisgegeben worden; aufgenommen ist nur das, was grundsätzliche Fragen der Kunst, Literatur und Kultur, vor allem aber des tätigen Lebens rings um uns grundsätzlich erörtert oder — und das ist die Regel — mit dem gesunden Menschenverstand eines unverirrten Kopfes erhellt und durchleuchtet. Ein Durcheinander von allen möglichen Dingen, Einfällen, Erfahrungen, Stimmungen, Belehrungen, Bekenntnissen, Erlebnissen, Anekdoten usw., und doch wieder eine Einheit dank der Besinnlichkeit eines selbstwachsenen Mannes, die als geistiger Ge-

neralnenner all diese Brücke zusammenhält. Ein »Dichtermertbuch« hat man diesen Band genannt; er ist mehr: wir möchten ihn lieber einen Lebenswegweiser nennen, der Irrenden zum Ziele hilft, Schwankenden Mut und Selbstvertrauen einflößt.

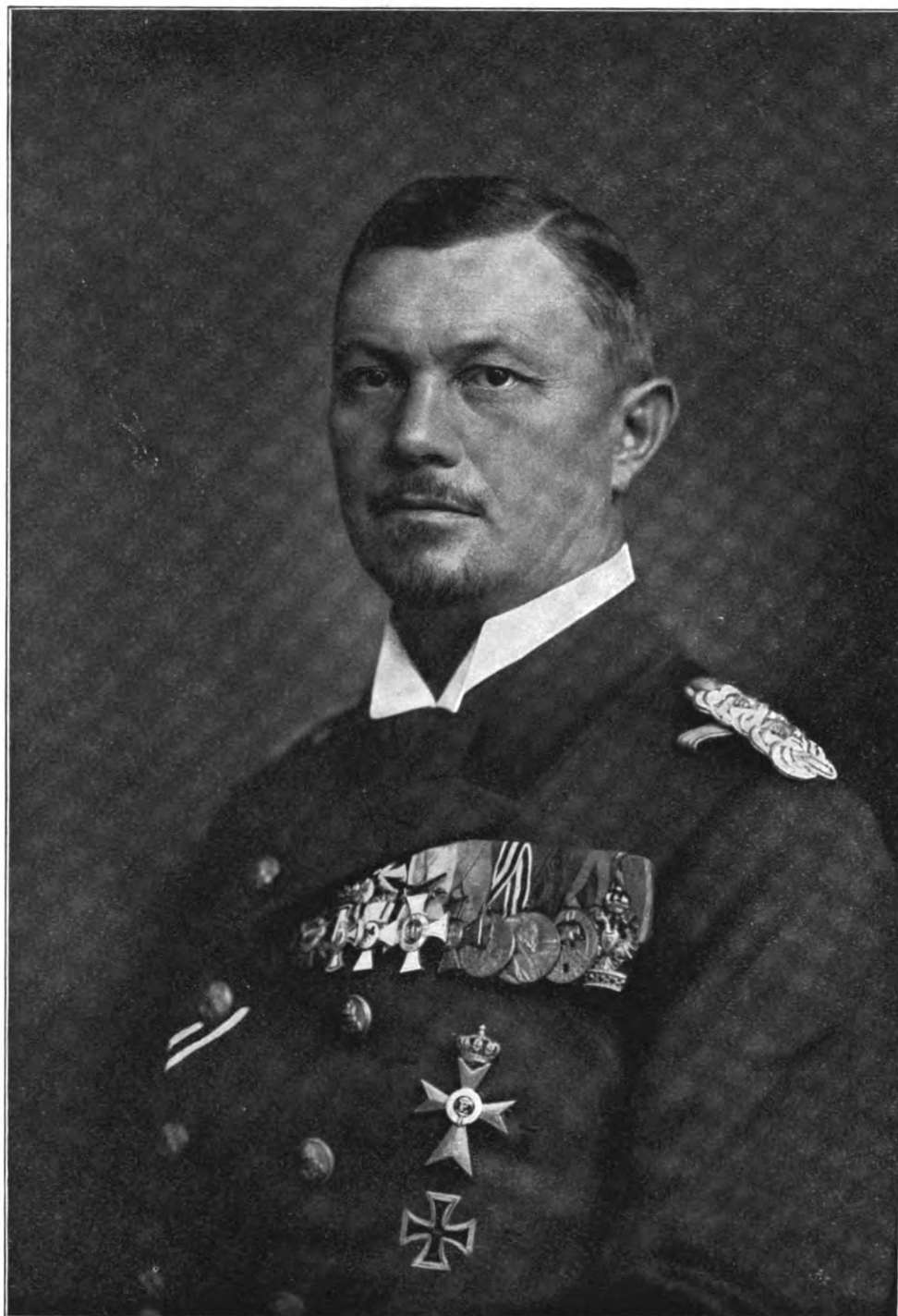
Der Neutrale, der in einem bei der Deutschen Verlagsanstalt in Stuttgart erschienenen Bändchen seine Erlebnisse und Beobachtungen »Aus Brüssels kritischen Tagen« veröffentlicht, beschränkt sich auf die letzten Wochen vor Ausbruch des Krieges und dann während des Krieges bis zu unsrer Besetzung Brüssels. Mit überzeugender Klarheit geht auch aus diesen Schilderungen wieder hervor, daß die leitenden Kreise in Belgien sich längst für den Anschluß an die Entente entschieden hatten, wie anderseits die Dreiverbandsdiplomatie mit voller Sicherheit auf Belgien rechnete, und daß auch das belgische Volk überwiegend deutschfeindlich gesinnt war. Die tragische Verblendung, in der die Belgier befangen waren, läßt uns das schwer heimgefluchte Volk noch bedauernswerter, aber nicht sympathischer erscheinen. Einen wirkungsvollen, für uns erhebenden Gegensatz zu den unerfreulichen Stimmungen und Eigenschaften der belgischen Bevölkerung, wie sie hier hervortreten, bilden die Einbrüche, die der Verfasser — Diplomaticus nennt er sich — bei einem kurzen Ausflug ins deutsche Rheinland wenige Tage vor Kriegausbruch empfängt. Bezeichnend sind die Schlusssätze: »Das alte Belgien mit der Not seiner Arbeiter, dem von der Regierung behüteten Wohlleben der Bemittelten ist auf immer dahin; aber schon zieht eine neue Zeit herauf. Sie wird Arbeit und Mühsal bringen, aber das belgische Volk nicht nur vor dem Niedergang bewahren, sondern es vielmehr auf eine von ihm bisher nicht gekannte Höhe führen. Und diese Zukunft werden ihm nicht seine Bundesgenossen von heute bringen, sie wird ihm von dem Lande bereitet, das es mit dem Schwerte bekämpft und dem gegenüber ihm jede Lästerung erlaubt schien.«

Aber die Behandlung unsrer Kriegsgefangenen sind im Auslande von Anfang des Krieges an die hanebüchsten Lügen verbreitet worden. Mit Worten waren derartige Verleumdungen nicht zu widerlegen; aber wo das Wort versagt, glaubt man vielleicht dem Bilde. So hat sich denn der Montanusverlag in Siegen ein Verdienst dadurch erworben, daß er in einem seiner vollstümlichen Bilderwerke dritthalbhundert Wirklichkeitsdarstellungen von den Kriegsgefangenen in Deutschland zusammengestellt und zugleich in deutscher, französischer, englischer, russischer und spanischer Sprache verbreitet hat (mit Ein-

leitung von Prof. Dr. Badhaus; Preis 2 M.). Das Kriegsministerium selbst hat — mit Rücksicht auf die neutralen Länder — die Herausgabe veranlaßt und für Text und Bilderauswahl gesorgt, so daß die Gewähr für wahrheitsgetreue Aufnahmen gegeben ist. Diese lassen uns nun in der Tat ungehemmte Blicke tun in die Einrichtungen der Lager, in Aufsicht und Bewachung, Ernährung, Körperpflege, Krankenfürsorge, Beschäftigung der Gefangenen usw.

Was wird mit den Baltischen Provinzen? Von allen Kriegs- und Friedensfragen ist das eine der wichtigsten. Wir wissen ja: in ihrer geschichtlichen, politischen und wirtschaftlichen Entwicklung bilden die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands eine untrennbare Einheit. Scharf gesondert vom russischen Binnenlande, werden sie von drei Völkern bewohnt: Deutschen, Letten, Esten. Die Deutschen, die sich das Land unterworfen, ihm das Christentum, deutsche Kultur und Zivilisation gebracht haben, sind das berufene Führervolk. Alle noch heute im Lande bestehenden Körperschaften und Einrichtungen, wie sie die menschliche Gesellschaft sich zu ihrem Schutze und Gedeihen schafft, sind deutsch oder deutschen Ursprungs, deutsch ist die Entwicklungslinie, auf der sich die Entfaltung der Kräfte bewegt. Letten und Esten reden zwar ihre eigne Sprache, stehen aber ganz im deutschen Kulturkreis und müßten das Beste an ihrem Volkstum aufgeben, wenn sie diesen Boden verlassen wollten. — Um dies darzulegen, geht A. von Engelhardt in seinem Buche »Die deutschen Ostseeprovinzen Rußlands« (München, Georg Müller; geb. 3 M.) ausführlich auf die Geschichte des Landes ein, aber nur, um auch hier überall die lebendige Beziehung zur Gegenwart zu suchen. Die zerstörende, kulturfeindliche Arbeit der russischen Regierung wird besonders eingehend behandelt. Trotz allen Machtmitteln konnte das Russentum dem Lande nicht sein deutsches Antlitz nehmen.

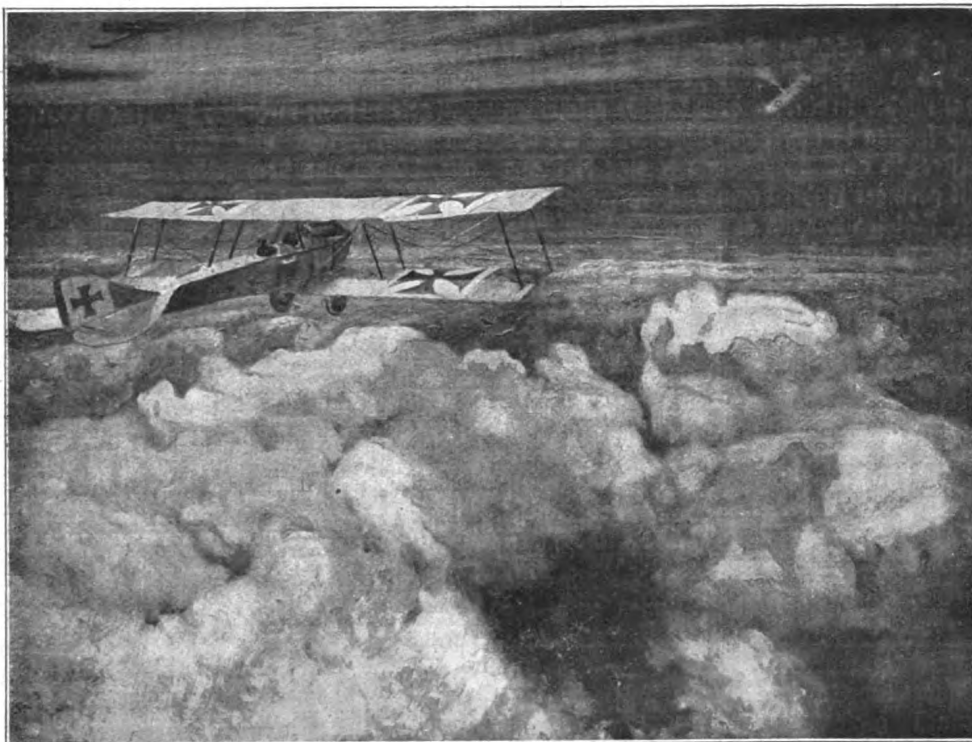
Jetzt ist die südlichste der drei Provinzen, Kurland, von deutschen Truppen erobert und besetzt. Um Dünaburg und Riga wird gekämpft, die alte Frage der Herrschaft über die Ostsee wird dort ausgetrollt, wo sie noch immer entschieden wurde. In welchem Sinne sie diesmal entschieden werden wird, vermag kein Buch, vermag nur Blut und Eisen zu sagen. Engelhardt aber zeigt uns, wie sich in Vergangenheit und Gegenwart die Verhältnisse im baltischen Lande gestaltet haben, und wie es beim Ausbruch des Weltkrieges dort aussah. Wenn der Leser sich danach ein eignes Urteil über die Lösung des großen Herrschafts- und Kulturproblems bildet, vor das an der Ostküste unsre Nation gestellt wird, so ist der Zweck seines Buches erfüllt.



Kunst. Ferd. Urbahn, Kiel

Admiral Scheer,
Chef der Hochseeflotte, der Sieger in der Seeschlacht von Skagerrak

Der deutsche Weltkrieg



Leonhardt Boldt: Kampfflieger über den Wolken

Aus der Großen Berliner Kunstausstellung vom Sommer 1916

Immelmann †

Du Kühner,
Der du, dem Andern gleich, den Himmel kürntest,
Kaum wußten wir noch, daß du sterblich seist!
Wo du flogst, flog der Sieg. Aus Adlerhöhen
Brachst du hervor und schlugst dem kecken Geier
Die Fänge in den Leib, daß er hintaumelnd
Mit morschen Flügeln in die Tiefe sank.
Du warst der Blick, der Sturmwind deinen Feinden,
Dein Name ließ den Mutigsten erbleichen,
Und dir begegnen, hieß den Tod umarmen.
Und warst ein Deutscher! Deutsch war dieser Arm,
Deutsch dieses Auge, dieses Herrscherhirn;
Mit deinen Taten schriebs du's in die Sterne:
Deutsch sein heißt Sieger sein, wo es auch gelte! —
Du starbst, wo du gelebt. Dein Element
Ließ dich der Erde nicht. Wir hörten's stolz:
Wir wußten kaum noch, daß du sterblich warst,
Dum wissen wir, daß du nie sterben kannst,
Nie! Wie der Äther nicht, der dich geliebt.

Arthur Schulz

Fahrten der »Möwe«

Bericht eines Teilnehmers

II (Schluß)

In den nächsten Tagen ließen wir, wie schon mehrfach vorher, die »Möwe« einmal wieder in einer andern Waskte erscheinen und suchten in dieser die lebhaftesten Dampferstraßen auf. Nachdem wir eine Zeitlang mit geringer Fahrt darin umhergetreuzt hatten, sichteten wir am 4. Februar nachmittags baidbord querab nach langer Zeit einmal wieder einen Dampfer. In gewohnter Weise steuerten wir ihn an, und bligggeschwind erschienen wie üblich Kriessflagge, Stopp-signal und die Rohre unsrer Geschütze. Doch dort drüben beachtete man unsern Befehl nicht sofort; so mußte ihm ein Warnungsschuß Nachdruck geben. Zu unsrer größten Freude erschien am Heck der Priise dann die belgische Flagge. Sobald unser Präsentomando an Bord war, wurden wir durch Winkspruch benachrichtigt, daß wir die »Luzembourg«, 4322 Tonnen groß, die mit über 6000 Tonnen Kohlen nach La Plata unterwegs war, erwischt hätten. An der Bauart des Schiffes hatten wir schon zu erkennen geglaubt, daß der Dampfer in Deutschland gebaut war, und diese Annahme stellte sich auch als richtig heraus. Die jetzige »Luzembourg« war die frühere »Helene Menzel« aus Bremen, uns aber nicht fortgenommen, sondern noch unmittelbar vor Ausbruch des Krieges von der Antwerpener Reederei Deppe angekauft. Ihre Besatzung aus Belgiern, Spaniern, Griechen und Holländern hatte reichlich Zeit, ihr Eigentum auf die »Möwe« zu bringen, da wir selber wieder einmal lebendes Inventar zu übernehmen hatten, so daß sich unser Tierpark um ein erkleckliches verstärkte. Von der versenkten »Corbridge« hatten wir unter anderm auch das Taubenhaus übernommen, und es machte einen sehr friedlichen Eindruck, wenn während der Fahrt und auch während des Kapergeschäfts die munteren Vögel auschwärmten und wieder an Bord zurückkamen.

Während der Versenkung der »Luzembourg« tauchten plötzlich Haie in größerer Anzahl auf. Obwohl kein Mensch bei der Ausfahrt je daran gedacht hatte, sich mit Tropenausrüstung zu versehen, so waren trotzdem plötzlich Haiangeln zur Stelle. Zum größten Erstaunen unsrer Gefangenen gingen wir fröhlich ans Angeln, während nach vor-

ausgegangener Sprengung die »Luzembourg« langsam versank. Auch das Angeln von Haien will gelernt sein; mehrfach hing so ein Bursche am Hafen, kam uns aber immer wieder aus, bis es uns doch schließlich gelang, ein stattliches Tier an Deck zu bringen, wo es mit seiner stahlharten Schwanzflosse gehörig herumarbeitete. Der Hai wurde zunächst photographiert und dann getötet. Es wurde ihm die Schwanzflosse abgehakt, schließlich wurde er hochgehiebt und Herz, Lunge und Leber herausgeschnitten. Den Rest warfen wir ins Wasser. Außerst interessant zu beobachten ist, wie der blinde Hai von zwei bis drei Fischen, seinen Piloten, gesteuert wird, was mancher bis dahin für ein Märchen hielt. Es kam uns peinlich zum Bewußtsein, daß es nicht angenehm sein könne, in diesen Gegenden ins Wasser zu müssen. Was im Norden die Kälte verursacht haben würde, hätten hier die Haie mit noch größerer Geschwindigkeit besorgt.

Inzwischen war es halb sechs Uhr nachmittags geworden, und die »Luzembourg«, die zuerst baidbord, dann merkwürdigerweise steuerbord Schlagseite bekommen hatte, ging mit dem Vordersteven immer tiefer zu Wasser, bis sie sich fast senkrecht stellte. Qualm und Rauch aus dem Laderaum und Dämpfe aus den explodierenden Kesseln von sich gebend, blieb sie so kurze Zeit stehen und kippte dann um, so daß sie sozusagen in einer Schraubenlinie zu Grund ging. Als Nr. 10!

Die nächsten Tage verliefen einmal wieder ergebnislos, da wir nicht die Spur einer Rauchsahne sichten konnten, trotz eifrigem Kreuzen. Wir befürchteten bereits, daß die schnellen englischen Wackkreuzer uns hier durch Warnungen unsre Opfer vergrämt hätten. Daß sie uns selbstverständlich schärfer als bisher verfolgten, ahnten wir nicht nur, sondern wußten es und hielten daher Granaten und Torpedos dauernd klar, wie auch die »Möwe« selbst bereit zum Sprengen und Versenken im letzten Augenblick war, da unter keinen Umständen ein Engländer oder sonst ein Feind ein deutsches Schiff oder gar die Kriessflagge in seinen Besitz bekommt! Die Stimmung an Bord war vorzüglich, und nach den heißen Tagen wurden die schönen Abende um so gründlicher genossen. Wir waren inzwischen ber-

artig abgebrüht und kühn geworden, daß wir in der Dunkelheit wohl abgeblendet fuhrten, trotzdem aber an Deck mehrstimmig unsere schönsten Heimatlieder sangen oder, auf dem Rücken liegend, Sternkunde trieben und, vom herrlichen Sirius ausgehend, die übrigen markantesten Sternbilder bestimmten.

So kam der 6. Februar, ein Sonntag, heran, und in der Zeit, da andre Christenmenschen die Kirche aufsuchten, kaperten wir. Schon in der Frühe hatten wir einen Dampfer gesichtet, fuhrten in voller Fahrt im spitzen Winkel drauflös und stellten ihn schließlich dadurch, daß Kriegsflagge, Stoppsignal und F.-I.-Verbot bei Schießandrohung gleichzeitig bei uns hochgingen. »Flamenco«, ein hübscher, schlanker und gestreckter Dampfer von 4629 Tonnen Größe, zeigte indessen keine Flagge. Er versuchte vielmehr trotz unserm Verbot um Hilfe zu funken, was wir ihm jedoch durch kräftige Gegenwellen vereitelten. Gleichzeitig sauste ihm mit tödlicher Sicherheit eine Granate in die Brücke und zerstörte ihm Kammern und Funkenbube, so daß dem Kapitän die Lust zu weiterer Gegenwehr schnell verging und er auf der Brücke die Hände zum Zeichen seiner Ergebung hochhob. Als unser Prisenboot zu Wasser ging und das Boot bei dem herrschenden Seegang nicht so schnell wie üblich aushalen konnte, kamen wir plötzlich in eine gefährliche Lage. Durch einen Zufall schlugen die Maschinen von »Flamenco« noch einmal an, und das Schiff legte sich dwars (im rechten Winkel) zu uns, als ob es uns rammen wollte; wir kamen jedoch durch Rückwärtsbewegung frei. Inzwischen fing »Flamenco« zu brennen an. Während des Schießens hatte die Mannschaft unvorsichtig ein Boot ausgelegt, so daß es leck schlug und mit seiner Besatzung sinkend abtrieb. Unser Prisenboot ließ daher Dampfer Dampfer sein und ging zuerst an die Rettung des versinkenden Bootes. Alle Insassen wurden gerettet bis auf einen Jungen, der, schon ohnmächtig, im letzten Augenblick wegsank und ertrank, da seine Kleidung, in der er mit einem Bootshafen gefaßt war, riß. Einige Leute vom »Flamenco« waren durch Granatsplitter gefährlich und nur leicht verletzt worden.

Wir mußten jetzt mit der Sprengung und Versenkung des Dampfers schnell zu Ende kommen. Infolge seiner 6000 Tonnen Koh-

lenabung gelang das trotz vorzüglicher Wirkung der Sprengpatronen nicht ganz nach Wunsch, bis eine Kesselerplosion nachhelf. Jed voraus versank »Flamenco« im Ozean, anstatt seine Reise in Santos zu beendigen. Festgestellt wurde, daß der Dampfer unmittelbar vorher dem schnellen englischen Panzerkreuzer »Glasgow« begegnet war, der ihn vor uns warnte. Das veranlaßte uns, der »Möwe« wieder einmal ein andres Aussehen zu geben, eine Arbeit, die bei der herrschenden Hitze nicht zu den angenehmsten gehörte.

Nach den letzten Veränderungsarbeiten kreuzten wir bei prächtigem Wetter, aber ganz unglaublicher Hitze unsern Dampfertraß ab, leider mit wenig Glück. Die englischen Fahrzeuge schienen gewarnt zu sein. Eines Nachmittags kurz nach 5 Uhr bekamen wir dann aber doch einen Dampfer in Sicht und hielten auf ihn zu. Alles brannte darauf, das Dugend vollzumachen. Ein paar Grad südlich vom Äquator hatten wir ihn schließlich, mußten ihn aber laufen lassen, da wir ihn als den Norweger »Estrella« feststellten, der außerdem auch F.-I. führte. Für den Fall, daß wir ihm verdächtig vorgekommen waren, veränderten wir das Aussehen der »Möwe« wieder einmal, und da doch scheinbar in den jetzt durchkreuzten Gewässern nichts mehr zu holen war, so nahmen wir Kurs auf die afrikanische Küste.

Infolge der großen Menschenansammlung an Bord machten sich allmählich allerbhand Abelsstände bemerkbar. Trotz dauernder Frischwasserherstellung war der Verbrauch, natürlich auch infolge der Hitze, für die vielen Menschen kaum zu beden. Auch an andern trinkbaren Stoffen mangelte es; das einzige, was wir noch herzustellen vermochten, war Limonade, doch wegen des geringen Bestandes an Zubereitungstoffen durften täglich nur 200 Flaschen verausgabt werden. Das notwendige häufige Wechseln der Leibwäsche und das Waschen derselben waren nur schlecht noch miteinander in ein gutes Verhältnis zu bringen, da jedem Mann täglich nicht mehr als eine Mühe voll Wasser zugeteilt werden konnte, denn keineswegs durften und wollten wir unsern Gefangenen den reichlichen Verbrauch des Frischwassers verkümmern. Ob der Engländer im gleichen Falle auch so gehandelt hätte, mag nach seinem bisherigen Verhal-

ten zweifelhaft erscheinen. Bei der bauern- den Hitze ließ es sich auch nicht vermeiden, daß uns trotz vorzüglichen Kühlrichtungen ein Teil der Nahrungsmittel verdarb; es hieß daher, sich nach jeder Richtung hin beschleiden. Am meisten litt darunter unser Maschinen- und Heizerpersonal, doch der gute Wille ließ es immer wieder seine schwere Arbeit verrichten, und Stimmung und Gesundheitszustand blieben an Bord dauernd befriedigend bei Menschen wie bei Tieren. Selbst unsre zwei Ferkel grunzten noch fidel und spielten an Ded umher, bis sie den Weg in unsern Magen fanden.

Um den erwähnten Unbequemlichkeiten abzuwehren, wurde es daher Zeit, daß wir unsre Gefangenen wieder loswurden, das hieß also, wir mußten das Duzend unsrer Priisen vollmachen. Es geschah das an einem der nächsten Tage, an dem es einmal wieder derartig glühend heiß war, daß aus den Fugen des Deckbelages Teerperlen quollen, die wie Tropfen aus dunklem Glaschenglas ausfahlen. Die Zeit der Stille im Kapergeschäft gedachten wir dazu zu verwenden, Kessel- und Maschinenanlagen einmal wieder gründlich zu überholen, was wohl nicht gerade notwendig, aber immerhin nützlich war, um das Schiff dauernd gefestigt zu halten. Man konnte ja nicht wissen, was kommen würde. Die Vorbereitungen dazu hatten wir beendet, nahmen soeben noch unser Abendbrot ein, als wir plötzlich einen Dampfer in Sicht bekamen. Sofort nahmen wir seine Verfolgung auf, und es war schon stark dunkel, als wir ihn erreichten; seine Nationalität war daher ohne vorherige Anfrage durch Lichtmorfung nicht festzustellen. Unverzüglich geschah diese, und der Kapitän des Dampfers, der recht gerieben zu sein schien und wohl auch ahnen mochte, wem er in die Quere gelaufen war, gab einen Namen an, der in keinem Schiffsregister der Welt aufzufinden war, und fuhr lustig seinen Kurs weiter. Auf eine nochmalige Anfrage hieß er plötzlich wieder anders. Nunmehr suchten wir ihn dadurch zum Stoppen zu bringen, daß wir ihn aufforderten, die bei uns an Bord befindlichen Neutralen zu übernehmen. Das schien ihm nun gar nicht zu behagen, und mit äußerster Kraft seiner Maschinen suchte er uns aus den Fängen zu kommen, was nun aber wieder unsern Wünschen ganz und

gar nicht entsprach. Deshalb bedachte ihn Graf Dohna mit einem unmittelbar vor seinem Bug vorbeigeschossenen Warnungsschuß. Selbstverständlich stoppte er jetzt, und als er auf Rufweite vor uns lag, zeigte der Kapitän noch die echt englische Unverschämtheit, durchs Sprachrohr zu uns herüberzufragen, was wir für ein Schiff wären und wie unser Name sei. Antwort: »A German man of war!« (ein deutsches Kriegsschiff). Später hörten wir von dem Kapitän der »Westburn« — diese war es —, daß er in der Verwirrung tatsächlich vergessen hatte, welchen Namen er der »Möwe« zuerst angegeben hatte. Durch den Warnungsschuß in Angst und Schrecken gesagt, verließ in ihren Booten die Gesamtbefahrung den gekaperten Dampfer und versuchte uns zu entkommen, mitten im Ozean ein recht eigentümliches Unternehmen. Die Boote mit den Flüchtlingen wurden zunächst zurückgebracht, und unsre Priisenbefahrung fand auf der »Westburn« nur noch den Kapitän, einen jovialen alten Herrn, und seinen ersten Maschinisten vor. Sofort wurde nun der 3300 Tonnen große Dampfer von uns besetzt und erhielt Befehl, die Nacht in unserm Kurs zu fahren.

Eben damit fertig, sichteten wir etwa 230 badbord voraus ein Licht. Unsre zum schnellsten Einsetzen der Boote vorgenommenen Manöver klappten wieder einmal wie gewöhnlich, und ganz besonders ist hervorzuheben, daß die Priisenbefahrung es sofort fertigbrachte, die ihr wildfremde »Westburn« fast gleichzeitig mit uns anfahren zu lassen. Gemeinschaftlich fuhren wir nun dem Unbekannten im Dunkeln in den Kurs, mit der Absicht, ihn die Nacht hindurch zu begleiten und ihn uns am andern Morgen näher anzusehen.

Kurz nach 5 Uhr in der Frühe des 9. Februars riefen wir ihn an. Seiner Bauart nach schien der Dampfer ein Engländer zu sein. An Ded bei ihm rührte sich nichts; ein Warnungsschuß brachte aber die Befahrung mit Eilpost aus den Betten, und prompt erschien am Heck des Fahrzeuges die englische Flagge. »Horace«, 3335 Tonnen groß, von Buenos Ayres nach Liverpool unterwegs, führte 4000 Tonnen Stüdgut an Bord, darunter Wolle, Öle, Alkohol, Benzin usw., hatte also eine außergewöhnlich wertvolle Ladung.

Die »Westburn« war inzwischen zurückgeblieben und außer Sicht gekommen, erreichte uns aber bereits gegen 8 Uhr morgens wieder. Jetzt spielte sich in den Vormittagsstunden ein unterhaltendes Stück Leben ab. Sämtliche Zivilgefangenen mit Ausnahme der Inders wurden mit Saß und Pad auf die »Westburn« gebracht und dort verstaubt; auch die Neutralen brachten wir hinüber. Mittags war die umfangreiche Arbeit geschehen, und das gute Verhalten unsrer unfreiwilligen Gäste und besonders der Schiffskapitäne ließ den Kommandanten den Entschluß fassen, den Transport unter Aufsicht eines kleinen Priisen- und Wachkommandos unter Führung des Offizierdiensttuers Badewitz nach Santa Cruz auf Teneriffa wegzuschicken. Nunmehr wurde »Horace« gesprengt und ging nachmittags zwei Uhr unter heftigen Explosionen seiner Ladeluken und Dedselbälge unter. Die Zwischenzeit füllten wir damit aus, wieder Haie zu angeln. Etwa halb drei Uhr nachmittags verließ uns die »Westburn«. Solange sie uns noch in Sicht hatten, verabschiedeten sich unsre bisherigen Gefangenen von uns durch Winken und Tücherschwenken; und das ist wohl ein schlagender Beweis dafür, daß sie sich bei uns an Bord verhältnismäßig wohl gefühlt hatten.

Als »Westburn« am Horizont verschwunden war, nahmen wir unsern Kurs wieder auf die afrikanische Küste zu und benutzten die Weiterfahrt zur Vollenbung der vorbereiteten Überholungsarbeiten, die denn auch in ein paar Tagen glatt erledigt werden konnten, so daß wir voll gefechtsbereit die afrikanischen Dampfertraks in Ruhe absuchen konnten.

Wir begegneten hier zunächst einem großen englischen Passagierdampfer, der noch mächtiger war als seinerzeit die »Appam«. Aus Zweckmäßigkeitsgründen ließen wir ihn aber seines Weges ziehen, denn um die große Anzahl der wahrscheinlich an Bord befindlichen Passagiere und die für sie notwendigen Nahrungsmittel an Bord zu nehmen, hätte es sicher wieder der Arbeit eines ganzen Tages bedurft, und ferner hätten wir sie ja wieder abstoßen müssen, wären also gezwungen gewesen, einen dritten Raperdampfer auszurüsten, wodurch eine weitere Schwächung unsrer eignen Besatzung eingetreten wäre.

Als wir näher an die afrikanische Küste herantamen, erschienen zum erstenmal wieder die beliebten Schweinsfische. Auch Scharen großer Möwen, deren merkwürdige Färbung uns auffiel: Rücken rostbraun, Unterseite der Flügel und Hals tiefschwarz, die Brust schneeweiß, der Schwanz spitz zulaufend, suchten in unserm Sedwasser nach Nahrung.

Wie felsenfest jeder einzelne an Bord von einer sicheren Heimkehr der »Möwe« überzeugt war, kennzeichnet die Äußerung eines alten Seefahrers, der auf einer Nachtwache, ungeschlacht und gutmütig wie ein Neufundländer, in drolligem Platt meinte: »Min Ohlsch is bi de Kartentklopperisch wesen, eh id wegfohren bin. De hett seggt, dat Schipp läge swart, und swartet up ehm mößte starwen, süß künne de Möwe nich taurüggkamen. Ed hev nu dacht, dat unsre swarthaarige Kummandant starwen mößt. Dat is nun awer nich mehr nödig, denn wi herwt ja swarte Inders bodschoten, un de Kartentklopperisch het all bislang recht hat. Dann ward se wohl ok bet toleht recht beholn.«

Da wir trotz eifrigem Suchen gar nichts Raperwertes mehr fanden, gingen wir allmählich daran, uns für die Heimfahrt zu rüsten, d. h. die »Möwe« wurde gänglich anders mastiert. Unser Kurs führte uns gen Norden, das Wetter wurde merklich kühler und die See wieder gröber. Eines Tags nahmen wir auch wieder das erste Funkentelegramm aus dem Deutschen Reich auf, das uns die Nachricht von der Meuterei indischer Truppen gegen Engländer in Ägypten, vom Volksaufstand in Persien und von Unruhen in Saloniki brachte. Als unsern 103 Indern das mitgeteilt wurde, fertigten sie sich eine rote Fahne mit Halbmond an, in deren linker oberer Ecke sie die deutsche Kriegsflagge verkleinert anbrachten. Diese pflanzten sie in der Mitte ihres Wohnraumes auf und verrichteten davor andächtige Gebete für den Sieg der deutschen Waffen.

Bis auf die Höhe der Kanarischen Inseln gekommen, hatten wir nichts mehr zum Raper gefunden; Graf Dohna entschloß sich daher, nunmehr das Suchen aufzugeben und glatt nach Hause durchzufahren; denn wenn erst im Norden die Nächte kürzer wurden und die Winterstürme vorbeizogen, wuchs die Gefahr, daß wir vielleicht kurz vor dem

Ziel noch abgefangen würden. Zuvor benutzten wir eine Nacht dazu, um die wichtigsten Bestandteile unsrer Maschinen auseinanderzunehmen und nachzuprüfen, ein Unternehmen, das an Tollkühnheit und Frechheit nichts zu wünschen übrigließ, da der Gefechtswert der »Möwe« in solchem Zustand gleich Null war. Hätte uns beispielsweise jetzt ein Kreuzer in der Nacht erwischt, so wären wir verloren gewesen. Nur vom Ruder gelenkt, schwabberten wir gemütlich in der Weltgeschichte herum, bis pünktlich, wie es Befehl vom Grafen Dohna war, auch diese Arbeiten erledigt waren. In derselben Nacht hörten wir durch Funkpruch von dem Seegefecht eines Teils unsrer Flotte gegen die Engländer auf der Doggerbank.

Trotzdem die Nächte recht kühl geworden waren, brachten wir sie noch immer wachend an Oberdeck zu und beobachteten den sich fast regelmäßig wiederholenden herrlichen Mondauf- und -untergang. Pünktlich acht Uhr abends erschien an Bord am Horizont ein heller Lichtstreifen, aus dem wie nach Zählen der Mond in prachtvoller Schönheit gleich einer riesigen goldenen Melone heraufstieg. Genau vier Stunden brauchte er, um über unsern Köpfen zu stehen, und nach weiteren vier Stunden sank er an Steuerbord wieder ins Meer.

Endlich, eines Morgens in aller Frühe gab es wieder einmal Alarm. Im Zweifel war zwar noch nicht auszumachen, was für ein Landsmann in unsre Nähe gekommen war, und wir mußten, um ihn zu erkennen, Tageslicht abwarten. Leider mußten wir ihn als Neutralen feststellen. Am Nachmittag desselben Tages passierten wir wiederum einen Neutralen, so daß beinahe das Gefühl der Enttäuschung in uns aufgekommen wäre. Die Hoffnung aber, von der üblen Zahl 13 herunterzukommen, verließ uns doch noch nicht ganz. Inzwischen war die See immer gröber geworden, und die Schraube der jetzt infolge ihrer geringeren Belastung höher aus dem Wasser liegenden »Möwe« schlug alle Augenblicke aus dem Wasser, so daß das an die Maschine gekuppelte Aspinal dauernd die Maschine abbremsen und wieder anlassen mußte. Seitliche Brecher setzten auch zur Genüge über Deck, und jeder, der von einem solchen Spritzer erwischt wurde, hatte kaum noch einen trocknen Faden am Leibe. Der Sturm setzte bei weiterer nörd-

licher Fahrt immer stärker ein, das Wasser sah aus wie schwarze Tinte, und die weißen Wellenkämme darauf ließen seine Oberfläche wie eine in Wallungen geratene Platte schwarzen Marmors erscheinen. Ab und zu begleiteten uns Delphine eine Strecke und unterhielten uns durch ihre niedlichen Spiele. Der Gesundheitszustand an Bord war immer noch ganz vorzüglich, so daß wir trotz allen Anstrengungen noch nicht einen einzigen Bettkranken an Bord hatten. Zur Hebung unsrer Stimmung trug es nicht gerade bei, daß wir den Verlust zweier Luftfahrzeuge an einem Tage durch G.-L. erfuhren. Besonders die Haltung des Kapitäns vom »King Stephen«, der die Rettung der Besatzung von »L 19« verweigerte, empörte uns. Da wir später hörten, daß Wetterverhältnisse ihn zu seiner Haltung veranlaßt hatten, ließen wir ihm immerhin etwas Gerechtigkeit widerfahren, obwohl wir uns von einem Rettungsversuch bei Seenot dadurch sicher nicht hätten abhalten lassen.

Endlich gab es wieder einmal eine herzergreifende Abwechslung, als wir einen Dampfer in Sicht bekamen, der pünktlich zwölf Uhr mittags auf Signal und Warnungsschuß hin abstoppte. Also doch von der Zahl 13 befreit! Wir erwischten zu unsrer Freude am 24. Februar als vierzehnte Prise einen Franzosen, die »Maroni«, 3109 Tonnen groß, die von Bordeaux nach Newport mit über 5000 Tonnen Wein, Korn, Öl und Samen unterwegs war. Raum war unser Prisentkommando an Bord, so sichteten wir ein paar Strich voraus wieder einen Dampfer, den wir indessen wegen der großen Entfernung nicht gut anhalten konnten.

Der Untergang der »Maroni« war spannend. Sie bekam zunächst Schlagseite nach Steuerbord, legte sich dann aber merkwürdigerweise wieder gerade und sackte senkrecht schnell weg, da die Ladung keinen sonderlichen Widerstand bot. Allmählich steckte der Dampfer die Nase doch ins Wasser, immer aber erholte er sich wieder. Die vorderen Ladeluken platzten mit Donnerknall, die Korkballen flossen aus ihnen gleich einem braunen Strom heraus, und immer tiefer neigte er sich nach vorn über. Das Plagen der Ladeluken und Kohlenbunter setzte sich in Pausen von vorn nach achtern fort, jedesmal bide Wasserstrahlen hochwerfend. Noch

als das Achterdeck schon vom Wasser überspült wurde, wehrte sich der Dampfer, bis sein Heck fast senkrecht in die Luft ragte. Nach einem Augenblick Stillstand verschwand er dann steil im Wasser. Recht betrübend war es für uns, daß wir so große Mengen Wein und Sekt ablaufen lassen mußten, besonders da uns jeder trinkbare Stoff bereits seit längerer Zeit gänzlich ausgegangen war. Wir hofften jedoch, uns in Deutschland bald dafür entschädigen zu können.

Nachdem nun die Zahl 13 glücklich überschritten war, hatten wir nochmals tags darauf Glück, besonderes Glück, da wir ja nicht mehr kreuzten, sondern es dem Zufall überlassen mußten, wenn er uns eine Prise zuführte. In der Frühe des 25. Februars, um sechs Uhr, erwischten wir noch einen Engländer, den »Saxon Prince«, 3471 Tonnen groß, dessen Besatzung bei der sehr starken Dünung verhältnismäßig schnell übernommen werden konnte, was für uns von doppelter Wichtigkeit war, da wir uns schon etwa in Kanalhöhe befanden. Zwar kämpfte der Dampfer nach seiner Sprengung noch schwer gegen seinen Untergang, legte sich dann aber bodenbort stark über, Schornstein und Vorschiff gerieten allmählich unter Wasser, und schließlich verschwand auch das Achterdeck, und wir konnten das Trümmersfeld des Dampfers schon kurz nach acht Uhr morgens mit voller Fahrt verlassen.

Nach getaner Arbeit schmedte uns das Frühstück noch einmal so gut als sonst, da es noch besonders gewürzt wurde durch das Eintreffen folgenden Funkspruches:

»In Santa Cruz (Teneriffa) einlief engl. Dampfer »Westburn«, 3300 Tonnen, der deutsche Flagge führt. An Bord Dampfers 1 Offizier, 8 Mann deutscher Kriegsmarine, außerdem 206 Gefangene von englischen Schiffen »Glamenco«, »Horace«, »Clan Mac-tavish«, »Edinburgh«, »Corbridge« und belg. Dampfer »Luxembourg«. Nach bisherigen Meldungen beträgt Gesamttonnage britischer Schiffe, von denen kriegsgefangene Matrosen an Bord, 30 082 Tonnen. Deutsche Zeitungen hervorheben, daß Ankunft eroberten englischen Dampfers »Westburn« an Helidentaten »Appam« erinnert, die gleichfalls plötzlich an der Ostküste der Vereinigten Staaten in Norfolk erschien und gleichfalls Besatzung mehrerer englischer Dampfer an

Bord führte. Name des deutschen Kriegsschiffes sei unbekannt, auf das heroische Taten »Westburn« und »Appam« zurückgehen; aber erklären, daß dieser Dampfer in Geschichte deutscher Flotte fortleben wird, wie Kreuzer »Karlsruhe«. Weiter hervorheben Zeitungen, daß Preisbesatzung von 8 Deutschen 206 Gefangene transportierte. Hinweisen darauf, daß 9 Engländer auf Fischdampfer »King Stephen« nicht wagten, 20 schiffbrüchige Deutsche von »L 19« in Boot zu nehmen, sondern es vorzogen, wehrlose deutsche Matrosen dem Tode zu überlassen. Zeitungen erinnern daran, daß in England sogar Führer des »Baralong« für seine barbarische Handlungsweise Belohnung erhielt.«

Der Funkspruch ließ uns klar erkennen, wie in der Welt unsre brave »Möwe« beurteilt wurde. — Daß die »Westburn« eingelaufen war, ihre Gefangenen ablieferte, angesichts englischer Kreuzer auch wieder herausging und infolge einer Kesselexplosion oder durch eine Sprengung sank, erfuhren wir dann noch später.

Gegen Mittag desselben Tages erlebten wir die große Freude, daß unserm Kommandanten durch Funkspruch vom Kaiser das Eiserne Kreuz erster Klasse verliehen wurde und gleichzeitig mit ihm fünfzig Kreuze zweiter Klasse zur Verteilung an die Mannschaft gelangen sollten.

Nachmittags sichteten wir einen großen Amerikaner; ihn anzuhalten schien uns aber nicht zweckmäßig, obwohl wir mit einiger Sicherheit annehmen konnten, daß er Konterbande führte, also von Rechts wegen der Wegnahme anheimgefallen wäre. Auch einen Dreimastschoner, der scheinbar keine Ladung hatte, ließen wir laufen, und auch durch zwei weitere Dampfer ließen wir uns in der Durchführung unsers Programms, geradeswegs nach Hause zu fahren, nicht aufhalten. Abends zwölf Uhr sichteten wir wieder Lichter von zwei Fahrzeugen, denen Graf Dohna bis zum andern Morgen zunächst folgen wollte. Angesichts der Umstände aber, und da wir Anfang März zu Hause sein sollten, gab er seine Absicht auf, denn möglicherweise hätten wir nutzlos neutrale Dampfer verfolgt. Bei Durchhaltung unsers Kurses waren wir längst auf Höhe der englischen Küste gekommen, die Luft wurde also für uns von Minute zu Minute bider. Um bei dem bevorstehenden Durch-

brechen der englischen Sperrlinien eine Maschinen- und Kesselbavarie gänzlich auszuscheiden, wurden sämtliche Betriebsanlagen aufs sorgfältigste wiederholt durchgeprüft und die »Möwe« aufs neue mastiert. War der Dienst bisher schon ungeheuer anstrengend und ermüdend gewesen, so verschärfte er sich jetzt noch bedeutend. Zur Sicherheit wurden Stredleinen an Oberdeck gespannt, damit bei dem schweren Seegang niemand über Bord flog oder vom übertommenden Wasser beschädigt wurde. Daß uns wiederholt feindliche Fahrzeuge in den Weg liefen, ist selbstverständlich, doch immer gelang es uns, unbehelligt zu entkommen.

Bei unsern Gefangenen herrschte frohe Hoffungsstimmung, denn sie glaubten, daß wir nunmehr bald die Rollen mit ihnen tauschen würden, ja, sie hatten darauf sogar schon starke Wetten abgeschlossen. Wir vermochten ihnen aber den Gefallen des Erwischtwerdens nicht zu tun und näherten uns Schritt für Schritt den heimischen Gewässern. Noch am letzten Abend vor dem Einlaufen wären wir aber fast das Opfer einer Anzahl feindlicher Torpedobootszerstörer geworden und begriffen es selbst nicht, daß wir uns auch von ihnen frei machen konnten, nachdem wir ihren Standort funktentelegraphisch nach Wilhelmshaven gemeldet hatten. Eine ganze Nacht noch mußten wir mutterseelenallein fahren, bis wir uns am 4. März 1916, morgens kurz nach acht Uhr, mit einigen deutschen Torpedobooten durch Signale verständigen konnten. Schon durch die Signale überkam uns ein Gefühl von Geborgenheit, und als dann ein Viertel nach zehn Uhr morgens der Nebel durch die Sonne verdrängt wurde, brachen für uns die undergeklärtesten Augenblicke unsrer Reise an.

Annähernd siebenzig Schiffe und Fahrzeuge der deutschen Hochseeflotte kamen auf uns zu, und eins nach dem andern fuhr mit großer Fahrt längsseit an uns vorbei, um uns durch drei Hurras als siegreich heimkehrende »Möwe« zu beglückwünschen und uns in der Heimat willkommen zu heißen. Alle Mann standen dabei auf den Schiffen wie zur Parade dicht aneinandergereiht bis hinauf in die Masten und auf den oberen Aufbauten. An den Signalraen wehten Flaggen und Wimpel in bunter und

prächtig wirkender Farbenzusammenstellung als Glückwunschsignale, ununterbrochen war unser F.-T. mit dem Aufnehmen von Funkprüchen beschäftigt, und unser Signalpersonal vermochte kaum die durch Handflaggen gegebenen Winksprüche abzulesen und zu beantworten. Die mit Bordklappen versehenen Panzer und Kreuzer huldigten uns durch Spielen des »Heil dir im Siegertranz« und »Deutschland, Deutschland über alles«, wofür wir dadurch dankten, daß wir die Kompagnie- und Hausflaggen unsrer sämtlichen gekaperten Dampfer am Großmast hißten — kaum daß sie an unsrer Signalleine Platz fanden! Jedesmal löste das drüben einen gewaltigen Jubel aus. Unter fast ständigem Erwidern von Hurras hatten wir Helgoland erreicht und waren soeben von dem dortigen riesigen Scheinwerfer durch Morjung beglückwünscht worden, als einige Wasserflieger in Sicht kamen. In geringer Höhe über die »Möwe« fliegend, begrüßten auch sie uns. Köstlich war während dieser Fliegerbegrüßung das Benehmen unsrer Jnder. Diese wußten vom Engländer nur, daß die Germans keine Schiffe mehr hätten. Waren sie nun schon platt beim Anblick unsrer zahlreichen und stolzen Kriegsschiffe, so packte sie beim Anblick der Flieger ein nicht gelindes Grauen. Angsterfüllt klammerten sie sich an uns an, und dem Bereich ihrer Zähne entfuhr das Stofgebet »Allah il Allah«.

So erreichten wir den Heimatshafen. Hier lieferten wir als erstes unsre Kriegs- und Zivilgefangenen ab. Unsre Freude über die glückliche Heimkehr, ohne den geringsten Verlust, ohne Kranke oder Verwundete, erreichte dann aber den Höhepunkt, als S. M. der Kaiser der Gesamtbesatzung der »Möwe« das Eiserne Kreuz verlieh und sie so herzlich beglückwünschte, wie es eben nur der Deutsche Kaiser vermag, der weiß, wie er sich auf jeden seiner blauen Jungen verlassen kann. Das alles, sowie den Jubel und die Begeisterung, mit denen wir zu Hause im ganzen Reich überflutet wurden, wird keiner von uns jemals vergessen. Wir alle haben im stillen gelobt, auch in Zukunft als treudeutsche Soldaten unsre Pflicht zu tun, ganz gleich an welchem Orte, zum Schutz und zum Wohl für unser rings von Feinden umgebenes geliebtes Vaterland.

Weltkrieg und Musik

Von Prof. Arthur Prüfer (Leipzig)

Seit nun bald zwei Jahren tobt der Weltkrieg. Europäische Nationen zerfleischen einander bis zum äußersten Aufgebot aller Kräfte. Die Zeit ist so ungeheuer, daß nicht nur der Frieden, sondern auch die Kräfte und Werke des Friedens für immer in den Abgrund des Vergessens gestürzt zu sein scheinen. Vollends die Mächte, die in Friedenszeiten dem Menschen den höheren Widerchein seines Lebens bringen: die bildenden Künste, die Musik. Inter arma silent musae — nein, die geistigste und unsinnlichste der Künste, die Musik, schweigt auch dann nicht. Würdig ihrer Bedeutung als Abbild der Welt, wie sie Arthur Schopenhauer ihr tiefsinnig zuspricht, offenbart sie jetzt gerade die gewaltige Erregung, von der zumal die deutsche Volksseele daheim und draußen erfüllt ist. So stellt sich die Tonkunst als Kriegs-, Volks-, Vaterlandsmusik, als Instrumental-, Marsch- und Soldatenlied in den Felddienst; als Erntederin des völkischen Gedankens in Kirche, Konzertsaal und selbst als dramatische Musik ertönt sie den in der Heimat Zurückgebliebenen und auf Bühnen eroberter Städte, erhebt sie ihre Stimme für Wohltätigkeit edelsten Sinnes.

Alle Kulturvölker der alten Zeit legten Wert auf die Feldmusik. Bei den Griechen und Römern zog kein Heer aus, ohne von anfeuernden Klängen begleitet zu sein. »Nichts ist geeigneter,« so meinte schon der Grieche Plutarch, »die Menschen zu großen Handlungen zu begeistern und besonders in ihnen den nötigen Mut zu wecken, um den Gefahren des Krieges zu trotzen, als die Musik; zu diesem Zweck bedienen sich die einen der Flöte, die andern der Leier in den Heeren, um ihre kriegerischen Unternehmungen zu leiten.« Und ferner berichtet Plutarch, daß ein Teil der Kriegstaten des Tyräus im zweiten Messenischen Kriege den Fortschritten zu verdanken sei, die dieser dichterisch und musikalisch begabte Feldherr durch Erfindung eines neuen Blasinstruments, einer Art von Trompete, in die spartanische Kriegskunst brachte.

In einem Bericht des englischen Hauptquartiers hat man besonders hervorgehoben, daß die Deutschen unter dem klingenenden Spiel ihrer Musikkapellen zum Sturm vorgegangen seien. Mögen sich nun auch die (in militärischen Dingen wenig erfahrenen) Briten darüber wundern, so hat doch die Musik auf dem Schlachtfeld von alters her bis in die Gegenwart stets ihre zauberhafte Macht auf die Gemüter der Kämpfenden ausgeübt. Aus dem Russisch-Japanischen Kriege wissen wir, daß die Soldaten des Zaren sich weigerten, ohne ihre Musikkapellen in den Kampf zu gehen, und die russischen Ärzte

haben erklärt, der geistige und körperliche Zustand der Heere wäre um 40 v. H. schlechter gewesen, wenn nicht immer wieder die Musik mit ihrer belebenden und anfeuernden Kraft eingegriffen hätte. Wo auch immer wir in der Geschichte Waffenlärm und Kriegsgeheul vernehmen, da ertönt zugleich der reinere und gebändigte Klang einer wenn auch noch so einfachen Musik. Der Mensch der Urzeit, der über ein Gefäß ein Tierfell spannte und so die Trommel erfand, entlockte ihr dumpfdröhnende Laute, wenn es hieß, dem Feinde zu Leibe zu gehen, oder er blies mit vollen Backen in eine gewundene Muschel. Trommel und Horn sind die ältesten Musikinstrumente des Krieges. Der mächtige Schall des Stierhorns rief unsre Vorfahren in grauer Urzeit zum Streik. Auch Hagen im zweiten Akt von Wagners »Götterdämmerung« ruft die Mannen Gunthers zur Hochzeit, indem er auf einem mächtigen Stierhorn bläst. »Es ist, als ob die Germanen des Tacitus wieder erwacht wären und hervorbrächen,« so hat H. Vorges in seinem Bericht über die Proben zu den Baireuther Bühnenfestspielen die padende Wirkung dieser Szene erläutert.

Galt auch dem kriegerischen Charakter der alten Deutschen die Stärke des Tones oder Schalles mehr als seine Schönheit, so artete doch ihre Musik nicht in sinnverwirrenden Lärm aus. Ihre bekanntesten Instrumente waren Trommeln und Zimbeln. Ihre verschiedenen Posaunenhörner, Luren genannt, Riesenhörner, die den Zinken ähnlich, gewöhnlich nur für einen Ton oder wenige Töne zu gebrauchen waren, drangen mächtig in die Wälder und dienten dazu, das Volk zusammenzurufen. Mindestens im Bronzealter ist eine solch wohlausgebildete Musik nachweisbar. Professor Gleitscher hat erst im März d. J. in Berlin ein Luren-Terzett im Konzertsaal vorgeführt, das den reinen Dreiklang als urgermanischen Gruß ertönen ließ.

Ganz besonders geschickt für die Instrumentalmusik zeigten sich unsre Vorfahren erst seit der Einführung des Christentums. Die Liebe zur Instrumentalmusik wuchs zu Karls des Großen Zeit und nach seinem Ableben bei den Deutschen zusehends; schon damals zeichneten sie sich hauptsächlich im Blasen der Posaunen (Hörner), Trompeten und Zinken aus.

Bei den Deutschen finden wir bis zur Mitte des 17. Jahrhunderts von einer taktisch gegliederten, harmonisch ausgebildeten Kriegs- und Marschmusik keine urkundlichen Zeugnisse. Bis zu dieser Zeit bliesen und sangen sie in nichtgeordneten Reihen und Gliedern ihre Kriegs- und Volksweisen mehr in freier rezitativischer

Einstimmigkeit, obgleich hin und wieder bei Beginn des 17. Jahrhunderts schon Marschgesänge mit teils harmonischer Blasmusikbegleitung vorgekommen sein sollen. Erst in den Zeiten der fürchterlichsten Bedrängnis, im Dreißigjährigen Kriege, wurde die Marschmusik überhaupt der »Marsch« in Deutschland von Deutschen erfunden und nach und nach von allen europäischen Völkern ausgebildet.

Im Dreißigjährigen Kriege fingen die Deutschen auch an, in geschlossenen Reihen unter Vorantritt der Musik gegen den Feind zu ziehen, somit wurde dieser schreckliche Krieg die Veranlassung, daß man anfing, nach der Musik in gleichmäßigen Schritten zu marschieren. Von nun an führte man nach und nach zu den schon vorhandenen Blas- und Schlaginstrumenten der Trompeten, Hörner, Posaunen, Flöten, Trommeln, Pfaulen, Zimbeln, Becken noch die Hoboen (Oboen), Fagotte und zuletzt die Klarinetten (seit Ende des 17. Jahrhunderts) bei der Militärmusik ein. Die Hoboe (Hochholz) entstand aus der Hirtenflöte, der Schalmel. Sie wurde anfänglich längere Zeit fast nur in der Militärmusik verwendet, bei der sie ihres durchdringenden Tones wegen die Melodie in der Oberstimme führte. Weil sie als melodieblasendes Instrument bei der Militärmusik vorherrscht, die bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts im eigentlichen Sinne des Wortes eine Marschmusik war und erst seit den dreißiger Jahren ihren wahren Zweck und ihre eigentliche Bestimmung verloren hat, legte man den Militärmusikkorps den Namen Hoboistenkorps bei, einen Namen, den die Musiker unserer Infanteriemusikkorps heute noch führen.

Die künstlerische Organisation der Militärmusik im 17. Jahrhundert trug mehr und mehr zur Entwicklung der Instrumentalmusik überhaupt bei. Welche künstlerische Höhe sie selbst aber bei Beginn des 18. Jahrhunderts erreicht hatte, zeigt der Dessauer Marsch, der ursprünglich eine italienische Marschmelodie ist, die nach der Erstürmung Turins (am 7. September 1706) durch den Fürsten Leopold von Anhalt-Dessau, den »alten Dessauer«, beim Einzug in die Stadt geblasen und dann ein Lieblingsstück des Fürsten wurde und daher seinen Namen erhielt. Meyerbeer benutzte diese Melodie in seiner Kriegsoper »Ein Feldlager in Schlesien«; der Text dazu ist: »So leben wir, so leben wir alle Tage!«

Zu derselben Zeit etwa, im Anfang des 18. Jahrhunderts, bestand die Kriegsmusik der französischen Truppen aus der Bodpfeife der Dragoner, der Querpfeife und der Trommel der Infanterie, der Trompete und den Pfaulen der Reiterei und Hautbois der Musketiere zu Pferde. Erst gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts fing die französische Infanterie an, die Klarinette den Deutschen von Nürnberg, das

Horn den Hannoveranern, das Fagott den Italienern, die große Trommel den Türken, wenn auch erst mittelbar durch die Trommel des Nordens, zu entlehnen.

In dem »Dictionnaire de Musique« (1767) spricht J.-J. Rousseau von der Überlegenheit der deutschen Militärmusik und berichtet, daß sie von 1765 bis 1770 die besten Instrumente hatte. Er erläutert auch Wesen und Aufgabe der Militärmusik unter dem Gesichtspunkt der Kunst: »Ihr Geschmak und Geist sei kriegerisch, wohltonend, zuweilen heiter, zuweilen ernst; sie sei von abwechselnder und einfacher Melodie, die den Soldaten aufheitert, begeistert, sich seinem Gedächtnis einprägt, ihn zum Singen anregt und ihn seine Strapazen, Leiden und Gefahren vergessen läßt.«

Seit Friedrich dem Großen haben die preussischen Herrscher der Militärmusik stets ihre lebhafteste Förderung zuteil werden lassen. Die preussischen Militärkapellmeister Friedrich Weller, A. Reibhardt, Friedrich Schid, C. Engelhardt, Gottfried Rode bis zu dem ausgezeichneten W. Wieprecht (1872) — Männer, deren Wirken insgesamt ein Jahrhundert umfaßt — haben die preussische Militärmusik auf jene Höhe gehoben, die sie sowohl im friedlichen Wettbewerb auf der Pariser Weltausstellung (eben durch jenen Wieprecht) den ersten Preis erringen als auch auf dem Schlachtfeld sich bewähren ließ. Auch der königlich sächsische Militärmusikkapellmeister des 107. Infanterieregiments in Leipzig, Walther, ist hier mit Ehren zu nennen.

Friedrich Wilhelm III. rief die »Armeemärsche« ins Leben. Seine Nachfolger erhielten sie aufrichtig, und so wurden von Zeit zu Zeit Märsche von Militär- und Zivilpersonen, die sich durch sangbare Melodie, gefälligen Rhythmus, Kraft der Motive und einfache geschmackvolle Instrumentation auszeichnen, zu Armeemärschen bestimmt, die dann, in der gedruckten Muster-sammlung der königlich preussischen Armeemärsche aufgenommen, an sämtliche preussische Regimenter verteilt werden. Auch Kaiser Wilhelm II. hat bekanntlich der Militärmusik jederzeit das lebhafteste Verständnis entgegengebracht. Bei Manövern und Paraden hat er mehrfach auf die kriegerische Bedeutung der Musik hingewiesen und sie gefördert. Er hat die altpreussischen Militärmärsche sammeln lassen, so daß heute jedes Regiment nach seinen eignen Marschklängen marschiert.

An diesen alten preussischen Militärmärschen haben die verschiedensten Kräfte mitgewirkt. Den »Hohenfriedberger« und den »Mollwitzer Marsch« soll der Alte Fritz selbst komponiert haben. Den »Torgauer Marsch« schuf ein Lehrer Scholz aus Torgau, der ihn dann dem König Friedrich Wilhelm III. widmete. Dieser selbst komponierte in seiner Jugend einen

March, der als preußischer Präsentiermarsch bei der Infanterie eingeführt ist. Beethoven schuf den »Jordischen Marsch«; 1814 erschien der »Pariser Einzugsmarsch«, der von dem Gothaer Postapellmeister Walch herrührt. Der »Möllendorf-Marsch« ist das Werk eines Potsdamer Amtsrichters namens Möllendorf. Diese und andre alte Märsche führten deutsche Truppen in den Krieg und zum Sieg. Auch jetzt wieder begleiten ihre feurigen Weisen Deutschlands Söhne in den Kampf und begeistern sie zur freudigen Tat fürs Vaterland.

Daß unsre Feldgrauen selbst im heißesten Kampf, im Granatfeuer und Kugelregen auch ihren echt deutschen Humor nicht verlieren, beweist ein Gelbbrief des Obermusikmeisters Beder (»Musik« 1914/15, Heft IV): »Bei einem nächtlichen Angriff der Franzosen schob ich mich mit meinen Leuten bis in die vordersten Gräben vor, ließ die Instrumente auspacken und spielte zur großen Erheiterung unsrer Mannschaften das schöne Lied: 'Oh, wie wohl ist mir am Abend!' Nach einiger Zeit, als der Mond, der sich bis dahin hinter dichten Wolkenschleiern verborgen gehalten hatte, plötzlich auftauchte und das Schlachtfeld mit den plätschenden Granaten beleuchtete, begrüßten wir ihn freudig mit der Weise: 'Guter Mond, du gehst so stille', in die die Mannschaften lebhaft einfielen. Um dem Gegner klarzumachen, wem er sich gegenüber befinde, stimmte ich hierauf den feurigen Rabekki-Marsch an und beschloß das Konzert, gerade als die Sonne im Osten blutrot emporstieg, mit dem zuversichtlichen Choral: 'Wie schön leuchtet der Morgenstern!', in den gar mancher, der im Schützengraben, das Gewehr im Anschlag, lag, kräftig mit einstimmte.«

Bestimmte Gründe machen den Soldaten Dichtkunst und Musik besonders wertvoll. Das Soldatenlied bringt Schwung in die Glieder, auch wenn man keine instrumentale Militärmusik hat. Jede Arbeit vollzieht sich leichter, wenn sie mit voller rhythmischer Gleichmäßigkeit durchgeführt wird. Karl Büchers vortreffliches Werk »Über Arbeit und Rhythmus« belegt diese Tatsache mit zahlreichen Beispielen aus dem Leben aller Völker und Zeiten. Auch an Richard Wagners prächtige Arbeitsgesänge erinnere ich, an Siegfried, der sein Schwert mit feurigem Liedgesang schmiedet, an Hans Sachsens Schusterlied und den Chor der spinnenden Mädchen im »Fliegenden Holländer«. Ein Lied erhöht die Kraft der Soldaten. Die Antwerpener Frauen bekamen Angst, so erzählt man in der Zeit der Belagerung Antwerpens, wenn sie unsre Soldaten singen hörten. »Immer wenn sie anfangen zu singen,« meinten sie, »passiert etwas.« Wir Deutschen freilich, wir

fürchten uns nicht vor den singenden Soldaten, wir singen innerlich mit!

Der Soldat wird bei der Wahl dessen, was er singt, bestimmt durch die Melodie, obwohl er den Text vielleicht besser kennt als der Zivilist. Immerhin ist der Text von Bedeutung für die Frage: Wird ein Lied zum Soldatenlied? Der Text der Lieder wird nicht streng gewahrt, der Soldat kommt ihm mit einer gewissen Vertraulichkeit entgegen, mit unbesümmelter, echt volkstümlicher Harmlosigkeit ändert er ihre Texte zeitgemäß um, aber gerade durch zeitgemäße Umgestaltung gibt er solchen Liedern eine bleibende Lebensdauer, z. B. findet sich für das Soldatenlied »Als ich an einem Sommertag hinter Meß bei Paris und Chalons ...« eine ältere Fassung: »Als ich an einem Sommertag, in der Schweiz, in der Schweiz, in Tirol ...« Wenn wir fragen: Welches ist das schönste und verbreitetste deutsche Soldatenlied?, so hören wir ein Lied nennen, das eigentlich überhaupt kein Lied, sondern eine Mischung verschiedener Gesänge ist: »Ich hatt' einen Kameraden«. So lautet der Text aber nur zu Anfang, dann kommt angeschlossen: »Gloria, Gloria, Viktoria, mit Herz und Hand fürs Vaterland, die Vöglein im Walde (nach einem Bruchstück der Melodie des Weihnachtsliedes 'Ihr Kindelein kommet' gesungen), die sangen wunderschön, in der Heimat, in der Heimat, da gib'ts ein Wiedersehn!« Also eine Übersicht aller soldatischen Empfindungen. Vergessen wir dem Dichter dieser Zusammenstellung seine Sünden und nehmen wir das Lied an, da es unsern Soldaten gefällt!

Also singt man in Österreich:

»Ich hatt' einen Kameraden,
Einen besseren find'st du nicht.
Die Trommel schlug zum Streite,
Er ging an meiner Seite
In gleichem Schritt und Tritt.
Die Infanterie rückt vor,
Die Artillerie gibt Salve nach,
Das ganze Jägerkorps
Rückt nach mit Sack und Pack.
Kavallerie muß attadieren,
Die Franzosen müssen retririeren,
Und die Russen sollen sehen,
Daß wir brave Österreicher san.«

Darauf wird viermal nacheinander im Trommelrhythmus gesprochen:

»Linker, Rechter, alle Tage schlechter,
Kein Geld, kein Brot, kein Rauchtabak.«

Und nun geht's weiter:

»Eine Kugel kam geflogen.«

Die Entwicklung des Soldatengesanges können wir, wie die der instrumentalen Schlachtmusik, bis in die Urzeit verfolgen. Tacitus sagt in seiner »Germania«, daß die Germanen durch den »Barbit« genannten Vortrag den

Mut entflammen und den Ausgang des entbrennenden Kampfes vorzuahnen suchten. Von der Normannenschlacht, die König Ludwig III. 881 lieferte, heißt es: Der Sang wurde angestimmt, und dann begann die Schlacht. Allerdings wurde wohl nur der Ruf »Kyrie eleison!«, Herr, erbarme dich unser!, gesungen. Auch in der großen Merseburger Schlacht 933 stimmten die Sachsen das Kyrieleison an, den altbekannten Eingang der katholischen Messe, dessen Grundtext abgeändert und erweitert wurde, wie uns der Schlachtgesang des Matthias Kemnat um 1463 bezeugt. Im Mittelalter erklangen Lieder voll ritterlicher Treue, Kampfsfreude und Siegeszuversicht, aber auch kräftige Spottlieder auf den Feind, wie z. B. das Lied »Judas, armer Judas, was hast du getan!«. Auch der letzte ritterliche Dichter und Sänger Oswald von Wolkenstein (um 1418) in Tirol stimmte ein ungestüm kräftiges, urwüchsiges, auch für ganz modernes Musikgefühl natürlich und lebendig erscheinendes Kriegerlied zum Spott auf die nach vergeblichem Sturm auf die Burg Greifenstein abziehenden Bürger und Bauern an. Aber erst nach dem Untergang des entarteten Rittertums, im Zeitalter Maximilians, des letzten Ritters, zur Landsknechtszeit, taucht das eigentliche Soldatenlied auf. Der Landsknechtsstand war ein Berufsstand, dessen Mitglieder sich als zusammengehörig fühlten. Diese Landsknechte haben Lieder erdacht, in denen sie ihre Empfindungen zum Ausdruck bringen, sie ehren den Kaiser, sie kämpfen und fühlen sich als Vertreter eines Gottesgerichts auf der grünen Heide; wenn der Landsknecht tot ist, heißt's in einem derben echten Landsknechtston: Dann schlägt man mir das Bummerlein bum, Der ist mir neunmal lieber denn aller Pfaffen Gebrumm.

Wenn der Kampf vorbei ist, kommen die Bedürfnisse des Daseins und die Lebensfreude wieder zu ihrem Recht. In die Landsknechtslieder, die an sich nicht hoch stehen, fügt sich, immer mehr wachsend, im Laufe der Zeit ein merkwürdiger Einschlag ein, nämlich die Lieder von studierten Leuten. Verpfuschte Theologen, die keine Prüfte bekommen konnten, gingen zu den Landsknechten, sie brachten ihr Latein und andre fremdsprachliche Erinnerungen mit, was auch in den Liedern zum Ausdruck kam.

Was wird nun heutzutage bei den Soldaten gesungen? Als ältestes Gut finden wir da die Choräle. Wie ganz anders als sonst erklingt uns in dieser Zeit der Ruf Luthers »Ein feste Burg ist unser Gott«, das auch in den deutschen Schützengräben, ja selbst im heißen afrikanischen Kolonialkriege widerhallt! Auch das Lied Rinkarts »Run danket alle Gott!«, das »deutsche Te Deum«, ist ein

Soldatenlied geworden, seitdem es die preussischen Truppen nach der Schlacht bei Leuthen 1757 anstimmten.

Die Geschichte des eigentlichen Soldatenliedes setzt ein mit »Prinz Eugen, der edle Ritter«. Das Lied enthält eigentlich weiter nichts als eine Aneinanderreihung von Ereignissen. Es stammt, der Sage nach, von einem Brandenburger, der im Heere Eugens mitgefochten habe, paßt also jetzt wieder sehr gut auf die deutsch-österreichische Waffenbrüderschaft. Eine außerordentliche Verbreitung hat im gegenwärtigen Weltkriege auch das Niederländische Dankgebet von 1597 gewonnen, seitdem es durch Ed. Kremser in Wien 1877 für Männerchor gesetzt worden ist. Es wird von einem selbstgrauen Berichterstatter geradezu als das Lied neben dem alten Lutherschen Trutzgesang der festen Burg gerühmt, wobei die Abweichung der neuen Verdeutschung durch R. Bubbe von der älteren von Joseph Weyl nur von untergeordneter Bedeutung erscheint. Das Schlußgebet »Herr, mach' uns frei!« hat Hunderttausende in der Not ihrer Seele gestärkt, und deshalb ist die markig erhebende Weise Gemeingut des deutschen Volksempfindens geworden. Auch die Romantik hat viele Lieder beigesteuert, die von den Soldaten gesungen werden: »In einem kühlen Grunde«, das schon genannte »Ich hatt' einen Kameraden« und »Ach, wie ist's möglich dann«.

Die volle Kraft der Dichtung setzte aber erst mit den Befreiungskriegen ein. Es war selbstverständlich, daß bei dem großen Andrang der Studenten zum Heer auch der studentische Geschmach für die Auswahl der damals gesungenen Lieder maßgebend war. Die Lieder der Körner, Arndt, Schenkendorf sind unverlierbare Besitztümer für unsere Soldaten geworden. Nach dem Friedensschluß von 1815 flaute die Bewegung ab. Nur in der Burschenschaft glimmte sie noch weiter. Hauff dichtete in Vorahnung seines eignen frühen Todes sein ernst ergreifendes »Morgentrot, Morgenrot, leuchtest mir zum frühen Tod«. Dann kam aber wieder eine für das Kriegerlied fruchtbare Zeit, als 1840 im Westen — so großte Arndt — »neuer Übermut von der Seine her zu klingen begann«. Der Ruf »An den Rhein!« durchbrauste Paris, als das Ministerium Thiers einen drohenden europäischen Krieg benutzen wollte zur Wiedereroberung der preussischen Rheinlande. Darauf antwortete Nicolaus Beders Rheinlied »Sie sollen ihn nicht haben«, »Es braust ein Ruf wie Donnerhall« und schließlich »Deutschland, Deutschland über alles«. Bezeichnend ist es, daß dies unser Nationallied 1841 gerade auf Helgoland entstanden ist und den demokratischen Hoffmann von Fallersleben zum Verfasser hat.

Den Text legte der Dichter der Haydn'schen Volkshymne unter. Diese wurde 1797 in Wien gedruckt und zu Kaiser Franzens Namenstag öffentlich gesungen auf das Gedicht des Jesuitenpaters Haschka: »Gott erhalte Franz den Kaiser«. Der Beginn der Melodie der unsterblichen Hymne stimmt überein mit einem kroatischen Volkslied, »Des Morgens früh steh' ich auf«, gehört aber Haydn allein zu. Die Behauptung neuerer kroatischen Volksliedforscher, daß Haydn's Weise von kroatischen Volksmelodien beeinflusst worden sei, wird widerlegt von dem deutschen Volksliedforscher Max Friedländer. Haydn variierte das Thema für Streichquartett in seinem »Kaiserquartett«. Ungefähr zwanzig namhafte Tonkünstler, wie Abt, Kreutzer, Franz Lachner, Ernst Richter und andre, versuchten die Hymne in Musik zu setzen, allein man griff immer wieder auf die Haydn'sche Weise zurück, die fast ein halbes Jahrhundert vorher entstanden war. Aber Hoffmann's Deutschland-Hymne ist nun ebenso Gemeingut des deutschen Volkes wie die Marzellaie der Franzosen und Rule Britannia der Engländer geworden.

Nach dem Bericht der Obersten Heeresleitung vom 11. November 1914 haben junge deutsche Regimenter auf dem westlichen Kriegsschauplatz bei Langemard in Flandern unter dem Gesang von »Deutschland, Deutschland über alles« die erste Linie der feindlichen Stellungen genommen. Und wenn sie gerade auf diesem Schlachtfelde »Von der Maas bis an die Memel« sangen, so hat dies für uns noch eine ganz besondere Bedeutung. Der Dichter des »Liedes der Deutschen« war einer der eifrigsten Förderer und Vorkämpfer der flämischen Bewegung, die sich in der Mitte des vorigen Jahrhunderts auf das entschiedenste gegen die Unterdrückung germanischen Wesens und der germanischen, flämischen Sprache in den einst zu Flandern gehörigen Gebieten Belgiens und Nordfrankreichs wandte. Hoffmann hat noch in den letzten Jahren seines Lebens in einer in Amsterdam erscheinenden flämischen Zeitschrift (»De Zweep«) so manches begeisterte Gedicht in flämischer Sprache veröffentlicht.

Auf eine bedeutungsvolle Einzelheit muß noch besonders hingewiesen werden: Die Tausende und aber Tausende von Deutschen, die »Deutschland, Deutschland über alles« singen, legen dem ersten Vers gewöhnlich den Sinn bei, daß ihnen ihr Vaterland über alles geht. Es ist aber darin weit mehr enthalten. Man beachte das »Wenn« am Beginn des zweiten Verses:

»Wenn es stets zu Schutz und Trutze
Brüderlich zusammenhält!«,
und man wird finden, daß in der ersten Strophe des Liedes derselbe Gedanke zum Ausdruck ge-

bracht wird, den schon Goethe 1814 in seinem zur Berliner Siegesfeier bestimmten Festspiel »Des Epimenides Erwachen« als Mahnung an seine Landsleute ausgesprochen hat:

»Zusammenhaltet euren Wert,
Und euch ist niemand gleich.«

Ein Freund Hoffmann's, der Breslauer Professor G. H. Stenzel, hat dieselbe Mahnung in seiner bereits 1820 erschienenen Schrift »Geschichte der Kriegsverfassung Deutschlands« in folgender Form wiedergegeben: »In seiner Kriegsverfassung wird das gemeinsame Vaterland ein Mittel finden, daß es in Europa, in der Welt widerhalte: Deutschland über alle, wenn es nur will.« Diese Stelle stand vielleicht dem Dichter unsers Volksliedes vor der Seele, als er ihn 21 Jahre später niederschrieb.

Max Schnedenburger und Karl Wilhelm vereinigten sich in dem deutschen Volksliede »Die Wacht am Rhein«. Auch bei Ausbruch des gegenwärtigen Weltkrieges war mit dem ersten Tage der Mobilmachung »Die Wacht am Rhein« wieder in aller Munde. Unter ihren trohigen, siegesgewissen Klängen sind unsre Krieger blumengeschmückt aus der Heimat ins Feld gerückt, und in dröhnendem Takt sind sie mit diesem stolzen Sang in die feindlichen Städte eingezogen. Noch jüngst beim Sturmangriff auf die Forts von Verdun ist dieser Schlachtgesang erklungen.

Max Schnedenburger (1819—1849) entstammt, wie die meisten vaterländischen Dichter, dem Schwabenland und dichtete das Lied 1840, als Thiers den Rhein wiederzugewinnen suchte. Der Schwäbische Sänger blieb im Herzen ein Deutscher, obwohl er im Kanton Bern starb; 1866 wurde er in heimatischer Erde begraben und erhielt in seinem Geburtsort Tuttlingen eine »Germania« als Denkmal nach dem Jahn-Mobell. Der Tonkünstler Karl Wilhelm (1815—1873) war als Sohn eines Schmalkaldischen Stadtmusikus selbst Musiker von Beruf. Die völkische Weise entstand bereits 1854, und Wilhelm führte sie bei der silbernen Hochzeit des Prinzen von Preußen, des späteren Königs und Kaisers, in Krefeld auf. Aber erst seit ihrer feierlichen Aufführung während des Dresdener Sängerbundesfestes 1865, bei der Wilhelm als Chormeister der Krefelder Liebertafel mitwirkte, bürgerte sich das zündende Volkslied auch in den Vereinen Deutschlands und Österreichs sowie in den deutschen Schulen ein. Erst 1870 wurde dem bescheidenen Musiker, der alle Ehren ablehnte, die gebührende Anerkennung zuteil, wenn er auch den ihm 1871 gewährten jährlichen Ehrensold von tausend Talern nur noch zwei Jahre genießen konnte. Auch Wilhelm erhielt 1876 in seinem Geburtsort Schmalkalden die Ehrung durch eine »Germania«.

Daß auch die musifdramatische Kunst vaterländischen Empfindungen zu paderndstem Ausdruck verhelfen kann, beweist uns »Lobengrin«, den Richard Wagner 1845—47 als Dresdner Hofkapellmeister geschaffen hat.

Erster Aufzug.

König Heinrich (Schluß seiner ersten Ansprache an die Brabanter):

»Nun ist es Zeit, des Reiches Ehr' zu wahren,
Ob Ost, ob West, das gelte allen gleich!
Was deutsches Land heißt, stelle Kampfescharen,
Dann schmächt wohl niemand mehr das deutsche Reich!

Dieser schöne, begeisternde Aufruf an das deutsche Volk zur Einmütigkeit der Abwehr frevelhaften Angriffes hat in unsern Tagen freudigen Widerhall gefunden. So spricht ein Heldenkönig zu seinem Volk, das er in den ernststen Kampf hinausführen will.

Stolze Siegeskraft und flammende Siegeszuversicht atmet auch der Aufruf des Königs beim großen Heerbann des dritten Aufzuges:

»Habt Dank, ihr Lieben von Brabant!
Wie süß! ich stolz mein Herz entbrannt,
Sind' ich in jedem deutschen Land
So kräftig reichen Heerverband!
Nun soll des Reiches Feind sich nah'n,
Wir wollen tapfer ihn empfa'n:
Aus seinem öden Ost daher
Soll er sich nimmer wagen mehr!
Für deutsches Land das deutsche Schwert!
So sei des Reiches Kraft bewährt!«

Ist's nicht gerade, als ob diese mannhaften Worte aus dem Jahre 1845 erst gestern gedichtet wären? Man halte dazu den Wahlspruch des jungen Bismarck: »Mit dem Schwerte sei dem Feind gewährt!« (vertont von C. Erlusius; Leipzig, Breitkopf & Härtel).

Endlich die herrliche Weissagung des scheidenden Gralsritters an den König Heinrich:

»Doch, großer König, laß mich dir weisagen:
Dir Reinem ist ein großer Sieg verliehn!
Nach Deutschland sollen noch in fernsten Tagen
Des Ostens Horden siegreich niemals ziehn!«

Wie diesen Worten, wollen wir auch der Verheißung des Königs Heinrich in dem »Gebet« vertrauen, die an den letzten Sonntagen 1914 aus Sängermund am Völkerschlachtdenkmal bei Leipzig den Andächtigen erklingen ist:

»Mein Herr und Gott, nun ruß ich dich,
Daß du dem Kampf zugegen seist!
Durch Schwertes Sieg ein Urteil sprich,
Das Trug und Wahrheit klar erweist.
Des Reinen Arm gib Heilskraft,
Des Falschen Stärke sei erschlaßt:
So hilf uns, Gott, zu dieser Frist,
Weil unsre Weisheit Einfalt ist.
So künde nun dein wahr' Gericht,
Du Herr und Gott, nun zög're nicht!«

Auch Siegfried Wagners gedenken wir an dieser Stelle. Hat er doch kurz nach Ausbruch des Weltkrieges eine großzügige Vertonung des Arndtschen Liebes »Der Fahnensturm«:

»Hebet das Herz, hebet die Hand,
Schwört auf die große heilige Sache!«

für Männerchor und Orchester »dem deutschen Heer und seinen Führern in begeisterter Dankbarkeit gewidmet« und in Berlin, Leipzig und andern deutschen Städten selbst aufgeführt. —

»Das Größte mit an diesen denkwürdigen Tagen ist, daß sie unser Volk auf fast allen Gebieten zur Läuterung und inneren Einklehr geführt haben.« Darum möchte auch ich zum Schluß eine Stimme der Warnung vor der herrschenden Ausländerei erheben. Für sie ist die Tatsache bezeichnend, daß die Genossenschaft deutscher Tonsetzer noch im Jahre 1913 an die französische Société des auteurs 28 000 M. abgeführt, von dieser aber nur 4000 M. bezogen hat. Die Hauptgefahr der gegenwärtigen Verhältnisse liegt darin, daß die wilde und ungeregelte Einfuhr ausländischer Musik die eigne Art unsrer einheimischen Tonkunst und damit letzten Endes auch den deutschen Volkscharakter gefährdet und verdirbt. Möglich ist das geworden, weil die geistige Seite der Musik gegen die technische im Unterricht, in der ausübenden Tonkunst und auch in der Komposition hintangeseht wird. Demgegenüber ist auf den Wert der deutschen Musik hinzuweisen, die einmal auf ihren inneren Eigenschaften, ihrer Vielseitigkeit und ihrer Tiefe, zum andern darauf beruht, daß das deutsche Volk seiner Musik besonders viel zu danken hat. Sie war es nächst der Religion, die den deutschen Geist in der öden Zeit zwischen dem Dreißigjährigen und dem Siebenjährigen Kriege so gesund und frisch erhielt, daß wir wieder zu Klopstock, zu Goethe und Schiller kamen. Unnachlässig müssen wir dem charakterlosen Grundsatz »L'art pour l'art« entgegentreten und lieberlichen Kompositionen, die die Unmündigen mit technischen Kunststücken ködern wollen, ebenso entschieden die Maske des Tieffinns herabreißen, wie wir uns weiteren Operettenschlamm in jederlei Form verbitten wollen. Er hat sich bereits unangenehm genug in unsre Militärmärsche und in unsre Tanzmusik eingefressen.

Die rein ästhetische Frage, ob Kunstwerte auch im Kriege unter allen Umständen zu schonen seien, auch dann, wenn auf der andern Seite die höchsten Lebensnotwendigkeiten, Staat, Volk und Tausende von Menschenleben auf dem Spiele stehen, hört von selbst auf, eine solche zu sein, sobald die sittlichen Momente der Kriegsführung in die Waagschale geworfen werden. Das hat niemand innerlicher erfasst und deutlicher ausgesprochen als Wagner. Im sechsten Band seiner Wagner-Biographie erzählt Glä-

senapp ein Gespräch des Meisters mit dem Maler Doulowsky, dem Schöpfer der Baireuther Parfissalgenierien: Wagner sprach zunächst über die italienische Renaissance, die er trotz ihren großen Geistern für eine »Barbarei« erklärte, weil sie sich auf einem äußerlich glänzenden, aber moralisch verdorbenen Grunde erhob, der nicht lebendiger Ausdruck des Volkslebens war, deshalb auch für das Drama unfruchtbar blieb. Dann ging das Gespräch über auf die Verteidigung Roms durch Garibaldi, und Doulowsky machte die Bemerkung: »Wir sind die Kunstschätze des Vatikans, ja ein Bild von Raffael mehr wert als ganze Generationen von Italienern und ihr Wohlergehen.« Wagner brauste im heftigsten Zorn auf: »Da haben wir die Künstler, die  stheteten!« Wenn einmal Blut geflossen sei, so führte er weiter aus, so wäre es erbärmlich und lügenhaft, noch Bilder schauen zu wollen. »Ich würde mit Freuden alles, was ich geschaffen habe, dahingeben und vernichten, wenn ich hoffen könnte, daß dadurch Freiheit und Gerechtigkeit gefördert würden.« Der gegenwärtige Krieg rechtfertigt Wagners tiefsittliche Kunst- und Weltanschauung. Ein Künstler mit tiefster Auffassung von Leben und Kunst, sch telt Wagner die  stheteten des

Trugwortes L'art pour l'art, die glauben, die ganze Welt müsse sich um die Kunst, ja um ein einziges Wort aus Stein oder Farbe drehen, entrüstet ab und stellt die höhere sittliche Forderung, das Wohl der Allgemeinheit, Freiheit und Gerechtigkeit, über alle bloß ästhetische Auffassung der Kunst. Um Gerechtigkeit und Freiheit im größten Sinne aber handelt es sich für uns Deutsche in dem gegenwärtigen Kriege.

»Was ist deutsch?« So fragte einst Richard Wagner und gab die bekannte Antwort. Wir haben es Jahrzehnte lang auch in der Tonkunst anscheinend vergessen, was deutsch ist. Wir haben uns zu Dienern und Sklaven ausländischen Mammons gemacht und unsre eignen Künstler, unsre eigne Kunst darüber nur zu sehr vernachlässigt. Nun, da die Entladung auf die schließlich unerträglich gewordene Überspannung auch auf diesem Gebiet in dem allgemeinen Verruf »feindlicher« Musik und Musiker erfolgte, ist es Zeit, zu fragen: Stehen wir vor einer Wiebergeburt auch der deutschen Tonkunst? Ganz gewiß, denn die allgemeine geistige Wiebergeburt Deutschlands nach diesem Kriege, die unausbleiblich, ja, zum Teil jetzt schon Wirklichkeit geworden ist, begreift sie in sich!

1916

Von Walter Fleis hauer

Der Erdball zittert unterm schweren Tritt
Der mordenden Millionenheere.
Er dampft von Blut. Des großen M hlers Schnitt
Legt unabsehbar Ähre neben Ähre.

Was je der Mensch Erhabenes empfunden,
Was himmlisch glänzend seinen Scheitel säumte,
Was jemals ihm als Tugendkranz gewunden,
Was er als letztes schönstes Ziel erträumte,
Das sieht der Deutsche wirklich vor sich stehen,
Unfa lich noch, ooch wunderbar zu schauen,
Hoch über alles Denken und Verstehen,
So rein erbl ht es über Nacht und Grauen.

Das Ohr vernimmt der dunklen M chte Schritt,
Die Herzen stöhnen unter seiner Schwere.
Es sinnt der Geist, er schafft und schreitet mit,
Vernichtung wirkend zu des Schöpfers Ehre!

Noch sehen ratlos wir die Schicksalsmächte
Mit Gut und Böse gehn in wirrem Bunde.
Mit Beute fällt der Haß sich seine Sch dte,
Und höchster Liebe wird die Todeswunde!
Wer klärt das Chaos, bildet in Gestalten
Den Sinn und Zweck im riesigen Geschehen?
Wer singt und sagt des furchtbar'n Gottes Walten,
Läßt aus Verzweiflung Hoffnung neu erstehen?

Geduld!; Noch harrt des Künstlers Meisterhand
Des Dichters Geist auf seiner Seele Regen.
Zu mächtig war, zu viel, was er empfand:
Aus Abgeklärtheit gibt die Kunst den Segen.

Der Weltkrieg

Zeitgeschichtliche Monatsberichte von Prof. Dr. Gustav Roloff (Sießen)

XXIII

Von unsern Feinden sind in den letzten Monaten vor allem Frankreich und Italien schwer getroffen worden. Beide haben gewaltige materielle Verluste erlitten, und mit ihrer moralischen Widerstandskraft ging es ebenfalls bergab, wie der Kabinettswechsel in Italien, die Angriffe auf Seerführung und Minister in Frankreich und das durch eine geheime Parlamentsitzung notdürftig erhaschte Vertrauensvotum beweisen. Eine Rettung aus der Not erwarteten sie von außen, von den Engländern und Russen mit ihren Millionen geschonter und sorgsam vorbereiteter Kräfte: ein gleichzeitiger Massenangriff im Osten und Westen, unterstützt durch erneutes Vorbrechen französischer und italienischer Truppen, müsse das Schicksal wenden; die Mittelmächte, überall von einer Übermacht angegriffen, mußten so zerrieben werden. Diese in Paris und Rom ersehnte Gesamtoffensive — ein militärisches Spiegelbild der politischen Verhältnisse, in denen die lateinischen Schwestern immer mehr als Hilfsmächte Englands und Rußlands erscheinen — hat in der Tat begonnen und zu riesigen Kämpfen fast auf allen Kriegsschauplätzen geführt. Aber wir dürfen schon heute sagen: die Krisis ist überstanden, und unsere lezhin ausgesprochene Überzeugung, dem Enderfolg ein gutes Stück nähergekommen zu sein, dürfen wir mit größerer Sicherheit wiederholen.

Der russische Angriff, der früher als der englische einsetzte und sich mit besonderer Wucht gegen den Süd- und Nordflügel der Front Karpathen—Pripetsümpfe richtete, hatte in den ersten Wochen zweifelhafte Erfolge. Vor dem übermächtigen Druck des Generals Letchinski mußte Pflanzers-Baltin südlich des Dnjestr ein beträchtliches Stück zurückweichen, den Russen den Übergang über den Pruth gestatten, Czernowitz räumen (17. Juni) und in weiteren unaufhörlichen Rückzugsgefechten sich etwa eine Woche später auf das linke Ufer des Czernomoh, ungefähr in eine Linie Kimpolung—Ruto—Pistyn zurückziehen. Die Bukowina war den Russen wieder preisgegeben. Auch in Südgalizien, zwischen Pruth und Dnjestr, ließ sich die alte Front nicht halten,

sondern mußte in eine Linie westlich Opatyn bis westlich Kolomea zurückverlegt werden (bis 29. Juni). Aber eine große strategische Niederlage war mit dem teuer verkauften Geländeverlust nicht verbunden, denn die Russen vermochten weder die österreichisch-ungarische Südfanke zu umgehen, noch tiefer in Südgalizien einzudringen, solange in ihrer rechten Flanke die Strypafront feststand.

Noch stärker waren die Stöße General Brussilows gegen den Strypaschnitt in der Richtung auf den Eisenbahnknotenpunkt Rowel. Nach der Eroberung von Lutz und Dubno überschritt er den Stryp und die Ikwa in einer Breite von gewiß 100 Kilometer und drängte bis Mitte Juni vor bis zum oberen Stochod und zur oberen Lupa (ungefähr in eine Linie Kieselin—Łotatichi—Swinjuchi—östlich Gorochow—Rabzivilow—östlich Brody). Doch weiter reichte die russische Kraft nicht; mit Recht fand schon die neutrale Kritik, daß der »Gipfelpunkt« der russischen Offensive erreicht sei. Denn wenn auch die österreichisch-ungarischen Truppen bei ihrem an 50 Kilometer langen Rückzuge gewiß herbe Verluste erlitten hatten, so war die russische Einbuße ohne Zweifel noch größer, und jeder Schritt vorwärts verminderte ihre Übermacht. Vor allem standen sie bei dem Einbruch in das westliche Wolhynien unter doppeltem Flankendruck. Es war ihnen eben nur gelungen, die Armee des Erzherzogs Josef Ferdinand in der bezeichneten Weise zurückzudrücken, aber die nördlich und südlich anschließenden Armeen des Generalobersten v. Linington und des Grafen Bothmer hielten allen wütenden Angriffen stand. Nördlich von Sotul kamen die Feinde nur an einer Stelle (bei Gruziatyn) über den Stryp, und Graf Bothmer brauchte nur einige unbedeutende Vorstellungen zu räumen. Dazu kam dann endlich, daß die Russen ihre Überzahl in dem eroberten Gebiet weit weniger zur Geltung bringen konnten als beim ersten Angriff, da ihnen die Eisenbahnen, die die Massensammlung und beliebige Verwendung im Raume von Rowno gestattet hatten, nun nicht mehr zur Verfügung standen.

Sobald dann Verstärkungen von der deut-

ischen Westfront und vermutlich auch von der österreichischen Südfront eintrafen (Mitte Juni) begann das Blatt sich langsam, aber deutlich zu wenden. General v. Linzington, der anscheinend den Oberbefehl über alle Truppen in Wolhynien führt, setzte seinen Gegenangriff an drei Hauptstellen an: gegen Grusiatyn zwischen Sokul und Kolk, gegen den oberen Stochod und weiter südlich gegen die Linie Kofatschi—Ewinjuchi. Nach glücklichen Vorgefechten wurden die ersten bedeutenden Erfolge durch die Eroberung von Kieselin (19. Juni) und durch die Vertreibung der Russen aus Grusiatyn (20. Juni) erzielt, und da gleichzeitig auch weiter im Süden über Gorochow hinaus Gelände gewonnen wurde, so ging es seitdem unaufhaltsam von Nordwesten und Südwesten in der Richtung auf Lüd vorwärts; bis Anfang Juli hatten die Deutschen den oberen Styr bereits erreicht und waren nur noch wenige Kilometer von Lüd entfernt. Mit großer Zähigkeit verteidigten sich die Russen, die sich nach ihrer Gewohnheit sogleich in den gewonnenen Stellungen eingegraben hatten; häufig machten sie Gegenstöße, und gewiß stand ihnen auch jetzt noch eine Überzahl zu Gebote, aber die innere Überlegenheit der Deutschen gab wieder den Ausschlag. Gern wußte man nähere Einzelheiten, aber die knappen Berichte der obersten Heeresleitung lassen die großartigen Leistungen im Gefecht und im Ertragen von Strapazen nur ahnen; die wortreicheren russischen Berichte, die zur Verschleierung der Wahrheit bestimmt sind, lassen wider Willen die andauernde Angriffslust und das ständige Vorwärtstommen unsrer Truppen erkennen. Beträchtlich muß sich die russische Streitmacht in diesen Schlachten vermindert haben, wofür auch ein großer Kavallerieangriff, der »kläglich zusammenbrach«, zu sprechen scheint (2. Juli); schwerlich würde man zu diesem Mittel gegriffen haben, wenn man sich nicht in großer Bedrängnis befunden hätte. Vergeblich suchten sich die Geschlagenen durch einen Stoß gegen den unteren Styr Rettung zu verschaffen. Sie gelangten zwar nordwestlich von Kolk und zwischen Czartoryst und Rafalowka über den Fluß und schoben die deutschen Stellungen im Norden bis zum Stochod zurück, vermochten aber weder weit vorzubringen noch das Vorgehen in Wolhynien aufzuhalten (Anfang Juli).

Unterdessen bereitete sich auch im Süden ein Umschwung vor. Während die Russen ihre Angriffe gegen die galizische Front vom Dnjestr bis nach Radziwillow hin fortsetzten, aber nicht hindern konnten, daß Graf Bothmer eine früher verlorene Höhenstellung nordwestlich von Tarnopol wiedereroberte (1. Juli), wurde der äußerste rechte Flügel der Verbündeten so verstärkt, daß Pflanzner-Baltin die feindlichen Angriffe westlich von Kolomea zum Stehen bringen konnte (Ende Juni). Gleichzeitig ging Bothmers linker Flügel rechts des Dnjestr zum Angriff über, eine Bewegung, die den Russen so bedrohlich erschien, daß sie sie durch einen großen Kavallerieangriff zu hemmen versuchten (30. Juni). Der Abweisung folgte weiteres Vordringen von Tlumacz nach Südosten in breiter Front (2., 3. Juli), wurde allerdings durch erneute Angriffe der Russen westlich von Kolomea wieder gehemmt.

So schlachtenreiche Tage durchlebten die beiden nördlichen Heeresgruppen der Ostfront nicht. Zwar hatten auch sie manche Angriffe abzu schlagen, aber es waren Teilangriffe, anscheinend bestimmt, kleine Vorteile davonzutragen und Hindenburg und Prinz Leopold so zu beschäftigen, daß sie keine Truppen nach Süden oder Westen abgeben könnten. Ob die Russen ihre strategische Absicht erreicht haben, steht dahin, taktisch haben sie jedenfalls nichts gewonnen. Der stärkste mit besonders hohen Verlusten abgeschlagene Angriff richtete sich gegen Baranowitschi; die andern größeren und kleineren Stürme bei Riga, Smorgon, am Narocz-See, bei Krewo und an andern Stellen haben ihnen ebenfalls viel Blut und einige tausend Gefangene gekostet, ohne ihnen irgendeinen dauernden Erfolg einzubringen. Überall waren unsre Truppen zu lebendigen Gegenstößen bereit.

Wenn so die russischen Angriffe eine außerordentlich geringe Einwirkung auf die verbündete Front hervorgebracht und vielleicht gar durch ihre Verluste die Gegenoffensive erleichtert haben, so haben sie auch den mittelbaren Zweck, die Italiener zu entlasten und ihnen Gelegenheit zu erfolgreichen Unternehmungen gegen die Österreicher zu geben, höchst unvollkommen erreicht. Allerdings haben unsre Bundesgenossen ihre vorgeschobenen Stellungen auf italienischem Boden nicht halten können.

Ihren rechten Flügel der Südtiroler Front lehnten sie etwa eine Meile südlich von Rovereto an die Etsch und führten die Front über den Col Santo nach dem Posinatal und von da dicht jenseit der Grenze nach Striegen an der Brenta. Es gelang, diese neuen Stellungen ohne jeden Verlust einzunehmen, da die Italiener durch ihre früheren Niederlagen so eingeschüchtert waren, daß sie sich in weiter Entfernung hielten und den Rückzug erst bemerkten, als er vollendet war (26. Juni). Zwar setzten sie dann, nachdem sie die leeren Stellungen noch gehörig mit Artilleriefeuer bearbeitet hatten, mit Verfolgung und Angriffen ein, aber erreicht haben sie bisher nichts. Die Stürme, die sie gegen die Tiroler und Kärntner Grenze und seit Anfang Juli mit besonderer Heftigkeit wieder gegen die Isonzofront begonnen haben, sind alle verlustreich abgewiesen worden. Eine Pause zum Atemholen haben die Blutopfer der Russen den Italienern verschafft, aber voraussichtlich werden sie ihre Nachbarn, die sich eine Offensivstellung gewahrt haben, noch einmal von den Bergen herabsteigen sehen.

Diese große Tätigkeit im Osten schränkte die deutsche Kriegsführung im Westen nicht ein.

Vor Verdun wurden zwei neue beträchtliche Fortschritte erzielt: die glänzende Erstürmung des Panzerwerks Thiaumont und des Dorfes Fleury auf der Hochebene »Kalte Erde« (23. Juni), sowie der Batteriestellung westlich von Damloup (2. Juli). Mit der Batteriestellung ist den Franzosen ein guter Beobachtungsposten entzogen worden, und die Wegnahme des Panzerforts ist von besonderem Werte, weil sie die Bewegungsfreiheit der Franzosen abermals einschränkt und die Einrichtung besserer Zugangsstraßen zu den vordersten deutschen Stellungen ermöglicht. Die Größe des Erfolges bezeugen 3000 Gefangene, das wiederholte heftige, aber vergebliche Anrennen der Franzosen, das ihnen viele Tausende an Verlusten gebracht hat, und endlich ihre hartnäckig wiederholte Behauptung, das Werk den Deutschen wieder abgenommen zu haben, obgleich alle Bemühungen sie nicht einmal vorübergehend hineingeführt haben. Auch auf dem linken Maasufer gab es zahlreiche Gefechte, die zwar nicht solche Ergebnisse, aber immer-

hin einige Erweiterungen unserer Stellung an der Höhe 304 brachten.

So wertvoll unsere Fortschritte vor Verdun mit ihrer Fesselung und Verminderung der französischen Streitkräfte waren, so wurde doch bald offenbar, daß es im Westen einen noch wichtigeren Kampfplatz gab. Ungefähr gleichzeitig mit dem Anfang der kräftigen deutschen Offensive im Osten (Mitte Juni) begannen an der englisch-französischen Front, von der belgischen Grenze bis zur Somme und darüber hinaus (Armentières—Arras—Lihons), die täglichen Unternehmungen stärker und häufiger zu werden. Vermutlich glaubten die Feinde die deutsche Front durch Entsendungen nach Rußland hinreichend geschwächt. Durch Patrouillenvorstöße, Feuerüberfälle, Minensprengungen und Gasentwicklung bald hier, bald dort suchten sie unsere Truppen mürbe zu machen und schwache Punkte herauszufinden. Gelegentlich wurden ähnliche Anstalten auch an andern Stellen, z. B. in der Champagne, gemacht, um das wahre Angriffsziel zu verbergen. In der letzten Juniwoche steigerte sich das Feuer zu unerhörter Heftigkeit, und nachdem die artilleristische Vorbereitung sieben Tage — zwei- bis dreimal so lange als vor der Herbstoffensive in der Champagne — gedauert hatte, begann der Angriff (1. Juli). Innerhalb jener gut 100 Kilometer langen Front hatten die Feinde den etwa 40 Kilometer breiten Abschnitt zwischen Gommécourt (zwei Meilen südlich von Arras) und Lihons zum Angriffsfeld erkoren. Sie gingen nordöstlich von Albert zu beiden Seiten des Ancrebaches vor und richteten ihren Hauptdruck einmal auf den Winkel zwischen Somme und Ancre und auf das Gebiet unmittelbar südlich der Somme. Gewaltige Massen traten ins Gefecht und wurden, wenn sie geworfen waren, von frischen Truppen abgelöst. Die Engländer gingen entlang der Ancre vor, die Franzosen, die viele schwarze Regimenter verwendeten, zu beiden Seiten der Somme. Am schwächsten war der Ansturm auf dem rechten Ancreufer, er stockte gleich am ersten Tage und wurde angesichts der kräftigen deutschen Gegenstöße, die das im ersten Augenblick verlorene Gelände schnell wieder eroberten, nicht wiederholt. Nicht viel mehr erreichten die Engländer auf ihrem Kampfraum links der Ancre; unter Einfegung

großer Massen und mörderischen, von ihnen selbst zugegebenen Verlusten vermochten sie bis zum 10. Juli nur durch Eroberung der Dörfer La Boisselle, Mamez, Fricourt und Montauban die deutsche Front in einer Länge von etwa sechs Kilometer zwei bis drei Kilometer zurückzubiegen, aber nirgend eine ernstliche Eindrückung der deutschen Linie hervorzurufen.

Mehr an sichtbarem Gewinn war den Franzosen beschieden. Nördlich der Somme hielten sie mit den Engländern durch die Einnahme von Curlu und eines Teils von Hardecourt ungefähr gleichen Schritt, und südlich drückten sie in den ersten beiden Tagen zwei deutsche Divisionen aus ihrer ersten Linie, ungefähr Grise—Estrées, in die zweite zurück. In den nächsten Tagen nahmen sie noch einige Dörfer in diesem Kampfgebiet und schoben ihr Zentrum in einem schmalen Keil gegen Biaches (westlich Peronne) vor, vermochten aber die Flankstellung bei Barleux—Belloz nicht einzunehmen. Von einem durchschlagenden Erfolg waren auch sie weit entfernt, nirgend war die Gefahr eines breiten Durchbruchs vorhanden, und schwerlich lohnt der geringe Geländegewinn die großen Opfer. Die Kampfkraft der Deutschen ist, wie ihre häufigen, nicht selten erfolgreichen Gegenstöße beweisen, nicht erschüttert.

In Deutschland sah man dieser lange angekündigten Offensive mit Ruhe entgegen, ihr Beginn hat keine ernste Besorgnis hervorgerufen. So sehr man die Schwierigkeiten, die die Übermacht und ungeheure Munitionsverschwendung der Feinde unsern Truppen bereiten würden, anerkannte, und so überzeugt man war, daß ihre Hingabe und Ausdauer auf eine ähnliche Probe wie in der Champagne gestellt werden würde, man hatte doch auch die Gewißheit, daß Führer und Mannschaften den Aufgaben gewachsen seien. Selbst wenn — was kaum mehr zu fürchten — eine Zurückverlegung der ganzen Front nötig sein sollte, so würde für die Entente wenig gewonnen sein, da hinter der augenblicklichen Linie zahlreiche andre bestiegte Stellungen bereitstehen, die Weichen den aufzunehmen und dem Feinde neue Opfer abzufordern.

Es ist nicht bekannt, welche Hoffnungen die feindliche Seeresleitung hegt, ob sie im Anschluß an die sanguinischen Pariser Rund-

gebungen von einem Massensturm rasche Überrennung oder von zähen, oft wiederholten Teilangriffen eine Zermürbung der deutschen Regimenter erwartet. Die bisherige Taktik scheint für den zweiten Weg zu sprechen. Danach würden also bald auch an andern Stellen die Angriffe auflauern, und zwar würde dann die Hauptaufgabe den Engländern zufallen, deren Leistungen einstweilen weit hinter den französischen zurückstehen. Aber wie dem auch sei, mögen die Kämpfe auch noch schwerer werden, wir dürfen annehmen, daß es sich in dem gegenwärtigen Kampf im Osten und Westen um die Vorbereitung der letzten Entscheidung handelt. Scheitert, wie wir sicher sind, die Entente mit ihren gemeinsamen Anstrengungen, mögen sie nun bloß abgeschlagen werden oder eine siegreiche deutsche Gegenoffensive hervorrufen, so muß die Einsicht sich durchringen, daß die Mittelmächte unüberwindlich sind. Einstweilen suchen die Feinde noch durch phantastische Siegesberichte den Mut ihrer Truppen und Nationen zu entflammen und den Glauben der Neutralen an ihre Macht zu heben, aber diese Berichte haben nicht nur bei uns, sondern auch bei den meisten Neutralen längst den Glauben verloren.

Daß die Entente alle verfügbaren Kräfte auf den beiden Hauptkriegsschauplätzen angesammelt hat, scheint auch aus den Ereignissen im Orient hervorzugehen. Denn am Balkan halten sich Engländer und Franzosen nach wie vor unbeweglich, trotz den großen Worten, mit denen sie eine baldige Bedrohung Monastirs verheißen hatten, und die Russen haben offenbar ihre asiatischen Truppen vermindert. Bei Erzerum und namentlich bei Trapezunt werden sie langsam zurückgebrängt, und in Persien haben sie eine entschiedene Niederlage erlitten. Mit großer Übermacht hatten sie hier im Frühjahr die Türken herausgeschlagen und im Vormarsch auf Bagdad bereits das Medische Gebirge durchschritten und Chanikin (150 Kilometer nordöstlich von Bagdad) erreicht, so daß eine Störung der Schifffahrt auf dem Tigris nicht ausgeschlossen war. Aber sei es, daß Truppen abgezogen wurden, sei es, daß die Türken sich verstärkten, die Russen wurden in neuen Gefechten durch das Gebirge geworfen, und

jetzt haben die Türken gar den wichtigen Etappenort Kermanschah (200 Kilometer östlich von Chanikin) in Händen. Nach dieser Seite ist Mesopotamien gesichert, und die englischen Truppen im Süden scheinen durch die Jahreszeit zur Untätigkeit verurteilt zu sein. Wie die Dinge am Suezkanal stehen, ist unbekannt. Man darf aber wohl annehmen, daß der Straßen- und Eisenbahnbau sowie der Transport von Kriegsmaterial durch Palästina tüchtig weiterbetrieben worden ist. Die große Frage ist, ob binnen kurzem die Lähmung des Kanalverkehrs möglich sein wird.

Der Seekrieg hat solche dramatische Vorgänge wie im Mai nicht gesehen. Einige tapfere Taten unsrer Unterseeboote, wie ein Besuch in Kartagena, der große Sympathieausgebungen hervorrief, die Wegnahme von zwei englischen Handelsdampfern und vielen Fischdampfern in englischen Gewässern durch deutsche Kreuzer, ein kleines Ge-

secht von Torpedobooten mit russischen Kreuzern und die Zerstörung von fünf englischen Hilfskreuzern durch einen österreichischen Kreuzer sind die wichtigsten Ereignisse. Der Handelskrieg ist anscheinend besonders stark im Mittelmeer geführt worden; daneber muß das Minenlegen größeren Umfang angenommen haben, wenigstens sind nach englischen Mitteilungen 160 000 Tonnen durch Minen allein im letzten Monat verlorengegangen, mehr als je vorher.

In politischer Hinsicht stehen die Beziehungen zu Amerika einstweilen nicht mehr im Vordergrund des Interesses, man ist vor allem gespannt, wie sich die Dinge in Griechenland entwickeln werden, da die Entente endlich die Entlassung des Kabinetts und die Ausschreibung von Neuwahlen durchgesetzt hat. Sie arbeitet mit allen Kräften für den Wahlsieg ihres Geschäftsführers Venizelos, aber die Zukunft ist ganz dunkel, da die Armee die dem Vaterlande von der Entente zugefügte Schmach bitter empfindet.

Abgeschlossen am 11. Juli 1916

Mit Hade und Spaten

Bilder aus dem Kriegsleben unsrer Armierungssoldaten von Georg Schmitz

IV

Schwert und Pflug

Soch in den Lüften singen die Granaten ihr Lied, deutsche und französische, hinüber, herüber, und unter ihrem Bogen führt ein deutscher Soldat den Pflug durch feindliches Land. Mehr als einmal habe ich dieses Bild in Nordfrankreich gesehen. Denn so weit es nur möglich ist, an manchen Stellen bis auf wenige Kilometer an die vorderste Stellung heran, bebauen unsre Soldaten das Land. Manch einer ist, die Hand am Pflug, unter der feindlichen Kugel zusammengebrochen. Und doch sind die Bauern unter ihnen froh und zufrieden über die Abwechslung, die so in das eintönige Leben des Stellungskrieges und des Etappen-

dienstes kommt. Sie pflügen und säen, pflügen und ernten, und es herrscht ein ebler Wettstreit zwischen den verschiedenen Gemartungen, den besten und reichsten Ertrag zu erzielen. Selbst in Ortschaften, die im Feuerbereich der französischen Artillerie liegen, herrscht ein Wirtschaftsbetrieb, wie er reger kaum in Friedenszeiten gewesen sein kann, und an manchen Stellen konnten im vergangenen Herbst die Scheuern den Segen nicht fassen.

So wächst auf französischem Boden deutsches Brot, und das Feindesland selbst muß helfen, Englands Aushungerungsplan zuchanden zu machen.

Verantwortliche Schriftleitung: Dr. Friedrich Düfel in Berlin-Friedenau, Fregestraße 9. Vertretung für Österreich-Ungarn: Dr. Richard Wengraf in Wien XIX.1, Pyrtergasse 3. In Österreich-Ungarn für Herausgabe verantwortlich: Robert Rohr in Wien I, Domgasse 4. — Für den Anzeigenteil verantwortlich: Emil Fischer in Berlin-Friedenau. — Druck und Verlag von Georg Westermann in Braunschweig. Nachdruck verboten. — Alle Rechte vorbehalten.

Einsendungen nur nach Anfrage an die Schriftleitung von „Westermanns Monatsheften“ in Berlin W 35, Lützowstraße 84 u. Rücksendungen erfolgen nur, wenn das Postgeld dafür beiliegt.

lichen An-
st englische
erreichte
gnisse. Se-
nders hat
; dante
umfang m
noch un-
nen durch
verlante

die Beje-
st mehr im
m ist vor
e in Grie-
e Entente
is und die
urgeschicht
n für den
Benilelos.
da die
e Entente

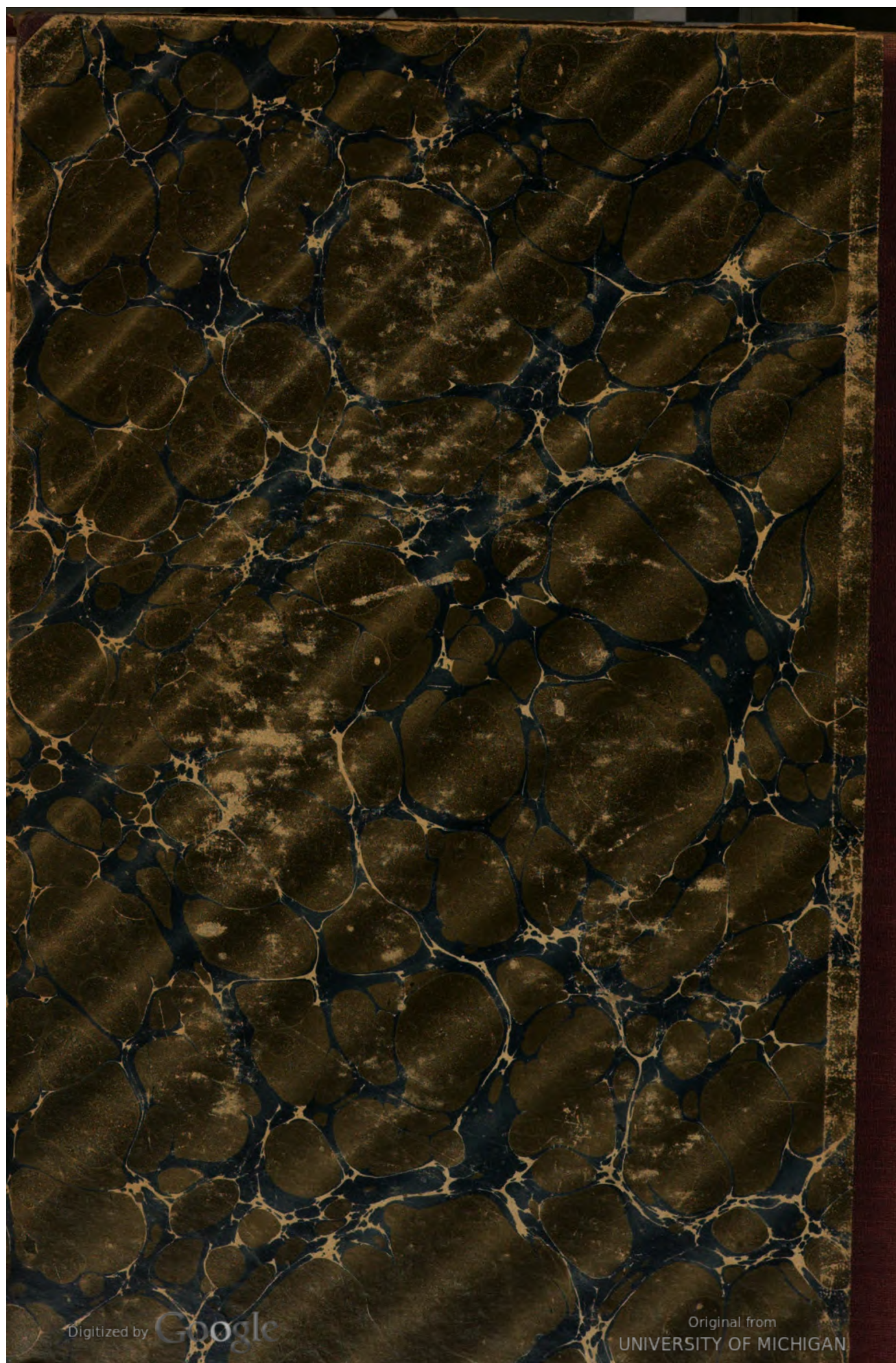
ollegen
Wett-
tungen,
erzielen.
rich der
n Wirt-
riedens-
manchen
st die
auffches
helfen,
den zu

ste 9.
ren für
Gmtl

W 55,



Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN



Digitized by Google

Original from
UNIVERSITY OF MICHIGAN